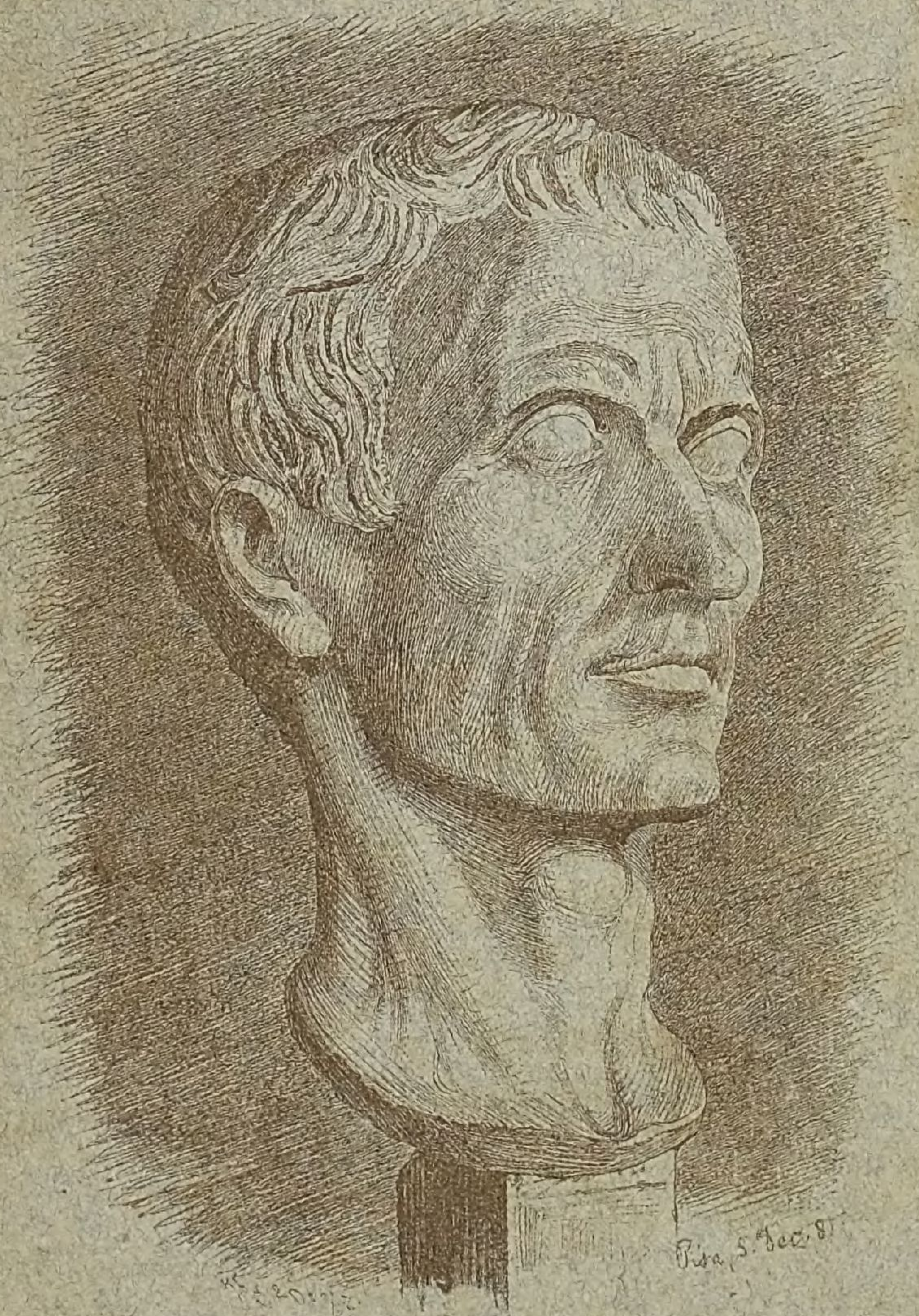
Dr. K. L. Roth's

Römische Geschichte.



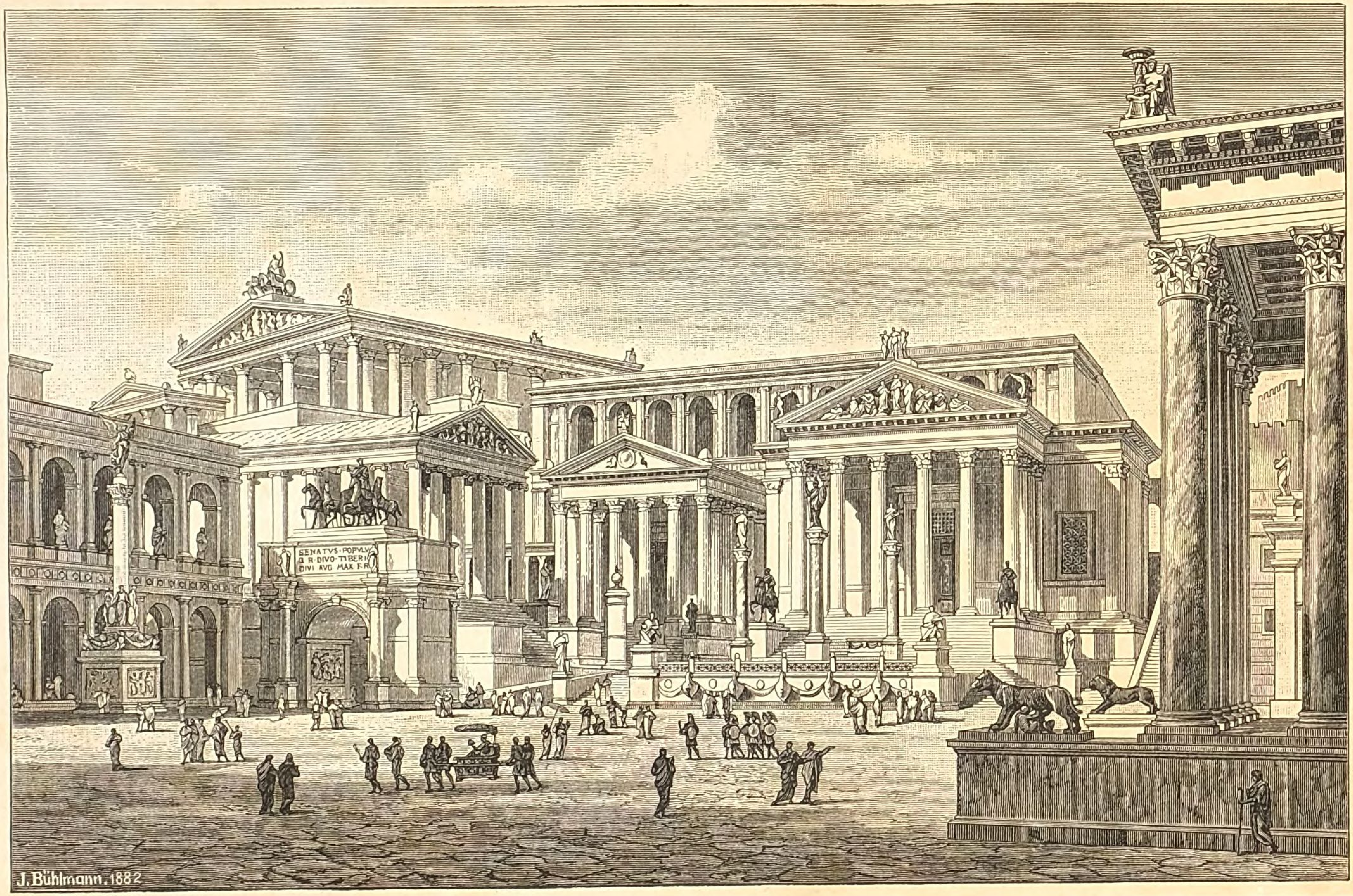
Zweiter Teil.

Bis zum Ausgang des abendländischen Kaiserreichs.

Mehl. 1884.

1913.

13.



Das Forum zur Zeit des Kaisers Tiberius. Rekonstruktion von Prof. Bühlmann.

Römische Geschichte

aus den Quellen erzählt

von

Dr. Karl Ludwig Roth.

In zweiter, neu bearbeiteter Auflage

herausgegeben und ergänzt

von

Dr. Adolf Westermayer,
[illegible]

Zweiter Teil.

Von Cäsar bis zum Ausgang des abendländischen Kaiserreichs.

Mit 25 [illegible]

Nördlingen 1885.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.



Römische Geschichte

nach den Quellen erzählt

von

Dr. Karl Ludwig Roth.

In zweiter, neu bearbeiteter Auflage

herausgegeben und ergänzt

von

Dr. Adolf Westermayer,
Professor am Gymnasium zu Nürnberg.

Zweiter Teil.

Von Cäsar bis zum Ausgang des abendländischen Kaiserreichs.

Mit 25 Originalabbildungen in Tondruck, 3 Münztafeln und 2 Karten.

Nördlingen 1885.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

Druck von C. H. Beck in Nördlingen.

Vorrede.

Indem ich hiemit den Schlußband der römischen Geschichte von Roth durch einen Abriß der Kaisergeschichte vervollständigt meinen Lesern übergebe, glaube ich für die erste bis pag. 198 reichende Hälfte dieses Buches lediglich an die Grundsätze erinnern zu dürfen, welche ich bezüglich der Bearbeitung der Roth'schen Geschichtsbücher wiederholt mit dem Beifalle erfahrener Schulmänner ausgesprochen habe — ich habe an ihnen trotz erhobener Bedenken über zu große Ausführlichkeit und unberechtigte sittliche Tendenz festgehalten, um den ursprünglichen Charakter des Buches zu wahren. Dagegen erscheint es mir als notwendig, der von mir auf den Wunsch der Verlagsbuchhandlung beigegebenen zweiten Hälfte eine kurze Erläuterung vorauszuschicken.

Es konnte mir nicht in den Sinn kommen mit den verdienstvollen neuen Bearbeitern der Kaisergeschichte, wie Hertzberg und Schiller, wetteifernd das so reiche und doch oft unzulängliche historische Material einer kritischen Erörterung unterziehen oder durch neue Forschungen erweitern zu wollen: meine Aufgabe bezüglich des hier mitzuteilenden geschichtlichen Stoffes schien mir vielmehr zu sein, mit der Begrenzung, welche der Gymnasialunterricht auf der höheren Stufe fordert, die von der Wissenschaft bisher festgestellten Thatsachen zum Gegenstande meiner Darstellung zu machen.

Dieselbe ist daher vielfach, wie ich mit Dank bekenne, an die Werke sowohl der eben genannten Geschichtsforscher als auch der früheren Bearbeiter der römischen Geschichte, wie Peter, Weber u. a., angeschlossen; andererseits beschränkt sie sich in der Auswahl des Stoffes darauf, die Beziehungen des römischen Kaiserreichs zu den germanischen Völkern und die Entwicklung des religiösen, literarischen und künstlerischen Lebens genauer zu verfolgen, die übrigen Gesichtspunkte aber in kürzerer Fassung vorzuführen. Bei dieser Begrenzung war es unvermeidlich, nur diejenigen Quellen ausführlicher selbst reden zu lassen, welche an sich durch die Schule dem Interesse des jugendlichen Lesers nahe gerückt werden sollen: es ist deshalb die Methode Roths vorzugsweise bei Tacitus festgehalten worden. Daß ich mir erlaubt habe in diesen Partien hin und wieder von einer Redewendung Gebrauch zu machen, deren sich Roth in seiner Übersetzung des Tacitus (Stuttgart, Hoffmann'sche Ver-

lagsbuchhandlung) bedient hat, wird — hoffe ich — bei der Fortsetzung eines Roth'schen Buches nicht als unpassend erscheinen, auch von der genannten Verlagsbuchhandlung nicht als ein schädlicher Eingriff in ihre Rechte betrachtet werden.

Möge es mir gelungen sein für einen der Jugend meist zu wenig bekannten Abschnitt der Geschichte ihre Teilnahme zu gewinnen und zugleich den geschichtlichen Unterricht, der aus Mangel an Zeit gerade diese Periode etwas stiefmütterlich zu bedenken pflegt, in entsprechender Weise zu ergänzen!

Nürnberg, d. 1. Oktober 1884.

Dr. Adolf Westermayer,
Gymnasialprofessor.

Inhalt.

Verzeichnis und Erläuterung der Illustrationen.

Titelbild: **Das Forum** zur Zeit des Kaisers Tiberius. Das Forum hatte seine glänzendste Gestalt im Anfang der Kaiserzeit gewonnen. Namentlich war es die in unserem Bilde rekonstruierte Nordwestseite, welche durch den Reichtum der hier zusammengedrängten Bauwerke imposant wirkte. Links ist zunächst eine Partie der von Julius Cäsar erbauten Basilika sichtbar. Vor derselben stand eine Reihe von Ehrensäulen, deren äußerste noch zu sehen ist. Dann folgt an der Ecke der Basilika der Bogen des Tiberius und hinter demselben der Tempel des Saturn, in dessen hohem Unterbau in der republikanischen Zeit das aerarium untergebracht war. Rechts neben diesem Tempel steht der — allerdings einer späteren Zeit angehörige — von Domitian erbaute Tempel des Vespasian und neben diesem der auf dem Forum zur Zeit des Tiberius prachtvoll erneuerte Tempel der Concordia, welcher die nordwestliche Schmalseite des Forums beherrschte. Vor diesem Tempel befindet sich die mit Schiffsschnäbeln verzierte Rednerbühne, die rostra, und links neben derselben, am Fuß der Treppe des Saturnustempels, der goldene Meilenstein. — Über dem Saturnustempel erhebt sich der Tempel des kapitolinischen Juppiter und über den Tempeln des Vespasian und der Concordia auf hohem Unterbau das tabularium (Archiv). Rechts neben dem Tempel der Concordia sind die scalae Gemoniae (s. S. 255) und durch die im Vordergrund stehende Säulenhalle der Graecostasis (Gebäude zum Empfange der Gesandten) hindurch der carcer Mamertinus und darüber die Mauern der Burg zum Teil sichtbar. Rekonstruktion von J. Bühlmann, Professor der Architektur am Polytechnikum zu München.

Seite 32. **Cajus Julius Cäsar,** nach einer unzweifelhaft echten und gleichzeitigen Marmorbüste im Campo Santo zu Pisa an Ort und Stelle gezeichnet von Paul Beckert.

Seite 45. **Cäsars Rheinbrücke zwischen Bonn und Coblenz,** nach einer auf Grund der Schilderung Cäsars (de bello gallico IV, 17) versuchten, im Museum St. Germain befindlichen Rekonstruktion, und **römische und gallische Belagerungswerke,** ebenfalls nach einer im Museum St. Germain zu Paris befindlichen Rekonstruktion. (Das Bild stellt einen Teil des gallischen Walles dar, wo die Steine mit Kugeln untermischt liegen; auf dieser Mauer haben die Belagerten zwei Türme gegenüber den römischen aufgebaut, um die auf letzteren befindlichen Bogenschützen und Schleuderer zu bekämpfen. Die römischen vineae (d. h. die gedeckten Galerien) sind bis an den Fuß des Walles vorgeschoben, damit die Soldaten, welche sie bergen, hier Bresche legen können). Beide Abbildungen sind aus Duruy „Histoire des Romains" entlehnt.

Seite 80. **Marcus Antonius** (nach der unzweifelhaft echten Marmorbüste im Braccio Nuovo des Vatikan zu Rom) und **Junius Brutus** (nach der einzigen erhaltenen Porträtbüste desselben im kapitolinischen Museum zu Rom). Beide an Ort und Stelle gezeichnet von P. Beckert.

Seite 123. **Kleopatra, Königin von Ägypten.** Nach einem gleichzeitigen Relief im Tempel zu Dendera in Oberägypten. Gezeichnet von P. Beckert.

Seite 155. **Kaiser Augustus in seinem 46. Lebensjahre dargestellt.** Nach der im J. 17 v. Chr. angefertigten (1863 bei Porta Prima auf dem Grunde einer einst der Livia gehörigen Villa ausgegrabenen und jetzt im Braccio nuovo des Vatikan zu Rom befindlichen) Marmorstatue. Der Kaiser hält in der Linken das Szepter, die Rechte gebietet dem Erdkreis Ruhe; er trägt die militärische Kleidung, die Barfüßigkeit ist das Zeichen des Halbgotts. Auf dem unteren Feld des kunstvollen Harnisches ist dargestellt, wie ein Parther dem römischen Feldherrn die bei der Niederlage des Crassus verlorengegangenen, von Augustus zurückgewonnenen Legionsadler zurückerstattet, rechts trauert die unterworfene Gallia, links die Germania. Darunter befindet sich die Abundantia, welche den durch Augustus beglückten Erdkreis repräsentiert; ihr entspricht im oberen Feld Juppiter mit dem ausgespannten Himmelsbogen, unter welchem der Wagen des Sonnengottes emporsteigt; ihm voran die Göttinnen der Morgenröte und des Morgenthaus. — Die Zeichnung ist nach dem Original selbst gemacht von P. Beckert in Rom.

Seite 178. **Arminius** (nach der Marmorbüste im kapitolin. Museum zu Rom) und seine Gattin **Thusnelda** (nach einer Marmorstatue in der Loggia dei Lanzi zu Rom). Beide, wenn nicht Porträts, so doch unzweifelhaft den Typus des Germanen und der Germanin in römischer Auffassung darstellend.

Seite 198. **Kaiser Tiberius.** Nach der Marmorstatue im Braccio nuovo des Vatikan zu Rom gezeichnet von P. Beckert.

Seite 212. **Das Haus des Pansa zu Pompeji.** Die Überreste antiker Wohnhäuser, welche namentlich in den vom Vesuv verschütteten Städten Herculanum und Pompeji wieder aufgedeckt worden sind, stehen in vollkommenster Übereinstimmung mit der Beschreibung, die uns Vitruv in seinen „Zehn Büchern von der Architektur" hinterlassen hat, und illustrieren dieselbe in verschiedenartiger Weise. Unser Bild, welches eine der wichtigsten der bisher aufgedeckten Wohnhausanlagen, das sogenannte Haus des Pansa in Pompeji, mit Hilfe der Angaben Vitruvs zu rekonstruieren versucht, gewährt zunächst einen Einblick in den Vorraum, das atrium, zu dem man von der Straße her durch einen kurzen Gang gelangte. An den beiden Seitenwänden sieht man die Eingänge zu den Schlafräumen der Dienerschaft, darüber eine Galerie, welche den Zugang zu den entsprechenden oberen Räumen vermittelt. Dem Beschauer gegenüber öffnet sich gegen das Atrium in seiner ganzen Breite der Empfangsraum für die Gäste, das tablinum, das einen weiten Durchblick in den zweiten, von den Wohnräumen umgebenen Hof des Hauses, in das von einer Säulenhalle eingefaßte peristylium, gestattet. Damit jedoch die Dienerschaft das tablinum nicht zu betreten brauchte, war rechts neben demselben ein schmaler Gang, die fauces, angebracht. — In der Mitte des atrium ist im Fußboden das impluvium zum Sammeln des durch die Lichtöffnung des Daches einfallenden Regenwassers vertieft. Die Dachkonstruktion war nach Vitruvs Beschreibung offen sichtbar und ruhte auf zwei starken Durchzügen. — Rekonstruktion von J. Bühlmann, Professor am Polytechnikum in München.

Seite 228. **Agrippina die Jüngere, Tochter des Germanikus, Gemahlin des Kaisers Claudius, Mutter des Kaisers Nero,** nach der berühmten sitzenden Gewandstatue aus Marmor (jetzt im kapitol. Museum zu Rom). Gezeichnet von P. Beckert.

Seite 232. **Kaisermünzen aus der Zeit der klaudisch-julischen und der flavischen**

Dynastie: (Germanikus, Caligula, Claudius, Otho, Vitellius, Titus, Domitianus, Nerva), nach Originalen des Berliner Münzkabinets gezeichnet von Carl Ludwig Becker in Berlin.

Seite 238. **Kaiser Nero** (nach der Broncebüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz) und der **Philosoph Seneka** (nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz). Beide nach den Originalen gezeichnet von P. Beckert.

Seite 250. Die Kaiser **Galba** (nach der Marmorbüste im kapitolin. Museum zu Rom) und **Vespasianus** (nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz), nach den Originalen reproduziert von P. Beckert.

Seite 273. **Der Titusbogen** (vgl. die S. 273 gegebene Beschreibung). Links neben dem Bogen selbst sieht man eine Ecke von dem prachtvollen Tempel der Venus und Roma, dessen peribolus (d. i. der ringsum laufende Säulengang) den Triumphbogen fast berührte (vgl. S. 286). Durch den Bogen hindurch ist in der Ferne das Kolosseum (vgl. S. 210) und davor der Springbrunnen „meta sudans“ sichtbar. Rechts vor dem Bogen war der Hauptaufgang zu den Kaiserpalästen auf dem Palatin, von denen ebenfalls eine kleine Partie auf dem Bilde noch sichtbar ist. Rekonstruktion von J. Bühlmann, Professor am Polytechnikum zu München.

Seite 280. Die Kaiser **Trajan** (nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz) und **Hadrian** (nach der Marmorbüste im kapitolin. Museum zu Rom), an Ort und Stelle gezeichnet von P. Beckert.

Seite 288. **Reiterstatue des Kaisers Mark Aurel,** vor dem römischen Kapitol aufgestellt und noch heute daselbst befindlich. Zeichnung von P. Beckert.

Seite 296. a) **Die Saalburg** nach den Ausgrabungen bei Homburg v. H. Auf Grund des Planes in Cohausen, „Der römische Grenzwall“ (1884), sowie einer in Dahn „Urgeschichte der german. und römischen Völker“, Band II gegebenen Naturaufnahme.

b) **Partie des römischen Grenzwalls.** Die Befestigungen, welche Kaiser Hadrian zur Sicherung der Grenze des Zehentlandes errichtete, bestanden hauptsächlich aus kastellartigen Standquartieren und Warttürmen auf den die Grenze begleitenden Anhöhen. Die Grenzlinie selbst war meistenteils noch durch einen Graben und einen aus dem Materiale desselben aufgeworfenen Wall geschützt, dessen durchschnittliche Höhe nach den vorhandenen Überresten 1½ Meter, die Breite an der Sohle aber 3 Meter betrug. Gegen den Graben hin war der Wall mit einer Palisadenreihe versehen; in geringer Entfernung hinter demselben standen kleine Wachtürme. Vor dem Graben war das Terrain in einiger Breite gelichtet, so daß ein Feind hier keine Deckung fand. Bei herannahender Gefahr konnten die Soldaten in den Standquartieren durch Zeichen von den Warttürmen benachrichtigt und in kurzer Zeit an der bedrohten Stelle zusammengezogen werden.

Seite 306. **Szene aus dem zweiten Markomannenkriege,** nach den Reliefs der Säule des Mark Aurel zu Rom. Die Darstellung ist ein Beispiel der spätrömischen Plastik, deren Stärke in der realistischen Lebenswahrheit der Schilderung liegt. (Zwei ähnliche Beispiele von den Reliefs der Trajanssäule sind zur Illustrierung römischer Opfergebräuche und römischer Militärtrachten bereits im I. Band dieses Werkes, S. 46 u. S. 162 mitgeteilt.) Zeichnung von P. Beckert.

Seite 319. **Kaisermünzen aus der Zeit der Soldatenkaiser** (Antoninus Pius, Commodus, Septimius Severus, Carakalla, Geta, Heliogabalus, Alexan-

der Severus, Philippus Arabs, Decius, Valerianus, Gallienus, Aurelianus Probus). Sämtlich nach Originalen des Berliner Münzkabinets gezeichnet von Carl Ludwig Becker.

Seite 338. **Rom zur Zeit des Kaisers Aurelianus** vom Janiculus aus gesehen. Von der Höhe des Janiculus am rechten Tiberufer hatte man das Zentrum der Stadt mit dem Kapitol und dem Palatinus fast unmittelbar vor sich liegen. Die beigegebene Ansicht mag der Phantasie des Lesers soweit zu Hilfe kommen, um sich die wunderbare Rundschau, welche sich an dieser Stelle dem Beschauer bot, in den Hauptzügen vergegenwärtigen zu können. Zunächst am Abhang und am Fuß des Hügels, auf welchem der Betrachter steht, liegt die transtiberinische Stadt, neben welcher rechts ein Teil der aurelianischen Mauer sichtbar ist. Dann folgt der Tiberfluß mit der einem Schiffe gleichenden Insel des Äskulap, die den von Hallen umgebenen Tempel dieses Gottes trägt; hierauf links der innere Teil des Marsfeldes, zu äußerst der Tempel des Herkules Musagetes, alsdann die Halle der Oktavia und zuletzt hinter der Insel das Theater des Marcellus. Hinter diesem erhebt sich der kapitolinische Hügel, auf dessen vorderem Teile der Juppitertempel, auf dem ferneren die Burg steht. Rechts neben dem Kapitol sieht man die am Forum gelegene Basilika des Cäsar und den Kastortempel. Dann folgt weiter rechts der palatinische Hügel mit den Kaiserpalästen, unter denen in der Mitte der flavische Palast und rechts die Bauten des Severus mit der Stufenpyramide des sog. septizonium besonders bemerkbar sind. Vor dem Palatin am Tiberufer ist das forum boarium mit den drei Tempeln der Fortuna virilis, Vesta (Rotunde) und Ceres. Gegen den Palatin ist dieses Forum von der Frontseite des circus maximus begrenzt, der sich der rechten Seite dieses Hügels entlang ausdehnt. — In weiterem Umkreise sind von links angefangen auf dem Bilde sichtbar: der von Aurelian erbaute Sonnentempel auf der Höhe des Quirinal; dann zwischen diesem und dem Kapitol in der Tiefe ein Teil von dem Forum des Trajan mit der Trajanssäule; rechts neben dem Kapitol auf der Höhe des Esquilin die Thermen des Titus und vor denselben die Basilika des Maxentius. Über der linken Partie des Palatin sieht man die oberste Zinne des Kolosseums emporragen. Der Horizont wird von den Sabinerbergen begrenzt. — Rekonstruktion von J. Bühlmann, Professor am Polytechnikum zu München.

Seite 347. **Münzen aus den letzten Zeiten des abendländischen Kaisertums** (Diokletian, Constantin d. Gr., Theodosius d. Gr., Julianus Apostata, Placidia und Eudoxia). Zur Vergleichung ist noch die Münze des oströmischen Kaisers Constans II. (641—668) und seines Sohnes Constantinus IV. (668—685) beigefügt; diese Münze erweist schlagender als jede Beschreibung den raschen Verfall der Kultur und Kunst im oströmischen Reiche.

Karten.

Seite 33. **Übersichtskärtchen von Gallien, Britannien und Germanien.**

Seite 354. **Das Römerreich seit Diokletian** (nebst einem Plan des alten Jerusalem).

Berichtigungen:

p. 48 Z. 6 v. u. l. Q. Cäcilius Metellus Scipio.
p. 82 Z. 3 v. o. l.: L. Minucius Basilius.
p. 203 Z. 7 v. o. l. Pompejus Trogus; ebenso p. 302.
p. 294 Z. 17 v. o. l. Lusius Quietus.
p. 296 Z. 7 u. 18 v. o. l. limes.

Achtes Buch.

C. Julius Cäsar.

(60—44 v. Chr.)

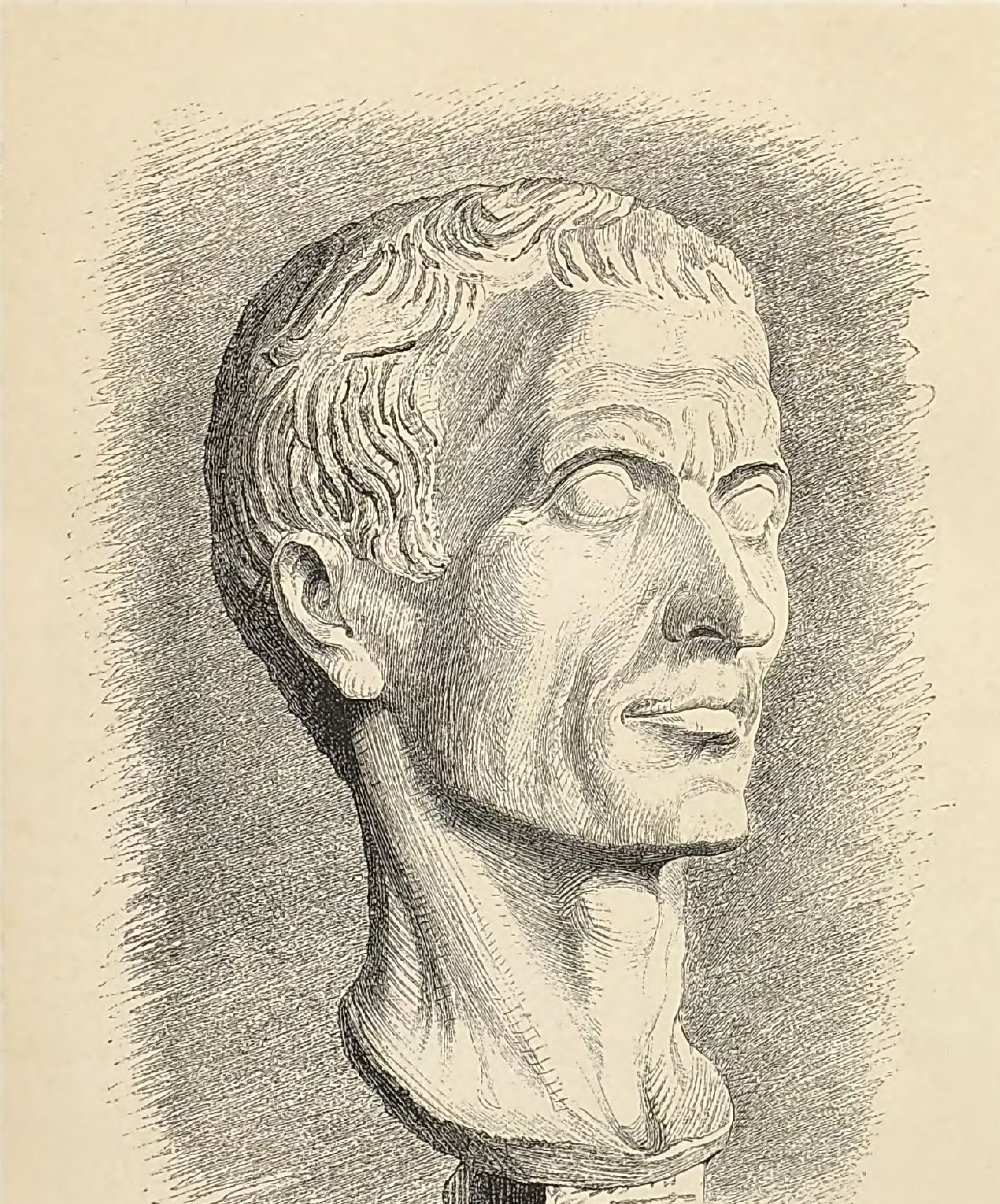
Erstes Kapitel.

Die Geschichte des Triumvirats bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs (60—49).

Wir haben bisher die Geschichte des römischen Staates in den ersten sieben Jahrhunderten seines Bestehens betrachtet. Hervorgegangen aus kleinen Anfängen, erwirbt sich die römische Gemeinde unter der Leitung ihrer Könige nach außen die Hegemonie über die Latinerschaft, im Innern wird durch die beschränkte Aufnahme der Plebejer in den bürgerlichen Verband der Entwicklung des jungen Staates eine neue treibende Kraft zugeführt — auswärtige, der nationalen Bildung überlegene Kulturelemente machen sich geltend zum Vorteil rascherer Entfaltung der eigenen Fähigkeiten. Umsonst rüttelten in der darauf folgenden Periode der patrizischen Geschlechterherrschaft die Ereignisse an dem also aufgerichteten Staatsgebäude: weder Porsenna noch der spätere Ansturm der Gallier vermochte Rom zu vernichten; zweimal niedergeworfen erhebt sich der Staat durch eigene Kraft verjüngt aus den Ruinen. Diese innere Kraft hat er gewonnen durch die Vereinigung der anfänglich getrennten patrizischen und plebejischen Gemeinden zum Gesamtstaat: langsam und unter fortwährenden Kämpfen hat sich die staatliche Gleichberechtigung der beiden Korporationen im Laufe von anderthalb Jahrhunderten vollzogen; der Beruf Roms, der Welt das Bild des hochentwickelten Rechtsstaates darzustellen,

ist in dieser Zeit klar zu Tage getreten. Also innerlich gefestet, tritt Rom als demokratischer Staat in den Kampf um die Weltherrschaft ein: in einer dreifachen Reihe gewaltiger Kriege gewinnt es die Herrschaft über Italien durch die Besiegung der Völker Mittel- und Unteritaliens, die Herrschaft über die Länder des westlichen Teiles des mittelländischen Meeres durch die Vernichtung des karthagischen Reiches, die Herrscha[ft] über die östlichen Gestade desselben durch die Eroberung der an denselb[en] gelegenen Staaten, die einst dem Weltreiche Alexanders angehört hatte[n]. Durch diese kriegerischen Erfolge war aus der Stadtgemeinde eine weltgebietende Macht geworden — aber zum Schaden für die innere Entwicklung, die durch den zunehmenden Gegensatz zwischen der neuen Nobilität und der Masse des Volkes die Bürgerschaft in wirtschaftlich und geistig schroff geschiedene Parteien spaltete. Senats- und Volkspartei treten einander in erbittertem Kampfe gegenüber, der nur die Grundlagen des Staates zu zerstören vermochte: die militärische Macht in den Händen der Parteiführer entschied immer mehr das Schicksal der Republik. Wie wenig der Senat als Vertreter der alten Verfassung wirkliche Macht besaß, bewies die Stiftung des ersten Triumvirates, des Bündnisses der militärischen Gewalthaber gegen die Ansprüche, welche der Senat auf eine selbständige Bedeutung erhob. Die Begründung der Alleinherrschaft, mit welcher diese Entwicklung ihren Abschluß finden mußte, war das Ziel jedes der drei Verbündeten — der Sieg gehörte demjenigen, der mit der militärischen Macht die Überlegenheit des Geistes verband.

Cäsar hatte für das Jahr 59 mit Bibulus das Konsulat erhalten: im Besitze dieses Amtes drang er sofort in stürmischer Eile und doch sicheren Schrittes vorwärts auf dem Wege zu dem ihm vorschwebenden Ziele, ohne seinem Amtsgenossen irgend welche Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gestatten. Im Senate trug er, um die Versprechungen, welche Pompejus seinen Soldaten gemacht hatte, zur Erfüllung zu bringen und das niedere Volk sich zu verbinden, auf eine neue Landverteilung an: es sollten Staatsländereien in Kampanien an die dürftigsten Bürger verteilt werden und dabei diejenigen den Vorzug haben, welche drei oder mehr Kinder hätten; die Senatoren aber sollten gehalten sein das Gesetz zu beschwören und alle, welche sich dessen weigerten, einer Strafe unterliegen. Das Volk bezeigte seine Freude an dem Gesetzesvorschlag; Pompejus erklärte sich öffentlich bereit, Waffengewalt gegen die Widersacher desselben anzuwenden, wie er denn wirklich viele seiner Soldaten nach der Hauptstadt kommen und sie — unter die versammelten Bürger ge-



Cajus Julius Cäsar.
Nach einer Marmorbüste im Campo Santo zu Pisa.

mischt — Gewaltthätigkeiten gegen die Widerstrebenden, ja gegen den zweiten Konsul Bibulus verüben ließ. Ohne Rücksicht auf die religiösen und politischen Formen des öffentlichen Wesens setzte Cäsar seinen Vorschlag in der Volksversammlung durch und auch diejenigen Senatoren fügten sich, welche den beharrlichsten Widerstand geleistet hatten, Cato und Metellus Celer: zwanzigtausend Grundstücke wurden darauf an alte Soldaten des Pompejus verteilt. Wie Cäsar in solcher Art das niedere Volk an sich gefesselt hatte, so gewann er durch ein zweites Gesetz auch den mächtigen Stand der Ritter, dem die Aktionäre der Handelsgesellschaften angehörten, welche die Zölle in Kleinasien gepachtet hatten. Denn nachdem dieselben bis jetzt vergebens um einen Nachlaß an der Pachtsumme gebeten hatten, welche nach ihrer Behauptung durch den Rückgang der Zölle seit dem orientalischen Kriege unerschwinglich geworden war, brachte Cäsar auch diese der Entscheidung des Senates zustehende Sache vor das Volk und erlangte bei demselben für die Zollpächter die Ermäßigung des Pachtschillings auf zwei Dritteile. Endlich vermochte er gleichermaßen das versammelte Volk, den Verfügungen des Pompejus in Asien die bisher von dem Senat verweigerte Genehmigung zu erteilen. Den Pompejus selbst machte er zu seinem Eidam: er gab ihm seine Tochter Julia zur Gemahlin. Doch besonders lag ihm am Herzen, das ihm zugedachte unbedeutende prokonsularische Geschäft gegen eine Provinz einzutauschen, in welcher er einen seiner Thatkraft angemessenen Wirkungskreis zu finden hoffte. Hiezu diente ihm der Volkstribun P. Vatinius, der im Widerspruch zu dem bestehenden Gesetze, nach welchem der Senat alljährlich über die Konsularprovinzen verfügte, einen Beschluß des Volkes veranlaßte, daß Cäsar nach Ablauf seines Konsulats auf fünf Jahre Statthalter in Oberitalien und Illyrien mit dem Oberbefehl über drei Legionen werden solle. In der Hoffnung, den Gefürchteten durch kriegerische Verwicklungen möglichst weit und lang von Rom entfernt zu halten, oder aus Angst von dem Volke genehmigt zu sehen, was er selbst gerne verweigert hätte, übertrug der Senat scheinbar freiwillig dem Cäsar für dieselbe Zeit auch die Statthalterschaft im jenseitigen Gallien mit einer vierten Legion. Und nun wollte dieser auch dafür gesorgt sehen, daß während seiner Abwesenheit in der Provinz keine ihm gefährliche Partei im Senat mehr Boden gewinne. Vor allen war in dieser Hinsicht Cicero zu fürchten, da er in seiner hinreißenden Beredsamkeit die furchtbarste Waffe gegen die Gewalt und die Absichten der Triumvirn besaß. Hatte er auch die letzte Zeit unter allerlei literarischen Beschäftigungen sich von dem politischen Leben ferngehalten, so

war doch von seinem übergroßen Bedürfnis nach Anerkennung seiner Verdienste ebensowenig als von seinem Patriotismus eine lange Dauer dieser Enthaltsamkeit zu erwarten. Umsonst bot ihm Cäsar eine Stelle als Legat in seinem Heere, eine Gesandtschaft, eine Stelle unter den Kommissären für die Landverteilung an: Cicero erging sich vielmehr eben jetzt in einer Rede für seinen ehemaligen Amtsgenossen Antonius, der wegen seiner Provinzialverwaltung in Macedonien verklagt worden war, über die Lage des Staates in Ausdrücken, welche bewiesen, daß er dieselbe als eine beklagenswerte betrachte. Dies wurde den Triumvirn als ein Angriff auf sie hinterbracht. Um Mittag hielt Cicero diese Rede; drei Stunden später hatte Cäsar den bisher von den Gegnern durch strenge Betonung der gesetzlichen Formen aufgehaltenen Übertritt des Clodius von den Patriziern zu den Plebejern auf dem Wege einer lex curiata zu stande gebracht: ein Plebejer Fontejus, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren und so viel jünger als Clodius, nahm diesen an Kindesstatt an. So war dem Clodius der Zutritt zum Tribunat geöffnet und gegen Cicero sein grimmigster Feind losgelassen und bewaffnet. Auf die Adoption folgte sofort die Wahl des Clodius zum Volkstribunen für das Jahr 58. Als nun so Cicero den Sturm näher kommen sah, schwankte er zwischen verschiedenen Stimmungen und Entschlüssen: bald trug er im Vertrauen auf die öffentliche Achtung und Anhänglichkeit kühnes Verlangen sich mit dem Feinde zu messen, bald suchte er in verzweifelnder Angst vor den Drohungen des Clodius bei Pompejus Schutz, welcher ihn preisgegeben hatte und jetzt genug zu thun glaubte, wenn er den Clodius zur Mäßigung ermahnte. Dieser ging bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Rachsucht doch mit Besonnenheit zu Werke: er bereitete den für Cicero bestimmten Schlag durch verschiedene Gesetze vor, die er zu Gunsten der niederen Volksklasse wie der Vornehmen und zum Vorteile der Triumvirn beantragte. Sein erstes Gesetz erweiterte die früher bewilligten Getreidespenden an arme Bürger in der Art, daß dieselben für das empfangene Getreide gar nichts mehr bezahlen und die Spende monatlich empfangen sollten: dieses Gesetz, das den fünften Teil der Staatseinnahmen in Anspruch nahm, gewann ihm ganz das niedere Volk; durch die von ihm wiederhergestellten Handwerkerzünfte organisiert, diente es ihm hinfort als sein städtisches Kriegsheer. Für die große Anzahl verdorbener Optimaten sorgte er durch das Gesetz, daß die Zensoren hinfort keinen Senator stillschweigend durch Übergehung seines Namens in der neuen Liste vom Senate ausschließen, auch keinen rügen sollten, wenn er nicht förmlich

angeklagt sei, und daß nur von beiden Zensoren zugleich die Rüge ausgehen dürfe. Endlich, nachdem er sich noch der beiden Konsuln Piso und Gabinius durch eine Verabredung über die Provinzen versichert hatte, die sie nach ihrem Konsulate verwalten sollten, trat er mit dem Gesetzesantrage hervor, daß jeder in den Bann gethan werden solle, der einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht um das Leben bringe. Cicero war in dem Antrage nicht genannt; aber daß er allein gemeint war, wußte jedermann. Die Teilnahme, auf welche er gehofft hatte, zeigte sich auch wirklich in hohem Grade; aber er selbst ermangelte nach seinem eigenen späteren Bekenntnis der ruhigen Besinnung. Ohne den Mut zu gewaltsamem Widerstande, ohne den Rückhalt einer organisierten Partei, ja ohne die Geistesgegenwart, sich auf den Senatsbeschluß zu berufen, den er nur zu vollziehen gehabt hatte, zog er in Trauerkleidern, begleitet von der Ritterschaft und vielen Tausenden, in tiefster Selbsterniedrigung umher, das Mitleiden des Volkes anzuflehen — verhöhnt und verfolgt von Clodius und seinen Trabanten, von Pompejus kalt gemieden, von den Konsuln auf die patriotische Pflicht hingewiesen, durch Nachgiebigkeit Blutvergießen zu vermeiden. Indessen hielt Clodius die Volksversammlung, in welcher sein Antrag zum Gesetz erhoben werden sollte, im Zirkus Flaminius, welcher außerhalb des alten Weichbildes der Stadt lag, damit auch Cäsar Anteil an derselben nehmen konnte: denn dieser hatte sich schon an die Spitze der Legionen gestellt, die er nach Oberitalien und Gallien führen sollte, und durfte als Kriegsbefehlshaber an keinem Geschäfte innerhalb der Altstadt sich beteiligen. Cäsar billigte den Gesetzesantrag an und für sich und erinnerte daran, daß er im Senate das Todesurteil über Lentulus und dessen Genossen als gesetzwidrig bezeichnet habe, erklärte aber eine Rückwirkung des neuen Gesetzes für ein Unrecht; die Konsuln sprachen feindseliger; Pompejus und Crassus erschienen gar nicht. Der Antrag ging durch; und jetzt erst machte sich Cäsar auf den Weg nach seiner Provinz, als habe er nur noch diese Entscheidung abgewartet. Cicero hatte nun die Wahl, ob er einen Kampf seiner Partei mit der des Clodius wagen oder weichen wollte: denn seine Anklage und Verurteilung war nicht mehr zweifelhaft. Lukullus riet zum ersteren, Cato und Hortensius warnten vor jedem Anlaß, Bürgerblut zu vergießen. Cicero wählte das letztere: er verließ Ende März 58 um Mitternacht die Hauptstadt mit der Absicht, nach Sizilien zu gehen. Und schon am folgenden Tage ließ Clodius von der Volksversammlung die Strafe der Verbannung über den vor wenigen Jahren noch fast ver-

götterten „Vater des Vaterlandes“ verhängen, indem er ihn — abgesehen von der Hauptanklage — auch der Fälschung des damaligen Senatsbeschlusses beschuldigte, und den beiden Konsuln die reichen Provinzen Macedonien und Syrien zuweisen. Als Cicero noch unterwegs dies erfuhr und daß er auf vierhundert Meilen von Rom verbannt sei, schiffte er sich in Brundisium nach Thessalonike ein. Seine Gattin Terentia mußte sich mit ihren Kindern Tullia und Markus flüchten; sein schönes und kostbar eingerichtetes Haus auf dem palatinischen Berge, ebenso seine Landsitze bei Tuskulum und Formiä wurden geplündert und niedergebrannt und ohne Scham machten die Konsuln und der Tribun von dem Besitztum des Besiegten Beute.

Noch damit beschäftigt das Werk der Rache an Cicero durch Plünderung und Zerstörung seines Besitzes zu üben, entledigte Clodius sich und zugleich die Triumvirn auch des zweiten unbequemen Gegners, **Catos**, der allen bisherigen Eingriffen in die Ordnung und das Recht einen zwar fruchtlosen, aber mannhaften Widerstand entgegengesetzt hatte. Einer der Ptolemäer war König der reichen Insel Cypern, während sein Bruder, mit dem Beinamen Auletes, den väterlichen Thron von Ägypten inne hatte: dieser letztere war von Rom als König anerkannt, der erstere nicht; aber er hatte auch nichts gethan, sein Recht an die Insel zu verwirken. Doch weil er etwa zehn Jahre zuvor nur eine unbedeutende Summe dargeboten hatte, um den von Seeräubern aufgefangenen Clodius auszulösen, haßte ihn der Tribun und ließ ihn die damals bewiesene Kargheit mit seinem Reiche bezahlen; auch reizten wohl den Clodius die ungemein großen Schätze, die Ptolemäus gesammelt hatte. Der rechtlichste Mann, der sich im ganzen römischen Volke fand, sollte im Namen dieses Volkes das schreiendste Unrecht thun. Ein Beschluß des Volkes erklärte Cypern mit allem Privateigentum des Königs als eine römische Provinz; und Clodius berief den Cato zu sich, um ihm zu eröffnen, daß er als ein Mann von anerkannt lauterster Gesinnung dazu ausersehen sei, den neuen Besitz im Namen des Staates einzunehmen. Den Protest Catos gegen diese kränkende Zumutung beantwortete er mit dem Beschluß einer Volksversammlung, daß Cato als Quästor mit prätorischer Gewalt die Insel Cypern für das römische Volk in Besitz zu nehmen habe; und um ihn möglichst lange von Rom fernzuhalten, übertrug man ihm dazu noch die Wiederherstellung der durch Parteiungen gestörten Ordnung in Byzanz. Vor die Wahl gestellt, auf politische Thätigkeit ganz zu verzichten oder als Staatsmann das zu thun und geschehen zu lassen, was er als Phi-

losoph verwerfen mußte, übernahm Cato den ungerechten Auftrag in strenger Unterordnung unter das römische Prinzip, daß dasjenige, was dem Ganzen, d. i. dem Staate fromme, das rechte sei. Nur von einigen Freunden und eigener Dienerschaft begleitet — denn Clodius verweigerte ihm sogar die sonst bei Gesandtschaften üblichen Mittel der Repräsentation — trat er die Fahrt nach Cypern an. Aber ehe er sein Ziel erreichte, hatte der König von Cypern sich durch Gift getötet. Als es nunmehr galt die außerordentlich reiche Hinterlassenschaft zu Geld zu machen, erfüllte Cato den ihm gewordenen Auftrag, den er nur mit gerechtem Unwillen auf sich genommen hatte, mit der größten Pflichttreue und Genauigkeit, so daß er bei seiner Rückkehr im nächsten Jahre etwa 30 Mill. Mark an die Staatskasse ablieferte.

Cicero lebte als Verbannter in Thessalonike trotz der thätigen Teilnahme, welche ihm seine Freunde in Rom bewiesen, so tief gebeugt und so ganz verzweifelt, daß er sich gar nicht aufrichten konnte; ja er bereute es, am Leben geblieben zu sein und dachte zu Zeiten an Selbstmord. Attikus, welcher die Verhältnisse in Rom vor sich sah, die sich früher oder später wieder mehr zu Gunsten des Verbannten gestalten mußten, verwies ihm wiederholt in seinen Briefen diese Unmännlichkeit und Mutlosigkeit; in sich selbst fand Cicero nichts, was ihn aufrecht erhalten konnte: denn er stand einer religiösen Ansicht von dem Leben und der Bestimmung des Menschen eben so ferne, wie alle seine Zeitgenossen; der ohnedies zur leersten Form gewordene Gottesdienst gab eine Vorstellung von der Gottheit, welche dem Glauben an eine Vorsehung und eine weise und gütige Leitung der menschlichen Schicksale geradezu entgegengesetzt war. Die philosophischen Systeme, die im Anschluß an Sokrates von Plato, Aristoteles und anderen aufgestellt waren, kannte er als gelehrter Mann, aber einen Glauben hatte er sich doch nicht nach ihnen gebildet und in sein Gemüt war von denselben nichts eingedrungen; ja er betrieb nicht einmal philosophische Studien auf seiner damaligen Altersstufe, sondern mußte das, was er vor und nach dieser Zeit so oft aussprach, daß es mit der politischen Thätigkeit nichts sei, noch vielmals schmerzlich erfahren, ehe er — und auch da noch nicht ganz — sich vom öffentlichen Leben ab- und der Philosophie zuwandte. Es gibt für keinen Menschen im Unglück einen Trost ohne eine Idee, an welcher die Hoffnung sich aufrichtet und der Wille sich stärkt. Ciceros einziges Denken und Dichten war der römische Staat und die Erhaltung des verfassungsmäßigen Zustands, es war dies die Lebensaufgabe, die er sich selbst stellte. Er konnte den Staat nicht ohne

sich und sich nicht ohne den Staat denken: beide waren ihm Eines, wie vor Zeiten den großen Scipionen; und er hatte in seiner Art nicht weniger Recht so zu glauben, wie diese. Denn er war nicht bloß nach seiner persönlichen Meinung, sondern allgemein anerkannt der Mann, welchem Rom es verdankte, daß es noch in seiner Freiheit mit seiner Verfassung und in aller seiner Herrlichkeit bestand. Aber mit der Verbannung war ihm das Höchste und Größte, was es nicht bloß für seine Eitelkeit, sondern für seinen Geist auf der Erde gab, genommen: sein Werk und seine Lebensaufgabe war zugleich vernichtet; was ihm blieb, war nur das, was auch der Geringste ebenso hat: Weib und Kinder. Seine Trostlosigkeit ist aus dem Verluste der Dinge, die auch sein höchstes geistiges Gut ausmachten, und sein Wehklagen aus der allzugroßen Reizbarkeit der Empfindung zu erklären, an der er von Natur litt. Weil ihm aber keine höhere Idee gegeben war als das Leben im Staate und für den Staat, so kehrten auch mitten in seiner Verzweiflung doch seine Gedanken unwillkürlich zu der Hoffnung zurück, das politische Leben wieder fortsetzen oder von neuem beginnen zu dürfen: und so hoffte er von dem Konsul des J. 57, dem ihm redlich ergebenen P. Cornelius Lentulus Spinther, ja selbst von den Männern, die ihn dem Tribunen preisgegeben hatten, von Pompejus und Cäsar.

Aber weder Pompejus noch Cäsar, sondern der Feind selbst, der ihn hinausgetrieben hatte, bewirkte seine Zurückberufung. Denn Pompejus lebte einige Zeit auf seinem albanischen Landgute wie ein zärtlicher Liebhaber mit seiner jungen Gattin Julia und erfreute sich des Landlebens, als wenn es in Rom nichts mehr zu thun gäbe. Wie er dadurch in der öffentlichen Meinung sank, so daß er es bereute, an Cicero treulos gehandelt zu haben, so steigerte sich gleichzeitig die Macht und die Frechheit des Clodius, welcher sich bald um die Triumvirn nichts mehr bekümmerte, nachdem sie ihm zum Werk seiner Rache geholfen hatten. Um die großen Ausgaben für die Unterhaltung der bewaffneten Rotten zu bestreiten, welche ihm seine Herrschaft auf dem Forum sicherten, traf er mit dem armenischen Prinzen Tigranes, dem Gefangenen des Pompejus, der sich im Hause des Prätors Flavius in Haft befand, die Verabredung, ihm gegen Bezahlung zur Freiheit und Rückkehr nach der Heimat zu verhelfen. Bei der Ausführung dieses Versprechens gab es auf der appischen Straße ein förmliches Gefecht zwischen den Banden des Clodius und dem Prätor; dieser unterlag und ein Freund des Pompejus, der Ritter Papirius, verlor dabei das Leben, Tigranes aber entfloh. Pompejus hatte jetzt selbst die Pöbelherrschaft zu empfinden, welche er

von Clodius hatte aufrichten lassen; und Cäsar, in der Ferne beschäftigt, hielt die Sache nicht für bedeutend genug, um einzugreifen, um so weniger, als er sich selbst mächtig genug fühlte sie zu erdrücken, wenn er es einmal für nötig erachtete. Pompejus selbst, in diesen Tagen von dem Tribunen mit Waffengewalt vom Forum verjagt, suchte nicht mehr bei den Gesetzen, welche die Person des Bürgers sichern sollten, sondern nur hinter den Mauern seines Hauses Schutz und der Mann, vor dem ganz Asien gezittert hatte, ergriff jetzt vor einem Clodius die Flucht; ja im August des J. 58 wurde ein von diesem ausgesandter Sklave ergriffen, welcher eingestandenermaßen den Pompejus in der Senatssitzung ermorden sollte, so daß dieser von da an nicht mehr in den Senat kam, ja sich nicht mehr aus seinem Hause wagte. Ohne Zweifel hatte Clodius keinen andern Grund zu diesem mörderischen Treiben, als daß er allein Herr in Rom sein wollte. Der Senat wußte sich selbst und dem Staate nicht mehr zu helfen, da jetzt auch Pompejus gelähmt war: er sehnte sich nach der Rückkehr Ciceros und machte verschiedene Versuche, sie zu bewerkstelligen. Als Clodius diese Absicht des Senates erkannte, ließ er am Eingang des Sitzungssaales den Paragraphen des gegen Cicero gefaßten Beschlusses anschlagen, nach welchem eine Zurücknahme des Verbannungsurteils gar nicht beantragt, gar nicht zur Sprache gebracht werden durfte. Und ungeachtet mit Recht bemerkt wurde, daß das ganze Verfahren gegen Cicero ungesetzlich und darum alle über denselben gefaßten Beschlüsse in sich selbst nichtig seien, richtete man doch nichts aus, so lange das Tribunat des Clodius dauerte. Pompejus schickte sogar einen Unterhändler, den mit Cicero befreundeten, zum Tribunen für das folgende Jahr bestimmten P. Sestius, an Cäsar nach Gallien, um diesen zu seiner Einwilligung in die Zurückberufung Ciceros gegen das Versprechen desselben zu vermögen, im Falle seiner Rückkehr nichts zu thun, um die von Cäsar während seines Konsulats zur Annahme gebrachten Gesetze umzustoßen. Allein Cäsar war noch nicht geneigt, auf die Sache einzugehen. So ermutigt, trieb Clodius den frechen Mutwillen, mit dem er seine Alleingewalt in Rom genießen und zeigen wollte, so ohne Maß und Ziel, daß endlich nicht nur Pompejus samt dem Senat, sondern auch die Mehrzahl der Volkstribunen selbst Ciceros Rückkehr verlangte und ihr auch Cäsar nicht mehr widersprach. Schon im November des J. 58 glaubte Cicero nach den Nachrichten, die er von Rom erhielt, von Thessalonike nach Dyrrhachium gehen zu müssen, um sofort bei der Hand zu sein, wenn ein ihm günstiger Beschluß erfolgte. Aber auch der Wechsel der Konsuln

und das Ende der tribunizischen Befugnis seines Feindes brachte noch nicht die ersehnte Entscheidung, da Clodius auch außer dem Amte durch seine bewaffneten Rotten seine angemaßte Gewalt behauptete.

Mit diesem Gesindel sprengte Clodius die auf den 25. Januar des J. 57 einberufene Volksversammlung, welche nach dem Rate des Pompejus die vom Senate einhellig beantragte Zurückberufung Ciceros beschließen sollte. Er spottete so sehr der Gesetze, daß er gegenüber dem in Rom bestehenden Verbote Waffen zu tragen nicht bloß die Regierung und den Senat mit bewaffneten Banden in Schrecken erhielt, sondern auch Beamte des Volkes selbst nur durch die gleiche Ungesetzlichkeit ihr Leben sichern konnten. Der Tribun T. Annius Milo suchte zuerst auf ordentlichem Wege den Widerstand des Clodius gegen die Zurückberufung Ciceros zu brechen, indem er ihn wegen Gewaltthätigkeit vor Gericht belangte. Als er aber hier nicht durchdrang, Clodius vielmehr ihn selbst auf der Straße, ja sogar in seinem Hause angriff und sein Leben bedrohte, umgab auch er sich mit einer Fechterbande. Jetzt erst, als Milo wohlgerüstet dastand, um etwaige neue Versuche des Clodius mit Gewalt niederzuschlagen, und auch wirklich den Kampf mit Clodius mehr als einmal glücklich bestand, konnte es der Senat wagen, auf den vierten August eine neue Volksversammlung einzuberufen, welche, auch von Stimmberechtigten aus entfernter Gegend zahlreich besucht, trotz aller Gegenreden des Clodius die Aufhebung des Verbannungsurteils und die Wiedereinsetzung Ciceros in alle seine Rechte beschloß. Am vierten September kehrte Cicero nach Rom zurück. Von dieser seiner Heimkehr sprach er nachmals oft mit freudigem Stolze: sie sei, sagte er, ein Fest für ganz Italien gewesen; überall sei er auf seinem Wege von zahlreichen Deputationen beglückwünscht worden; Männer, Weiber und Kinder seien ihm aus den Städten entgegengeströmt, um ihn einzuholen; vor dem Thore Roms habe er den ganzen Senat und das ganze römische Volk zu seinem Empfange versammelt gefunden; es sei gewesen, als ob ganz Rom sich aufgemacht habe, um seinem Retter die Arme entgegenzubreiten, als ob Mauern, Menschen und Götterwohnungen selbst ihn jubelnd begrüßten; die ganze Bevölkerung habe sich an ihn bei seinem Zuge nach dem Kapitolium und von diesem nach seiner Wohnung frohlockend angeschlossen. Gleich am folgenden Tage sprach er in zwei Reden, die wir noch haben, seinen Dank vor Senat und Volk aus. Sein zerstörtes Haus wurde ungeachtet des heftigsten Widerstandes von seiten des Clodius nach dem Gutachten der Priester und einem Beschlusse des Senats auf Staatskosten wieder

hergestellt und er ebenso für die beiden geplünderten und verwüsteten Landsitze, wenn auch nicht zu seiner Befriedigung, entschädigt.

Bald nach seiner Rückkehr fand Cicero Gelegenheit, sich gegen die Männer dankbar zu beweisen, die für ihn thätig gewesen waren. Abgesehen von seinen Bemühungen, dem Konsul des abgelaufenen Jahres, Lentulus, das einträgliche Geschäft der Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs Ptolemäus von Ägypten zuzuwenden, und seinem Auftreten für den um seine Zurückberufung wohlverdienten Tribunen P. Sestius, der von den Clodianern wegen Gewaltthätigkeiten angeklagt worden war, vermittelte er insbesondere ein besseres Verhältnis zwischen dem Senat und Pompejus, was dieser um so sehnlicher wünschte, da Clodius, im J. 56 Ädil, ihn fortwährend öffentlich verhöhnte und er, ein Mann, der so lange nur Huldigungen zu empfangen gewohnt war, jetzt verlassen und einsam stand. Auch kränkten ihn im Innersten Cäsars Großthaten in Gallien, über denen man in Rom alles andere bisher Geschehene vergaß. Er mußte etwas haben, was seinen neben diesem Sterne verbleichenden Glanz wieder auffrischte, während im übrigen das Triumvirat ihn noch äußerlich mit Cäsar zusammenhielt. Cicero half ihm zu einer neuen Erhebung. Eine vielleicht künstlich herbeigeführte Teurung benützend, riet er dem Senate, dem Pompejus auf fünf Jahre als Prokonsuln die Obsorge über die Lebensmittel zu übertragen — ein Amt, durch welches derselbe eine ausgedehnte Gewalt über die Thätigkeit des Handels und Landbaues im ganzen Reiche bekommen mußte, — und diesen Senatsbeschluß von der Volksversammlung bestätigen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall und Pompejus Gelegenheit, sich bei dem Volke neue Popularität zu erwerben, indem er, reichlich mit Gewalt ausgerüstet, in Bälde reichliche Zufuhr und mäßige Preise herstellte. Allein trotz der Dankbarkeit, zu der er sich gegen Pompejus verpflichtet fand, in der Überzeugung, in öffentlichen Angelegenheiten nicht durch diese Dankbarkeit, sondern nur durch das Wohl des Staates gebunden zu sein, beteiligte sich Cicero im Frühling des J. 56 lebhaft an der Agitation, in welche der Senat gegen die drei Jahre vorher angenommenen Gesetze Cäsars über die Landverteilung in Kampanien eintrat. Die gerechte Abneigung gegen das Triumvirat an sich, die Furcht vor Cäsars Übermacht, das immer noch unter der Hand fortdauernde Mißverhältnis des Adels zu Pompejus und der Wunsch, die verlorene Selbständigkeit wieder zu gewinnen, wirkten bei dem Senate zusammen bestimmend, die ganze Gesetzgebung des J. 59, auf welcher das Triumvirat ruhte, zu erschüttern und mit jener Landverteilung zu beginnen, die jetzt bei so

großen Ausgaben — man hatte dem Pompejus zum Ankaufe von Kornfrüchten acht Millionen Mark bewilligt — als eine nur zur Förderung eigensüchtiger Zwecke der Machthaber dienende Verschwendung erschien; Cicero begrüßte mit Freuden diese Gelegenheit, von den Machthabern unabhängig zu werden und seine eigene Partei, die der gemäßigten Aristokratie und der Verfassung, zum Siege zu führen. Freilich mußte er in Bälde zu seiner schmerzlichen Beschämung erfahren, daß er diese Stellung nicht behaupten konnte; denn Crassus und Pompejus fanden sich im April des J. 56 in Lucca mit Cäsar zusammen, um hier umgeben von einer glänzenden Versammlung von Staatsbeamten, Kriegsobersten und Senatoren trotz der Feindseligkeit, in der sie in ihren wirklichen Absichten gegen einander standen, ihre Verbindung aufs neue zu befestigen. Cäsar versprach den beiden andern das Konsulat für das J. 55, diese wieder dem Cäsar, daß ihm der Oberbefehl als Prokonsul in Oberitalien und Gallien auf weitere fünf Jahre verlängert werden solle. Die Erkenntnis, einer unbezwinglichen Macht gegenüber zu stehen, die Klagen des Pompejus über Undankbarkeit und die Einsicht, bei dem einmal vorhandenen Charakter des Adels und des Senats mit seinen Grundsätzen doch im ganzen allein zu stehen, ließen den enttäuschten Cicero sich jetzt eben so schnell fügen, als er den neuen Anlauf zur Selbständigkeit genommen hatte, und indem er sich unter Pompejus und Cäsar stellte und auch ein freundlicheres Verhältnis zu Crassus anstrebte, suchte er nur noch den Schein zu retten, als seien es lediglich moralische Verbindlichkeiten gegen die beiden ersteren, die ihn zum Rücktritt in die zweite Linie veranlaßten. Cäsar erleichterte ihm diesen Rückzug durch wiederholte Bezeigungen des Wohlwollens gegen ihn und seinen Bruder. So beschränkte er von jetzt an seine freie Thätigkeit auf das Geschäft des Sachwalters; in der Politik aber hielt er sich vorzugsweise zu Cäsar, indem er zugleich die Lobsprüche auf Pompejus nicht sparte. Für solche Untreue gegen sich selbst scharf von Leuten getadelt, die in der Behauptung politischer Grundsätze nicht fester standen als er selbst, rechtfertigte er sich auf die einfachste Weise, indem er gegen Freunde der Wahrheit gemäß bekannte, daß er nicht mehr anders könne und es nicht für Inkonsequenz halte, eine Ansicht nach den politischen Umständen umzugestalten, wie man auch bisweilen die Richtung eines Schiffes verändere.

Pompejus und Crassus waren nach der neuen Übereinkunft mit Cäsar des Gelingens ihrer Pläne so gewiß, daß sie nicht einmal die herkömmlichen Formen beobachteten, um dieselben ins Werk zu setzen. Sie

wollten für sich das Konsulat für das J. 55, bewarben sich aber nicht um dasselbe; und da der Konsul des J. 56, Lentulus Marcellinus, den Pompejus fragte, ob er das Konsulat suche, antwortete er: nicht wegen der Wohlgesinnten, aber wegen der Unruhestifter wünsche er dasselbe. Beide wollten sich nicht der Möglichkeit aussetzen, in der Volksversammlung, in welcher der ebengenannte ihnen ungünstige Konsul den Vorsitz zu führen hatte, weniger Stimmen als etwa andere Bewerber zu erlangen. Es waren viele Männer, zum teile von verdientem Ansehen, vorhanden, welche um Stimmen für das Konsulat warben; aber alle ließen sich durch die Furcht vor den beiden Triumvirn abschrecken — außer L. Domitius Ahenobarbus. Markus Cato, sein Schwager, vermochte diesen, an seiner Bewerbung festzuhalten nicht um der Stelle selbst willen, sondern wegen der Verfassung; und insgeheim standen ihm viele Senatoren zur Seite. Doch Pompejus wußte es zu machen, daß im ganzen übrigen Verlaufe des J. 56 keine Wahlversammlung mehr zu stande kam. Sein Werkzeug dabei war unter andern ein Volkstribun Cajus Cato, ein entfernter Verwandter des Markus, ein wetterwendischer Demagog. Pompejus gebärdete sich als Herr des Senats. Cicero, der sich bemühte gute Miene zum bösen Spiele zu machen, schrieb an Lentulus Spinther nach Cilicien, die Selbständigkeit des Senators, die freie Bewegung in politischer Thätigkeit sei für ihn, wie für alle andern, nicht mehr vorhanden; es bleibe nur die Wahl, entweder mit Verleugnung der persönlichen Würde zu dem, was ein paar Männer wollten, ja zu sagen oder vergebliche Opposition zu machen; die Stellung des Senats, der Gerichte, der ganze Gang der Verwaltung sei umgewandelt; er müsse darauf denken, sich von Staatsangelegenheiten zurückzuziehen. Der Konsul Marcellinus und der größte Teil der Senatoren that dies bis zum Ende des Jahres. Da nun die Konsuln abtraten und keine neuen gewählt waren, kam es zu einer Zwischenregierung; und von einem der Zwischenkönige wurden Pompejus und Crassus zu Konsuln für das J. 55 ernannt — nicht ohne gewaltsamen Widerstand, da Domitius Ahenobarbus, von seinem Schwager aufgemuntert und unterstützt, an dem Tage, an welchem die Ernennung vor sich gehen sollte, noch einmal als Bewerber um das Konsulat auftrat. Ein Haufen von Söldlingen der Triumvirn fiel über Domitius, Cato und ihre Begleitung her und tötete einen Diener des ersteren. Cato, selbst am Arme verwundet, ermahnte gleichwohl den Domitius auszuharren und für die Freiheit das äußerste zu wagen. Dieser aber entwich vor dem Angriff und die Ernennung der beiden erfolgte. Dann erzwangen sie mit Gewalt und auch mit Lügen,

daß zu den andern Ämtern, wie der Prätur, nur Männer ihrer Wahl berufen wurden. Beide Triumvirn aber hatten sich des Konsulats nur darum bemächtigt, um während desselben sich für die folgende Zeit eine prokonsularische Gewalt zu sichern, die sie dem immer höher steigenden Cäsar gleichstellte. Der Volkstribun C. Trebonius mußte bei dem Volke den Antrag stellen, daß der eine der beiden Konsuln nach Ablauf seines Amtsjahres Spanien und Afrika, der andere Syrien und Ägypten mit ausgedehnten Vollmachten für etwa zu führende Kriege verwalten solle. Clodius hatte um diese Zeit aufgehört den Pompejus zu höhnen und zu verfolgen, da er von ihm eine Förderung seiner eigenen Absichten erwartete. Jedermann hielt den Widerstand gegen den Antrag für vergeblich. Nur M. Cato verlangte gegen denselben sprechen zu dürfen. Man bewilligte ihm zwei Stunden zu seiner Rede. Da er aber nach zwei Stunden noch nicht fertig war, hieß ihn der Tribun von der Bühne herabsteigen und, da er nicht wollte, ließ er ihn durch seinen Amtsdiener herabzerren. Cato aber setzte unten seine Rede noch fort, schrie und protestierte, worauf ihn der Diener vom Forum wegführte. Er kam jedoch immer wieder und ließ nicht ab dem Volke zuzurufen, es solle sich für die Freiheit wehren. Trebonius befahl, ihn ins Gefängnis zu führen; die Bürger aber setzten sich in Bewegung, ihm dahin zu folgen, während er immerfort von der Sache redete, so daß Trebonius nicht mit ihm fertig wurde. Indem Cato so bis zum Einbruche der Nacht fortsprach, verhinderte er, daß an jenem Tage ein Beschluß gefaßt werden konnte. In den folgenden Tagen setzte Cato vor der Volksversammlung seinen Widerstand gegen den Antrag des Trebonius fort, bis Pompejus ihn vom Forum jagte. Andere, die sich auch jetzt noch widersetzten, wurden mit Waffengewalt vertrieben und so die Abstimmung zu Gunsten des Pompejus und Crassus erzwungen. Der Unwille hierüber veranlaßte ansehnliche Volkshaufen, die sich gebildet hatten, mit Steinen nach den Standbildern des Pompejus zu werfen, was Cato zu verhindern suchte. Dann aber, als durch einen neuen Gesetzesantrag die Gewalt Cäsars für weitere fünf Jahre verlängert werden sollte, machte Cato dem Pompejus selbst die ernstlichsten Vorstellungen: er setze sich mit eigener Hand unbewußt den Cäsar auf den Nacken und werde ihn nicht mehr herabbringen und doch auch nicht vermögen ihn zu tragen; am Ende werde der Staat das Opfer des unlautern und widersinnigen Treibens sein und Pompejus sich zu spät an seine Warnungen erinnern. Dieser aber, von Jugend auf in eitler Meinung von sich selbst befangen,

achtete nicht auf diese Warnungen und vertraute seiner Macht und seinem Glücke.

Die Konsuln des J. 55 regten außer diesen Anträgen des Trebonius noch andere Gesetze an. Sie wollten den Schein entfernen, als ob sie nur für ihre persönlichen Zwecke arbeiteten, konnten aber mit ihren Bemühungen die öffentliche Meinung nicht verändern. Nach einem dieser Gesetze sollte das Richteramt nur den reichsten Senatoren, Rittern und Ärartribunen zu teil werden — ein merkwürdiger Antrag, der beweist, daß man in Rom nicht in dem Wissen und Wollen des Rechten den wahren Beruf zum Richteramte sah, sondern vielmehr denjenigen, der nach seinem Besitzstande die Herrschaft des Rechtes wünschen müsse, vor andern zum Rechtsprechen tauglich glaubte. Durch ein anderes Gesetz sollte der Erschleichung der Staatsämter durch unerlaubte Mittel gesteuert werden, gleich als wenn diejenigen ein Recht hätten die List zu verdammen, welche ihr Amt der rohen Gewalt verdankten. Auch ein Aufwandsgesetz wollten die beiden Konsuln geben, gleich als wenn sie selbst Muster der Einfachheit wären. Von diesem Antrage brachte sie aber Hortensius ab, dem allerdings ein solches Gesetz bei seiner Lebensweise hätte unbequem werden können. Er stellte ihnen vor, daß die Größe Roms einen gewissen Aufwand seiner angesehenen Bürger von selbst mit sich bringe, und erinnerte sie daran, daß sie selbst diese Notwendigkeit durch ihr glänzendes Auftreten anerkennten. Und allerdings bemühte sich Pompejus um die Gunst der Menge, die ihm immer wieder entging, indem er mit Pferderennen und Tierhetzen ungeheure Summen zur Befriedigung ihrer Schaulust verwendete und nach dem Muster des Theaters in Mitylene am Marsfelde das erste steinerne Theater in Rom baute. Vierzigtausend Zuschauer fassend und mit einer Menge von Standbildern geschmückt, deren Aufstellung Attikus, der Freund Ciceros, nach dem Wunsche des Pompejus leitete, war dieses Gebäude ein in seiner Art vollkommenes und auch noch in späteren Zeiten vielbewundertes Kunstwerk.

Im Spätherbste des J. 55 ging Crassus noch vor Ablauf seines Konsulats in die ihm zugefallene Provinz Syrien ab, getrieben und verblendet von dem Wunsche, in einem Feldzuge gegen die Parther sich ebenso, wie Pompejus im pontischen oder eben jetzt Cäsar im gallischen Kriege, den Ruhm eines großen Feldherrn zu erwerben. Obwohl schon ein Mann von mehr als sechzig Jahren, träumte er nicht bloß von einem leichten Siege über die Parther, sondern von der bis ans Meer ausgedehnten Unterjochung Baktrianas und Indiens. Die dem Triumvirat

ungünstige Partei im Senate suchte ihm, wie auch dem Pompejus, dem Spanien als Provinz zugewiesen war, Hindernisse in den Weg zu legen, indem sie durch Volkstribunen die Aushebung von Mannschaften für Syrien und für Spanien erschwerte. Als aber Crassus diesen Widerstand mit bewaffneten Banden zu brechen drohte, einem Mittel, das schon seit längerer Zeit im Gebrauche war, wenn man keine freie Beratung wollte gelten lassen, suchte der Tribun Atejus Capito noch dadurch ihm ein Hindernis zu bereiten, daß er bei dem feierlichen Akte, bei welchem der Befehlshaber auf dem Kapitol seine Gebete und Gelübde darzubringen pflegte, unglückverkündende Zeichen am Himmel anmeldete; ja er verfolgte den ausziehenden Konsul noch bis unter das Thor und wollte ihn durch seinen Amtsdiener in Haft nehmen lassen. Von andern Tribunen daran verhindert, weihte er endlich den ausziehenden Feldherrn mit einem förmlichen Fluche und mit Anrufung der rächenden Gottheiten dem Tode und dem Verderben. Gleichwohl schien das Glück das Vorhaben des Crassus zu begünstigen. Mitten durch Kleinasien nach Mesopotamien gekommen (Frühling des J. 54), fand er in vielen Städten des Landes willige Aufnahme; eine, namens Zenodotia, erstürmte er — ein Erfolg, für den ihn seine Soldaten als Imperator begrüßten. Sonst eine Ehre, die das Heer seinem Feldherrn nur nach großen Siegen erwies, war dieser Titel, wie vieles andere, zu einer gewöhnlichen und verschwenderisch angewandten Schmeichelei geworden, die für den tüchtigen Mann keinen Wert mehr hatte. Später sah Crassus ein, daß er vor allem die beiden den Parthern feindseligen großen Städte Babylon und Seleucia hätte besetzen und dem Feinde nicht Zeit zu Rüstungen lassen sollen. Statt dessen begnügte er sich damit, in die minder bedeutenden Plätze Mesopotamiens achttausend Mann als Besatzungen zu legen und ging noch im J. 54 nach Syrien zurück, um hier seiner alten Leidenschaft, der Habsucht, zu fröhnen, während er doch die Parther, seine Feinde, eigentlich noch gar nicht gesehen hatte. So raubte er in Jerusalem, wo der Priester Eleazar mit reichen Geschenken sich von ihm das eidliche Versprechen der Schonung des heiligen Schatzes erkauft hatte, nachher das ganze Tempelgut, das von Pompejus unberührt geblieben war, an zehntausend Talente (40 Mill. Mark).

Im Frühling des J. 53 brach Crassus aus seinen Winterquartieren in Syrien auf, um jetzt erst den eigentlichen parthischen Feldzug anzufangen: eigensinnig lehnte er das Anerbieten des Königs von Armenien, Artavasdes, ab, auf Armenien gestützt gemeinsam den Krieg zu führen; und einer Gesandtschaft des Königs Orodes, der inzwischen nicht unthätig

gewesen war und ihn jetzt abmahnte, ja sogar den freien Abzug der in Mesopotamien zurückgebliebenen und bereits eingeschlossenen römischen Besatzungen anbot, antwortete er zuversichtlich, er wolle die Antwort in Seleucia geben. Ebensowenig schreckten ihn die Erzählungen einzelner Leute von den römischen Besatzungen zwischen Euphrat und Tigris, die wie durch ein Wunder zwischen den Scharen der Asiaten hindurchgekommen waren und berichteten, wie zahllos das Heer des Parthers, wie windschnell seine Reiterei, wie gefährlich und neu für die Römer ihre Kampfart sei. Umsonst warnten die Offiziere, die Zeichendeuter: Crassus führte unter Sturm, Blitzen und Donnern sein Heer über den Euphrat. Auch am jenseitigen Ufer erfolgten noch schlimme Vorzeichen und von den Soldaten wurde als eines der schlimmsten eine Äußerung des Befehlshabers selbst aufgenommen. Denn als die Brücke über den Strom in Stücke ging, bevor noch alle sie passiert hatten, beruhigte Crassus seine Leute, indem er sagte: man brauche die Brücke nicht mehr, weil er durch Armenien nach Kleinasien zurückkehren werde, und fügte hinzu: seid nur ruhig! hier kommt keiner von uns mehr herüber! Das Wort erschreckte die Leute in solchem Maße, daß keine weitere Anrede, auch nicht die Erinnerung an die Unüberwindlichkeit der römischen Waffen, noch die Aussicht auf reichen Lohn, ja sogar keine Geldspenden ihren Mut wieder aufrichteten, wiewohl sie ohne Widerstreben weiterzogen. Es waren sieben Legionen nebst etwa viertausend Reitern und ebensovielen Leichtbewaffneten. Crassus, der sich wegen der leichteren Verproviantierung und der Deckung seiner einen Flanke durch den Fluß anfangs in der Nähe des Euphrat gehalten hatte, ließ sich durch seinen Wunsch, vor allem sich der reichen Stadt Seleucia zu bemächtigen, und die scheinbar guten Ratschläge des insgeheim mit den Parthern verbündeten arabischen Häuptlings Abgarus bestimmen, diese Linie zu verlassen und quer durch das Land in der Richtung auf den Tigris zu ziehen. Auf diesem Wege kam er bald in baum- und wasserlose Flächen und in eine Sandwüste, auf der nicht bloß die Hitze und die Beschwerlichkeit des Marsches, sondern schon der Anblick, der sich rings darbot, allgemeine Mutlosigkeit verbreitete: weit und breit war nur ein tiefes Sandmeer zu sehen; kein Hügel und kein Rinnsal eines Gewässers; nirgends grünte ein Strauch, ja nur ein Gras. Auf diesem trostlosen Zuge kam dem Crassus ein Bote des armenischen Königs nach, der, selbst von den Parthern unter Orodes bedrängt, sich außer stande erklärte Hilfstruppen zu schicken und unter Warnungen vor einem Kampfe auf den weiten Flächen, wo die Parther mit ihrer zahllosen Reiterei den

Römern weit überlegen seien, auch jetzt noch empfahl, zu ihm nach Armenien heraufzuziehen. Crassus antwortete unwillig, er werde dahin kommen, um den ungetreuen Bundesgenossen zu züchtigen. Der verblendete Greis hatte nur noch Ohren für den Verräter, der zum offenbaren Verderben aller den Feldherrn wie in einem Zauberkreise gebannt hielt, ja ohne daß Crassus sein arges Spiel erkannte, schließlich mit dem Versprechen davonritt, die Römer in dem nahe bevorstehenden Kampfe durch eine besondere Unternehmung zu fördern. Aber sein Weg ging zu dem parthischen Surena (Wessir), der in der Gegend von Carrä stand und nun vor allem darauf bedacht, bei der Annäherung der Römer die Stärke seines Heeres listig zu verdecken, sofort seine Anstalten zur Schlacht traf. Den Crassus verfolgten die übeln Vorzeichen bis zum letzten Augenblicke: am Morgen des entscheidenden Tages (Juni 53) legte er aus Versehen einen schwarzen statt des roten Waffenrockes an, den die römischen Oberanführer trugen; und die Schäfte etlicher Fahnen staken so fest im Boden, daß sie nur mit der größten Anstrengung herausgezogen werden konnten. Er lachte des Aberglaubens, der sich über diese Dinge entsetzte, geriet aber bald in große Bestürzung, als unter donnerähnlichem Getöse zahlloser Trommeln die feindliche Linie sich immer weiter ausbreitete und die blanken Rüstungen unzähliger Panzerreiter herüberschimmerten. Sein Sohn Publius, der mit den gallischen Reitern auf dem einen Flügel stand, kam zuerst mit einer nicht sehr bedeutenden Abteilung der Feinde ins Gefecht, die er leicht zurückschlug und hitzig verfolgte; aber unversehens von großen Scharen der Parther, die er zuvor nicht hatte sehen können, empfangen, wurde er trotz der tapfersten Gegenwehr mit allen seinen Leuten erschlagen. Die Legionäre im Zentrum standen unter dem unmittelbaren Kommando des Crassus anfangs gegen den ungestümen Anlauf der Parther unbeweglich; aber während sie die im Flug anrennenden und wieder umwendenden feindlichen Reiter mit ihren Wurfspießen nicht erreichten und noch weniger mit ihren sonst unwiderstehlichen kurzen Schwertern bekämpfen konnten, wurden sie aus der Entfernung von einem Hagel von Speeren und Pfeilen überschüttet, bei dem jedes Geschoß um so gewisser traf, je dichter zusammengedrängt sie standen. Die Leichtbewaffneten, die in lichteren Reihen vorrückten, erlagen ohnedies sogleich dem Pfeilregen und mußten sich eiligst zu den Legionen zurückflüchten. In dieser Not, in welcher Crassus alles von einem Siege seines Sohnes hoffte, sprengten plötzlich eben von jener Seite neue dichte Scharen der Feinde unter Jubelgeschrei herbei: voran trugen sie auf einer Lanze den abgeschnittenen Kopf des jungen Helden —

ein Anblick, der Entsetzen unter den Römern verbreitete und ihnen vollends den Mut brach. Mit wunderbarer Fassung in diesem erschrecklichen Augenblicke mahnte Crassus seine Leute, jetzt nur des Vaterlandes zu gedenken, dessen Größe und Herrlichkeit zu retten in ihre Hand gegeben sei, und ihr Mitleid mit dem Schmerz des Vaters durch grimmige Rache an den Feinden zu beweisen. „Auf!“ rief er, „ein neues Feldgeschrei!“ Aber es war nur schwach: um so lauter und anhaltender dagegen bei dem Feinde. Der Angriff erneuerte sich mit aller Heftigkeit: auch Abgarus, der Araber, fiel jetzt die Römer mit seinen Reitern im Rücken an. So von allen Seiten mit zahllosen Pfeilen und Spießen beschossen, mußten die Römer am Ende sich wie wehrloses Wild töten lassen. Viele erlagen auch der Hitze des Mittags, dem Durste und dem dichten Staube, der unter den Hufen der unzähligen feindlichen Rosse aufwirbelte. Nur die Ermüdung der feindlichen Schützen und die Abnützung der so oft gespannten Bogensehnen rettete einen kleinen Teil des geschlagenen Heeres. Die Parther zogen sich entsprechend ihrer Gewohnheit, niemals in der Nähe der Feinde zu lagern, auf geringe Entfernung zurück. Sie wollten, sagten sie, dem Crassus eine Nacht gönnen, um seinen Sohn zu beweinen und sich zu besinnen, ob er selbst mit der Bitte um Gnade vor den König kommen oder vor denselben sich schleppen lassen wolle. Der unglückliche Feldherr lag nachts mit verhülltem Angesichte verzweiflungsvoll in seinem Zelte; der Legat Oktavius und der Quästor Cassius waren genötigt, die Leitung des Rückzugs zu übernehmen: sie schlugen den Weg nach der alten Stadt Carrä ein. Dreihundert Reiter, die vorangeeilt waren, veranlaßten durch die Botschaft von der Niederlage den römischen Befehlshaber von Carrä den Geschlagenen entgegenzuziehen. Da der Abmarsch in der Stille der Nacht erfolgte, wurde das Heer von den Parthern nicht sogleich verfolgt; aber das laute Jammergeschrei der zurückgelassenen Verwundeten machte die parthischen Reiter aufmerksam, so daß sie sogleich am frühen Morgen den Römern nachjagten, von denen dann noch Tausende im Lager und auf der Flucht niedergemacht wurden; ein Teil aber erreichte Carrä. Von da aus gedachte Crassus mit den Resten seines Heeres Armenien zu gewinnen, aber wieder vertraute er sich der Führung eines Verräters, des Griechen Andromachus, an, der ihn mitten hinein zwischen Moräste und Kanäle lockte, wo kaum mehr ein Entkommen zu hoffen war. Gleichwohl erreichten stets von dem Surena verfolgt die Fliehenden den Fuß des armenischen Gebirges: hier erst angesichts der nahen Rettung traf den unglücklichen Prokonsul sein Geschick. Hinterlistig von den Parthern zu persönlichen Verhandlungen über

den Frieden eingeladen und von seinen todmüden Soldaten genötigt diesem Verlangen zu entsprechen, begab sich Crassus an den von dem Feinde bezeichneten Ort der Zusammenkunft, um hier das Opfer des Verrats zu werden. Von dem Treulosen überfallen, zahlte er seine Schuld unter den Streichen des Parthers Axathres mit seinem Leben. Cassius führte die geringen Überbleibsel des Heeres, das 30000 Mann verloren hatte, nach Syrien, das die nachrückenden Parther in den nächsten Jahren wohl zu verwüsten, nicht aber den Römern zu entreißen vermochten.

Bei der Spannung, welche zwischen Cäsar und Pompejus stets bestanden hatte, war der Tod des Crassus, so gering auch dessen persönliche Bedeutung gewesen war, für den Fortbestand des Bündnisses zwischen den beiden Machthabern von der größten Wichtigkeit: Crassus war doch bisher der Vermittler zwischen dem Ehrgeize Cäsars und der Eifersucht des Pompejus gewesen — nunmehr war der Krieg zwischen den Nebenbuhlern zur Notwendigkeit geworden. Dazu war während des parthischen Krieges (54) Julia, die Tochter Cäsars und Gemahlin des Pompejus, gestorben: beiden innig zugethan, wäre sie wohl fähig gewesen, gegenüber den innerlich Entzweiten die Rolle einer Vermittlerin zu übernehmen und den Ausbruch der Feindschaft aufzuhalten.

Endlich wurden durch den Gegensatz der Parteien die Zustände in Rom immer unhaltbarer: die beiden Konsuln des J. 54, Domitius Ahenobarbus und Appius Claudius Pulcher, verwalteten ihr Amt ohne Redlichkeit und Thatkraft und begünstigten selbst die gemeinsten Wahlumtriebe mit frecher Pflichtvergessenheit; das Unwesen der Straßentumulte dauerte fort: Milo und Clodius bedrohten einander mit ihren Banden und hofften mit Hilfe derselben hohe Staatsämter zu erlangen; die angesehensten Männer übten schamlose Bestechung vor und bei den Wahlversammlungen; alle verletzten Gesetz und Ehre auf gleiche Weise und nur, wer durch Unvorsichtigkeit eine Blöße für den Ankläger bot oder die Richter nicht auf seine Seite zu bringen wußte, erschien tadelnswert. Nur M. Cato hielt unverrückt fest an der sinkenden Verfassung, ohne aber etwas anderes damit zu erzielen als persönliche Achtung. Und Pompejus begünstigte die Verwirrung: dem Pompejus zuliebe geschah es, daß etliche Volkstribunen seit dem Sommer des J. 54 durch beständige Einsprache die Wahlen verhinderten; denn dieser hoffte durch möglichst große Verwirrung es dahin zu bringen, daß ihm die diktatorische Gewalt als das einzige Mittel der Rettung übertragen würde; ja er schämte sich nicht gegenüber dem Widerstande des Senates und insbesondere Catos, denselben

Clodius, der ihn selbst kurze Zeit zuvor so sehr verfolgt und geschmäht hatte, zu den erbärmlichsten Anschuldigungen des fleckenlosen Mannes anzustiften und ihn so zum Werkzeuge seines Ehrgeizes zu machen. Erst im Juli des J. 53 kamen Neuwahlen zu stande; doch dauerte auch jetzt die Unordnung und Unruhe in Rom fort, so daß man vielfältig die Meinung äußern hörte, es bedürfe durchaus einer monarchischen Gewalt, um dem Staate zu helfen. Denn unverweilt begannen die Wahlumtriebe für das folgende Jahr teils mit offenbarer Bestechung, teils mit Anwendung von Waffengewalt. Milo, der Freund Ciceros, bewarb sich um das Konsulat, Clodius dagegen um die Prätur, und jeder suchte den Wunsch des andern zu vereiteln. Indessen konnten die Wahlen infolge der alten Hindernisse nicht zum Abschluß geführt werden und das Zusammentreffen der beiden geschworenen Feinde, Milo und Clodius, das mit dem Tode des letzteren endete, gab der Sache die Wendung, welche Pompejus längst beabsichtigte. Nach der Erzählung Ciceros war es Clodius, der mit einer Schar Bewaffneter auf der appischen Straße bei Bovillä als ein Wegelagerer auf Milo wartete, welcher desselben Tages mit seiner Familie von Rom nach Lanuvium reiste, um daselbst ein Geschäft zu verrichten. Clodius hatte sich vorher wiederholt unverhohlen dahin geäußert, daß Milo in drei, höchstens vier Tagen aus der Welt geschafft sein müsse. Als der Angriff geschah, war Clodius zu Pferde, Milo saß mit seiner Frau im Wagen. Der Kutscher Milos wurde von den Leuten des Clodius getötet; Milo sprang vom Wagen und setzte sich zur Wehr: es gab ein Handgemenge zwischen der Begleitung der beiden, bei dem man eine kurze Zeit nach einem Ruf des Clodius selber glaubte, daß Milo erschlagen sei; die Leute des letzteren meinten so ihren toten Herrn zu rächen, indem sie seinen Feind Clodius niedermachten. Nach einem anderen Berichte war das Zusammentreffen der beiden zufällig; Milo oder einer seiner Begleiter brachte dem Clodius zuerst nur eine leichtere Verwundung bei, gab ihm aber dann den Rest, um sich desto leichter der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. Noch desselben Abends wurde der Mord in Rom bekannt und es erfolgte die heftigste Aufregung in der Stadt. Man sah in der That Milos das Signal zu blutigen Umwälzungen, die man schon länger befürchtete, und verabscheute den Mann, welcher den ersten Schlag geführt haben sollte. Am folgenden Morgen — es war der 21. Januar des J. 52 — brachte man den Leichnam des Clodius auf das Forum: zwei Tribunen zeigten ihn dem Volke unter Wehklagen und aufreizenden Reden, als wäre sein größter Wohlthäter getötet worden. Der Pöbel, zu größter

Wut gereizt, brachte den Leichnam in die naheliegende hostilische Kurie, in der ein Scheiterhaufen aus den daselbst befindlichen Bänken errichtet wurde, um auf ihm den Leichnam zu verbrennen. Das Gebäude ging mit in den Flammen auf. Gleich darauf zog ein Pöbelhaufe vor das Haus Milos, um auch dieses in Brand zu stecken, wurde jedoch von den Bewaffneten, die Milo im Dienste hatte, abgewehrt. Noch brannte die Kurie und außer ihr ein anderes Gebäude in der Nähe, als das Volk auf dem Forum ein Leichenmahl veranstaltete. Der Senat ernannte sofort einen Zwischenkönig, der die Konsularwahlen leiten und in Gemeinschaft mit den Volkstribunen und dem Pompejus, der als Prokonsul für Spanien immer noch außerhalb Roms verweilte, über die Ruhe der Stadt wachen sollte. Bei diesen Wirren erschien Milo, der sich einige Zeit in seinem Hause eingeschlossen hatte, bald wieder furchtlos auf dem Forum, um seine Bewerbung um das Konsulat fortzusetzen. Die Volkstribunen waren zwischen Milo und Pompejus geteilt. In den Versammlungen herrschten auf beiden Seiten bezahlte Schreier, die ihre Reden mit bewaffneten Banden unterstützten. Vor einer solchen Versammlung sprach Milo selbst, der zu seinen früheren Gladiatoren ganze Scharen von Bauern vom Lande hereingebracht hatte, über den Tod des Clodius, als wäre derselbe durch einen zufälligen Zusammenstoß herbeigeführt worden, und schilderte den Erschlagenen als einen schandbaren Bösewicht und Frevler, der sogar noch nach seinem Tode durch den Brand bei seinem Leichenbegängnis Unglück über Rom gebracht habe. Da stürmten die ihm feindlichen Tribunen ebenfalls mit Bewaffneten herbei und schlugen nieder, was ihnen in den Weg kam, so daß die ganze Versammlung auseinanderstob und Milo nur unter dem Schutz einer Verkleidung mit dem Leben davonkam. Mehrere Tage stand die Hauptstadt unter der Herrschaft dieser Banden. Um so notwendiger schien es, den Mann, welchen man schon an die Spitze der Truppen gestellt hatte, nun zum Diktator zu machen. Cato — und mit ihm der Senat — erkannte jetzt die Notwendigkeit außerordentlicher Maßregeln an; aber ein Feind der Diktatur beantragte er den nicht minder außerordentlichen Ausweg, daß Pompejus als alleiniger Konsul für das J. 52 mit dem Rechte gewählt werden solle, nach eigenem Gutdünken sich nach zwei Monaten einen Amtsgenossen beizuordnen. Sogleich trat Pompejus, nachdem er in solcher Weise durch den Zwischenkönig Sulpicius zum Konsul ernannt worden war, die nötigen Anstalten, um sich seines bisherigen Mitbewerbers Milo zu entledigen. Er brachte zu diesem Zwecke zwei scheinbar auch gegen die Clodianer gerichtete Gesetzesanträge

ein: nach dem einen sollten die Wahlbestechungen, deren sich alle Bewerber um diese Zeit ohne Ausnahme schuldig machten, von nun an mit lebenslänglicher Verbannung geahndet, nach dem andern die Personen, welchen der Mord auf der appischen Straße und die folgenden Gewaltthätigkeiten zur Last fielen, eines Verbrechens gegen den Staat schuldig erklärt werden. Trotz des berechtigten Einwandes des Tribunen Cölius, daß ein Gesetz allgemein und nicht ein Mittel zur Verfolgung des einzelnen sein müsse, wurden beide Anträge von dem Senate und Volke angenommen. Und nun organisierte, unterstützt von drei Volkstribunen, Pompejus den Prozeß gegen Milo mit den willkürlichsten Anordnungen über Besetzung, Leitung und Geschäftsordnung des zu bildenden Gerichtshofes. Cicero, der dem Angeklagten für dessen Verdienste um seine Zurückberufung sich zu Dank verpflichtet fühlte, insbesondere aber von dem Konsulat des Milo Befreiung aus seiner demütigenden Stellung gegenüber den Triumvirn erwartet hatte, übernahm die Verteidigung des Verfolgten. Pompejus hatte am Gerichtstage bewaffnete Mannschaft aufgestellt, gleichsam um die Ruhe der öffentlichen Verhandlung zu sichern. Dennoch erhob die Partei der Clodianer, als Cicero seine Verteidigungsrede für Milo begann, ein so drohendes Geschrei, daß er nicht mit der gewohnten Fassung und Unbefangenheit sprechen konnte. Es würde aber auch der klarste Beweis der Unschuld und die feurigste Beredsamkeit dem Beklagten nicht geholfen haben, da Pompejus wollte, daß er schuldig befunden werde. Unter einundfünfzig Richtern erklärten achtunddreißig den Milo der beiden in den neuen Gesetzen des Pompejus bezeichneten Verbrechen für schuldig: derselbe ging nach Massilia in die Verbannung. Von denselben Gerichten wurden auch sämtliche Bewerber um das Konsulat des J. 52 auf Befehl des Pompejus wegen Bestechung verurteilt.

Ein alter Schriftsteller faßt das weitere Thun und Treiben des Pompejus seit dem J. 52 in folgenden Worten zusammen: „Jetzt wurde Cn. Pompejus mit der Bestimmung, das öffentliche Leben zu ordnen, zum dritten Male zum Konsul gewählt. Er war in den Mitteln, die er anwandte, härter, als die vorhandenen Mängel es forderten, stieß die Gesetze um, die er selbst gegeben hatte, und wurde um das, was er mit den Waffen behaupten wollte, auch mit den Waffen gebracht." Jetzt schon mit seiner Feindseligkeit gegen Cäsar freier hervortretend, ließ Pompejus das in Vergessenheit gekommene Gesetz erneuern, daß man sich nur persönlich in Rom selbst um Staatsämter bewerben dürfe. Denn Cäsar verhehlte nicht, daß er unmittelbar nach Ablauf seiner Statthalterschaft

Konsul werden wolle. Desgleichen veranlaßte Pompejus den Senatsbeschluß, daß die hohen Staatsbeamten erst fünf Jahre nach ihrer Amtsführung in der Hauptstadt eine Statthalterschaft in der Provinz sollten antreten dürfen. Er selbst aber ließ sich zu derselben Zeit seine Statthalterschaft in Spanien, die er nie angetreten hatte, auf weitere fünf Jahre verlängern. Es war bei ihm, wie M. Cölius einmal an Cicero schrieb: er pflegte anders zu sprechen, als er dachte, und hatte doch nicht Verstand genug, seine wirklichen Absichten geheim zu halten. So mußte er, von Cäsars Freunden gedrängt, das eben erneuerte Gesetz wegen persönlicher Bewerbung wieder durch die Klausel aufheben, daß von dieser Verbindlichkeit diejenigen frei bleiben sollten, zu deren Gunsten namentlich und ausdrücklich eine Ausnahme von der Regel gemacht würde. Cäsar bedurfte dieser Ausnahme: er war durch seine Thätigkeit während seines ersten Konsulats mit Anklagen bedroht, die jetzt um so gewisser zu seinem Verderben gegen ihn erhoben worden wären, wenn er nach Beendigung seines Prokonsulats als Privatmann in Rom sich um das Konsulat beworben hätte. Das war der Punkt, um den sich zu jener Zeit die ganze innere römische Politik drehte, ein geheimes Ringen und Kämpfen, das zu gegenseitigem Kriege führen mußte: Cäsar wollte und konnte die Macht, in deren Besitz er war, nicht aus der Hand geben, er konnte von der Statthalterschaft nur dann abtreten, wenn er unmittelbar nach derselben Konsul wurde und so durch die höchste Gewalt sich persönlich wahrte; und die andere Partei konnte und wollte ihm das nicht gewähren, weil er jede Gewalt, die in seine Hände kam, nur zu seiner Erhebung über Gesetz und Verfassung und zur Unterdrückung aller anderen anzuwenden drohte. Daher ging Pompejus darauf aus, den gallischen Krieg baldmöglichst für beendigt zu erklären, damit Cäsar gesetzlicherweise seine Soldaten entlassen müßte und seiner prokonsularischen Gewalt entkleidet würde; Cäsar aber drang auf Verlängerung derselben und auf Dispens von dem Gesetze wegen persönlicher Bewerbung, ein Wunsch, den ihm ein Antrag der ihm wohlwollenden Tribunen erfüllte. Um so mehr trachtete Pompejus das Konsulat für die nachfolgenden Jahre so zu besetzen, daß Cäsar und dessen Anhänger von demselben ausgeschlossen blieben. Doch gelang ihm dieses für das J. 51 nur zur Hälfte: der eine Konsul, Servius Sulpicius Rufus, ein angesehener Rechtsgelehrter, stand auf Cäsars Seite, während der andere, M. Claudius Marcellus, obgleich ein Verwandter Cäsars, sich zu dessen entschiedenen Gegnern hielt. Cato, der sich auch beworben hatte, weil er mit der Amtsgewalt des Konsuls beide Parteien zu ent-

kräften und so den Kampf zu unterdrücken hoffte, den man zum Verderben des Landes herannahen sah, unterlag, da er es verschmähte, die Stimmen der Wähler zu erkaufen. Der Konsul Marcellus ließ seinem Hasse gegen Cäsar freien Lauf: er erklärte sich nicht nur gegen jede Verlängerung seiner Statthalterschaft, sondern wollte ihm sogar vor der festgesetzten Zeit einen Nachfolger gegeben wissen. Bei dem Widerspruche, den Sulpicius und etliche Tribunen diesem Antrag entgegenstellten, nahm Pompejus, der sich wieder von Rom wegbegeben hatte, gleich als wollte er endlich einmal nach seiner Provinz Spanien abgehen, den Schein an, als mißbillige er denselben, während er doch nichts als die Äußerung seines Willens gewesen war, und bestand nur darauf, daß Cäsar nach Ablauf seiner Zeit auch wirklich vom Oberbefehl abtrete und als Privatmann nach Rom komme. Dann aber wußte er die Wahlen für das J. 50 so zu lenken, daß zwei offenbare Feinde Cäsars, L. Ämilius Paullus und C. Claudius Marcellus, für dieses Jahr zu Konsuln bestimmt wurden und der talentvolle und feurige, dabei bei dem Volke sehr beliebte C. Curio das Tribunat erhielt, da man von ihm einen heftigen und wirksamen Angriff auf Cäsar erwartete. Man glaubte jetzt um so eher diesem die Waffen aus der Hand nehmen zu können, als nach seinen eigenen Berichten während des Sommerfeldzuges vom J. 51 die letzten vereinzelten Versuche der Gallier, ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen, von dem siegreichen Feldherrn niedergeschlagen worden waren. Cäsar aber blieb noch die ihm zustehende Zeit im Lande, jetzt ebenso ernstlich damit beschäftigt, die Besiegten durch Freundlichkeit und gute Behandlung mit ihrem neuen Lose auszusöhnen, als er in den vorhergehenden Kriegsjahren unermüdlich auf Heereszügen und in Schlachten thätig gewesen war. Cicero, welcher zwischen den beiden immer mehr sich scheidenden Parteien stand und dem Rate seines Freundes Attikus gemäß neben dem freundschaftlichen Verkehr mit Pompejus auch den verbindlichsten Briefwechsel mit Cäsar unterhielt, mußte im J. 51 von dem Schauplatze des politischen Treibens vollends gar auf ein Jahr abtreten, da ihn nach dem von Pompejus veranlaßten Gesetze über den Antritt der Provinzialverwaltungen das Los traf, als Statthalter nach Cilicien abzugehen. Die strenge Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, mit welcher er die von seinem Vorgänger mißhandelte Provinz verwaltete, erwarb ihm die dankbare Anerkennung der Unterthanen; ja ein glücklicher Kriegszug gegen räuberische Horden auf dem Amanusgebirge brachte ihm den allerdings schon alltäglich gewordenen Titel „Imperator" und die Hoffnung auf die Ehre eines

Dankfestes und Triumphes, die sich aber in der Unruhe und Verwirrung, welche das J. 50 brachte, nicht verwirklichte.

In Rom schien der für das J. 50 gewählte Volkstribun C. Curio das Schicksal des Staates in seiner Hand zu haben. Man hatte ihn trotz seiner Überschuldung und Liederlichkeit — sittliche Mängel schadeten ja damals in der öffentlichen Meinung nicht mehr so viel wie früher — als einen Mann von ungemeiner rednerischer Befähigung eben darum zum Tribunen gemacht, weil man an ihm den besten Vorkämpfer gegen die Übergewalt zu haben hoffte, die Cäsar mehr und mehr von Gallien aus in Rom empfinden ließ. Als nun die Frage entschieden werden sollte, die damals für Rom die wichtigste und gewissermaßen die einzige war, wie nämlich Cäsar in seinen Anforderungen zu befriedigen und zugleich unschädlich zu machen sei, trat Curio auf wie ein Mann, der nicht den Sieg der einen oder der andern Partei, sondern den des öffentlichen Wohles, die Herrschaft der Gesetze und der Ordnung und nicht des persönlichen Ehrgeizes wollte. Aber während er die Rolle eines Mannes spielte, der die Republik in ihrer alten Herrlichkeit wieder aufrichten wollte, hatte auch ihn Cäsar durch Bezahlung seiner fast eine Million Mark betragenden Schulden ebenso schon erkauft, wie er den einen Konsul des J. 50, Ämilius Paullus, mit sechs Millionen und weitere Senatoren, Beamte, Bürger, Sklaven, auswärtige Könige und Fürsten und Stadtgemeinden in Italien, Spanien, Griechenland, Asien durch Geschenke und Versprechungen gewonnen und so den Boden, auf dem seine Gegner standen, unter ihren Füßen untergraben hatte. Überdies wurde die Partei Cäsars noch durch den Unverstand seiner Gegner verstärkt, indem das Verfahren des einen Zensors, Appius Claudius, der — selbst ein unsittlicher Mann und deshalb am wenigsten zum Sittenrichter berufen — seine Amtsgewalt nur zu Zwecken des Parteihasses und persönlicher Feindschaft mißbrauchte, viele von ihm aus dem Senat Ausgestoßene sich sofort auf Cäsars Seite stellen ließ. Indessen wurde zwischen Cäsar und der andern Partei unterhandelt: er wollte acht von seinen Legionen entlassen und die Statthalterschaft von Gallien abgeben, wenn man ihm die von Oberitalien mit zwei Legionen oder auch nur die von Illyrikum mit einer Legion beließe, bis er Konsul geworden wäre. Die Drohungen, welche er von Rom aus vernahm, zwangen ihn sich also zu schützen: denn Pompejus legte jetzt sogar im Senat seine Feindseligkeit gegen ihn an den Tag und M. Cato beteuerte wiederholt mit Schwüren, ihn auf der Stelle vor Gericht zu belangen, sobald er nicht mehr Oberbefehlshaber

sei. Seine Anerbietungen wurden verworfen, und der Konsul C. Claudius Marcellus forderte in Abwesenheit des in Unteritalien verweilenden Pompejus den Senat auf, darüber abzustimmen, ob Cäsars prokonsularische Gewalt, die gesetzlich bis zum ersten März des J. 49 reichte, mit der Mitte Novembers aufhören und er Heer und Amt an seine Nachfolger abgeben solle. Bei der Umfrage schwieg der andere Konsul Ämilius Paullus: die Mehrzahl der Stimmen war für Cäsars Abberufung auf den November; und auch Curio sagte Ja zu dem Antrage, sprach aber zugleich seine Überzeugung dahin aus, daß nur durch ein gleiches Verfahren gegen Pompejus die bereits begonnene Schreckensherrschaft beseitigt werden könne. Dies war gegen den angelegten Plan: die eben noch herrschende Partei behandelte den an sich nur auf Gerechtigkeit bringenden Vorschlag als ein großes Unrecht; und Cäsars Anhänger konnten es noch nicht wagen, offen hervorzutreten. Als nun jene riefen, die Zeit des Pompejus sei noch nicht zu Ende, schrie Curio dagegen: auch Cäsars Zeit sei es nicht; jeder von diesen beiden bedrohe den anderen und für Rom gebe es keinen Friedensstand, so lange nicht alle, die jetzt die Waffen führten, in die Reihe der Bürger zurückträten. Curio wußte, daß Pompejus sich dieser Bedingung nicht fügen und dadurch das ihm ohnedies wieder mehr abgeneigte Volk um so entschiedener auf die andere Seite hinübertreiben werde. Auch nahm dieses die Erklärung Curios im Senate — ein Geheimnis gab es für die Senatssitzungen längst nicht mehr — mit Begeisterung auf. Das sei, meinten die Bürger, doch noch ein tüchtiger und beherzter Mann, der es wage, mit den beiden Mächtigsten zugleich in die Schranken zu treten. Pompejus täuschte sich über die Sympathien des Volkes: als er jetzt aus Campanien, wo ihn eine tödliche Krankheit befallen hatte, nach seiner Genesung unter den lärmendsten Freudenbezeigungen wie im Triumphe nach Rom zurückkehrte, glaubte er unüberwindlich in jedem Kampfe dazustehen; er nahm die augenblickliche Aufregung der Menge für einen Beweis der Gesinnung und meinte durch das Volk stark zu sein, während er doch nur, wie der Dichter der Pharsalia, Lukanus, von ihm sagt, „der Schatten seines großen Namens“ war. Gegenüber dem Verlangen Curios erklärte er zuerst schriftlich und dann mündlich seine Bereitwilligkeit, auf dasselbe einzugehen; und, indem er von Cäsar wieder so sprach, als wären sie beide eines Sinnes, versicherte er, gewiß werde dieser, sein Freund und Anverwandter, auch die Ruhe in der Heimat nach so vielen Mühsalen des Krieges mit Freuden annehmen. Hiebei machte er, wie gewöhnlich, für sich eine stillschweigende

Ausnahme: er verlangte, daß man der prokonsularischen Gewalt Cäsars ein bestimmtes und unüberschreitbares Ziel setze; er selbst aber wollte in seinem Versprechen an keine Zeit gebunden sein, um so noch an der Spitze eines Heeres zu stehen, wenn jener schon seiner Gewalt entkleidet nach Rom käme. Doch Curio riß den Vorhang weg, hinter dem er sich verbarg; Pompejus möge immerhin, sagte er, sein Versprechen sogleich erfüllen, möge abtreten, bevor Cäsar das Prokonsulat abgebe. Cäsar sei der Bedrohte und könne darum die Waffen nicht eher aus der Hand geben, als bis Pompejus sie niedergelegt habe; und auch die Verfassung selbst sei immer gefährdet, so lange ein bewaffneter Kriegsbefehlshaber in Rom das Regiment führe. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen habe der Staat nur darin eine Gewähr für sein Fortbestehen, daß beide mit ihrer Macht einander das Gleichgewicht hielten. Wenn Pompejus jetzt, wo Cäsar ihm feindlich gegenüberstehe, die Macht nicht aus den Händen gebe, so werde er es nie mehr thun; er werde sein altes Gelüste nach monarchischer Gewalt befriedigen. Ja Curio ging so weit, endlich darauf anzutragen, daß man beide, den Cäsar wie den Pompejus, als Hochverräter erkläre, wenn sie dem berechtigten Verlangen gleichen Verfahrens sich entgegenstellten. Voll Unmut und unter Drohungen gegen den Abtrünnigen verließ Pompejus Rom, um sich auf sein Landgut vor der Stadt zu begeben. Curio hatte sich auf einen Standpunkt gestellt, auf dem ihm nichts anzuhaben war. Vergebens schrie man gegen ihn: man bedürfe des Pompejus gegen Cäsar. Er antwortete: man müsse vielmehr durch Cäsar sich des Pompejus erwehren; und niemand konnte ihn widerlegen, weil er die Wahrheit aussprach. Es war offenbar sein Werk, daß der Senat beschloß, es solle Pompejus und Cäsar je eine Legion zu einem Zug nach Syrien abgeben, wo Cassius zwar den Einfall der Parther tapfer zurückgewiesen hatte, aber doch für einen heftigen Andrang der Feinde der Verstärkungen bedurfte. Auch jetzt verfuhr Pompejus trüglich: anstatt einen Teil der Mannschaft abzugeben, die vor Rom stand, verlangte er von Cäsar die Legion zurück, die er im J. 53 ihm auf sein Begehren nach Gallien geschickt hatte. Cäsar dagegen schickte zwei Legionen, aber nicht ohne sich der Ergebenheit derselben durch reichliche Geschenke versichert zu haben. Doch unterblieb die Expedition nach Asien, weil vorderhand kein neuer Angriff der Parther zu erwarten schien. Aber auch diese Sache mußte dazu dienen, die Verblendung des Pompejus über seine Kraft und die des Gegners zu mehren. Denn der Anführer einer dieser beiden Legionen berichtete ihn fälschlich über die Stimmung

des römischen Heeres in Gallien, als wäre dieses der unaufhörlichen Kriege satt und müde und somit es dem Pompejus leicht gemacht, die mißvergnügten Soldaten Cäsars zu sich herüberzuziehen. In Wahrheit aber hatte seit Marius kein römischer Feldherr mehr eine solche Gewalt über seine Leute gewonnen, wie Cäsar. Das Heer hing mit Begeisterung an ihm und alle waren bereit ihm zu folgen, wohin er sie führte, obwohl sie seine Absichten gar wohl kannten. Das verdankte er seinem mächtigen Geiste und der verschwenderischen Freigebigkeit, mit der er belohnte. Auch war er seiner Sache so gewiß, daß er statt der einen der abgegebenen Legionen, die früher schon in Oberitalien gestanden hatte, auch nur wieder eine einzige dorthin beorderte und sein übriges Heer für den Winter des J. 50 auf 49 wie sonst die Winterquartiere in Gallien beziehen ließ. Doch begab er sich selbst nach Italien und wartete in Ravenna, wie sich die Dinge in Rom gestalten würden. Hier trieb der Konsul C. Claudius Marcellus gegen Ende seines Amtsjahres die Sachen vollends schnell ihrem unheilvollen Ausgange entgegen. Statt bei der Fassung zu bleiben, die Curio, freilich auch in böser Absicht, der Frage gegeben hatte, ließ er den Senat gesondert abstimmen, zuerst, ob Cäsar durch neue Statthalter in seinen Provinzen ersetzt werden solle? was die Mehrzahl der Stimmen bejahte; dann, ob Pompejus seine prokonsularische Gewalt abgeben solle? was ebenso verneint wurde. Da sah man denn die Schwäche und Entartung des römischen Senats. Curio drang auf neue Abstimmung über die Frage: ob beide ihre Gewalt abgeben sollten? — es stimmten nur zweiundzwanzig mit Nein, dreihundertundsiebzig mit Ja. Hiedurch war die List des Konsuls wieder vereitelt; er entließ den Senat im Zorne und rief: Nun, so mögt ihr Recht behalten und Cäsarn zum Herrn bekommen! Noch einmal wollte er den Senat zu einem festen Beschlusse in seinem Sinne bewegen, indem er nach dem in der Hauptstadt verbreiteten Gerüchte, daß Cäsar mit seiner gesamten Macht über die Alpen feindlich heranziehe, den Antrag stellte, ihm ein Heer entgegenzuschicken. Curio erhob Einspruch und erklärte das Gerücht für lügenhaft, da nur eine einzige Legion diesseits der Alpen stehe. Jetzt rief Claudius Marcellus: wenn man ihn hindere, im Wege der gesetzlichen Beratung dem Staate zu helfen, so werde er es in seiner Eigenschaft als Konsul allein thun. Damit stand er auf und eilte in Begleitung des Senates hinaus vor die Stadt nach dem Landhaus des Pompejus, dem er ein Schwert übergab mit den Worten: Ich fordere dich auf, Pompejus, zum Schutze der Vaterstadt gegen Cäsar aufzubrechen; wir

übergeben dir die Kriegsmacht, die jetzt in Italien steht, und fordern dich auf neue Truppen zu diesem Zwecke auszuheben. Pompejus gefiel sich in der Beobachtung alter Formen: dem Befehle der Konsuln, sagte er, müsse man Folge leisten; er werde thun, wie ihm befohlen worden, wenn sich nicht ein besseres Mittel finde. Es ist denkbar, daß ihn ein augenblickliches Bedenken über die Kriegserklärung ankam, die er in der Antwort ausgesprochen hatte, und daß er darum jenen Beisatz machte. Denn er war in der That nicht gerüstet für einen Krieg; er hatte in blindem Selbstvertrauen übersehen, daß er auch nach der Übernahme der zwei Legionen Cäsars keineswegs Macht genug hatte, um demselben begegnen zu können. Um diese Zeit — es war im Dezember des J. 50 — begab sich Curio, dessen Tribunat abgelaufen war, besorgt um seine Sicherheit zu Cäsar nach Ravenna: von dort überbrachte er am ersten Januar 49 den neuen Konsuln, C. Claudius Marcellus und L. Cornelius Lentulus, ein Schreiben Cäsars, in welchem sich dieser erbot den Oberbefehl niederzulegen, wenn Pompejus dasselbe thue, anderen Falles aber seinen Entschluß erklärte, den Oberbefehl auch seinerseits zu behalten und unverzüglich nach der Hauptstadt zu kommen, um sich selbst und dem Lande Genugthuung zu verschaffen. Zugleich enthielt der Brief eine Darlegung alles dessen, was Cäsar im Dienste des Staats gethan, und eine Rechtfertigung gegen die Anschuldigungen, welche man wider ihn erhoben hatte. Die Konsuln, die sich anfangs weigerten den Brief vorzulesen, thaten es endlich, von den beiden Tribunen M. Antonius, der früher Quästor bei Cäsar gewesen war, und Q. Cassius dazu gezwungen; doch ließen sie sich nicht bewegen, die in dem Briefe gestellten Forderungen zur Beratung zu bringen. Es wurde eine Zeit lang nur im allgemeinen über die Sache gesprochen und die gegen Cäsar feindlichen Stimmen hatten die Oberhand gegen mildere Ratschläge, die sich vernehmen ließen: am Ende kam es zu einem Senatsbeschluß auf Grund eines Vorschlags, den Q. Cäcilius Metellus Scipio, jetzt der Schwiegervater des Pompejus, gemacht hatte, demzufolge Cäsar seine Kriegsmacht auf einen bestimmten Termin abgeben, eine Weigerung aber als feindliches Verfahren gegen den Staat betrachtet werden sollte. Die Einsprache der Tribunen wurde nicht angenommen, vielmehr ihnen von den Konsuln bedeutet, daß sie sich entfernen sollten, da es möglich wäre, daß ihre Unverletzlichkeit nicht mehr geachtet würde. Auf diese Eröffnung stürmte Antonius mit Cassius und Curio wutentbrannt auf die Straße, indem sie unter heftigem Geschrei Mord, Brand, Ächtung und alle Schrecken des Bürgerkriegs verkündigten und den Fluch

über diejenigen aussprachen, welche dies alles herbeiführten. Pompejus ließ die Konsuln und den Senat zu sich hinaus vor die Stadt kommen, lobte das eingeschlagene Verfahren und redete denen mit Ernst zu, welche sich noch nicht so entschieden gegen Cäsar erklärt hatten. Auch ließ er schon eine Schar Bewaffneter in Rom einrücken, um etwaigen Bewegungen zu Cäsars Gunsten zu begegnen. Denn das Volk hing diesem an und hörte jetzt auf Antonius, wie es vordem auf Curio gehört hatte. In einer Senatssitzung am Abend desselben Tages, an welchem morgens der Brief Cäsars vorgelesen worden war, erboten sich der Schwiegervater des letzteren, L. Piso, und der Prätor Roscius, selbst eilends nach Ravenna zu reisen, mit Cäsar zu sprechen und in sechs Tagen eine Antwort zu bringen. Die Gegner, unter denen Cato als persönlicher Feind Cäsars besonders heftig sprach, ließen keinen Gedanken an Vermittlung aufkommen. Pompejus hörte jetzt nur noch die Feinde Cäsars und bestand mit Eigensinn darauf, selbst eine Gewalt ferner in seiner Hand zu behalten, die Cäsar abgeben sollte. Auch meinte er mit den zehn Legionen, die er endlich zusammengebracht hatte, einen Kampf wagen zu können. Schon am 6. Januar wurde gewissermaßen der Kriegszustand vom Senat erklärt, indem er die Konsuln, Prätoren, Volkstribunen und anwesenden Konsularen anwies zuzusehen, „daß der Staat keinen Schaden nehme". M. Antonius, Cassius, Curio, schimpflich aus dem Senat gewiesen und mit dem Tode bedroht, flohen bei Nacht und Nebel in Sklavenkleidung auf einem Mietwagen aus Rom. Als sie in Ravenna ankamen, führte sie Cäsar in ihrer Verkleidung vor die Reihen der dreizehnten Legion, der einzigen, welche er dort um sich hatte, und sagte seinen Leuten, daß auch sie, seine Soldaten, die so tapfer für das Vaterland gekämpft hätten, mit ihm als Feinde des Landes erklärt und daß in gleicher Weise die hier gegenwärtigen Männer darum mit Schimpf und Schande verjagt worden seien, weil sie für ihn und sein Heer gesprochen hätten. Nun sei es ihre Sache, die Ehre ihres Feldherrn, unter dem sie in Gallien und Germanien nie anders als siegreich gefochten, gegen seine Widersacher aufrecht zu erhalten. Die Legion erwiderte mit dem Zurufe, sie sei bereit, die Sache ihres Oberbefehlshabers und der Volkstribunen gegen ungerechte Angriffe zu vertreten. Darauf ließ Cäsar die Legion von Ravenna auf der Straße nach Ariminum aufbrechen; er selbst blieb bei seinen Freunden noch bis zum Abend in Ravenna. Als die Sonne untergegangen war, entfernte er sich unter einem Vorwande von der Gesellschaft und folgte mit wenigen Begleitern in einem Wagen seiner Mannschaft auf dem Wege nach

Ariminum. In der Nähe dieser Stadt kam er an den kleinen Fluß **Rubiko**, welcher die Grenze seiner Statthalterschaft gegen das eigentliche Italien bildete und dessen Überschreitung mit einem bewaffneten Heere darum eine Kriegserklärung enthielt. Er ließ den Wagen halten und sprach mit seinen Begleitern von dem Schritte, den er jetzt zu thun im Begriffe stand, und von den schweren Folgen, welche er haben würde. Lasse ichs, sagte er, so verderbe ich mich selbst; gehe ich hinüber, so bringe ich Unheil über die Welt. Endlich entschlossen rief er: der Wurf sei gethan! Er überschritt den Fluß und damit war der Krieg begonnen. Mit fünftausend Fußgängern und dreihundert Reitern zog er in Ariminum ein. (Mitte Januar 49.)

Zweites Kapitel.

Der gallische Krieg Cäsars (58—50).

Als Cäsar den Rubiko überschritt, that er es mit dem Ruhme, der erste Feldherr seiner Zeit zu sein: die **Eroberung Galliens** hatte seinen Namen also verherrlicht. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil Galliens — im Norden durch eine Linie von Toulouse bis Genf, im Süden durch die Küste zwischen den Seealpen und den Pyrenäen begrenzt — war seit den Kämpfen, welche in den Jahren 125—118 die römischen Heere zuerst als Bundesgenossen der mit ihnen seit langem befreundeten Massilier, dann selbständig als Eroberer in der Provence, in Savoyen und in Languedoc geführt hatten, bisher der römischen Herrschaft unterworfen gewesen und durch Kolonien, wie Aquä Sextiä und Narbo Marcius, behauptet worden. Anders gestalteten sich die dortigen Verhältnisse, als Cäsar nach Ablauf seines Konsulates im J. 58 die Verwaltung der sog. Gallia Narbonensis oder provincia Romana übernahm. Gegen die Absichten des Senates, der ihn zum Statthalter des transalpinischen Galliens gemacht hatte, um einer von ihm drohenden Gefahr zu begegnen, gedachte er dieses Amt zur Verwirklichung hochfliegender Pläne zu verwerten: die Ausbreitung der römischen Herrschaft über Gesamtgallien sollte ihm die militärischen und finanziellen Mittel zur Begründung seiner Herrschaft in Rom beschaffen. Das große Ziel verlieh seiner außerordentlichen Natur eine außerordentliche Spannkraft:

ÜBERSICHTSKÄRTCHEN VON
GALLIEN, BRITANNIEN u. GERMANIEN.



Verlag der C.H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

von diesem Zeitpunkte an leuchtete die wunderbare Kraft des Willens und des Verstandes, die er besaß, so sehr hervor, daß er alle bisherigen und auch die größten Feldherrn Roms verdunkelte; und insbesondere übte er von da an eine auch in den Zeiten der strengsten Unterordnung nie gesehene Gewalt über die Gemüter seiner Soldaten aus. Mit diesen Leuten, die ihm zuliebe das Härteste freudig erduldeten und, wo sie unter seinen Augen fochten, Wunder der Tapferkeit verrichteten, schlug er mehr Schlachten und vernichtete er mehr feindliche Heere, als je ein Kriegsbefehlshaber vor ihm, eroberte binnen 10 Jahren über achthundert Städte und unterwarf dreihundert Völkerschaften, stand nach und nach drei Millionen Streitern im Felde gegenüber und machte ein Dritteil derselben nieder, die andern aber zu Gefangenen. Und die Begeisterung seiner Soldaten für ihn war vorzugsweise das Werk seines Beispiels. Denn sie bewunderten an ihm nicht bloß die ungemeine Kühnheit im Gefechte, da sie sahen, wie sein glühendes Verlangen nach Ehre ihn in die Gefahren hineintrieb, sondern blickten noch mehr mit Staunen auf die unverwüstliche Ausdauer, mit welcher er bei einem durchaus nicht robusten Körperbau und einer beinahe weiblich zarten Muskulatur, dazu häufig von Kopfschmerzen gepeinigt und bisweilen epileptischen Anfällen ausgesetzt, den Mühsalen und Entbehrungen des Krieges trotzte. Was andere veranlaßt hätte sich zu schonen, trieb ihn an, sich nur um so mehr aufzulegen: die anstrengenden Märsche, die oft schmale Kost, das Kampieren im Freien, das ganze Leben des Kriegers behandelte er als eine Kur für die Übel, denen er unterworfen war. Bei einem großen Hange zu Ausschweifungen erschien er im Kriege als ein Mann, den seine Aufgabe ganz und gar beschäftigt, der mit unausgesetzter Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte nur ein einziges Ziel verfolgt und für sinnliche Vorstellungen und Genüsse keine Zeit übrig behält.

Das erste Feld seiner Thätigkeit als Statthalter war die Ostgrenze der Provinz. Hier war das keltische Volk der **Helvetier** eben im Begriffe, in der Nähe der Grenzstadt Genf sich an der Rhone zu sammeln und mit Weibern und Kindern und aller Habe diesem Strome folgend in das fruchtbare Gallien einzufallen, um hier mit Waffengewalt eine neue, bessere Heimat zu gewinnen. Es trieb sie dazu teils ihre wachsende Volksmenge, teils ihr kriegerischer Stolz, indem sie sich bei ihren wiederholten Siegen über die Deutschen für unüberwindlich hielten. Sie hatten Vorräte für eine längere Wanderung gesammelt und ihre zwölf Städte, gegen vierhundert Dörfer und alle Einzelwohnungen in ihrem Lande nieder=

gebrannt, um sich selbst die Möglichkeit einer Umkehr abzuschneiden; indem sie auch mehrere Nachbarvölker einluden sich ihrem Zuge anzuschließen, waren über vierthalbhunderttausend Menschen, unter ihnen nahe an hunderttausend Bewaffnete, zusammengekommen. Ihr Weg führte sie an der Rhone hin zunächst in den Teil von Gallien, welcher bereits zum römischen Gebiete gehörte, und Cäsar war darum entschlossen, ihnen den Durchzug zu verwehren. Weil er aber noch nicht Mannschaft genug beisammen hatte, um für den Fall eines Kampfes auf Sieg rechnen zu können, gab er einer Gesandtschaft der Helvetier, die ihn im Namen ihrer Volkes unter dem Versprechen eines vollkommen friedlichen Benehmens um freien Durchzug bat, fürs erste nur den Bescheid, etwa in acht Tagen wieder anzufragen. In dieser Zeit aber legte er von Genf bis an die südlichste Spitze des Juragebirges, wo dieses hart an das rechte Ufer der Rhone herantritt, feste Verschanzungen an und zog Verstärkungen an sich, so daß er nach Ablauf der gesetzten Frist den Helvetiern diesen Weg verbieten und ihre Versuche den Durchgang zu erzwingen mit Erfolg abschlagen konnte. So mußten sie ihren Weg über den Jura selbst in das zwischen diesem Gebirge und der Saone liegende Land der Sequaner (die Freigrafschaft Burgund) nehmen, um sodann durch das Gebiet der Häduer zwischen Saone und Loire in denjenigen Teil des südlichen Galliens vorzudringen, welchen die Santonen an der Mündung und dem rechten Ufer der Garonne inne hatten. Cäsar folgte ihnen mit fünf Legionen und holte einen Teil des Zuges — die Tiguriner, deren Name sich in dem heutigen Zürich erhalten hat — noch diesseits der Saone ein, fiel über sie her, machte zahlreiche Schwärme nieder und sprengte die andern in die Flucht. Darauf schlug er eine Brücke über den Fluß und führte sein Heer auf das andere Ufer ins Land der Häduer, welches die Hauptmasse der Helvetier bereits besetzt hielt und plünderte. Die Schnelligkeit, mit der dies alles geschah, flößte diesen Achtung vor dem Feind ein, der sie nunmehr im Rücken bedrohte. Sie suchten durch eine Gesandtschaft um Frieden nach und erboten sich die Wohnplätze anzunehmen, die Cäsar ihnen anweisen würde. Doch mit den Forderungen des Römers unzufrieden und durch einen kleinen Vorteil über die feindliche Reiterei zu der Hoffnung ermutigt, aus einer Hauptschlacht als Sieger hervorzugehen, setzten sie ihren Marsch aufwärts an der Saone fort. Cäsar folgte ihnen in kurzer Entfernung. Endlich, in der Gegend von Autun (Bibrakte), kam es zu einer Schlacht, welche Cäsar nach den größten Anstrengungen auf beiden Seiten gewann. Von der ganzen Masse der Auswanderer

kehrten nur einhundertundzehntausend auf den Befehl des Siegers, dem sich der Rest auf Gnade und Ungnade unterworfen hatte, in die verlassene Heimat zurück.

Kaum hatte Cäsar diesen Krieg beendigt, als sich ihm ein zweiter Kampf darbot, in dem er noch größeren Ruhm davon tragen sollte. Im Lande der Häduer und Sequaner stand seit einer Reihe von Jahren ein deutscher Fürst, Ariovistus, der von den Sequanern und den ihnen verbündeten Arvernern gegen die Häduer zu Hilfe gerufen anfangs nur fünfzehntausend Mann über den Rhein herübergeführt, nach und nach aber ein Heer von einhundertundzwanzigtausend Mann um sich gesammelt hatte, da immer neue Scharen, die der bessere Boden und das bequeme Leben in Gallien anlockte, den vorausgegangenen folgten. Und schon drohten auch die Sueven den Rhein zu überschreiten, um Gallien mit neuen Verheerungen und Plünderungen heimzusuchen. Anfangs hatten nur die mit Hilfe der Deutschen überwundenen Häduer das schwere Los der Knechtschaft zu erdulden gehabt; bald aber hatte Ariovistus auch den Sequanern ein Drittel ihres Landes genommen und war eben im Begriffe ein zweites Drittel sich anzueignen, weil kurz zuvor neue Scharen angekommen waren, die versorgt sein wollten. Rom hatte diesen Stand der Dinge in Gallien erst das Jahr zuvor gewissermaßen gutgeheißen, indem unter Cäsars eigenem Konsulate Ariovistus vom Senat als „König und Freund des römischen Volkes" anerkannt worden war. Dennoch glaubte Cäsar sich der Gallier auf ihr flehentliches Bitten gegen die Deutschen annehmen zu müssen, waren doch auch die Häduer von Rom wiederholt als „Brüder und Vettern des römischen Volkes" erklärt worden; ausschlaggebend jedoch war für Cäsar die Gefahr, mit welcher der fortwährende Zuzug der Deutschen nach Gallien auch Italien bedrohte. Zwei Botschaften, mit denen er von Ariovistus zuerst eine Unterredung an einem dritten Orte, sodann aber die Einstellung der deutschen Einwanderung und der Mißhandlungen der Häduer begehrte, wurden von jenem Deutschen trotzig zurückgewiesen, indem er auf dem Rechte des Eroberers bestand, an das gleiche Verfahren Roms in den von ihm unterworfenen Ländern erinnerte und sich zum Kriege bereit erklärte. Durch neue Klagen der Bedrängten veranlaßt, zog nunmehr Cäsar mit seinem Heere gegen die Deutschen, welche eben die bedeutendste Stadt der Sequaner, Vesontio (das heutige Besançon), zu gewinnen suchten. Cäsar besetzte diesen festen Punkt und rüstete sich zum Kampfe. Ehe er aber an den Feind kam, drohte eine Panik, die von den Offizieren ausgegangen sich dem gemeinen

Mann mitgeteilt hatte, ihm den Sieg zu entreißen: nur der Energie, mit welcher Cäsar die grundlose Angst vor der riesenmäßigen Größe und Stärke der Deutschen brandmarkte, hatte er es zu danken, daß die Legionen ermutigt gegen die Feinde aufbrachen. Als nun das römische Heer nach einem siebentägigen Marsche den Deutschen in der Gegend von Mühlhausen gegenüberstand, suchten die Feinde durch alle Mittel die Entscheidung bis zum Eintritt des Neumondes zu verzögern, von dem sie nach ihrem Glauben überhaupt und insbesondere nach den Prophezeiungen ihrer weissagenden Frauen den Sieg erwarteten. Um so mehr machte es sich Cäsar, der von Gefangenen hievon unterrichtet worden war, zur Aufgabe, sie zur Schlacht zu nötigen. Nach den einzelnen Völkerschaften standen die Deutschen in sieben Heerhaufen geteilt und doch als ein geschlossenes Ganzes; in einem Halbkreise waren in ihrem Rücken und an den beiden Seiten ihre Karren und Wagen aufgefahren und auf denselben standen ihre Weiber, welche die Männer, als es zur Schlacht ging, mit ausgebreiteten Armen und mit lautem Weinen baten, sie nicht in die Gewalt der Römer fallen zu lassen. Auch kämpften die Deutschen mit aller Macht; und während Cäsar ihre linke Flanke, die er selbst angriff, leichter überwältigte, bedrängten sie das römische Heer heftig mit ihrem rechten Flügel, auf dem sie der Zahl nach stärker waren. Der Befehlshaber der Reiterei Cäsars, Publius Crassus, der Sohn des Triumvirs, gab hier den Ausschlag, indem er die Reserven ins Treffen rücken ließ. Diese begannen den Kampf mit neuer Kraft; die zurückgedrängten und aufgelösten Kohorten vermochten sich zu sammeln; die Feinde fingen an zu wanken und flohen endlich unausgesetzt fünfzig römische Meilen dem Rheine zu. Cäsars Reiterei verfolgte sie und richtete noch unter den Fliehenden ein großes Blutbad an. Ariovistus rettete sich über den Rhein, starb aber bald darauf: seine beiden Frauen und eine seiner Töchter verloren das Leben auf der Flucht, eine zweite Tochter wurde gefangen — die bisherigen Dränger der Gallier waren über den Rhein zurückgejagt; die Sueven aber gaben den Gedanken auf, über den Rhein zu gehen und kehrten in das Innere von Deutschland zurück. So hatte Cäsar in dem einen Sommer des J. 58 zwei bedeutende Kriege beendigt und die Herrschaft Roms in einem großen Teile Galliens angebahnt.

Konnten die Züge gegen die Helvetier und die Deutschen immer noch als notwendig zur Verteidigung der Bundesgenossen angesehen werden, so begann nun Cäsar im nächsten Frühling (59 v. Chr.) die eigentliche Eroberung Galliens, welche für ihn die Brücke zur Alleinherrschaft in Rom wer-

den sollte. Er fand das Land geteilt zwischen drei Hauptstämmen, die sprachlich geschieden wieder in eine Menge von Völkerschaften zerfielen: diese Hauptstämme waren die Kelten oder Gallier im engeren Sinne — denn auch das Gesamtvolk wird so genannt — zwischen der Garonne und der Seine; die Aquitanier auf dem linken Ufer der Garonne; die Belgier von der Seine bis an den Niederrhein. Das Land war doppelt so groß als Italien und eine zahlreiche Bevölkerung vermochte starke Heere entgegenzustellen. Dennoch wagte Cäsar die schwierige Aufgabe, es den römischen Waffen zu unterwerfen, und verschiedene Umstände versprachen ihm dabei auch den besten Erfolg. Bereits nämlich hatte die Macht der Gallier ihren Höhepunkt überschritten; wenn sie auch immerhin ein reiches Volk geblieben waren, so war doch ihre kriegerische Tüchtigkeit und insbesondere die Ausbildung ihres Fußvolks ebenso, wie ihre Kriegführung der römischen nicht ebenbürtig; insbesondere aber war ihre politische Verfassung durch den Mangel staatlicher Einheit der Verteidigung gegen eine konzentrierte Macht hinderlich. Zersplittert und unter einander um den Vorrang hadernd, ja selbst geneigt auswärtige Hilfe zu diesem Zwecke anzurufen, erleichterten sie dem Feinde selbst den Sieg; und innerhalb der einzelnen Stämme schadete der Machtentwicklung der Gegensatz der Stände. Einem in harter Leibeigenschaft verkommenen Volke stand — oft wieder unter sich entzweit — der Adel und die Priesterschaft der Druiden gegenüber: in Parteien gespalten gaben diese Kasten den Römern oft erwünschte Gelegenheit, durch diplomatische Künste zu siegen. Und — was von der größten Wichtigkeit ist — die Römer traten den Galliern als ein geistig höher entwickeltes Volk gegenüber: bei allem Reichtum, welcher dem Sieger unermeßliche Mittel zur Verwirklichung seiner politischen Pläne lieferte, entbehrten diese der Kunst und Wissenschaft und damit jener geistigen Bildung, welche allein den Sieg verbürgt.

So war die Nation beschaffen, deren Unterjochung Cäsar nunmehr begann. Er eröffnete den Krieg mit der Bekämpfung der Belgier, welche für das tapferste Volk des ganzen Landes galten und durch fortwährende Kämpfe mit den Deutschen am rechten Rheinufer in beständiger Kriegsübung geblieben waren. Der einzige Anlaß zum Kriege, den Cäsar selbst aufzufinden wußte, waren ihre Rüstungen zur Sicherung ihrer Grenzen. Für diesen Feldzug brachte er durch neue Aushebungen in Oberitalien sein Heer auf die Stärke von acht Legionen — freilich eine immer noch geringe Macht gegen die der Belgier selbst, welche wohl an dreimalhunderttausend Mann betrug. Indessen eine belgische Völkerschaft,

die Remi, deren Name sich in dem der Stadt Rheims erhalten hat, unterwarf sich ihm schon im voraus, da sie in ihren Wohnsitzen zwischen Marne und Aisne dem Angriffe der Römer zuerst ausgesetzt war. Die Verbindung mit ihnen und ein Einfall seiner treuen Bundesgenossen, der Hädner, ins belgische Gebiet leisteten ihm in diesem Kriege die wesentlichsten Dienste. Außer stande sein wohlbefestigtes Lager anzugreifen oder durch Zerstörung der Brücke über die Aisne ihm die Zufuhr abzuschneiden, dazu durch den Einfall der Hädner beunruhigt, gingen die einzelnen belgischen Völkerschaften und Heerhaufen auseinander, um ihre Wohnsitze im Falle der Not abgesondert zu verteidigen. Damit gaben sie sich in die Hand des Feindes, der schon bei ihrem Abzuge ihnen durch seine Reiterei und einen Teil des Fußvolks große Verluste beibrachte und sodann eine Völkerschaft nach der anderen überwältigte. Zwei derselben, die Nervier, welche nördlich von der Sambre wohnten, und die Aduatuker, westlich von der Maas, leisteten ihm am meisten Widerstand. Jene waren die stolzesten und tapfersten des ganzen Stammes und wahrten nicht bloß mit den Waffen ihre Freiheit, sondern hielten auch die Genüsse der Üppigkeit, die bei andern gallischen Völkerschaften schon eingedrungen waren, ferne von sich, in der Überzeugung, daß die Verfeinerung im Genusse die Schwächung der Kraft zur unmittelbaren Folge habe. Als Cäsar in ihr Land kam, fand er dasselbe in einer Ausdehnung von drei Tagemärschen verlassen. Die Nervier hatten ihre Weiber und Kinder und alles, was nicht Waffen tragen konnte, nach einer von Morästen umschlossenen Gegend in Sicherheit gebracht; die rüstige Mannschaft aber hatte sich auf waldigen Anhöhen an der Sambre so aufgestellt, daß die große Masse des Heeres von Wald und Buschwerk verdeckt blieb und nur am Flusse hin kleinere Reiterposten standen; den Weg an der Sambre selbst aber hatten sie durch künstliche Gehege da und dort gesperrt. Cäsar zog mit Vorsicht seines Weges: voran die Reiterei, dann — für einen Überfall gerüstet — sechs Legionen Fußvolk, hinter diesen das Gepäck und zur Deckung des ganzen Zuges wieder zwei Legionen. Während die römischen Reiter mit den feindlichen handgemein wurden und sie zurückwarfen, begannen die sechs Legionen das Lager zu schlagen; als sie eben damit anfingen, wurden sie von den Nerviern, die aus den Wäldern hervorbrachen, mit außerordentlicher Heftigkeit angegriffen, ehe Cäsar nur das Zeichen zum Gefechte geben konnte. Was hier am meisten half, war die Übung und Gewandtheit der römischen Offiziere und Soldaten, die wußten, was jeder zu thun hatte, auch wo der Oberbefehlshaber außer stande war, allgemeine Anord-

nungen zu treffen. Cäsar eilte von einer Legion zur andern, um die Leute durch seine Gegenwart und Ansprache zu stärken, und fand überall einzelne Gefechte, doch mehrere seiner Legionen schon im siegreichen Kampfe mit den Verbündeten der Nervier begriffen: da fiel die Hauptmacht der Nervier selbst den Römern in die Flanke und begann den Lagerplatz derselben einzunehmen. Von panischem Schrecken ergriffen floh ein Teil seiner Reiter; in einen Knäuel zusammengedrängt und dadurch unfähig zum Kampfe verlor der rechte Flügel fast alle Offiziere, die Angriffe der Feinde wurden immer ungestümer, der Widerstand der Römer immer matter. Da nahm Cäsar den Schild eines Soldaten in den hintersten Reihen, eilte mit ihm in die vorderste Linie gegen die Feinde und ermunterte die Führer und Soldaten wieder vorzubringen, sich auseinanderzuziehen und statt der schwachen Verteidigung angriffsweise zu verfahren. Sein Beispiel feuerte den gesunkenen Mut der Mannschaft wieder an: die Legionen, bisher getrennt, schlossen sich dichter aneinander; das Gefecht wurde lebhafter; und in demselben Augenblicke erschien Cäsars tüchtigster Legat, Titus Labienus, mit den zwei Legionen, die den Nachtrab gebildet hatten, auf denselben Anhöhen, von denen aus die Feinde sich auf die sechs Legionen gestürzt hatten. Dies veränderte die ganze Gestalt der Dinge: die römische Reiterei kehrte in das Gefecht zurück, um durch tapfern Angriff ihre Flucht wieder gut zu machen; die Legionen drangen vor, selbst Verwundete versuchten wieder zu fechten; und wenn auch die Nervier mit unerschütterlicher Tapferkeit fortkämpften und auf ganzen Bergen von Leichen der Ihrigen stehend den Römern jeden Fuß breit des Bodens streitig machten, so war doch ihre Niederlage unabwendbar. Von etwa sechzigtausend Kriegern blieben kaum fünfhundert übrig. Kürzer war der Kampf mit den Aduatukern, welche als Nachkommen der Cimbern und Teutonen ebenfalls in besonderem Rufe der Tapferkeit standen. Sie boten ihre Unterwerfung an; da sie aber durch einen nächtlichen Angriff auf das Lager Cäsars sich treulos bewiesen, machte dieser alle Männer des Volks, die in seine Gewalt kamen, zu Sklaven: dreiundfünfzigtausend wurden so verkauft. Um dieselbe Zeit unterwarf P. Crassus in Cäsars Auftrag sieben Völkerschaften des Landes, die zwischen den Mündungen der Seine und Loire an den Küsten der Bretagne und Normandie wohnten. Der Feldzug des J. 57 hatte auch Belgien zu dem Teil von Gallien, welcher im vorausgegangenen Jahre abhängig geworden war, in die Gewalt der Römer gebracht.

Im nächsten Jahre — es war nach der Zusammenkunft in Lucca —

kehrte sich Cäsar gegen die Veneter im Westen Galliens, um auch hier, wie das Jahr zuvor im Osten, das streitbarste Volk vor den andern zu überwältigen. In den Küstengegenden nördlich von der Loire wohnhaft, waren die Veneter ein seefahrendes Volk, das seine Handelsschiffe nach Britannien hinüberschickte und — auch durch seine Kriegsflotte stark — andere Nationen, die jenes Meer befuhren, sich steuerpflichtig gemacht hatte. Während Labienus zur Deckung der Flanke nach den östlichen Gegenden Galliens, P. Crassus aber nach Aquitanien beordert wurde, um dieses Land zu unterwerfen, ließ Cäsar ein an den Ufern der Loire erbautes Geschwader unter dem Befehle des Decimus Junius Brutus diesen Fluß abwärts fahren, um die Schiffsmacht der Veneter aufzusuchen, und rückte selbst mit dem Kern seines Heeres zu Lande nach. Das feindliche Geschwader wurde gänzlich geschlagen, so daß den Venetern selbst keine Schiffe zur Flucht übrig blieben; ihre Städte mußten sich ergeben. Cäsar ließ unter dem Vorgeben, daß die Veneter Abgeordnete des P. Crassus zurückbehalten hätten, um so durch einen äußeren Zwang von demselben ihre Geiseln zurückzuerhalten, das ganze Volk in die Sklaverei verkaufen: es sollte das Los der Veneter andern Völkerschaften zum abschreckenden Beispiele dienen.

Durch die Erfolge, welche Crassus gleichzeitig in Aquitanien erzielte, war die Eroberung Gesamtgalliens bereits jetzt eine vollendete Thatsache.

Die Sicherung des eroberten Besitzes sowohl gegenüber aufständischen Bestrebungen der Gallier als gegen Angriffe von außen war die Aufgabe, welche Cäsar in den nächsten drei Jahren verfolgte. Zunächst traf er in dem vierten Jahre des Krieges zum zweiten Male mit deutschen Völkern feindlich zusammen, da zwei derselben, die Usipeter und Tenkterer, — vierhundertdreißigtausend Köpfe — von einem dritten Stamme, den Sueven, gedrängt, nicht weit von der Mündung des Rheins (bei Emmerich) das linke Ufer desselben besetzt und die um die Maas wohnenden Gallier, die Menapier, vertrieben hatten. Dem römischen Feldherrn gab der Angriff der Deutschen auf die von ihm unterjochten belgischen Gallier den Vorwand, als habe er das Land gegen den Einfall auswärtiger Feinde in Schutz zu nehmen. Von den Gesandten der Eindringlinge, welche bei seinem Anmarsche zu ihm mit dem Begehren kamen, das eingenommene Land zu behalten, verlangte er die Räumung des Gebietes und machte sie auf die Möglichkeit aufmerksam, bei einem anderen, weiter oben am rechten Rheinufer wohnenden deutschen Volke, den Ubiern, eine Unterkunft zu finden. Jene gingen zu den Ihrigen zurück mit dem

Versprechen zurückzukehren. Aber während der Waffenruhe, die fürs erste noch zwischen den beiden Heeren wegen der Unterhandlungen herrschte, fiel die deutsche Reiterei, obgleich um vieles schwächer, die gallischen Reiter Cäsars an und schlug sie mit Verlusten in die Flucht. Als nun die Abgeordneten der Usipeter und Tenkterer — lauter Häuptlinge und Führer der beiden Völker — wieder kamen, um sich wegen des Überfalls zu entschuldigen und weiter zu unterhandeln, behielt sie Cäsar, der Gelegenheit sich freuend, in Haft und griff das Lager der Deutschen an, die bei dem Mangel an Anführern und infolge der Überraschung außer stande Widerstand zu leisten vernichtet wurden. Darauf unternahm Cäsar sogar einen kurzen Zug über den Rhein nach Deutschland, wohin vor ihm noch nie die römischen Waffen gedrungen waren, und ebenso noch im Herbste eine Fahrt nach Britannien: er wollte die streitbaren Bewohner beider Länder dadurch, daß er ihnen die Macht Roms zeigte, für die Zukunft davon abschrecken, den Galliern, deren Land von jetzt an als römische Eroberung gelten sollte, gegen Rom Hilfe zu leisten oder eigene Einfälle und Raubzüge in dieser Richtung zu unternehmen. Allein der Erfolg beider Expeditionen war gering. In Deutschland, wohin er sein Heer auf einer Brücke zwischen Bonn und Coblenz hinüberführte, hatten sich die Sigambrer, welche er zu züchtigen gedachte, in ihre Wälder zurückgezogen, so daß er nur ihr Gebiet zu verwüsten vermochte, die Sueven aber mit einem starken Heere eine Stellung eingenommen, die er nicht anzugreifen wagte. So kehrte er nach 18 Tagen nach Gallien zurück: und ähnlich erging es ihm in Britannien. Obwohl es ihm gelang, trotz des heftigsten Widerstandes des Inselvolkes mit zwei Legionen in Britannien zu landen, nötigten ihn doch ein heftiger Sturm, der seine Transportschiffe zerstreute und auch seine übrige Flotte beschädigte, sowie das Mißlingen eines Versuches, sich des Binnenlandes zu bemächtigen, dazu der drohende Mangel an Lebensmitteln und die Nähe der stürmischen Jahreszeit ebenfalls unverrichteter Dinge zur Rückkehr nach Gallien.

Was er aber bei dem ersten Versuche hatte unvollendet lassen müssen, gedachte er im folgenden Jahre zu vollenden: er fuhr mit einer ansehnlichen Macht auf sechshundert Transportschiffen, die er im Laufe des Winters hatte zusammenbringen lassen, noch einmal nach Britannien, obwohl sich jetzt schon in Gallien die Vorzeichen einer gefährlichen Erhebung bemerklich machten. Diese glaubte er durch seinen ausgezeichneten Legaten Labienus niederhalten zu können, den er mit drei Legionen zurückließ. Er selbst führte fünf Legionen nach Britannien hinüber, um

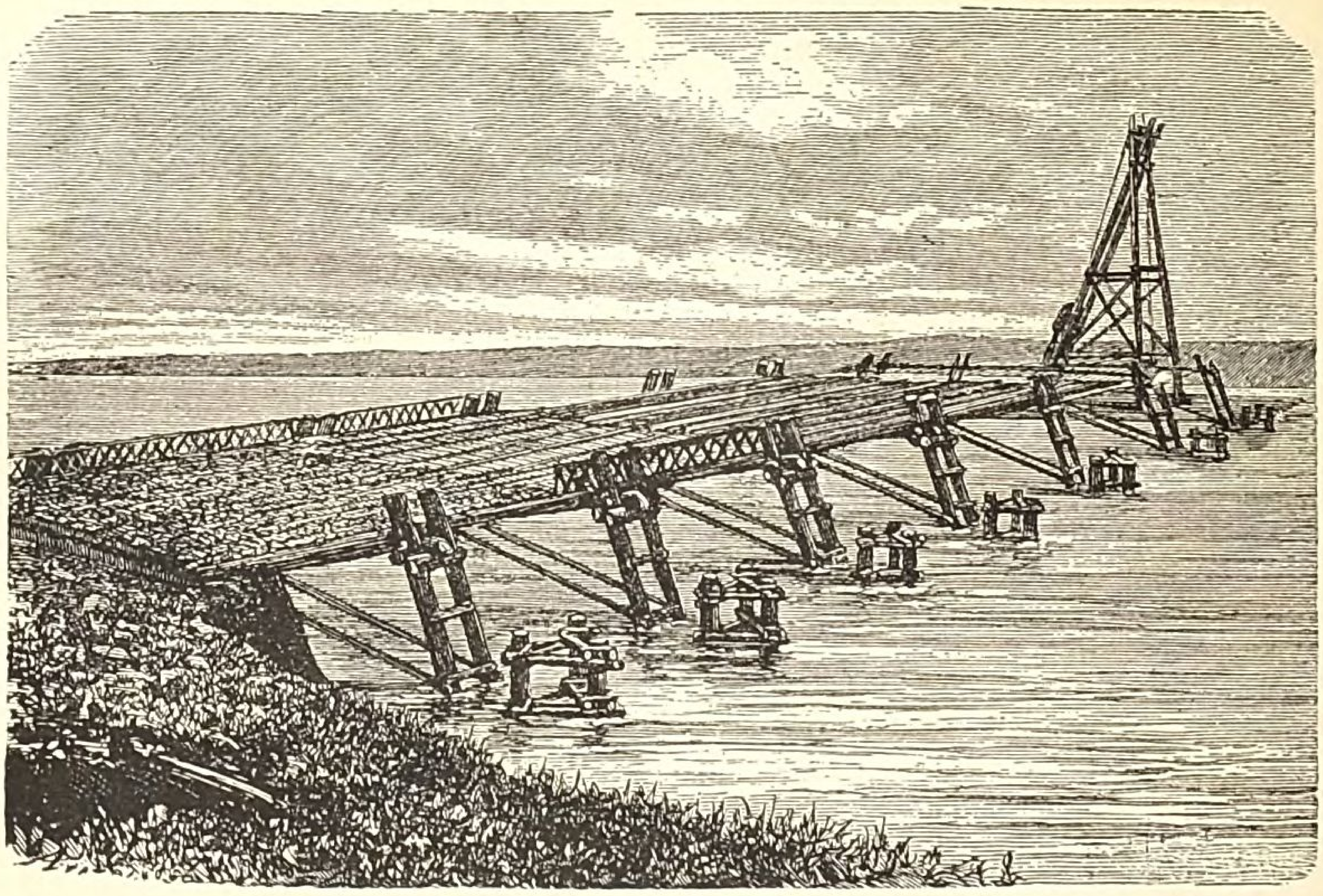
jetzt ernstlicher als im letzten Herbste einen Versuch zu machen, in das Innere einzudringen. Indessen war es ihm bestimmt, diese Insel der Nachwelt nur zu zeigen, nicht sie zu erwerben; denn selbst den Teil des Küstenlandes gegenüber von Gallien, den er einnahm, vermochte er nicht zu halten; und er bewies zwar den Landeseinwohnern, die mit wildem Mute für ihre Freiheit fochten, die Stärke der römischen Waffen, so daß sie für den Augenblick bereit schienen sich zu ergeben, Steuern zu zahlen und Geiseln zu stellen, aber er sah selbst, daß er bei der Art der Kriegführung, welche das waldreiche Land und die Eigenart der Bewohner erforderte, keine Eroberung machen könne und daß namentlich seine Reiterei gegen die Wagenkämpfer der Britannier immer im Nachteil sei. Er kehrte darum aufs neue, ohne einen Vorteil erlangt zu haben, nach Gallien zurück, wo die anwachsende Bewegung seine Gegenwart höchst nötig machte.

Er fand das Land in einem Zustande ernstester Gährung. Eine weitverzweigte Verbindung verfolgte den Zweck, in Abwesenheit des gefürchteten Oberfeldherrn, welcher den Winter gewöhnlich in Oberitalien, seiner eigentlichen Provinz, zubrachte, die Legionen in ihren Winterlagern anzufallen und zu vernichten und so das Joch der Römer abzuschütteln. Der Plan wurde begünstigt durch den Mißwachs des abgelaufenen Sommers, in dessen Folge der Mangel an Lebensmitteln es notwendig machte, die Legionen in weiterer Entfernung von einander in sechs Winterlager zu verteilen. Ehe noch Cäsar seine Reise nach Oberitalien antrat, brachen die Eburonen los, in deren Lande zwischen Maas und Rhein zwei Legaten, Titurius Sabinus und Aurunculejus Cotta, eine Legion und fünf Kohorten befehligten. Es gelang ihnen durch verschiedene Vorspiegelungen und das eidliche Versprechen freien und ungefährdeten Abzugs aus dem von ihrer Heeresmacht eingeschlossenen Lager den einen Legaten Titurius Sabinus und den größeren Teil des Kriegsrats zu täuschen; die Römer zogen ab, um sich auf eines der nächsten Lager zurückzuziehen, wurden aber nach einem Marsch von etwa zwei Meilen in einem Waldthale überfallen, eingeschlossen und bis auf einige wenige, die zu dem Legaten Labienus jenseits der Aisne entkamen, samt den Anführern niedergemacht. Sogleich eilten die Eburonen, von anderen Völkerschaften, die sie aufboten, begleitet, zum nächsten Winterlager in dem Lande der Nervier, dem jetzigen Hennegau, wo Ciceros Bruder, Quintus Cicero, eine der Legionen Cäsars unter sich hatte. Sie erschienen hier so urplötzlich, daß kaum die nötigsten Verteidigungsanstalten getroffen werden konnten. Die Boten, welche Q. Cicero sogleich an Cäsar abschickte, wurden

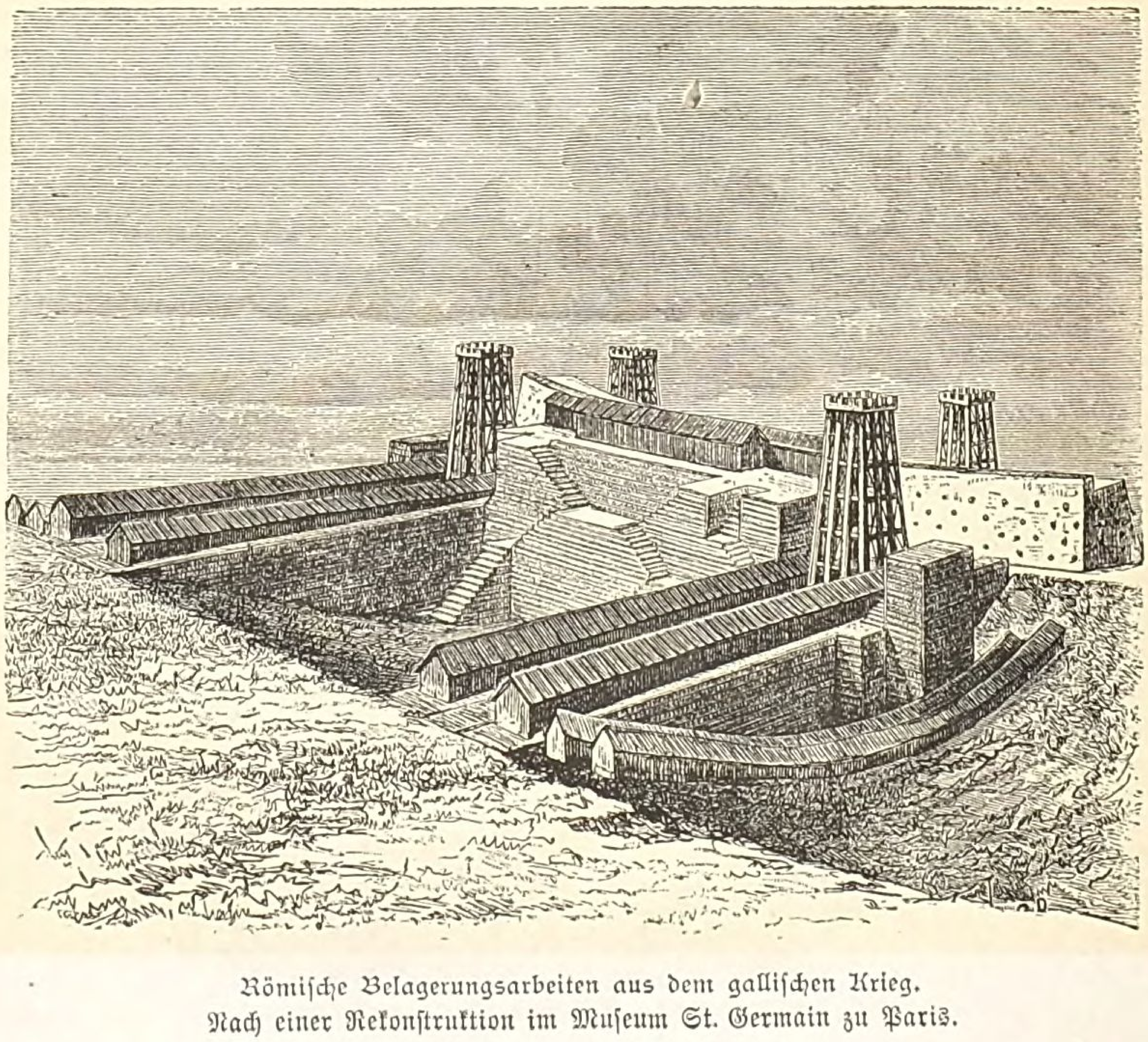
alle aufgefangen. Also abgeschnitten bewährten hier der Feldherr und seine Soldaten altrömischen Heldenmut: während des Tages unausgesetzt in grimmige Gefechte verwickelt, arbeiteten sie nachts fortwährend angestrengt an den Schutzwehren des Lagers und dem Wurfgeschütze. Stolz wies Cicero jede Unterhandlung mit dem bewaffneten Feinde ab; die Feinde schlossen das römische Lager in einem Umkreise von zehn Meilen mit Wall und Graben ein, sie steckten von ihren Türmen aus die mit Stroh bedeckten Baracken der Römer mit glühenden Kugeln und brennenden Speeren in Brand und klommen auf Leitern an dem Wall empor: von den Römern wich keiner vom Walle, kaum blickten sie nach dem Brande, der ihre Wohnungen und ihr Eigentum verzehrte, ja an keinem anderen Tage haben sie ein solches Blutbad unter den dichten Massen der Feinde angerichtet. Endlich gelang es einem gallischen Sklaven, mit einem Briefe des Legaten sich zu Cäsar durchzuschleichen. Dieser bot ungesäumt die Truppen aus zwei Winterlagern auf; der Befehlshaber des dritten, Labienus, beordert, sich ebenfalls sogleich in Bewegung gegen die Nervier zu setzen, berichtete durch die drohende Haltung der Trevirer an der Ausführung des Befehles gehindert zu sein. So eilte Cäsar mit einer verhältnismäßig geringen Macht, kaum siebentausend Mann, den hart Bedrängten zu Hilfe: ein gallischer Reiter, den er vorausschickte, brachte die Botschaft von seinem Anzug dadurch in das Lager Ciceros, daß er den Brief um einen Wurfspieß wickelte und diesen an einen der Türme warf. Die Feinde, ebenfalls von dem Anmarsch eines Entsatzheeres unterrichtet, unterbrachen die Belagerung und zogen, an sechzigtausend Mann stark, demselben entgegen. Als der Bote, durch welchen Cicero den Oberbefehlshaber hievon in Kenntnis setzte, um Mitternacht zu Cäsar kam, schlug dieser sofort ein kleines, wohl verschanztes Lager; und als nun alsbald die Masse der Gallier voll Kampflust und Übermut in Unordnung gegen dasselbe anrannte, ließ er seine Leute zugleich aus allen Thoren einen Ausfall machen. Der Erfolg war ein überraschender: die Feinde waren im Nu in die Flucht geschlagen und ihrer eine große Anzahl getötet — der Aufstand war mit diesem Siege in diesen Gegenden unterdrückt. Aber auch die meisten anderen gallischen Völkerschaften gaben nunmehr die geplante Erhebung auf oder wurden vereinzelt, wie die Trevirer und Menapier, vollends im J. 53 durch das inzwischen auf zehn Legionen gebrachte römische Heer wenigstens zu scheinbarer Unterwerfung genötigt.

Doch hatten die Gallier mit dieser Ruhe nicht auf die Wiedereroberung der Freiheit verzichtet: in der Hoffnung, Cäsar infolge der politi-

schen Wirren Roms, welche den Tod des Clodius begleiteten, durch einen Bürgerkrieg in Italien vollauf beschäftigt zu sehen, schlossen sie einen großen Geheimbund zum Zwecke einer allgemeinen Schilderhebung. Ihr Ausbruch erfolgte im Mittelpunkt des Landes an der Loire, bei den Carnuten, deren Hauptort Genabum, das heutige Orleans, war: Feuerzeichen alarmierten noch desselben Tages das Land bis an die entferntesten Grenzen; an die Spitze des allgemeinen Aufgebotes stellte sich sofort der Arverner Vercingetorix, um den sich die Kühnen aus vielen Gauen freiwillig, die Bedenklichen durch furchtbare Martern und Strafen gezwungen sammelten. Cäsar eilte auf diese Nachricht aus Oberitalien über die noch schneebedeckten Sevennen auf den Schauplatz des Aufstands. Nunmehr entbrannte in verschiedenen Teilen des Landes ein hartnäckiger, von beiden Parteien mit der äußersten Erbitterung geführter Kampf. Einige Zeit wütete der Krieg am heftigsten im Lande der Bituriger (Berry) auf der linken Seite der Loire, wo die Bevölkerung selbst auf Antrieb des Vercingetorix die Städte verbrannt, die Hauptstadt Avarikum aber, das heutige Bourges, auf die Bitten der Bürger verschont hatte. Als Cäsar endlich Avarikum mit größter Anstrengung erobert hatte, tobte sofort ein neuer Kampf um die Hauptstadt der Arverner, Gergovia, in der Gegend des heutigen Clermont, auf; vergebens suchte Cäsar auch diesen Platz den Aufständischen abzunehmen, aber er erlitt eine ernstliche Niederlage und gab die Belagerung auf. Denn auch in anderen Gegenden des Landes waren die Gallier entweder schon aufgestanden oder im Begriffe es zu thun: so an der Seine, wo eine ansehnliche feindliche Macht den bisher so oft siegreichen Legaten Labienus auf das Hauptheer zurückdrängte und die Stadt Paris bei dieser Gelegenheit in Flammen aufging. Das bedenklichste für Cäsar aber war, daß auch die Häduer, bisher die besten Verbündeten Roms, die Gefahr ahnend, mit welcher die Siege Cäsars auch sie bedroht, sich an den gallischen Bund anschlossen und der Macht des Vercingetorix, der unermüdlich an der Einigung der gallischen Völker arbeitete, auf einmal einen unerwarteten Zuwachs bereiteten. Letzterer beschloß aufs neue jede Hauptschlacht zu vermeiden, dagegen durch seine der Zahl nach weit überlegene Reiterei dem Feinde Abbruch zu thun und ihm wo möglich die Zufuhr und die Verbindung mit Italien abzuschneiden. Um dieser gefährlichen Art der Kriegführung zu begegnen, nahm Cäsar zu den sechshundert deutschen Reitern, welche er schon länger in seinen Diensten hatte, noch weitere Mannschaft aus Deutschland in Sold: und diese deutschen Söldner entschieden mehr als ein Treffen zu



Cäsars Rheinbrücke.
Nach einer Rekonstruktion im Museum St. Germain zu Paris.



Römische Belagerungsarbeiten aus dem gallischen Krieg.
Nach einer Rekonstruktion im Museum St. Germain zu Paris.

seinen Gunsten; sie vereitelten auch den Versuch des Vercingetorix, ihn auf dem Marsche nach dem Süden anzugreifen. Dafür gelang es der Findigkeit des gallischen Führers, die durch ihre Lage sehr feste Stadt Alesia in der Gegend des heutigen Dijon zu besetzen, von wo aus zugleich der Rückzug der Römer nach dem südlichen Gallien beunruhigt und das übrige Land gedeckt werden konnte. Cäsar, der die Gefährlichkeit dieses Postens sofort erkannte, rückte mit seiner gesamten Macht zur Belagerung des Platzes vor, während von den Galliern nach den Anordnungen des Vercingetorix im ganzen Lande die größten Anstrengungen gemacht wurden, um ein Heer zusammenzubringen, das die eingedrungenen Römer mit einem Male zu erdrücken vermöchte. Schon waren in der Stadt Alesia sämtliche Vorräte aufgezehrt und der Hunger peinigte die Belagerten, als ein Heer von zweimalhundertundvierzigtausend Fußgängern und achttausend Reitern heranrückte, um sie zu befreien und der römischen Gewaltherrschaft über das Land vollends ein Ende zu machen. So war denn die römische und die gallische Macht an einem Punkte beisammen und eine Hauptschlacht sollte das Schicksal Galliens entscheiden. Aber Cäsar hatte sein Lager mit Aufwand aller Mittel, welche sein Genie sowie die Erfahrung eines zehnjährigen Feldzugs ihm an die Hand gab, befestigt und fast uneinnehmbar zu machen gewußt. Während Vercingetorix von der Stadt aus einen Ausfall machte, griff das herbeigezogene Hilfskorps das römische Lager an; es entspann sich ein mehrtägiger verzweifelter Kampf, der längere Zeit unentschieden blieb. Der Ausgang war aber, daß die Gallier eine vollständige Niederlage erlitten: Alesia ging über, Vercingetorix lieferte sich selbst dem Sieger aus, der ihn sogleich in Fesseln legen und später in Rom nach dem Triumphe hinrichten ließ.

Die Widerstandskraft der Gallier war nunmehr so gut als gebrochen; die Feldzüge, welche Cäsar während des folgenden Winters und in dem nächsten Jahre 51 gegen die Bituriger und verschiedene Völker im nordwestlichen und mittleren Gallien unternahm, machten den letzten Versuchen der Gallier, ihre Freiheit zu behaupten, ein Ende. Seit dem J. 50 konnte das jenseitige Gallien als sicherer Besitz der Römer gelten. Für Cäsar aber hatte die Eroberung des Landes abgesehen von der Befriedigung seines Ehrgeizes den Wert, daß ihm zur Erreichung seiner Absichten nunmehr die reichsten finanziellen Mittel und ein ganz ergebenes geschultes Heer zur Verfügung standen. So gerüstet trat er nunmehr in den Kampf mit Pompejus ein.

Drittes Kapitel.

Die Vernichtung der pompejanischen Partei (49—45).

1. Der Krieg gegen Pompejus (49—48.)

Ganz Italien geriet in Bewegung, als Cäsar über den Rubiko gegangen war. Jedermann erwartete Entsetzliches von der blutdürstigen Rachsucht Cäsars und der Wildheit seiner meist ausländischen Soldaten. Umsonst suchte dieser durch Briefe, die er nach allen Teilen Italiens sandte, die Gemüter zu beruhigen: der Schrecken trieb trotzdem die Leute scharenweise aus den pompejanisch gesinnten Landstädten Mittelitaliens, wie aus Rom. Und doch machten die Truppen, mit denen er Ariminum besetzte, nur eine einzige Legion aus. Aber die Empfindung der eigenen Kraftlosigkeit steigerte die Meinung von der Macht des Gegners; und Pompejus, auf den nun aller Blicke in Rom gerichtet und dessen Truppen im Augenblicke der Zahl nach überlegen waren, sah sich durch die Haltung der hauptstädtischen Bevölkerung gebunden, die mehr für Cäsar gestimmt von beiden Nebenbuhlern die Niederlegung der Gewalt oder eine Verständigung des Pompejus mit Cäsar verlangte. Auch vermochte Pompejus auf die Frage nach den Streitkräften, mit denen man dem Feinde begegnen könne, keine genügende Antwort zu geben, so daß einzelne Stimmen ihn sogar der absichtlichen Täuschung beschuldigten und selbst Cicero neue Unterhandlungen mit Cäsar angeknüpft wissen wollte. Das stolze Wort, das Pompejus noch vor kurzem im Senate gesprochen hatte: er brauche nur mit dem Fuß zu stampfen, um in ganz Italien Kriegsmannschaft aus dem Boden wachsen zu sehen, erwies sich jetzt als eitle Redensart. Cato allein behielt die Besinnung einen Antrag zu stellen, wie ihn der Augenblick forderte: man solle alle Macht in die Hände des Pompejus legen; denn wer das große Unglück angerichtet habe, möge ihm auch ein Ziel setzen. Dieser von allen Seiten durch Schreckensbotschaften, Vorwürfe und widersprechende Ratschläge gedrängt und verwirrt erklärte, daß das Land in dringender Gefahr sei, und befahl, der ganze Senat mit allen Staatsbeamten solle ihn nach Capua begleiten, wo sein Kriegsheer lag, und, wer in Rom bleibe, als Freund Cäsars betrachtet werden. Unmittelbar nach dieser Erklärung reiste er ab. Am nächsten Tage folgten ihm die beiden Konsuln, die meisten Senatoren, ebenso die vornehmsten Ritter und auch sehr viele Plebejer nach. Rom bot an diesem Tage und in der vorausgehenden Nacht das Schauspiel schrecklichster Aufregung und Verzweiflung der Scheidenden

und der Zurückbleibenden: es war wie wenn die eine Hälfte des Volks ins Elend hinaus wanderte und die andere das Los einer im Sturm eroberten Stadt zu gewärtigen hätte. Auch Cicero war unter denen, welche mit nach Capua gingen, obwohl ihm die Preisgebung der Hauptstadt nicht nur als ein großer Irrtum, sondern geradezu als schändlicher Verrat erschien; aber er hoffte immer noch auf Erhaltung des Friedens, im anderen Falle rechnete er auf eine feindliche Erhebung Galliens gegen Cäsar und das starke, aus sieben Legionen und zahlreichen Hilfstruppen bestehende Heer des Pompejus in Spanien, welches Afranius, Petrejus und Varro befehligten. Aber es wollte keiner der beiden Gegner den Frieden. Cäsar, der nur in Ariminum auf Zuzug von seinen gallischen Legionen gewartet hatte, besetzte nach dem Eintreffen derselben sofort die Städte an der Küste des adriatischen Meeres und ging sodann auf Corfinium los, wo L. Domitius Ahenobarbus, der zu seinem Nachfolger in der Statthalterschaft über Gallien bestimmt worden war, sich mit einem ansehnlichen Teil der pompejanischen Truppen und vielen flüchtigen Senatoren und Rittern befand. Pompejus, der jetzt in Apulien war, gab auf das Hilfsgesuch des Domitius die Antwort: derselbe solle seine Mannschaft zu ihm führen. Doch Corfinium war schon von Cäsar umlagert und gelangte bald in dessen Besitz, da Domitius, der auf geheime Flucht bedacht seine Soldaten durch Vorspiegelung baldigen Entsatzes getäuscht hatte, von diesen selbst samt den Senatoren und Rittern ausgeliefert wurde. Cäsar begnadigte sie alle, um durch solche Großmut die Anhänger seines Gegners zu sich herüberzulocken: so hinderte er den Domitius aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht einmal daran, sich zu Pompejus zu begeben und die Kriegskasse mit über einer Million Mark mitzunehmen; seine Mannschaft aber reihte er unter die eigenen Truppen ein. An demselben Tage, an dem Corfinium in Cäsars Hände fiel, dem 22. Februar, begab sich Pompejus von Luceria in Apulien nach Brundisium. Ohne Hoffnung mit den vorhandenen Truppen gegen Cäsar sich zu halten und mißtrauisch gegen die beiden von Cäsar herangezogenen Legionen, gedachte er erst jenseits des adriatischen Meeres, wenn der Gegner ihm folgte, den entscheidenden Kampf zu bestehen. Er ließ daher beide Konsuln mit einem beträchtlichen Teile seines Heeres voraus nach Dyrrhachium übersetzen, um selbst in möglichster Eile nachzufolgen. Cäsar dagegen eilte die Sache noch in Italien zu entscheiden; denn er hatte keine Schiffe und das große Heer des Pompejus in Spanien wartete nur auf den Befehl, sich gegen ihn aufzumachen. Darum brach er auf das schnellste mit sechs Legionen auf,

um das Auslaufen des Pompejus zu vereiteln. Umsonst: Pompejus brachte mit geringem Verlust seine ganze Macht hinüber. Cäsar aber legte in die bedeutendsten Seestädte von Calabrien und Apulien, wie eben Brundisium, genügende Besatzungen und zog langsam von dort unter dem Zulaufe und den Huldigungen des auf seinen Landsitzen in Italien zurückgebliebenen Adels und mit göttlichen Ehren von der Bevölkerung der Landstädte empfangen nach Rom, wo er gegen Ende März eintraf.

In zwei Monaten war Cäsar Herr von ganz Italien geworden: am ersten April 49 versammelten die Volkstribunen M. Antonius und Q. Cassius, die wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn wenige Monate zuvor vertrieben worden waren, den Senat außerhalb der alten Ringmauer. Denn obwohl Cäsar ebenso, wie Pompejus und früher Sulla, das ganze Staatsgebäude über den Haufen warf, suchte er doch in Einzelheiten und Nebendingen die alte Form festzuhalten und vermied es darum, als kommandierender Prokonsul innerhalb der Mauern Roms vor den Senat zu treten. Cäsar sprach vor der ziemlich zahlreichen Versammlung mild und versöhnlich, ohne Drohungen und Anschuldigungen, und zeigte sogar Abscheu gegen den Bürgerkrieg. Der Senat, sagte er, solle in Gemeinschaft mit ihm das Regiment führen und einige seiner Mitglieder zu Unterhandlungen an Pompejus abordnen. Dieser ging auf das Verlangen ein; aber niemand wollte die Sendung übernehmen, weil jeder, der zurückgeblieben war, die Rache des Pompejus fürchtete und man bei den kriegerischen Vorbereitungen Cäsars allgemein seine friedlichen Äußerungen als Verstellung betrachtete. Während aber Cäsar so in unwesentlichen Dingen die hergebrachte Form einhielt, wandte er in den wichtigsten rohe Gewalt an. Er ließ trotz der Einsprache des Tribunen L. Metellus durch einen Gesetzesvorschlag des M. Antonius sich die Staatskasse zur Verfügung stellen und die geheime Schatzkammer im Saturnustempel, deren Schlüssel Pompejus mitgenommen hatte, mit Gewalt öffnen. Nunmehr, da man sah, was von ihm zu erwarten war, wurden ihm alle Mittel zum Kriege mit furchtsamer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt.

Indessen rüstete sich Pompejus in Griechenland. Noch von Brundisium aus hatte er seinen Schwiegervater P. Cornelius Scipio Nasika nach Syrien geschickt, um dort Truppen und Schiffe zu holen; und die Hoffnung, mit der er Italien verlassen hatte, daß ihm jenseits des Meeres das Andenken an seine Thaten in Asien alte Freunde und Truppen in Menge zuführen werde, täuschte ihn nicht. Es sammelte sich um ihn, während er in Beröa, später in Thessalonike saß, eine ungemein große

Macht: neun Legionen und siebentausend Reiter, unter diesen die Blüte des Adels von Italien; aber auch der galatische König Dejotarus, sowie andere kriegerische Fürsten aus Thracien, Kappadocien, Cilicien und Commagene stellten sich ein; dazu kamen mehrere tausend kretische Bogenschützen und Schleuderer; endlich beherrschte er die See mit fast sechshundert Kriegsschiffen, mit denen er leicht Italien von der Zufuhr abschneiden und den Hunger zu seinem Bundesgenossen machen konnte. In Thessalonike fanden sich außer den Senatoren und Rittern, die dem Pompejus gleich anfangs gefolgt waren, im Laufe des Jahres 49 noch andere bedeutende Männer ein, die entweder anderswo für ihn thätig gewesen waren oder in der Wahl zwischen seiner Partei und der Cäsars bis dahin geschwankt hatten. So kam M. Cato aus Sicilien, wohin er sich sofort nach dem Beginn der Feindseligkeiten als Statthalter begeben hatte, ohne sich aber gegen die Übermacht des Curio und Asinius Pollio behaupten zu können; es kam M. Junius Brutus, der von Pompejus vor etwa zwanzig Jahren treuloserweise seines Vaters beraubt jetzt die Abneigung gegen den Mörder seines Vaters aus Pflichtgefühl überwand, da er durch Pompejus die gute Sache, die des Staats und der gesetzmäßigen Freiheit, vertreten glaubte; es kam endlich auch Cicero: Rücksichten der Ehre schienen diesen Schritt zu fordern, obwohl er selbst bei Pompejus nichts als Ehrgeiz und Herrschsucht, keine Achtung für Recht und Gesetz und keine Liebe zum Vaterlande erkannte und von seinem Siege den grausamsten Mißbrauch, eine unmenschliche Verheerung Italiens erwartete. Aber trotz seiner Überzeugung von der Nichtigkeit des Pompejus wurde dessen Sache doch für ihn dadurch die gute Sache, daß ihm Cäsars bisheriges Thun als die verwerflichste, nicht erst beginnende, sondern schon ganz ausgebildete und entschiedene Tyrannei erschien, die für den Fall des Sieges die ärgsten Greuel in Aussicht stelle. Als er aber nach Thessalonike gekommen den Geist der Partei, für welche er sich damit entschied, noch schlechter fand, als er sich denselben vorgestellt hatte, als Pompejus ihm keine Stellung anwies, die seine Ansprüche befriedigte und dabei die jenseits des Meeres gemachten Fehler wiederholte, als vollends die Männer in der Umgebung des Pompejus, welche das Vaterland retten sollten, schon jetzt nicht bloß gegen die Anhänger Cäsars, sondern auch gegen die Mitbürger, welche neutral geblieben waren, wilden Blutdurst zeigten, bereute er an dem Siege verzweifelnd seinen Entschluß dem Pompejus zu folgen eben so sehr, als er etliche Monate zuvor sein Zurückbleiben bereut hatte. Übrigens hatte Pompejus in Thessalonike jetzt zweihundert Senatoren um sich

und, indem man den bisherigen Staatsbeamten ihre Ämter in stellvertretender Eigenschaft beließ und die in Rom üblichen Formen des öffentlichen Lebens beibehielt, konnte es vorderhand scheinen, als wäre jetzt die griechische Stadt die Beherrscherin der Welt. Es ergingen von hier, wie sonst von Rom, Befehle an verbündete Könige und Städte und ebenso in die Provinzen; und Cato veranlaßte in der Senatsversammlung einen Beschluß, welcher der Sache des Pompejus einen guten Namen machte und nicht ohne Einfluß auf Cäsars Verfahren blieb: es solle das Leben keines römischen Bürgers außerhalb des Schlachtfeldes gefährdet sein und keine Stadt, die unter römischer Verwaltung stehe, geplündert werden.

Während Pompejus so den Widerstand seiner Partei in Griechenland organisierte, dabei jedoch die beste Zeit verlor, kämpfte Cäsar bereits in Spanien mit dem dort befindlichen Heere des Pompejus, welches ihn im Rücken bedrohte. Mit der Raschheit, die ihm eigen war, hatte er diesen Feldzug unternommen. Zunächst forderte er die angesehene Handelsstadt Massilia auf, nach dem Vorgange von ganz Italien sich ihm anzuschließen. Unter dem Vorgeben, die Stadt müsse neutral bleiben, weil sie dem Pompejus nicht minder als ihm wegen früherer Wohlthaten zu Danke verpflichtet sei, schlugen die Massilier seine Forderung ab, nahmen jedoch jenen Domitius Ahenobarbus, den Cäsar in Corfinium entlassen und der indessen für Pompejus sieben Kriegsschiffe ausgerüstet hatte, bei sich auf, ja machten ihn zum Kriegsobersten in ihrer Stadt. Cäsar, der eine so mächtige Stadt weder als Feind noch als zweifelhaften Freund in seinem Rücken dulden wollte, ließ seinen Legaten C. Trebonius mit drei Legionen vor derselben zurück, um sie zu belagern, und stellte zu dem gleichen Zwecke ein kleines Kriegsgeschwader unter den Befehl des jungen und ihm besonders teuren Decimus Brutus Albinus. Drei andere Legionen ließ er unter dem Legaten C. Fabius über die Pyrenäen nach Spanien vorangehen, weitere Truppen aus den Winterquartieren nachrücken. Der größte Teil des pompejanischen Heeres, fünf Legionen mit zahlreichen Hilfstruppen, hatten eine feste Stellung bei Ilerda im heutigen Katalonien genommen. Cäsar versammelte ihnen gegenüber nach und nach sechs Legionen, ohne aber dem feindlichen Heere einen Vorteil abgewinnen zu können. Ja er geriet sogar in große Not, als plötzlich infolge eines Unwetters die beiden Flüsse Sicoris und Cinga, zwischen denen sein Lager stand, anschwollen und durch die Zerstörung aller Brücken die Verbindung mit dem Gebiete, in welchem Futter und Mundvorräte für das Heer geholt werden mußten, sowie mit Gallien unterbrochen wurde.

Eine Abteilung des Heeres, die in entfernteren Gegenden fouragierte, konnte nicht wieder ins Lager herüberkommen, ein aus Gallien erwarteter Transport wurde im Gebirge zersprengt, die reißenden Gewässer zusammen mit den jenseits stehenden Feinden vereitelten jeden Versuch, die Brücken wiederherzustellen: so wurde der Mangel im Lager immer drückender. Da zeigte sich denn, wie eben immer in der größten Bedrängnis, der mächtige Geist des Feldherrn: Cäsar ließ im Lager eine Anzahl Schiffe der leichtesten Art bauen, wie er sie in Britannien gesehen hatte, dann bei Nacht in aller Stille an einem geeigneten Punkte mittelst ihrer einen Teil seiner Mannschaft auf das andere Ufer des Sicoris setzen und daselbst ein befestigtes Lager aufschlagen. Hiemit war der Anfang nicht bloß zur Rettung aus der Not, sondern auch zum Siege gemacht: die abgeschnittene Mannschaft kehrte zurück, der Transport aus Gallien brachte Lebensmittel ins Lager, die Reiterei führte einen glücklichen Überfall gegen die nichts ahnenden Feinde aus, ansehnliche spanische Städte und Völkerschaften schlossen sich ihm an und schafften Getreide herbei. Für das pompejanische Heer entstand schließlich die Gefahr, vom Ebro, welcher seine Rückzugslinie bildete, abgeschnitten zu werden, und die beiden pompejanischen Führer, Afranius und Petrejus, dachten daher auf Mittel, sich hinter den Ebro zurückzuziehen, um sich mit dem weiter südlich stehenden Varro zu vereinigen, ehe es zu spät wäre. Sie waren nahe daran, diese Absicht zu erreichen, als Cäsar sie unter unglaublichen Anstrengungen seiner Legionen auf dem Marsche einholte, ihnen den Weg zum Ebro verlegte und zugleich durch seine im ganzen Umkreis sie umschwärmende Reiterei die Lebensmittel abschnitt. Die beginnende Not und die von Cäsar kundgegebene Absicht, das Blut der Mitbürger zu schonen, erweckte bereits unter den Legionen des Afranius das Verlangen nach friedlicher Übereinkunft: noch aber unterbrach Petrejus das von Afranius schon eingeleitete Friedenswerk, indem er Soldaten aus Cäsars Heer niedermachen ließ und den Afranius, die Offiziere und Soldaten nötigte, aufs neue den Eid der Treue für Pompejus abzulegen. Als aber der Versuch des bedrängten Heeres, aus der Nähe des Ebro wieder nach Ilerda zurückzukommen, sich als erfolglos erwies und dasselbe schließlich sich von den Truppen Cäsars eingeschlossen, ohne Futter und Wasser, ohne Holz und ohne Brot sah, mußten endlich die Anführer selbst Cäsars Gnade nachsuchen (2. August). Diese wurde ihnen mit derselben Klugheit gewährt, wie früher den Pompejanern in Corfinium: die Mannschaften wurden entlassen und die freiwillig sich Meldenden in Cäsars Heer eingereiht; Afranius und Petrejus durften

sich zu Pompejus begeben. Einige Zeit später ergab sich auch Varro, als er sah, daß das Land sich an Cäsar anschloß, und sogar eine seiner beiden Legionen ihn verließ. Der Sieger, der diesen Feldzug in vierzig Tagen vollendet hatte, ließ vier Legionen unter Q. Cassius in Spanien und eilte nach Massilia, welches, die ganze Zeit über von Trebonius und Decimus Brutus hart belagert, ebenfalls der veränderten Lage der Dinge Rechnung trug und sich unterwarf.

Von Massilia begab sich Cäsar nach Rom, wo er indessen auf Veranlassung des Prätors und Stadtpräfekten Lepidus gegen das Herkommen von dem Volke zum Diktator ernannt worden war. Auf dem Wege dahin hatte er in Placentia einen Gefahr drohenden Aufstand zu dämpfen. Die neunte Legion, unzufrieden damit, daß der Oberbefehlshaber bisher keine Plünderungen zugelassen und auch das frühere Versprechen eines Geldgeschenkes noch nicht erfüllt hatte, verweigerte den Gehorsam. Cäsar trat — und zwar in Gegenwart der übrigen Mannschaft — mitten unter sie und befahl sofort, je den zehnten Mann von dieser Legion hinzurichten. Diese Energie schlug die Eidbrüchigen nieder und verhütete die Teilnahme der übrigen. Die neunte Legion rief die Barmherzigkeit Cäsars an, der sich nur spät und mit Mühe erbitten ließ, das Strafgericht zu beschränken: von einhundertundzwanzig Soldaten, die als die schuldigsten erschienen, mußten zwölf sterben, welche das Los traf. In Rom angekommen fand er bei der allgemeinen Unterwürfigkeit es nicht nötig, die Diktatur länger als elf Tage zu behalten: er benützte aber diese kurze Zeit, um durch die Wiederherstellung des regelmäßigen Ganges der Verwaltung — er ließ sich deshalb für das J. 48 zum Konsul wählen — den Schein zu erwecken, als ziehe er zur Verteidigung und Behauptung des offenbaren Rechtes im Namen des Staates gegen die unter Pompejus abgefallene Partei in den Krieg; außerdem traf er verschiedene Anordnungen zur Hebung des gesunkenen Kredits und Minderung der Schuldenlast, verlieh den Städten am linken Ufer des Po das römische Bürgerrecht und teilte die Provinzen nach Willkür neuen Statthaltern zu.

Während aber in Spanien und in Rom selbst seine Sache einen so glänzenden Fortgang hatte, erlitt sie in Illyrien und in Afrika eine Niederlage. Der Legat C. Antonius und der Befehlshaber des Geschwaders an der illyrischen Küste, Dolabella, wurden von den pompejanischen Führern gänzlich geschlagen. Und Curio, welcher mit leichter Mühe Sizilien eingenommen und darauf an der afrikanischen Küste nahe bei Utika ein feindliches Heer unter Quinktilius Varus besiegt hatte, ließ sich von dem

pompejanisch gesinnten numidischen Könige Juba in eine Gegend locken, in der die Glut der afrikanischen Sonne die Römer schon vor dem Gefechte entkräftete und lähmte; und als dann der Numidier mit zahllosen Reiterhorden ihn von allen Seiten wütend angriff, verschmähte er es, gleich dem zweiten Befehlshaber Asinius Pollio nach Utika zu fliehen: in verzweifeltem Kampfe gegen die Übermacht fand — die wenigen Leute ausgenommen, mit denen Pollio das Gestade erreichte, — das ganze Heer, zwei Legionen, den Tod.

Doch übten diese Niederlagen, wenn sie auch einen kleineren Geist zu Boden hätten werfen können, keinen hemmenden Einfluß auf die weiteren Entschlüsse Cäsars aus. Dieselben gingen nun dahin, den Pompejus selbst aufzusuchen. Noch vor Beginn des neuen Jahres eilte er nach Brundisium, wohin er zwölf Legionen und seine ganze Reiterei beordert hatte. Aber bei dem Mangel an Schiffen konnte er nur fünfzehntausend Fußgänger und fünfhundert Reiter nach Griechenland übersetzen: weitere Transporte verhinderte Bibulus, der Oberbefehlshaber des pompejanischen Geschwaders, mit der angestrengtesten Wachsamkeit. Acht Monate vergingen nach Cäsars Überfahrt unter vergeblichen Versuchen von beiden Seiten, Vorteile über den Gegner zu erringen. Cäsar eroberte Orikum; Apollonia und andere Städte, ja ganz Epirus fielen ihm zu; dagegen blieb er von seinen in Brundisium zurückgebliebenen Truppen abgeschnitten und das pompejanische Geschwader beherrschte die See. Wohl wußte Cäsar dem letzteren den Bezug von Holz und Trinkwasser unmöglich zu machen, aber seine Absicht, Dyrrhachium, den wichtigsten Platz dieses ganzen Küstenstrichs, wo die größten Vorräte des Feindes aufgehäuft lagen, anzugreifen, vereitelte ihm Pompejus, indem er in den angestrengtesten Märschen herbeieilte. Beide Heere lagerten sich einander gegenüber; nur der Fluß Apsus trennte sie. Doch war Pompejus offenbar im Vorteil: es herrschte Überfluß in seinem Lager, während die Schwierigkeiten der Verpflegung für Cäsar einen immer bedrohlicheren Charakter annahmen, umsomehr als er wegen der eingetretenen Blokade des Hafens von Brundisium durch den Pompejaner Scribonius Libo von dem dortigen Heere, das unter M. Antonius stand, gar keine Kunde mehr erhielt. Da machte er sich, seitens des Antonius eine absichtliche Zögerung argwöhnend, in einer stürmischen Nacht selbst auf den Weg, um seine Truppen herüberzuholen. Auf einem leichten Schiffe brach er verkleidet und unerkannt von Apollonia auf, und als nun Wind und Wellen das Schiff dermaßen umherwarfen, daß der Steuermann umwenden wollte,

trat er aus dem dunkeln Schiffsraume hervor, nahm denselben bei der Hand und sprach: „Auf, guter Mann! fahre zu, fürchte nichts! Du führst den Cäsar und sein Glück.“ Aber vergebens wurde von neuem mit aller Macht gerudert: die Wogen schlugen über das Schiff und man mußte der Wut des Elementes weichen. Als Cäsar wieder landete, empfingen ihn seine Soldaten, die ihn vermißt hatten, am Ufer mit Vorwürfen, daß er ihnen so wenig vertraue: denn auch mit ihnen allein könne er siegen. Endlich brachte Antonius, der den unfähigen Libo von Brundisium weggetrieben hatte, von seiner Mannschaft selbst zur Ausfahrt veranlaßt die zurückgebliebenen Legionen über das Meer: man sah das Geschwader in beiden Lagern. Aber der Wind trieb dasselbe in nördlicher Richtung an Dyrrhachium vorbei; umsonst verfolgte es der pompejanische Schiffsbefehlshaber Coponius mit der Flotte von Rhodus: derselbe Wind, der die Schiffe von ihrer Richtung abgetrieben hatte, führte sie mit geringem Verluste in einen rettenden Hafen. Pompejus und Cäsar zogen nun eilends aus ihren Lagern der Gegend nördlich von Dyrrhachium zu: jener, um den Antonius vor seiner Vereinigung mit Cäsar aufzureiben, dieser, um seinen Legaten zu decken und die Vereinigung zu bewerkstelligen. Trotz des bedeutend weiteren Weges gewann Cäsar den Vorsprung und schob sich mit seiner Hauptmacht so zwischen Pompejus und Dyrrhachium, daß dieser die Verbindung zwischen seinem Lager und dieser Stadt nur noch zur See erhalten konnte. Von da an folgte eine Reihe der heftigsten Gefechte zwischen einzelnen Abteilungen der beiden Heere: Cäsar wollte eine Hauptschlacht erzwingen, Pompejus aber seinen Gegner durch Hunger aufreiben, von dem er ihn bedrängt wußte. Keines dieser zahlreichen Gefechte brachte eine Entscheidung; doch der letzte Kampf in dieser Gegend, bei welchem die beiden Oberanführer einander persönlich gegenüberstanden, endigte mit einer vollständigen Niederlage Cäsars. Er verlor zweiunddreißig Feldzeichen, tausend Mann Tote und viele Gefangene, die Labienus, sein früherer Legat, der zu Pompejus übergegangen war, unter grausamem Hohne niedermachen ließ.

Der Schrecken begleitete Cäsars Soldaten in ihr Lager, so daß nichts zu dessen Schutze geschah und Pompejus in diesem Augenblicke den Krieg hätte beendigen können, wenn er dasselbe angegriffen hätte. Wie aber die Umstände lagen, konnte schließlich Cäsar sagen, es sei an dem Tage der Sieg, nicht aber ein Sieger auf Seiten der Feinde gewesen. Denn es erfüllten sich die Erwartungen des Pompejus, der auf einen massenhaften Abfall der Truppen Cäsars hoffte, nicht im mindesten: diese hatten ein

solches Zutrauen in ihren Feldherrn, daß er seine Leute vielmehr trösten mußte, anstatt ihnen Vorwürfe zu machen. Auch damit bewies Cäsar seinen überlegenen, selten durch Affekte getrübten Verstand, daß er nicht mehr Mittel aufwandte, als zum Ziele nötig waren. Voller Jubel verlangten die Soldaten auf der Stelle gegen den Feind geführt zu werden und schwuren nur als Sieger in das Lager zurückkehren zu wollen. Cäsar hieß sie ihren Mut auf eine bessere Gelegenheit aufsparen, die schon kommen werde; denn er verurteilte selbst nunmehr die Absicht, den Pompejus unter den Mauern von Dyrrhachium zu bezwingen, wo derselbe die reichlichsten Vorräte jeder Art hatte, und gedachte über Apollonia nach dem Innern des Landes aufzubrechen. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit hatte er bald einen großen Vorsprung vor Pompejus gewonnen, der ihn verfolgte. Er zog von Epirus nach Thessalien — nicht ohne Schwierigkeiten, da die triumphierenden Ankündigungen des Gegners von dem errungenen Siege die Bevölkerung der Gegenden, welche er durchzog, feindlich gegen ihn aufregten: nach einem siebentägigen Marsche schlug er sein Lager in der Nähe von Pharsalus auf.

In dem Lager des Pompejus hatte man voller Jubel mit jenem Siege schon alles entschieden geglaubt; der Abzug Cäsars erschien vollends als offenbare Flucht, so daß in dem Kriegsrat ernstlich darauf angetragen wurde, die weitere Bekämpfung desselben der Seemacht zu überlassen, das Landheer aber eilends nach Italien überzusetzen und dieses samt Gallien, Spanien und den Inseln des Mittelmeeres wieder in Besitz zu nehmen. Mit Mühe hatte Pompejus gegenüber dem übermütigen Prahlen der senatorischen Partei, die in seinem Lager das große Wort führte, die Verfolgung Cäsars durchgesetzt, und lagerte nun vier Meilen von ersterem. Selbst durch die reichlichste Zufuhr zu Lande und zur See wohl versorgt, gedachte er mit kluger Berechnung auch ohne eine Hauptschlacht den Gegner sich durch Mangel aufreiben zu lassen. Aber dieser wohlgegründete Plan scheiterte nunmehr an der aufgeblasenen Meinung der Wortführer im Lager, die den Pompejus wider sein besseres Wissen zur raschen Entscheidung trieben, welche Cäsars Truppen ihrerseits um so dringender verlangten, als sie allein von einem baldigen Zusammenstoße mit dem Gegner eine Beendigung der langen und schweren Mühsale und Entbehrungen erwarten konnten, die sie auch hier in Thessalien zu erdulden hatten.

Der Enipeusbach durchschneidet die Ebene zwischen den „Hundsköpfen" (Kynoskephalä) im Norden und den Ausläufen des Otrysgebirges im Süden: am linken Ufer stand Cäsar, am rechten Pompejus. Ersterer,

durch Mangel an Zufuhr bedrängt und zur Veränderung des Lagerplatzes gezwungen, gab in der Nacht (nach dem alten Kalender war es die Nacht vor dem 9. August 48) notgedrungen den Befehl, die Zelte abzubrechen. Schon war ein Teil der Mannschaft in der Richtung gegen Skotussa aus dem Lager abmarschiert, als die Nachricht eintraf, daß das Heer des Pompejus sich in Schlachtordnung aufstelle. Sofort rief jetzt Cäsar die bereits Vorausgezogenen zurück, ordnete seine Mannschaft zum Gefecht und rückte hinaus in die Ebene zwischen dem Enipeus und der Stadt Pharsalus. Pompejus dagegen nahm nicht weit vor seinem Lager Aufstellung. Er hatte 45,000 Legionssoldaten und 7000 Reiter, daneben die Hilfstruppen aus Griechenland und verschiedenen Ländern Asiens. Cäsars Heer zählte nur 22,000 Legionssoldaten und 1000 Reiter; seine Hilfstruppen — gallische Reiterei und leicht bewaffnete Mannschaft aus Ätolien und Akarnanien — hatten wenig Bedeutung. Pompejus kommandierte selbst auf seinem linken Flügel, auf dem er seine zahlreiche Reiterei aufgestellt hatte, um den Feind in der Flanke anzugreifen und zu umgehen; diese Absicht durchschauend, stellte sich Cäsar hier mit der zehnten Legion und einer besonderen Abteilung von 3000 zuverlässigen Fußgängern in Person entgegen. Pompejus erwartete den Angriff; er hoffte, durch den Anlauf aus weiterer Entfernung sollte sich der Feind ermüden. Schweigend rückte das Heer Cäsars heran — schweigend standen die Truppen des Gegners: ein seltsames Schauspiel, zu dem hier die Herrschsucht zweier Männer siebzigtausend Römer zu gegenseitigem Morde zusammenführte, eine Macht, der nichts in der Welt widerstehen konnte und der in Deutschland, im Partherreiche und jenseits des schwarzen Meeres unermeßliche Felder für die Eroberungssucht und Geldgier offen standen. Ein alter Soldat, der Hauptmann Crastinus, zog auf Cäsars Seite mit einhundertundzwanzig Mann der Schlachtlinie voran. Wie ist's? rief ihm der Feldherr zu; was dürfen wir hoffen, Cajus Crastinus? Dieser hob die Rechte empor und rief mit gewaltiger Stimme: Sieger werden wir sein, Cäsar, und zwar mit Ruhm. Heute sollst du mich loben, Feldherr, lebendig oder tot. Er stürzte mit Wut auf die erste Linie der Feinde, schlug viele nieder und fand von vielen Lanzenstichen durchbohrt den Tod. Cäsars Vordertreffen blieb in kurzer Entfernung vor der Fronte des Feindes stehen, um, wie Cäsar selbst berichtet, bei Atem zu bleiben; nach Lukans poetischer Erzählung aber geschah es, weil auf beiden Seiten der Anblick verwandter und verbrüderter Feinde das Blut in den Adern gerinnen machte, so daß ganze Kohorten mit den zum Wurf erhobenen Speeren wie versteinert stehen blieben. Jetzt

schmetterten die Trompeten: der Kampf der Legionen begann, die Speere wurden abgeworfen; zu gleicher Zeit stürmte die ganze Reiterei des Pompejus dem rechten Flügel Cäsars in die Flanke. Cäsars Reiterei wich vor diesem Angriff zurück, aber das auserlesene Fußvolk, das für diesen Fall bereit stand, machte mit den Lanzen einen lebhaften Angriff auf die feindlichen Reiter und warf sie auf das Hochgebirge zurück. Im Zentrum kämpfte Mann gegen Mann mit dem Schwert, ohne das Geschrei, das sonst die Schlachten begleitet; nur das Klirren und Anprallen der Waffen und das dumpfe Ächzen der Verwundeten hörte man und oft kam es vor, daß ein tödlich Verwundeter dem Feind, der ihm den Todesstoß gegeben, Grüße und letzte Aufträge nach Hause mitgab. Die Schwenkung aber, mit welcher die Sieger über die Reiterei des Pompejus dem linken Flügel desselben in den Rücken fielen, entschied die Schlacht; und als nun die Legionen zu weichen begannen, ließ Cäsar auch sein drittes Treffen mit aller Macht ins Gefecht einrücken. Pompejus hatte die Fassung schon in dem Augenblicke verloren, als er seine Reiterei geschlagen sah, jetzt zog er sich in das Lager zurück und saß sprachlos in seinem Zelte. Cäsar aber jagte dem fliehenden Heere nach und beschwor seine Leute, die von der glühenden Mittagshitze matt wurden, noch mit dem Aufgebot aller Kraft das Lager zu erobern. Mit erneutem Anlauf stürmten diese gegen den Wall, den die viertausend Mann starke Lagerbesatzung und fremde Hilfsvölker einige Zeit tapfer verteidigten. Als Pompejus das Waffengetöse immer stärker herankommen hörte, fuhr er aus seinem düsteren Schweigen auf und sagte: also gar vollends ins Lager! — darauf warf er sich auf ein Pferd und floh mit vier Freunden gegen Larissa hin. Bald darauf war das Lager erobert. Zahlreiche Gefangene waren in die Hände Cäsars gefallen — viele zum zweiten Male. Über diese ließ er ein strenges Strafgericht ergehen, während er den anderen ihre Anhänglichkeit an Pompejus nicht zum Verbrechen anrechnete, sondern es vielmehr als ein Verdienst anerkannte, daß sie dankbar gegen ihren Wohlthäter gewesen seien. Denn von Natur nicht grausam gedachte er nicht minder durch kluge Schonung als durch Strenge sich den Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen. Er hielt an diesem Grundsatze um so mehr fest, als durch die Schlacht die Kriegsmacht des Pompejus nur auseinandergesprengt, nicht aufgerieben war; nach dem Berichte eines Augenzeugen waren von dem Hauptheere nur sechstausend Mann gefallen, die meisten dagegen hatten sich auf das hohe Gebirge zurückgezogen, welches sich unmittelbar hinter dem Lager erhob, um von hier aus dem Oberbefehlshaber nach Larissa

zu folgen. Cäsar rückte ihnen nach und nötigte sie — mehr als vierundzwanzigtausend Legionssoldaten — die Waffen zu strecken.

Der Rest der Truppen mit den bedeutendsten Führern der pompejanischen Partei, Scipio, Afranius, Labienus, sammelte sich um Cato in Dyrrhachium, woselbst sich auch Cicero während der Schlacht aufgehalten hatte. Aber Cäsar entschloß sich vor allem den Pompejus zu verfolgen. Dieser war auf seiner Flucht bereits durch das Thal Tempe an das Meer gelangt und hatte daselbst mit seinen Begleitern ein römisches zufällig dort vor Anker liegendes Kauffarteischiff bestiegen, um seiner Gattin Cornelia selbst die Botschaft von seiner Niederlage nach Lesbos zu überbringen. Ohne den Boden der Insel zu betreten, ließ er diese und seinen Sohn Sextus an Bord des Schiffes kommen und setzte seine Fahrt nach Attalia, einer pamphylischen Seestadt, fort, wo er etliche seiner Kriegsschiffe und etwa sechzig Senatoren versammelt fand. Als er von diesen hörte, daß seine ganze Seemacht noch beisammen und Cato mit einem ansehnlichen Teile seiner Truppen zur Fortsetzung des Krieges nach Afrika übergefahren sei, beklagte er es bitter, daß er nicht seiner bessern Einsicht gefolgt sei und sich ohne Not zu einer Schlacht im Binnenlande habe verleiten lassen; gleichwohl aber ließ er sich auch jetzt wieder bewegen, die eigene Überzeugung dem Rate anderer nachzusetzen. Es mußte bei der wunderbaren Schnelligkeit, mit der Cäsar sein Ziel verfolgte, ein Entschluß gefaßt werden. Pompejus selbst wollte sich nach Parthien wenden, mit dessen König er Unterhandlungen angeknüpft hatte; andere wiesen auf Afrika und den König Juba hin; Theophanes aber riet, in Ägypten Aufnahme zu suchen, an dessen Küsten man binnen drei Tagen landen könne. Dort hatte der König Ptolemäus Auletes bei seinem unlängst erfolgten Tode seine zwei ältesten Kinder, Kleopatra und den jetzt dreizehnjährigen Ptolemäus, zu Erben seines Thrones eingesetzt; durch die Herrschsucht der Berater des königlichen Prinzen aber, welche allein regieren wollten und die Kleopatra verdrängt hatten, war es zum Kriege zwischen den Geschwistern gekommen. Als Pompejus sich der Küste näherte, lag Ptolemäus mit den Seinen bei Pelusium. Jener ließ in einiger Entfernung die Anker werfen und schickte etliche Leute an das Land, um den König in der Erinnerung an die Gastfreundschaft, die sein Vater bei ihm einst in Rom gefunden hatte, um Aufnahme und Schutz zu bitten. Ptolemäus antwortete nichts. Aber jene Minister — Achillas, Pothinus und Theodotus — berieten jetzt, was das Schicksal des großen Pompejus sein sollte; und der Mann, der vor wenigen Tagen noch über Könige und viele tausend

Bewaffnete geboten hatte, wartete jetzt sehnsüchtig auf den Spruch, den er aus dem Munde ehrgeiziger Emporkömmlinge empfangen sollte. In diesem Rate schlug Theodotus vor, den Pompejus unter dem Scheine der Gewährung seiner Bitte unschädlich für Ägypten zu machen, damit man nicht die Rache des Siegers auf sich ziehe. Ein Toter, sagte er, beißt nicht mehr. Dieser Vorschlag wurde angenommen und ein kleines Boot, das nur wenige Menschen aufnehmen konnte, hinausgeschickt, um den Pompejus ans Land zu bringen. Das unansehnliche Fahrzeug, welches statt des von ihm erwarteten jungen Königs ihm entgegenkam, erfüllte diesen mit schlimmen Ahnungen; aber angesichts der königlichen Kriegsschiffe, die man am Ufer sich zur Ausfahrt fertig machen sah, bestieg er das Boot, indem er aus demselben noch seiner Gattin und seinem Sohne die Verse des Sophokles zurief:

Doch wer zu einem Herrscher sich begibt,
Ist schon sein Knecht, wenngleich er als ein Freier geht.

Man fuhr in düsterem Schweigen dem Lande zu. Sollte ich in dir nicht einen alten Kameraden erkennen? sagte Pompejus zu einem der Abgesandten, dem Römer Septimius. Dieser nickte nur mit dem Kopfe, ohne zu antworten. Dann war es wieder still und Pompejus las die griechische Anrede, die er sich für die Begegnung mit dem jungen König in seine Schreibtafel eingezeichnet hatte. Cornelia blickte in angstvoller Spannung nach dem Boote, wie es sich der Küste näherte, an welcher sich eben viele Hofleute wie zu einem ehrenvollen Empfange versammelten, und ebendarum begann sie wieder zu hoffen. In dem Augenblicke aber, da Pompejus die Hand seines Kämmerers Philippus ergriff, um sich von seinem Sitze aufzurichten, stieß ihm Septimius das Schwert in den Rücken und die andern thaten das gleiche. Pompejus zog mit beiden Händen die Toga über das Gesicht; man hörte von ihm kein Wort, nur ein Stöhnen, als er unter den Streichen der Mörder zusammenbrach. Aber von den Schiffen, die ihn hergebracht hatten, drang das Jammergeschrei bis an das Ufer von Pelusium hinüber; sie lichteten alsbald die Anker westwärts und ein frischer Landwind entführte sie schnell den zur Verfolgung ausgesandten Fahrzeugen.

2. Der Krieg gegen die Pompejaner (48—45).

Cäsar, der unmittelbar nach der Schlacht bei Pharsalus befürchtete, Pompejus könnte sich in den östlichen Ländern wieder mit einer bedeutenden Macht umgeben, und daher eilte ihn zu verfolgen, überließ die

Unterwerfung der griechischen Völkerschaften, die feindlich gegen ihn aufgetreten waren, seinem Legaten Fufius Calenus. Vor ihm her ging der Ruhm des eben errungenen Sieges, der alles ihm unterthänig machte. So ergab sich ihm trotz seiner Übermacht C. Cassius, sein späterer Mörder, einer der Schiffsbefehlshaber des Pompejus, mit zehn Kriegsschiffen, als Cäsar auf einem gewöhnlichen Fahrzeuge im Hellesponte ihm begegnend seine Unterwerfung forderte, und ebenso fiel ihm auf seinem Zuge durch Kleinasien hier alles zu. In Ägypten mit nur viertausend Mann angelangt, fand er für den Anfang scheinbar alles bereit sich vor ihm zu beugen. Theodotus überbrachte ihm den abgeschnittenen Kopf des Pompejus: mit Abscheu wandte er sich von diesem ab; aber den Siegelring des Getöteten nahm er mit Thränen entgegen. Auch erwies er sich freundlich gegen die Anhänger seines Gegners, die man im Lande festgenommen hatte, und schrieb nach Rom: das sei der größte und schönste Genuß von seinem Siege, daß er immer wieder Gelegenheit finde, Mitbürgern, die gegen ihn gefochten hätten, das Leben zu erhalten. Doch in Alexandria, der Hauptstadt Ägyptens, kam er mit einem Male in die Gefahr, alle Früchte seiner bisherigen Bestrebungen und Siege, ja das Leben selbst zu verlieren. Einige Berichterstatter schreiben die ganze Schuld des gefahrvollen Kampfes, der unerwartet nun ihn bedrohte, seiner Leidenschaft für die verführerische Kleopatra zu; Cäsar selbst erzählt, es habe das leicht reizbare Volk von Alexandria schon über seinen Einzug mit Liktoren als ein entwürdigendes Zeichen römischer Oberherrlichkeit sich geärgert und gleich anfangs seien darum Mordthaten an einzelnen seiner Soldaten verübt worden; dann aber hätten erbost über das Verlangen, das er als römischer Konsul gemäß der zwischen Rom und dem Könige Ptolemäus Auletes geschlossenen Übereinkunft an die beiden königlichen Geschwister stellte, ihre Mannschaften zu entlassen und ihre Ansprüche und Klagen vor seinem Richterstuhle geltend zu machen, Pothinus und Achillas in geheimem Einverständnisse mit dem jungen Könige das Heer des letzteren von Pelusium nach Alexandria gezogen und — die Halbinsel Pharos ausgenommen, welche er mit seiner kleinen Kriegsmacht inne hatte, — die ganze große Stadt in feindlicher Absicht besetzt; angesichts der steigenden Gefahr habe er sich sodann der Person des Königs versichert. Wie dem sei, es erhob sich von Seiten der Alexandriner, die selbst ungemein zahlreich waren und ein Heer von kriegsgeübten Söldnern hatten, ein wohl an neun Monate dauernder erbitterter Kampf gegen die mit Cäsar eindringende fremde Oberherrschaft und es war vergebens, daß Cäsar, den Kleopatra sogleich

mit ihrem Liebreiz umstrickt hatte, zum Scheine die beiden königlichen Geschwister versöhnte, ihnen aufs neue den Besitz des Thrones von Ägypten unter römischer Oberhoheit zusprach und den zwei jüngern Geschwistern derselben, Arsinoe und einem zweiten Ptolemäus, die Insel Cypern als ihren Anteil am Erbe zuwies. Pothinus und Achillas hatten Anlaß genug zu glauben und die Meinung zu verbreiten, daß er darauf ausgehe, den in Haft gehaltenen jungen König ganz zu verdrängen und seine Geliebte, Kleopatra, zur Alleinherrscherin Ägyptens zu machen. Cäsar wurde zu Wasser und zu Lande auf das heftigste angegriffen, so daß es der ganzen schöpferischen Kraft seines Geistes bedurfte, um den völligen Untergang abzuwenden. Um die ihm besonders gefährliche Flotte der Feinde unschädlich zu machen, ließ er dieselbe in Brand stecken, wobei das Feuer sich den Schiffswerften mitteilte und sodann die nächsten Gebäude am Lande ergriff. Damals verbrannte in Alexandria die große von den ersten Ptolemäern angelegte Bibliothek, die reichste der alten Welt, die nach dem einen Berichte vier-, nach dem andern siebenhunderttausend Bücherrollen enthalten haben soll. Später entließ er den König Ptolemäus seiner Haft, da die Ägypter dieses als die erste Bedingung einer friedlichen Übereinkunft erklärten; aber derselbe benützte seine Freiheit, um sich selbst an die Spitze der gegen Cäsar kämpfenden Scharen zu stellen. Bedeutende Verstärkungen der römischen Macht, die aus Kleinasien anrückten und trotz aller Gegenanstalten der Ägypter ihre Vereinigung mit den Truppen Cäsars bewerkstelligten, verschafften ihm jedoch endlich bei dem Kampfe in offenem Felde den Sieg. Der junge König ertrank mit vielen Flüchtigen im Nil und Alexandria empfing den Sieger mit demütiger Unterwürfigkeit (27. März 47). Cäsar verlieh den Thron Ägyptens an Kleopatra und ihren jüngeren Bruder Ptolemäus.

Ehe Cäsar nach diesen Erfolgen Rom aufsuchte, um hier die also erworbene Herrschaft persönlich anzutreten, zog er — auf seinem Marsche überall von Fürsten, Völkerschaften und Städten mit den überschwänglichsten Huldigungen empfangen — von Alexandria durch Syrien und Kleinasien gegen den König Pharnaces von Pontus, welcher den Bürgerkrieg der Römer benützt hatte, um seinem kleinen Besitze, der durch Pompejus auf das Land zwischen dem asowschen und dem schwarzen Meer beschränkt worden war, durch verheerende Eroberungszüge nach Kolchis, Kleinarmenien und Kappadocien wieder die Ausdehnung zu geben, die das pontische Reich unter seinem Vater Mithridates gehabt hatte. Bereits war Domitius Calvinus, Cäsars Statthalter in Kleinasien, von ihm bei

der Stadt Nikopolis, die Pompejus zum Andenken an seine Siege über Mithridates erbaut hatte, besiegt worden und ein großer Teil Kleinasiens von seinen grausamen Horden überschwemmt, als im Sommer des Jahres 47 Cäsar mit vier Legionen gegen ihn im Felde erschien. Der Asiate suchte den römischen Feldherrn durch Unterhandlungen und Versprechungen hinzuhalten — denn er wußte, daß Unruhen in Rom seine eilige Rückkehr nach Italien forderten —; aber Cäsar zwang ihn bei Zela (2. August) zu der Schlacht, von der er nachher in einem Briefe an einen Freund behauptete, daß Kommen, Sehen und Siegen eines gewesen sei (veni, vidi, vici). Pharnaces kam bald nach dieser Schlacht im Kampfe gegen einen Empörer ums Leben.

Nur wenige Monate verweilte der siegreiche Diktator in Rom, wohin er von Pontus geeilt war, um die schwebenden inneren Fragen zu lösen — noch vor Ablauf des Jahres 47 begab er sich auf einen neuen Kriegsschauplatz. Denn bald nach der Schlacht bei Pharsalus waren die bedeutendsten Führer der pompejanischen Partei, die, wie erwähnt, sich um Cato in Dyrrhachium gesammelt hatten, nach Afrika übergesetzt, um hier vereint mit dem König Juba von Numidien den Krieg mit aller Macht fortzusetzen. Stolz auf seinen Sieg über Curio hatte dieser anfangs die Pompejaner übermütig behandelt, bis Cato, der erst später in Afrika eintraf, durch sein persönliches Ansehen und seine Kriegsmacht — nahe an zehntausend Mann — der Partei ein Gewicht gab, welches Jubas Ansprüche weit überwog; aber indem Cato die von allen Führern ihm angebotene Gewalt aus Achtung für das Herkommen an Metellus Scipio, den Konsularen und Schwiegervater des Pompejus, abtrat, war der Oberbefehl über die pompejanische Macht in Afrika in die Hände eines zu dieser Stellung durchaus nicht befähigten Mannes gekommen.

Zehn Legionen mit einhundertundzwanzig Elefanten standen hier unter seinem Kommando, daneben vier Legionen des Königs Juba mit einer zahllosen Reiterei und vielen leichten Truppen; an der Küste lagen unter Attius Varus und M. Oktavius mehrere Kriegsgeschwader; und diese Macht erhielt noch täglich Verstärkungen. Aber es fehlte ihr der das Ganze leitende und bewegende Geist und die Kraft, mit allen Mitteln auf einen Zweck hinzuarbeiten. Vielmehr ließ Scipio und andere neben ihm allen gehässigen Leidenschaften freien Lauf, wo die Klugheit gebot, die Landeseinwohner, ja bei Gelegenheit auch die Feinde auf jede Art zu gewinnen. Er verwüstete das offene Land weit und breit, damit Cäsar, wenn er herüberkäme, keine Mittel zu seinem Unterhalt finde. Angewidert von

der rohen Rachsucht, die sich bei den Pompejanern in den unmenschlichsten Drohungen äußerte, hatte Cato, ohne ferner thätigen Anteil an dem Kriege zu nehmen, sich nach Utika zurückgezogen, das nur durch seine Vermittlung vor der Zerstörung gerettet worden war. Gegen diesen Feind eröffnete nunmehr Cäsar den Krieg (Ende des J. 47): er brachte in seinem gewaltigen Geist eine Macht mit, die alle Vorteile auf der Seite der Gegner weit überwog; und die verhältnismäßig wenigen und dazu noch nicht eingeübten Soldaten, die er zuerst hinüberführte, blieben bei den größten Gefahren und unter Entbehrungen jeder Art voll guter Zuversicht, da sie auf dem Angesichte ihres Feldherrn jene unverwüstliche Heiterkeit ausgeprägt sahen, in der sich die Gewißheit der Herrschaft über die Umstände zu erkennen gibt. Er mußte anfangs, eben wegen der geringen Anzahl seiner Truppen, größere Gefechte vermeiden, bis er Verstärkungen aus Italien und Sizilien an sich gezogen hatte. Als diese eingetroffen waren, griff er das feindliche Heer an, das bei der zufälligen Abwesenheit Scipios von Labienus und Petrejus befehligt in der Nähe von Adrumetum stand. Hier wurden seine Truppen geschlagen und von den Feinden lebhaft verfolgt, so daß Cäsar selbst sie nicht zum Stehen bringen konnte. Ja es konnte der afrikanische Krieg mit diesem Gefecht beendigt sein, aber es waltete hier wieder Cäsars Glück. Das Pferd des Labienus wurde bei der Verfolgung der Geschlagenen erstochen und Petrejus ließ zum Rückzug blasen mit den Worten: wir dürfen unserem Oberbefehlshaber Scipio den Sieg nicht wegnehmen. Ebenso günstig fügte es sich, daß Juba, der mit einer gewaltigen Macht auf dem Wege war, um sich mit Scipio zu vereinigen, durch einen Einfall des mauretanischen Königs Bocchus in sein Land genötigt wurde zurückzukehren. Auch schlossen sich viele der vom senatorischen Heere mißhandelten Landeseinwohner an ihn an und afrikanische Soldaten stellten sich unter Cäsars Fahnen, als sie hörten, daß dieser ein Neffe des C. Marius sei. Allein trotz dieser günstigen Wendung lagen die Verhältnisse für Cäsar ungünstig: Juba kehrte zurück und brachte dem feindlichen Heere sehr bedeutenden Zuwachs; die Schützen und windschnellen Reiter der Feinde fügten seinen Legionären bei jeder Bewegung, wie im Fluge, unendlichen Schaden zu und machten seine Reiterei fast unbrauchbar; auch die Elefanten des Feindes schadeten ihm sehr, da Roß und Mann sich vor denselben entsetzten; und endlich drückte sein Heer der Mangel an Lebensmitteln und an Wasser. Vergebens bot Cäsar, nachdem er neue Verstärkungen erhalten hatte, dem Feinde wiederholt in günstigen Stellungen eine Schlacht an, um

die Sache zur Entscheidung zu bringen, aber Scipio vermied es standhaft das Gefecht anzunehmen. Darum griff Cäsar endlich Anfang April 46 zu einer List. Er führte sein Heer vor Thapsus und schritt in der Hoffnung, daß die Pompejaner diesen wichtigen Platz nicht im Stiche lassen würden, sofort zur Belagerung. Ein ausgedehnter Salzsee, der sich bis in die Nähe der auf einer Halbinsel ins Meer hinausgebauten Stadt erstreckte, ließ hier die gefährlichen Anläufe der numidischen Reiter nicht zu. Wie zu erwarten gewesen war, folgten ihm denn auch Scipio und Juba und bezogen ganz in der Nähe drei Lager. Während sie aber noch mit Schanzarbeiten beschäftigt waren, drängten die Soldaten Cäsars schon zur Schlacht, und zeigten sich von solchem Grimm gegen den Gegner erfüllt, daß der Feldherr kaum mehr Zeit fand, das Wort der Losung „Glück" (felicitas) herumgehen zu lassen. Seine Schützen und Schleuderer — in der letzten Zeit auf solche Kämpfe eingeübt — gingen auf die feindlichen Elefanten los und jagten sie gegen die rückwärts stehenden Reihen; die maurische Reiterei wurde mitfortgerissen; die Feinde flohen dem ersten Lager zu, gegen welches Cäsar mit den Legionen anstürmte; das erste, das zweite, auch das dritte Lager der Feinde wurde erobert und so groß war der Grimm der Soldaten, daß ganze Scharen der Pompejaner, welche die Waffen wegwarfen und um Schonung flehten, trotz der Bitten Cäsars niedergemetzelt wurden. Wohl an fünfzigtausend Feinde, die Numidier miteingerechnet, fanden in wenigen Stunden den Tod, während Cäsars Verlust äußerst gering war (6. April). Scipio, Juba, Petrejus, Labienus, Afranius entkamen aus der Schlacht; viele gefangene Optimaten töteten sich selbst; manche wurden von dem Sieger begnadigt, freilich auch viele hingerichtet.

Indessen hatte Cato in Utika alle Vorbereitungen für eine etwaige Belagerung der Stadt getroffen, um an diesem ihm angewiesenen Platze die Freiheit und die Verfassung Roms bis auf den letzten Augenblick zu verteidigen. Dorthin brachte drei Tage nach der Schlacht spät am Abend ein Bote die Nachricht, daß alles verloren sei. Sofort geriet die Stadt noch in der Nacht in heftige Bewegung: Cato hatte Mühe, die Leute, die schreiend durch die Gassen liefen, durch seine Vorstellungen von einer allgemeinen Flucht zurückzuhalten. Am folgenden Morgen versammelte er die in der Stadt als Handelsleute wohnenden römischen Bürger und stellte ihnen vor, daß für sie selbst und die Stadt Rettung bloß durch gemeinsame, besonnene Maßregeln möglich sei, daß sie aber zunächst nicht an Utika, sondern an Rom denken, hier in Afrika die gemeinschaftliche Vaterstadt retten müßten. Und dazu sei auch noch Hoffnung vorhanden, da

Cn. Pompejus, der Sohn des Diktators, den Sieger mit einem neuen gewaltigen Kriege bedrohe und Rom selbst ihm noch gar nicht sicher sei. Nur müsse man der Gefahr mutig entgegengehen und, wie Cäsar selbst, für den Sieg das Leben einsetzen. Für den Augenblick erhob seine Ansprache auch diese sonst nur dem Erwerb und Geldgeschäften lebenden Leute: er möge, riefen sie, über ihre Person und Habe verfügen; lieber wollten sie unter seiner Führung sterben als einen Mann wie ihn verlassen. Bald aber trat an die Stelle dieser Begeisterung vollkommene Mutlosigkeit. Wie sollten wir, sagten sie, uns einem Cäsar entgegenstellen, dem auf der ganzen Welt nichts widersteht? wie in Utika für Roms Freiheit fechten, die Cato und Pompejus der Große selbst in Italien nicht verteidigen konnten? So lange es Zeit ist, lasset uns bei dem Sieger Schonung suchen! Jetzt waren sie schon so weit, daß sie zum größern Teile auf Mittel dachten, sich der römischen Senatoren, die sich eben in der Stadt befanden, zu versichern, um durch die Auslieferung derselben Cäsars Gnade zu erkaufen. Cato ahnte schon diese Umwandlung, als die aus der Schlacht bei Thapsus entflohenen Reiterscharen vor Utika anlangten und drei Abgeordnete zu ihm in die Stadt hereinschickten, um seinen Rat über ihr ferneres Verhalten einzuholen. Cato drang in sie, die Verteidigung der Stadt zu übernehmen, die jahrelang eine Belagerung aushalten könne, und so das Leben der vielen Senatoren in derselben zu retten. Die Reiter erwiderten: sie hätten gute Zuversicht, wenn Cato ihr Befehlshaber wäre; aber dem Stadtvolke von Utika, diesen Phöniziern, trauten sie nicht; sie könnten daher Catos Antrag nur annehmen, wenn er sich entschließe, all das treulose Volk aus der Stadt zu treiben oder umzubringen. Cato ließ nicht merken, wie sehr er einen solchen Gedanken verabscheute, und bat um eine kurze Frist, um mit den römischen Bürgern in der Stadt zu sprechen. Diese versuchten aber bereits nicht mehr, irgend welche Vorwände für ihre Furcht vorzubringen, sondern erklärten rundweg und mit Unwillen: sie könnten und wollten sich gegen Cäsar nicht wehren, die Senatoren aber solle man festhalten. Während dieser Verhandlungen mit den Bürgern setzten die Reiter draußen ungeduldig sich in Bewegung, um weiter zu ziehen; mit Mühe bewog sie Cato, der ihnen nacheilte, umzukehren und diesen Tag noch zu bleiben, damit die Senatoren unter ihrem Schutze sich retten könnten. Er führte sie in die Stadt, deren Thore und Festungswerke er durch sie besetzen ließ. Darüber gerieten die römischen Bürger in Schrecken, als sollte nun an ihnen wegen ihrer Unbeständigkeit Rache genommen werden: sie ersuchten Cato, in ihre

Versammlung zu kommen. Trotz der dringenden Bitten der Senatoren, welche eine Handlung der Treulosigkeit fürchteten, ging Cato hin — unbesorgt um sein Geschick: denn schon stand sein Entschluß fest, Cäsars Sieg nicht zu überleben; aber für andere sorgte er mit der äußersten Geduld und Aufopferung. Da baten ihn denn die Bürger um Nachsicht mit ihrer Schwäche; sie wollten durch eine Abordnung an Cäsar — derselbe befand sich schon mit seiner gesamten Macht auf dem Marsche gegen Utika — diesen für sich selbst und vor allen für ihn um Gnade anflehen; wenn derselbe für ihn sich nicht erweichen lasse, wollten auch sie jede Schonung verschmähen und bis auf den letzten Hauch für ihn fechten. Cato, der die Haltlosigkeit dieser Leute wohl durchschaute, trieb jetzt die Senatoren an, weil hier ihres Bleibens nicht sei, sich über die See zu retten, so lange sie unter dem Schutze der Reiter seien. Er ließ alle Thore der Stadt mit Ausnahme des gegen den Hafen gelegenen schließen und betrieb selbst die Einschiffung: die ganze Nacht und den größten Teil des folgenden Tages brachte er damit zu, für die Abfahrt und die Bedürfnisse der Männer zu sorgen, welche von Cäsar in Utika nicht getroffen werden sollten. Darauf übergab er den Vorstehern von Utika alle Gelder und Vorräte mit den über sie geführten Rechnungen und, nachdem er gegen Abend das gewöhnliche Bad genommen hatte, ließ er sich in zahlreicher Gesellschaft zum Mahle nieder. Wie an seinem Tische gewöhnlich geschah, war auch jetzt die Unterhaltung mit philosophischen Gesprächen gewürzt, bei welchen auch der stoische Hauptsatz zur Sprache kam, daß nur der Rechtschaffene wirklich frei, der Lasterhafte aber immer ein Sklave sei. Cato sprach über diesen Satz lange mit so erhobener und gewaltiger Stimme, daß man schon aus diesen äußeren Zeichen mit Gewißheit auf seinen Vorsatz schließen konnte. An der Stille und Niedergeschlagenheit, die bei seinen Gästen auf diese Rede folgte, merkte Cato ihre Gedanken, weshalb er wieder von anderen Dingen, von dem mutmaßlichen Schicksal der Männer, die zu Lande und zur See flüchteten, zu sprechen anfing. Nach der Tafel erging er sich, wie immer, noch eine Weile mit den Freunden und gab den Führern der nächtlichen Rundwachen die nötigen Weisungen; nur, als er im Begriffe war sich in sein Gemach zurückzuziehen und seinem Sohne Markus und den Freunden gute Nacht wünschte, verspürten diese an ihm eine ungewöhnlich weiche Stimmung, so daß sie aufs neue zu fürchten begannen. Er legte sich auf sein Bett und las in Platos Dialog „Phädon", in welchem Sokrates ein schönes Bekenntnis des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele ablegt.

Dazwischen blickte er über sich und, da er sein kurzes Schwert nicht zu Häupten seines Bettes hängen sah — sein Sohn hatte es während des Mahles auf die Seite geschafft —, rief er einem Sklaven und fragte, wo das Schwert sei. Dieser schwieg: und Cato las noch eine Weile fort. Bald darauf fragte er zum zweiten Male: und da wieder niemand dasselbe brachte, las er das Buch zu Ende; als aber auf seinen dritten Ruf der Sklave ohne das Schwert erschien, schlug er in heftigen Zorn um. Auf sein Schelten kam Markus samt den Freunden weinend herbei und umarmte ihn unter Flehen und Wehklagen. Er aber erhob sich immer noch zürnend von seinem Bette und sagte mit drohender Gebärde: „Seit wann habe ich denn meine Besinnung verloren, ohne daß ich es weiß? kein Mensch überführt mich, daß es ein unrechter Vorsatz ist, den ich gefaßt habe; und doch soll ich nicht thun dürfen, was mir selbst gut deucht, und soll meiner Waffe beraubt sein? Willst du nicht vollends deinen Vater fesseln, du wackerer Junge, und mir die Hände knebeln, bis Cäsar kommt und mich ohnmächtig und wehrlos findet? Und ich brauche ja das Schwert nicht, wenn ich mir selbst das Leben nehmen wollte: den Atem einzuhalten oder gegen die Wand zu rennen thäte mir denselben Dienst.“ Auf diese Worte entfernte sich der Jüngling unter lautem Weinen und die andern mit ihm; nur die beiden Philosophen, der Stoiker Apollonides und der Peripatetiker Demetrius, blieben in dem Zimmer zurück. Mit diesen sprach er in gelinderem Tone: „Und wollt denn auch ihr einen Mann von meinen Jahren gewaltsam im Leben zurückhalten? wollt ihr schweigend euch hersetzen und mich hüten? oder bringt ihr mir Vernunftgründe her, mich zu überzeugen, daß Cato keine Sünde und keine Schande auf sich lade, wenn er in Ermangelung anderer Wege zur Rettung sitzen bleibt und wartet, ob der Feind ihm das Leben gönnen will? Ei so belehret mich doch darüber und helft mir zu besserer Einsicht, damit ich alle die Grundsätze verbanne, die mich bisher im Leben begleitet haben, und damit ich Cäsarn auch dafür zu Dank verpflichtet werde, daß er mich weiser gemacht hat! Übrigens habe ich über mich selbst noch keinen Entschluß gefaßt; wenn er aber gefaßt ist, muß ich die Macht haben zu thun, was ich beschlossen habe. Aber um zu einem Entschlusse zu gelangen, werde ich euch gewissermaßen zu Rate ziehen, indem ich dabei die Grundsätze anwende, die ihr selbst in der Philosophie aufstellt. Darum gehet getrosten Mutes und saget meinem Sohn: er solle den Vater nicht zwingen wollen, wo er ihn nicht überzeugen kann.“ Die Philosophen gingen schweigend und weinend hinaus und es wurde ihm das Schwert

in das Gemach gebracht. Er zog es aus der Scheide und, als er Spitze und Schneide in gutem Stande sah, sprach er: „Nun gehöre ich mir selbst an“, hing es an seinen Platz, ließ sich auf dem Lager nieder und las aufs neue im Phädon. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf; man hörte vor der Thüre sein Atmen. Um Mitternacht schickte er nochmals an den Hafen, um nachsehen zu lassen, ob alle abgefahren seien, die fliehen sollten. Auf die Nachricht, daß nur ein einziger noch zurück sei und auch dieser im Begriffe stehe das Schiff zu besteigen, daß es aber auf der See heftig stürme, schickte er besorgt noch einmal einen Diener hinab, sich umzusehen, ob nicht etwa einer der Ausgefahrenen in den Hafen zurückgekehrt wäre, und legte sich bis zu der Rückkehr desselben zu einem kurzen Schlafe nieder. Als dieser zurückgekommen meldete, daß alles im Hafen ruhig sei, befahl Cato die Thüre seines Gemaches zu schließen und stieß sich das Schwert in den Leib unterhalb der Brust. Aber der Stoß war infolge einer Verwundung seiner Hand nicht kräftig genug, um seinen Tod herbeizuführen: er fiel von seinem Lager auf den Boden und sein Arzt, der herbeigeeilt war, als er Cato fallen hörte, nähte die Wunde wieder zu. Cato ließ es geschehen; aber als es geschehen war, stieß er den Arzt zurück, riß mit den Händen die Wunde weiter auf und starb. Die Einwohner der Stadt, sowohl die römischen Bürger als die Provinzialen, durch den Tod Catos, des einzigen wahrhaft freien und nie besiegten Mannes, in gleich tiefer Trauer vereinigt, bestatteten seine Reste am Gestade, wo nachmals sein Standbild, das Schwert in der Rechten haltend, aufgestellt wurde.

Die vornehmsten der aus der Schlacht bei Thapsus entkommenen Führer, namentlich Scipio und der König Juba, Afranius, Petrejus, fanden zum teil ebenfalls durch eigene Hand den Tod. Den afrikanischen Gemeinden aber, die es mit Pompejus gehalten hatten, legte Cäsar große Geldstrafen oder Lieferungen auf, während er das Reich des Juba, Numidien, zur römischen Provinz unter der Verwaltung des später als Geschichtschreiber berühmt gewordenen Sallustius Crispus machte. Darauf fuhr er über Sardinien, von wo er einen Teil seiner Truppen nach Spanien hinüberschickte, nach Rom, wo seiner übermäßige Ehren warteten. Vier volle Tage hintereinander zog er mit unerhörtem Prunke im Triumph durch die Stadt auf das Kapitol; jeder Tag galt einem Siege: über Gallien, Ägypten, Pharnaces und Juba. Er vermied dem Namen nach einen Triumph über seine Mitbürger, obwohl derselbe in Wirklichkeit der Gegenstand seines Strebens seit vielen Jahren gewesen war; aber doch versagte er es sich nicht, Bilder der in dem Bürgerkriege gelieferten

Schlachten und des Todes seiner vornehmsten Gegner — mit Ausnahme des Pompejus — in dem Zuge einhertragen zu lassen. Auf den Triumphzug folgte die Belohnung der Soldaten: es bekam ein jeder fünftausend Denare (dreitausend Mark), die Centurionen das doppelte, die Kriegstribunen und Anführer der Reiterei das vierfache; den Veteranen wurde Land zu Ansiedelungen angewiesen. Auch arme Bürger wurden mit Geschenken an Geld, Öl und Korn bedacht; ebenso wurde für Unbemittelte für ein Jahr der Mietzins bezahlt. Und endlich wurden die Triumphe Cäsars mit einem Schmause beschlossen, an dem er das ganze Stadtvolk teilnehmen ließ. An zweiundzwanzigtausend Tischen wurden demselben die kostbarsten Gerichte aufgetragen und die edelsten Weine kredenzt. Von diesem Schmause kehrte Cäsar zwischen zwei Reihen von Elefanten, die als Fackelträger dienten, von dem ganzen Volke begleitet nach seiner Wohnung zurück.

Geteilt zwischen dem Genusse der durch seine Siege errungenen Herrlichkeit und ernster politischer Thätigkeit lebte Cäsar nunmehr in Rom, bis die Ereignisse in Spanien ihn von dort noch ein letztes Mal abriefen: seine Legaten, Q. Fabius Maximus und Q. Pedius, begehrten dringend, daß er daselbst in eigener Person den Oberbefehl übernehme. Denn zwei Legionen des Heeres, welche früher schon unter Afranius gegen ihn gedient hatten, dann aber in seinem Dienste in Spanien verblieben waren, hatten sich wieder von ihm losgesagt und an Metellus Scipio angeschlossen. Und Cato hatte durch diese Stimmung des Heeres veranlaßt von dort den jungen Cnejus Pompejus nach Spanien gesandt, der nicht nur an den beiden abgefallenen Legionen ein wohlgerüstetes Heer, sondern auch in vielen Städten des jenseitigen Spaniens in der Erinnerung an seinen Vater treue Anhänger fand. Auch sein jüngerer Bruder Sextus war ihm nachgefolgt und ebenso nach der Schlacht bei Thapsus Labienus mit Mannschaft und Kriegsschiffen in das Land gekommen. So stand Cn. Pompejus bald mit dreizehn Legionen im Felde; aber obwohl es ihm an Ausdauer und Mut nicht fehlte, gab doch seine Person weder eine Gewähr des Sieges noch eine Aussicht, daß sein Sieg für Rom heilbringend sein werde. Cicero wenigstens fand es nicht wünschenswert, den Herrn, den man schon hatte und kannte, gegen diesen Pompejus zu tauschen, von dem man nur Züge der Härte und der Grausamkeit zu erzählen wußte. Unter diesen Verhältnissen eilte Cäsar im Herbste 46 nach Spanien und begann sofort seine Operationen. Längere Zeit bekämpften sich die beiden Heere mit abwechselndem Erfolge in der Gegend von Corduba; als aber die Stadt Ategua, wo Cn. Pompejus große Magazine

angelegt hatte, in Cäsars Hände fiel und viele andere Städte sich demselben freiwillig ergaben, erkannte Pompejus die Unmöglichkeit sich ferner im Binnenlande zu halten und suchte darum an die See zu gelangen. Cäsar, der ihm auf dem Fuße folgte, erreichte ihn bei Munda (zwischen Cordova und Gibraltar) und nahm die ihm angebotene Schlacht (17. März 45) unverweilt an. Kaum war eine Schlacht im ganzen Bürgerkriege mörderischer als diese: die von Cäsar abgefallenen Legionen kämpften mit dem verzweifelten Mute, den ihnen die Gewißheit gab, daß sie keine Schonung mehr zu erwarten hatten. Cäsar beschwor, die Hände gen Himmel erhebend, seine Leute bei allen Göttern, doch nicht mit einer einzigen Schmach alle bisherigen glänzenden Siege in Vergessenheit zu bringen; er war vom Pferde gesprungen und führte sie unbedeckten Hauptes gegen den Feind. Und als seine Veteranen zwar nicht zu fliehen, aber zu weichen und Boden zu verlieren begannen, war er nahe der Verzweiflung, ja sogar dem Gedanken, sich im Angesichte seines Heeres den Tod zu geben. In dieser Not nahm er den Schild eines Soldaten und, indem er den nächsten Offizieren zurief: „das soll das Ende meines Lebens und eures Dienstes sein“, stürmte er allein vorwärts gegen die feindlichen Reihen, von denen er nur noch wenige Schritte entfernt war und aus deren Mitte unzählige Geschosse ihn umschwirrten. Noch hatte er Geistesgegenwart genug, sich mit dem Schilde zu decken; und zugleich stürzten die Offiziere ihm nach und diesen die Mannschaft, so daß der Kampf von neuem lange wieder ohne Entscheidung hin und her wogte, bis eine Bewegung im pompejanischen Heere Freund und Feind auf die Meinung brachte, daß ein Teil desselben zu fliehen beginne. Cäsar benützte dies sogleich; die Täuschung gab den Seinen neue Kraft, dem andern Heere schwächte sie den Mut. Ein neuer Angriff beendigte gegen Abend die Schlacht, nachdem sie unter einem beispiellosen Würgen den ganzen Tag gedauert hatte. Der Sieg war entscheidend: Labienus war gefallen, Cn. Pompejus floh und wurde getötet, eben als er Spanien verlassen wollte; sein Bruder Sextus, der in Corduba geblieben war, floh aus dieser Stadt und trieb sich einige Zeit als Freibeuter in den spanischen Gebirgen umher; Spanien war jetzt der Herrschaft Cäsars unterworfen und nirgends mehr ein pompejanisches Landheer übrig.

Viertes Kapitel.

Cäsars Herrschaft in Rom, Tod und Bestattung (48—44).

Schon als Cäsar noch von einem Schlachtfeld zum andern eilend die pompejanische Partei bekämpfte, hatte er sich in Rom zu gleichsam königlicher Macht emporgeschwungen. Von der Flucht des Pompejus nach Griechenland an gab es hier keinen offenen Widerstand gegen Cäsar mehr, so viele Anhänger auch jener noch insgeheim hatte: der zweite Konsul Servilius Isaurikus wachte über die Stimmung in der Stadt; auch fanden sich Aufpasser und Horcher genug, um durch die Furcht vor einer Anzeige jede freie Äußerung zu unterdrücken. Vollends seit der Schlacht bei Pharsalus aber, als nach anfänglichen Zweifeln der Sieg Cäsars nicht mehr bestritten werden konnte, begann man ebenso ohne Maß den Toten zu lästern, wie den Sieger zu preisen, und es erhob sich ein selbstsüchtiger Wettstreit von immer neuen Vorschlägen über die Ehren, welche diesem angethan werden sollten. Die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen, die auch früher schon preiswürdigen Männern zu teil geworden, Standbilder, Kränze, besondere Rechte bei Feierlichkeiten, waren bald erschöpft; man beantragte und bewilligte daher, daß Cäsar ganz freie Hand gegen die Anhänger des Pompejus haben, daß er über Krieg und Frieden mit aller Welt allein beschließen, daß er auf fünf Jahre Konsul und zugleich ein ganzes Jahr lang Diktator sein, daß er auch an den tribunizischen Amtshandlungen Anteil nehmen, über die Provinzen verfügen, die Wahlen aller Staatsbeamten mit Ausnahme der Tribunen leiten, endlich daß er über den König Juba und die mit diesem verbündeten Römer triumphieren solle, noch ehe er den Krieg mit denselben begonnen hatte. Cäsar, der noch im Morgenlande verweilte, als ihm diese Beschlüsse des Senats zukamen, machte nicht von allen Gebrauch; aber die Diktatur nahm er an und schickte den M. Antonius als seinen Reiterobersten und Stellvertreter nach Rom, einen tüchtigen Soldaten, der aber durch seine Sittenlosigkeit am wenigsten zur Herstellung der Ordnung berufen war und das Volk durch seine rücksichtslose Verachtung aller hergebrachten Formen beunruhigte. Unter diesen Umständen war die schnelle Beendigung des Krieges mit Pharnaces allerdings für Cäsar ein großer Vorteil; denn demagogische Umtriebe einiger Volkstribunen und Meutereien unter den Truppen in Kampanien, welche die vor der Schlacht bei Pharsalus ihnen versprochenen Belohnungen und ihre Dienstentlassung ver-

langten, machten seine Gegenwart in Italien höchst notwendig. Die politische Bewegung legte sich von selbst bei seiner Ankunft; schwierig aber war die Beruhigung der meuterischen Legionen. C. Sallustius Crispus, der Geschichtschreiber, den er an sie schickte, mußte fliehen, da sein Leben bedroht war, und sie folgten ihm nach Rom, um ihre Sache dem Diktator selbst vorzutragen. Cäsar wollte sich hier ihnen anfangs mit der Mannschaft entgegenstellen, die er um sich hatte. Dann aber fürchtete er, es könnte sich diese am Ende gar mit den Meuterern vereinigen, und so trat er vor die Widerspenstigen auf dem Marsfeld, eben als sie auf dem Wege aus Kampanien vor Rom eintrafen. Sie begrüßten ihn als ihren Imperator und begehrten im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, nach so vielen Mühsalen des Dienstes enthoben zu werden. „Ja — sagte Cäsar — es ist wahr, ihr seid durch die Mühseligkeiten des Kriegs und durch Wunden erschöpft; ihr sollt eures Eides entbunden sein, Quiriten!“ Die augenblickliche Gewährung ihres Verlangens und die Anrede mit „Quiriten“, durch die er bewies, daß er in ihnen schon jetzt nur Bürger sehe, machte die Leute bestürzt und niedergeschlagen. Voll Reue und Beschämung erbaten sie sich die Erlaubnis ferner unter ihm zu dienen als eine Gnade und als Beweis seiner Verzeihung. Während seines Aufenthaltes in Rom zeigte Cäsar sich versöhnlich gegen die Anhänger des Pompejus: während die Güter des Pompejus selbst verkauft wurden, zog er das Vermögen seiner Parteigänger nur ein, wenn sie unter den Waffen blieben, machte es ihnen aber nicht schwer, Verzeihung zu erlangen, um so ihr Eigentum zu retten. So erfuhr auch Cicero nicht bloß seine Schonung und Nachsicht, sondern er zeichnete ihn absichtlich aus, um diese beredte Stimme für sich zu gewinnen. Cicero fügte sich der Notwendigkeit, die nicht zu ändern war, ohne zu den Huldigungen herabzusteigen, mit denen andere sich entehrten: da er von dem politischen Leben augenblicklich nichts mehr hoffen zu dürfen meinte, widmete er sich in erhöhtem Maße der wissenschaftlichen Thätigkeit und tröstete sich mit dem Andenken an die Verdienste, die er sich in besseren Zeiten um den Staat erworben hatte, ohne aber dabei auf sein Ideal eines freien und verfassungsmäßigen Staatswesens für alle Zeit zu verzichten.

Die Macht Cäsars wurde noch gesteigert, als er siegreich aus Afrika nach Rom zurückkehrte. Es sollte abgesehen von dem Triumphe nach den damaligen Beschlüssen des Senats das Dankfest für seine Siege vierzig Tage dauern, er auf drei Jahre Hüter der öffentlichen Moral (praefectus morum) und auf zehn Jahre Diktator sein und das Recht haben die sonst

von dem gesamten Volke übertragenen Ämter zu vergeben; ja schon schweifte auch die Niederträchtigkeit in die Vergötterung hinüber: man beschloß auf dem Kapitol das Standbild Cäsars auf einem Wagen, wie sie nur für die Umfahrten der Götterbilder üblich waren, mit der Aufschrift „dem Halbgotte" aufzustellen. Cäsar selbst, der trotz aller Ehrungen bei Senat und Volk eine argwöhnische Furcht vor Erneuerung der militärischen Schreckensherrschaft eines Marius oder Sulla wahrnahm, suchte beide mit der ihm eigenen hinreißenden Beredsamkeit zu beruhigen: er sprach von den Grundsätzen der Billigkeit und Klugheit, die er bisher befolgt und durch die That bewährt habe; diesen werde er getreu bleiben und so nicht eine tyrannische Gewalt, sondern nur die ihm übertragenen Befugnisse nicht als der Herr, sondern als der Lenker des Staats ausüben und das Kriegsheer, das man nicht entbehren könne, zum Schutze, nicht zur Unterdrückung des Volkes verwenden. Wie sehr aber die Meinung von einem über Rom waltenden bösen Verhängnisse auch schon die untern Kreise der Gesellschaft durchdrungen hatte, zeigten selbst bei dieser Gelegenheit die Spottlieder, mit welchen nach altem Brauch die Soldaten den Triumphwagen ihres Feldherrn begleiteten: sie sangen unter anderem:

Thust du recht, so trifft dich Strafe; Unrecht führet dich zum Thron.

Prächtige Feste — zum Teil eine nachträgliche Leichenfeier für seine Tochter Julia —, Tierhetzen, Fechterspiele, Wettrennen, Scheingefechte zu Lande und in künstlich angelegten Teichen, verbreiteten um ihn unerhörten Glanz, so daß die Unzufriedenheit mit dem unermeßlichen Aufwand bei den Soldaten, die solche Verschwendung als eine Verkürzung des ihnen gebührenden Lohnes betrachteten, meuterische Versuche hervorrief.

Bei der Lösung seiner politischen Aufgabe, aus dem Freistaate eine Monarchie zu machen, zeigte Cäsar, wie dies bei allen Staatsumwälzungen wahrzunehmen ist, ein gewisses Schwanken zwischen der Erhaltung des Alten und der Einführung des Neuen. Während er die Absicht eines Senators, bei den Fechterspielen unter den Kämpfenden mitaufzutreten, als eine Entwürdigung des Standes mit Unwillen zurückwies, gestattete er dasselbe jungen Männern vom Ritterstande, ja er nötigte einen damals schon im höheren Alter stehenden Ritter, Decimus Laberius, bei der Aufführung eines eigenen Stückes selbst als Schauspieler aufzutreten, was in Rom immer den Verlust der bürgerlichen Ehre und somit auch der Ritterwürde zur Folge hatte. Freilich hob Cäsar durch einen Machtspruch diese Folge wieder auf; aber sein ganzes Verfahren gibt eben Zeugnis von dem Bestreben, das in Rom so mächtige Herkommen und

die von dem Ziemlichen geltende öffentliche Meinung aufzulösen. Verfuhr Cäsar hier in demokratischem Sinne, so suchte er andererseits die einst von Clodius in revolutionärer Absicht ins Unermeßliche ausgedehnten Getreideverteilungen und ebenso die durch denselben vermehrten Klubs (collegia) zu beschränken; und obgleich seine Partei die eigentliche plebejische, die des Marius war, entzog er doch wieder den aus der Zahl der reichsten Plebejer bisher beigezogenen Mitgliedern der Gerichtshöfe (tribuni aerarii) die Befugnis zum Richteramte, so daß fortan nur Senatoren und Ritter zu demselben befähigt sein sollten; den Senat aber ergänzte er in der Absicht, an den neuen Mitgliedern unbedingt ergebene Werkzeuge seines Willens zu haben, mit ungebildeten Leuten aus seinem Heere, Centurionen, ja zu allgemeinem Ärgernisse mit Galliern. Ja er verurteilte gewissermaßen selbst den Weg zur Macht, den er mit so großem Erfolge betreten hatte, indem er verfügte, daß ein gewesener Prätor nicht über ein Jahr und ein Konsular nicht über zwei Jahre Statthalter einer Provinz sein dürfe; ebenso wenig scheute er sich gegen den Aufwand Gesetze zu erlassen, obwohl ihm selbst eine maßlose Verschwendung zur Last fiel. Von den Änderungen des öffentlichen Lebens, die er damals traf, wirkte eine bis auf unsere Tage fort, — die Reform des Kalenders. Durch die Unzulänglichkeit der bisherigen Zeiteinteilung und die Willkür, mit welcher die Priester den Schaltmonat einschoben, war das bürgerliche Jahr der Römer dem astronomischen so ganz widersprechend geworden, daß um jene Zeit die Festtage, die zur Zeit der Ernte gefeiert werden sollten, nicht mehr in den Sommer, die der Weinlese nicht mehr in den Herbst fielen und der Anfang des Januar der Herbstnachtgleiche nahe kam. Cäsar, der sich mitten im alexandrinischen Kriege teils auf Grund selbständiger astronomischer Kenntnisse, teils gestützt auf den Rat des Peripatetikers Sosigenes mit der Aufgabe beschäftigt hatte, die Zeiteinteilung wissenschaftlich zu ordnen, bestimmte, daß auf drei Jahre von je 365 Tagen immer ein viertes zu 366 folgen solle, ein Cyklus, bei welchem das bürgerliche Jahr erst in einhundertachtundzwanzig Jahren um einen Tag hinter dem astronomischen Jahre zurückbleibt. Um die neue Einrichtung mit dem 1. Januar des J. 45 einzuführen, gab er dem J. 46, das nach der bisherigen Ordnung 355 Tage haben sollte, eine Dauer von 445 Tagen, indem er außer dem gewöhnlichen Schaltmonat nach dem Februar noch zwei außerordentliche Schaltmonate zwischen dem November und Dezember einschob.

So sehr Cäsar nun in Wirklichkeit eine monarchische Herrschaft übte, vermied er bisher doch klug den Schein derselben, indem er nicht

versäumte, über die von ihm beabsichtigten Anordnungen sich zuvor mit dem ganzen Senat oder mit dessen verständigsten Mitgliedern zu beraten, und auch im persönlichen Verkehr sich freundlich und ohne Überhebung zeigte. Anders wurde dies aber, und völlig legte sich Rom zu Füßen des Allgewaltigen, als die Schlacht von Munda auch seinen letzten Gegner vernichtet hatte. Nach langer Ungewißheit über den Stand der Dinge in Spanien traf am 20. April die Nachricht von dem neuen Siege Cäsars in Rom ein; und sogleich beeilte man sich desto mehr Freude zu bezeigen, je weniger man wirklich erfreut war. Der Senat mühte sich ab die früher für Cäsar bewilligten Ehren durch neue und größere zu überbieten: fünfzig Tage sollte das Dankfest dauern, der Freiheit ein Tempel errichtet, ihm selbst, dem Sieger, aber der Titel „Befreier" und zugleich für immer und in seiner Familie erblich der Name „Imperator" beigelegt werden. Zugleich wurden die Wahlen für alle Ämter in seine Hand gelegt, ihm selbst aber das Konsulat auf zehn Jahre und die Diktatur auf Lebenszeit mit voller Militärgewalt und dem Rechte über alle öffentlichen Geldmittel zu verfügen angetragen. Eine Masse von Standbildern, darunter eines mit der Bezeichnung Cäsars als des „unüberwindlichen Gottes", wurde ihm zu Ehren votiert und abgesehen von vielen anderen außerordentlichen Huldigungen dem siebenten Monat des Jahres, der bisher Quinktilis geheißen hatte, hinfort der Name „Julius" und ihm selbst zu seinen übrigen Ehrentiteln der eines „Vaters des Vaterlandes" gegeben. Cäsar lehnte es ab, alle diese Bewilligungen zugleich anzunehmen; namentlich überließ er die Wahlen der sämtlichen Staatsbeamten außer denen der Konsuln dem Namen nach, wie bisher, dem Volke. Aber die Zahl der Prätoren ließ er auf vierzehn, die der Quästoren auf vierzig erhöhen und in den Senat wählte er ohne alle Rücksicht auf den bestehenden Brauch Soldaten und Freigelassene, so daß die Zahl der Senatoren am Ende neunhundert betrug Übrigens dauerte es ziemlich lange, bis Cäsar nach Rom zurückkam. Der Triumph, den er bei dieser Gelegenheit feierte, schmerzte das Volk mehr als die früheren, weil er über Mitbürger gefeiert wurde und man in ihm ein Freudenfest über die Vertilgung eines Hauses sah, dessen Haupt selbst zur Zeit seiner größten Macht nicht mehr geehrt gewesen war als gegenwärtig. Auch die übermäßigen Ehrenbezeigungen, die dem Sieger zu teil geworden waren, gaben Anstoß: man glaubte sogar, seine bittersten Feinde hätten selbst zu der Steigerung derselben geholfen, um dem Hasse gegen ihn desto mehr Stoff und Anlaß zu geben. Und die Ämter und anderen Belohnungen, die er austeilte, befriedigten nur eben die Em=

pfänger; andere wurden gegen ihn desto erbitterter und ließen ihren Unmut in allerlei Nachreden und Pasquillen aus. Er selbst, meint einer der Geschichtschreiber jener Zeit, habe seit Beendigung der Bürgerkriege keinerlei Anlaß zum Tadel gegeben. Er verzieh vielen, welche gegen ihn die Waffen getragen hatten, und verlieh denselben sogar hohe Staatsämter; Witwen und Kindern seiner Feinde gab er einen Teil ihres eingezogenen Vermögens zurück; er ließ die Standbilder des Sulla und Pompejus wieder aufrichten, lehnte trotz des Zuredens seiner Freunde jede Leibwache ab und suchte die Landverteilung an seine Soldaten, welche jetzt alle „Veteranen" genannt wurden, so ins Werk zu setzen, daß der rechtmäßige Privatbesitz nicht beeinträchtigt und den neuen Kolonisten unmöglich gemacht wurde, sich zum Nachteile der öffentlichen Ruhe zusammenzurotten. Durch solche Kolonisten ließ er die zerstörten Städte Karthago und Korinth wiederherstellen, wie er auch viele verfallene Städte Italiens wieder erhob. Aber anderes, was er that, wurde doch mit Recht getadelt: der Verkauf von Staatsländereien, die Nichtachtung des Eigentums der Tempel, der Mißbrauch der richterlichen Gewalt, die er benützte, um Beklagte gegen große Summen loszusprechen, und insbesondere die Teilung des Konsulatsjahres, eine Neuerung, durch welche das oberste Staatsamt scheinbar möglichst vielen zugänglich werden sollte, in der That aber nur als Gegenstand einer eiteln Ehrbegierde hingestellt wurde.

In dieser Zeit lebte Cicero als ein Mann, welcher sich in die Umstände zu schicken sucht, ohne der eigenen Würde zu vergessen, aber auch ohne einer tiefen Mißstimmung wirklich Herr zu werden. Cäsar bemühte sich fortwährend um ihn in der Absicht, seine Stimme für sich zu haben, nicht aber so, daß er ihn zum Vertrauten seiner Gedanken machte. Cicero erkannte Cäsars natürliche Milde und Großmut und ohnedies die Feinheit und Schärfe seines Geistes wirklich an und äußerte sich mit Hochachtung über die verständige, sittliche Haltung des Siegers gegenüber den Unterlegenen. Daneben verkannte er nicht, daß der Führer der siegreichen Partei stets von dieser selbst wieder abhängig und auch oft von den Umständen bestimmt sei und daß in jedem Bürgerkriege auch bei der Neigung zu Mäßigung der Sieg selbst etwas Rohes und Gewaltthätiges an sich habe. So fand sich denn Cicero bewogen von dem Vorsatze abzugehen, mit dem er von dem Schlachtfelde bei Pharsalus heimgekehrt war, dem Vorsatze, für immer zu verstummen: er kam bisweilen von seinen Landgütern, wo er jetzt gewöhnlich lebte, nach Rom, und sprach dann auch im Senate, war auch der erste, der Ehrenbezeigungen für Cäsar beantragte,

und scheute nicht den Verkehr mit den Männern, welchen Cäsar nahestand: denn er betrachtete es als Pflicht der Klugheit, den Mann, in dessen Gewalt nunmehr nach Aufhebung des Rechtszustandes alle waren, und von dem Wohl und Wehe des Vaterlandes selbst abhiengen, nicht nur nicht zu reizen, sondern mit jeder erlaubten Art des Entgegenkommens zu gewinnen. Wenn Cicero in Rom war, fanden sich sogar jetzt noch zahlreicher als in früherer Zeit bei ihm Freunde zum Morgenbesuche ein, eine Anerkennung, die er seinem Charakter als redlicher Mann zu verdanken glaubte. Dann aber, wenn diese Aufwartung zu Ende war, ging er nicht, wie wohl sonst, auf das Forum in Sachwaltergeschäften, die ihn jetzt anwiderten, nachdem sie selbst in besseren Zeiten nicht nach seinem Sinne gewesen waren; auch empfing er nicht, wie er sich das noch wenige Jahre vorher als einen Genuß des höheren Alters gedacht hatte, in seinem Hause Personen, welche eines juridischen Rates bedurften, sondern er vergrub sich in seine Bibliothek, las und schrieb aufs emsigste, oder es kamen etwa auch einzelne wißbegierige jüngere Männer zu ihm, um wissenschaftliche Vorträge von ihm zu hören. Und ebenso lebte er auch auf seinen Landgütern. So wurde Ciceros unfreiwillige Muße in diesen seinen letzten Lebensjahren ungemein fruchtbar für die römische Literatur und mittelbar für die aller nachfolgenden Jahrhunderte: er schrieb eine Geschichte der römischen Beredsamkeit von der frühesten Zeit bis auf die seinige; eine Schrift vom Ideal des Redners; für seinen Sohn einen kurzen Abriß der Theorie der Redekunst in Frage und Antwort. Noch umfassender und wichtiger sind seine philosophischen Werke aus dieser Zeit: die Bücher vom höchsten Gut und höchsten Übel und die tuskulanischen Gespräche, in welchen Schriften er vorzugsweise die Lehren der griechischen Philosophen aus der sokratischen Schule über die wichtigsten geistigen Angelegenheiten des Menschen abhandelte und beurteilte, während er die Lehren der Platoniker in einer besonderen Schrift, den quaestiones Academicae, besprach. Es ist kein Zweifel, daß Cicero in diesen philosophischen Studien neben der Zerstreuung auch eine Erhebung über das Zeitliche und Irdische gesucht, aber ebenso gewiß auch, daß er in der Philosophie den Glauben nicht gefunden hat, der das Gemüt stärkt und erhebt. So wenig als seine Zeitgenossen glaubte er an eine göttliche Führung im Menschenleben. Ein Leben nach dem Tode dachte er sich möglich; aber die Summe des ganzen wirklichen Daseins ist doch auch ihm mit dem Leben und Thun im Staate abgeschlossen: was weiter hinaus liegt, hat für die Gegenwart kein Gewicht; bei seiner Umschau nach Tröstungen

fällt ihm Gott und die Unsterblichkeit nicht ein. Denn was er bei Plato und anderen Philosophen gelernt und doch auch bis auf einen gewissen Grad selbständig verarbeitet hat, ist auch bei ihm nicht zur religiösen Überzeugung geworden, wie die Trostlosigkeit beweist, mit welcher er um diese Zeit (45) verzweifelt dem Tode seiner Tochter Tullia gegenüber stand.

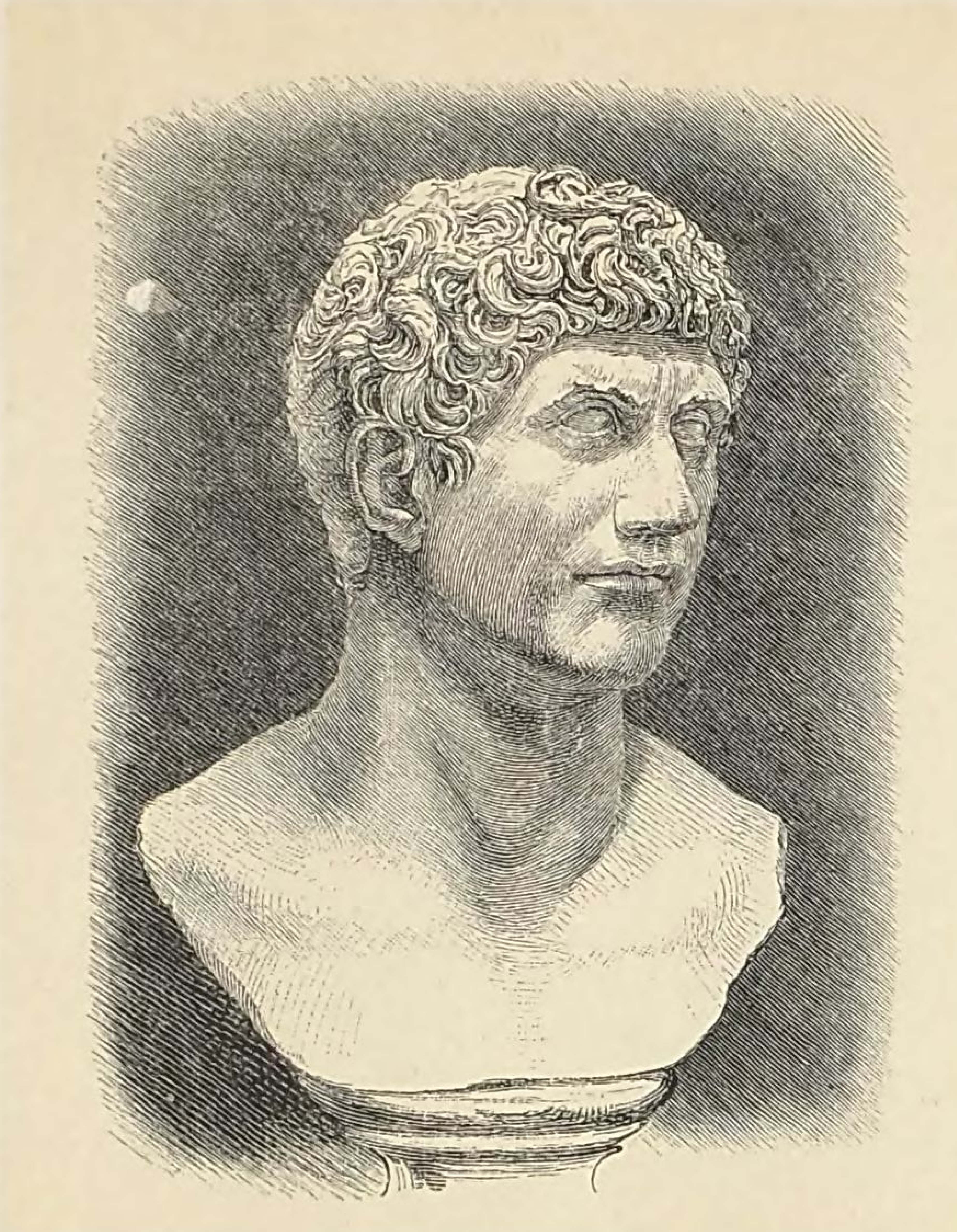
Während Cicero hoffnungslos sich von dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, zeigte im Gegensatz hiezu die Staatsverwaltung und Gesetzgebung Cäsars, wenn sie auch lediglich auf die Begründung der Monarchie gerichtet war, ein immer thatkräftigeres Bestreben, den Zustand des Ganzen zu ordnen und weise zu verbessern. So suchte er durch Begünstigungen, welche die Verehelichten betrafen, den Gefahren der überhand nehmenden Ehelosigkeit in den höheren Ständen zu steuern; ebenso war die Beschränkung der 320,000 Menschen, die damals in Rom von öffentlichem Almosen lebten, auf 150,000 eine große Wohlthat für die Hauptstadt, die dadurch von vielen tausend müßigen und gefährlichen Menschen befreit wurde. Andere Pläne dienten der Hebung des Handels und Ackerbaues: die pomptinischen Sümpfe sollten ausgetrocknet und dadurch für viele tausend fleißige Arme fruchtbares Land gewonnen werden; ein Kanal, vom Tiberstrom bei Rom gerade nach Terracina geführt, sollte die Zufuhr von der See her nach der Hauptstadt sicher stellen und beschleunigen; der Hafen von Ostia sollte gesäubert und zu einem sichern Ankerplatze gemacht, die Landenge bei Korinth aber zur Förderung des Handels durchstochen werden. Man war mit den Vorkehrungen zu diesen großen Unternehmungen beschäftigt, als der Gedanke, die Niederlage des Crassus an den Parthern zu rächen, nach dem einen Geschichtschreiber das Volk, nach dem andern Cäsar selbst lebhafter in Anspruch nahm: und offenbar war schon die Entsendung großer Truppenmassen nach den östlichen Teilen des römischen Reiches eine Vorbereitung zu der Ausführung dieses Planes, der den Sieger von Pharsalus, Thapsus und Munda in den Augen seiner Mitbürger am allermeisten von dem Vorwurfe vergossenen Bürgerblutes reinigen mußte. Aber ihn trugen seine Gedanken noch viel weiter — mit diesem Kriegszuge sollte das römische Reich ein Weltreich werden: von Parthien aus gedachte er am kaspischen Meere hin durch die Gebirgsländer des Kaukasus nach dem unermeßlichen Lande der Scythen als Sieger und Eroberer zu ziehen und durch Deutschland über Gallien heimzukehren. Die Großartigkeit des Planes, das Weltmeer auf allen Seiten zur Grenze des Reiches zu machen, ermunterte seine Anhänger und Bewunderer zu dem Bestreben, die in Wirklichkeit schon bestehende Alleinherrschaft auch mit

den Attributen des Königtums zu krönen. Wie überhaupt mit erdichteten sibyllinischen Sprüchen damals viel Mißbrauch getrieben wurde, so sprengte man jetzt aus, es stehe in den Büchern des Schicksals geschrieben, daß die Parther von Rom nur dann unterjocht werden könnten, wenn die römische Macht mit einem Könige gegen sie ins Feld rücke. Im Senat ward dafür geworben, daß Cäsar für alle Landschaften des römischen Reiches außer Italien zum König erklärt und ermächtigt werde das königliche Diadem zu tragen. Und bei Cäsar selbst kam zu der unwiderstehlichen Herrschbegierde noch die klare Überzeugung, daß die Zeit des Freistaates für Rom auch ohne ihn unwiederbringlich dahin und keine andere Verfassung als die monarchische mehr möglich sei. In dieser Überzeugung suchten ihn solche unter seinen Anhängern, die es im Grunde ihres Herzens eben nicht aufrichtig mit ihm meinten, immer mehr zu befestigen; von ihnen giengen noch immer gesteigerte Anträge auf neue Ehrenauszeichnungen aus: es sollten u. a. nicht nur Münzen mit seinem Bilde geschlagen, an seinem Geburtstage Gottesdienste gehalten, in allen Städten und in allen Tempeln von Rom seine Standbilder aufgestellt und im voraus seine künftigen Amtshandlungen als rechtskräftige Gesetze anerkannt werden, sondern es wurde ihm auch der Beiname „Juppiter Julius“ beigelegt und die Errichtung eines besonderen Tempels für ihn und die „julische Großmut“ (Clementia Julia) beschlossen.

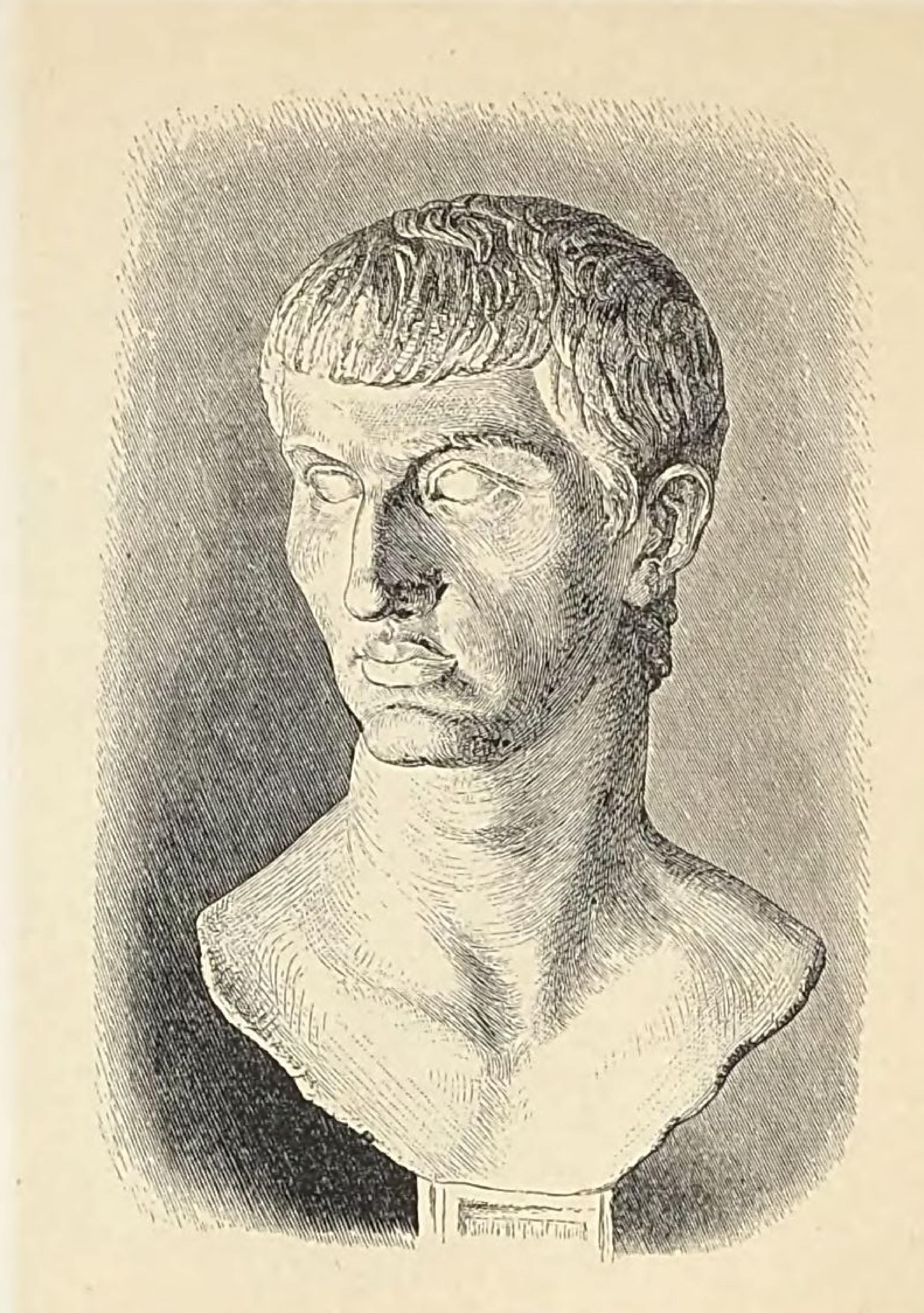
Je näher der Zeitpunkt kam, da Cäsar wieder an der Spitze eines mächtigen Heeres in den Krieg ziehen wollte, desto emsiger wurden seine Anhänger in dem Bestreben, ihm zuvor noch die Anerkennung des Volkes als Alleinherrscher zu verschaffen. Als er von dem Latinerfeste von Alba zurückkehrend seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt hielt, begrüßten ihn etliche unter der versammelten Volksmenge als König. Da aber das Volk diese vereinzelten Stimmen mit unverkennbaren Zeichen des Unwillens aufnahm, so antwortete er: nicht König, sondern Cäsar sei sein Name. Zwei Volkstribunen ließen die Voreiligen, welche so gerufen hatten, festnehmen, um sie zu bestrafen. Cäsar, schon durch das Benehmen des Volkes verstimmt, wurde durch dieses Einschreiten der beiden Tribunen vollends aus der Fassung gebracht: er schalt im Senate auf dieselben, daß sie ihn geheimer Umtriebe zur Erlangung der Alleinherrschaft verdächtig machen wollten, und begehrte ihre Bestrafung. Sie wurden aus dem Senate ausgestoßen. Immer aber wieder erneuerten jene Anhänger ihre Versuche: um das Volk bei Cäsar an den Anblick des königlichen Schmuckes zu gewöhnen, hatten sie schon früher ein Diadem mit dem Lorberkranze an dem Kopfe seines Standbildes auf der Rednerbühne befestigt, doch war

dasselbe wieder beseitigt worden; jetzt aber, am 15. Februar des J. 44, an welchem Tage die Luperkalien gefeiert wurden, rief der Konsul M. Antonius, der bei diesem Feste die zu Ehren Cäsars neubegründete julische Bruderschaft anführte, diesen als König an und reichte ihm das mit Lorberzweigen umwundene Diadem hin, indem er sagte: „dieses bietet dir das Volk durch mich". Nur ein schwaches Beifallklatschen ließ sich auf diese Worte hören, offenbar nur von bestellten Leuten, während andere in Thränen des Jammers über diesen Anblick ausbrachen. Dann aber, als Cäsar die Gabe abwies, klatschte das ganze Volk Beifall. Antonius trat noch einmal mit demselben Anerbieten vor ihn — mit demselben Erfolge. Cäsar sagte: nur einer sei König von Rom, der Stadtgott Juppiter, dem er auch das Diadem auf das Kapitol zu bringen befahl. Aber man sah doch in diesem Auftritt nur den Ausdruck seines eigenen Wunsches und glaubte, daß er genötigt sein wolle, die Königswürde anzunehmen.

Diese Dinge wurden sein Verderben und der Anfang einer neuen entsetzlichen Zeit für Rom. Es bildete sich eine Verschwörung gegen den Diktator, an der viele freiheitliebende Männer Anteil nahmen und als deren Häupter C. Cassius und M. Brutus angesehen werden. Jener war der einzige Führer gewesen, der bei der Niederlage des Crassus durch die Parther im J. 54 die Reste des Heeres durch seine mutvolle Besonnenheit gerettet und das Jahr darauf die nach Syrien vorgedrungenen Parther über den Euphrat zurückgedrängt hatte. Im Kriege zwischen Pompejus und Cäsar hatte er ein Geschwader des erstern befehligt, nach der Schlacht bei Pharsalus aber sich im Hellespont dem Sieger ergeben, ohne jedoch sich nachmals an den wetteifernden Schmeicheleien für den Sieger zu beteiligen. M. Brutus, dessen Familie ihren Stammbaum auf den Befreier der Stadt zurückführte, ahmte seinem Oheim und Schwiegervater Cato in seinem Leben, wie auch in der Liebe zu griechischer Philosophie als einem Mittel sittlicher Bildung nach. Bei der Teilung der Parteien zwischen Cäsar und Pompejus hatte er ein Beispiel edler Selbstverleugnung gegeben: obwohl er bisher den Pompejus als den Mörder seines Vaters immer persönlich gemieden hatte, schloß er sich doch an diesen an, weil er seine Sache für die bessere hielt. Nach der Schlacht bei Pharsalus war Brutus meist in Cäsars näherer Umgebung geblieben, zugleich aber auch in genauere Verbindung mit Cicero getreten. Während des afrikanischen Feldzugs hatte er die Statthalterschaft in Oberitalien mit solcher Menschenfreundlichkeit und Einsicht geführt, daß das Land sichtlich von



Marcus Antonius.
Nach der Marmorbüste im Braccio Nuovo des Vatikan zu Rom.



Junius Brutus.
Nach der einzigen erhaltenen Büste im kapitolinischen Museum zu Rom.

den Wunden genas, die ihm durch frühere raubsüchtige Statthalter geschlagen worden waren. Der Diktator schätzte — und zwar gerade wegen seines Geistes und seiner Willenskraft — keinen der jüngeren Männer so hoch, wie ihn, und sah ihn als denjenigen an, welcher am allermeisten berufen sei nach seinem Tode in seine Stelle einzurücken. Unter sich lebten Brutus und Cassius, obwohl verschwägert, in gespannten Verhältnissen. Die Parteilichkeit, mit welcher Cäsar bei der Bewerbung der beiden um das Amt des Stadtprätors den jüngeren Brutus bevorzugte, hatte diesen Unfrieden noch gesteigert, andererseits — wie wenigstens viele urteilten — bei Cassius Haß gegen den Diktator hervorgerufen. Als dieser darum, zur Befriedigung seines Hasses darauf bedacht unter seinen Freunden für eine Verbindung gegen Cäsar zu werben, bei aller Zustimmung doch stets darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ein Erfolg und die Anerkennung der Gerechtigkeit der Sache nur dann zu erwarten sein werde, wenn Brutus an die Spitze der Verbindung träte: so veranlaßte dies den Cassius, den ersten Schritt zur Aussöhnung mit Brutus zu thun. Allerlei geheime Stimmen aus dem Volke, die ebendarum der Ausdruck einer allgemeinen Stimmung zu sein schienen, weil sie namenlos waren, hatten den Brutus schon gemahnt, etwas für die Freiheit des Volkes zu thun und zu wagen. Man fand an der Tribüne, auf welcher Brutus zu Gerichte saß, morgens angeschrieben: du lässest dich bestechen, Brutus? — du schläfst, Brutus? — du bist kein rechter Brutus!; ebenso am Standbilde des alten Brutus: gäbe es doch jetzt einen Brutus! oder: jetzt sollte Brutus leben! — Man erwartete eine Senatsversammlung, in welcher nach der allgemein verbreiteten Meinung die Übertragung der Königswürde an Cäsar beantragt und — nach den bisherigen Vorgängen zu urteilen — auch beschlossen werden sollte. Nun fragte Cassius den Brutus, ob er in dieser Sitzung erscheinen werde, was dieser verneinte. Auf die weitere Frage, was er thun würde, wenn man sie als Prätoren nötigte dennoch teilzunehmen, erklärte sich Brutus entschlossen, das Recht des Vaterlandes an die Freiheit bis in den Tod zu verteidigen. Jetzt vertraute sich Cassius ihm an: sie schlossen mit einander den Bund zu Cäsars Verderben und warben sofort einen Anhang unter ihren Freunden. Mit den Pompejanern traten auch Cäsarianer in die geheime Verbindung ein. Unter den letzteren war der bedeutendste Decimus Brutus, von einer anderen Linie des junischen Geschlechtes, schon im gallischen, dann im Bürgerkriege von Cäsar mit seinem Vertrauen beehrt und jetzt von ihm zum Statthalter von Oberitalien und zugleich wegen des bevorstehenden parthischen Krieges im vor-

aus für das J. 42 zum Konsul bestimmt; weiter waren bei diesem Bunde von dieser Seite die beiden Brüder Publius und Cajus Servilius Caska, L. Minucius Basilus, L. Tillius Cimber, C. Trebonius, den Cäsar das Jahr zuvor noch auf etliche Monate zum Konsul gemacht hatte, Servius Sulpicius Galba, früher Cäsars Legat. Es waren, wie Suetonius im Leben Cäsars erzählt, der Verschworenen über sechzig; und ungeachtet sie sich durch keinen Eid verbanden, blieb die Sache doch ein vollkommenes Geheimnis.

Die Verschworenen waren eines Sinnes in dem Entschlusse, den Diktator zu ermorden; dagegen waren sie verschiedener Meinung darüber, ob er allein oder mit seinen nächsten Anhängern getötet und wo die That ausgeführt werden solle; auch über die Zeit der Ausführung waren sie noch in Zweifel. Über Ort und Zeit wurde erst bestimmt, als auf den fünfzehnten März des Jahres 44 die von Cassius und Brutus erwartete Senatssitzung angesagt wurde und man erfuhr, daß Cäsar unmittelbar nach derselben zum Heere abgehen werde. Daß aber Cäsar allein als Opfer fallen solle, forderte und erlangte M. Brutus von den Mitverschworenen: es dürfe, sagte er, nichts geschehen, was als Rache der pompejanischen Partei gedeutet werden könnte; dies aber würde der Fall sein, wenn man, wie etliche wollten, auch den Antonius und Lepidus töte; die That müsse lediglich als Wirkung des Entschlusses erscheinen, keine Gewaltherrschaft über Rom zu dulden. Die Überzeugung, daß das Heil des Staates die Bluthat erheische, war es offenbar auch, was den sonst durch edle Gesinnung ausgezeichneten Mann trieb, die Pflicht der Dankbarkeit gegen Cäsar zu verleugnen. So sollte denn um des Heiles des Staates willen Cäsar am 15. März in der Senatssitzung ermordet werden. Am Abend des 14. speiste der Diktator noch mit Decimus Brutus bei Ämilius Lepidus. Man sprach über Tische unter anderem von der wünschenswertesten Art des Todes und Cäsar erklärte den schnellsten Tod, wie er auch komme, für den besten. In der Nacht darauf wurde seine Gattin Calpurnia von schrecklichen Traumbildern geängstigt: in ihren Armen wurde Cäsar erstochen; ihm selbst träumte von einer Himmelfahrt: Juppiter im Olymp reichte ihm die Hand; auch andere drohende Vorzeichen waren in letzter Zeit bekannt geworden. Am Morgen des 15. fühlte er sich unwohl: seine Gattin bat ihn in schmerzlicher Aufregung, die Sitzung zu verschieben. Schon war er entschlossen, durch Antonius die Sitzung abzusagen, als Decimus Brutus erschien und ihn mahnte, den von ihm selbst zusammenberufenen Senat nicht ungebührlich warten

zu lassen oder gar durch eine Vertagung das Gerede der Leute zu rechtfertigen, welche von Knechtschaft und Tyrannenherrschaft sprächen. So genötigt verließ Cäsar sein Haus, um sich in die pompejanische Kurie zu begeben, in der die Sitzung stattfinden sollte. Unterwegs reichte ihm in seine Sänfte ein Lehrer griechischer Literatur, Artemidorus von Knidos, der in Rom lebte, ein Papier mit der dringenden Bitte, es sogleich und allein zu lesen, weil es wichtige, ihn persönlich betreffende Dinge enthalte. Cäsar begann wiederholt das Schriftstück zu lesen, wurde aber durch die Menge der auf dem Wege ihn Ansprechenden immer wieder darin gestört. Ehe er in die Kurie eintrat, ließ er mehrere Opfertiere hintereinander schlachten und ihre Eingeweide beschauen: immer ungünstige Vorzeichen — neuer Verzug. Die Häupter der Verschwörung gerieten in große Angst, das Opfer möchte ihnen entgehen. Während sie voll Verlegenheit warteten, trat ein Senator, Popillius Länas, an sie heran und sagte: Mögen die Götter euer Vorhaben gelingen lassen; aber eilet es auszuführen! Sie standen schweigend und bestürzt, daß ein nicht Eingeweihter um ihren Plan wisse. Noch größer wurde ihr Schrecken, als sie gleich darauf denselben Senator längere Zeit ernsthaft mit dem Diktator sprechen sahen. Schon dachten sie daran, mit den Dolchen, die sie gegen Cäsar mitgebracht hatten, sich selbst das Leben zu nehmen; aber die Gebärden des Länas ermutigten sie wieder: sie erkannten an denselben, daß er nicht eine Anzeige, sondern ein Gesuch vorbrachte. Immer noch erschienen die Zeichen an den Eingeweiden der Opfertiere drohend: Cäsar meinte mit Lachen, vor der Schlacht bei Munda seien sie nicht minder ungünstig gewesen. Die Umstehenden drängten einzutreten. Als Cäsar unter der Thüre den Zeichendeuter Spurinna stehen sah, der ihn jüngst bei einem Opfer vor einer Gefahr gewarnt hatte, die ihn nicht über den 15. März hinaus bedrohe, sagte er zu ihm: heute sei der 15. März und er lebe noch; dieser antwortete: der Tag sei noch nicht vorüber. Darauf schritt Cäsar zu seinem Sitze; der ganze Senat erhob sich, ihm seine Ehrerbietung zu beweisen, und die Verschworenen folgten ihm an seinen Platz mit Ausnahme des Trebonius, der nach der Verabredung den M. Antonius, von dessen Entschlossenheit noch im letzten Augenblick die Vereitelung befürchtet werden konnte, durch ein längeres Gespräch zurückzuhalten hatte. Hier drängten sie sich um ihr Opfer, voran Tillius Cimber, der, nachdem sich der Diktator niedergelassen hatte, mit der Bitte um Begnadigung seines verbannten Bruders vor denselben trat, während zugleich die andern wie zur Unterstützung dieser Bitte seine Hände faßten und ihm Brust und

Stirne küßten. Cäsar wies das Gesuch zurück und wollte unwillig über die Zudringlichkeit der Bittenden eben von seinem Sessel aufstehen, als Tillius Cimber seine Toga wie ein Flehender mit beiden Händen faßte und von den Schultern wegzog. Dies war das verabredete Zeichen. Einer der beiden Caska stieß ihm zuerst den Dolch von hinten in die Schulter und, während Cäsar aufsprang und diesen mit Kraft packte, führten alle andern sich herandrängend mit ihren Waffen Stöße nach seiner Brust, den Seiten, der Hüfte, so daß er jenen fahren ließ und einen Augenblick nach allen Seiten hin unter großer Kraftanstrengung sich verteidigte. Als er sich verloren sah, verhüllte er mit der Toga sein Haupt: dann brach er zusammen, auch noch im Sterben das Ziel der Dolche der Verschworenen. Von 23 Stichen durchbohrt lag endlich der entseelte Diktator zu Füßen des Standbildes des Pompejus.

Unter den Senatoren befanden sich viele Männer, welche geneigt und fähig gewesen wären, auch ohne Waffen den Diktator zu verteidigen, aber die Überraschung war zu groß, die Ausführung zu schnell; ehe man vom Entsetzen zur Besinnung kam, war das Schreckliche schon vollbracht. Und nun dachte niemand an Rache, sondern jeder nur an die eigene Rettung, weil man ein allgemeines Morden fürchtete. M. Brutus wollte sprechen, sich über die That erklären, als schon alle Senatoren sich der Thüre zudrängten. Ihr Ruf: „Fliehet! schließet zu!“ verbreitete sich zugleich mit der Kunde von dem Morde unter dem draußen stehenden Volke, das nun auch in Verwirrung durcheinander und davon zu laufen begann. Indessen lag Cäsars Leiche in der Kurie am Boden; niemand wagte sich derselben zu nahen, bis endlich drei seiner Sklaven sie auf eine Bahre legten und nach seiner Wohnung trugen. Die Verschworenen aber, vor denen der ganze Senat geflohen war, traten, die blutigen Dolche hoch in der Rechten erhoben, hinaus auf das Forum mit dem Rufe, daß sie den „Gewaltherrscher“ vernichtet hätten. Sie ließen einen Hut auf einer Stange als Sinnbild der gewonnenen Freiheit vor sich hertragen und zogen unter dem Schutze von Gladiatoren nach dem Kapitol, um den Göttern für die gelungene That zu danken. Aber sie hatten sich in dem Erfolge verrechnet, den sie von der Ermordung Cäsars erwarteten: die allgemeine Erhebung des Volkes für die Freiheit, auf die sie hofften, erfolgte nicht. Am Abend desselben Tages, an welchem die That etwa mittags geschehen war, kamen zwar noch manche angesehene Männer auf das Kapitol, zum teil solche, die den Schein haben wollten, als wären sie Teilnehmer an der Verschwörung gewesen, darunter auch Cicero, der nicht

in das Geheimnis gezogen worden war, aber die vollbrachte That als eine der edelsten der ganzen Geschichte feierte. Doch das Volk selbst hielt sich zurück. Und nun kam die völlige Ratlosigkeit der Verschworenen zu Tage, die eine Sache unternommen hatten, deren Schwierigkeit sie nicht im entferntesten gewachsen waren. Ihr Versuch, die Republik zu retten, war schon jetzt als gescheitert zu betrachten. Gegen Ciceros Rat, daß Brutus als Prätor den Senat nach dem Kapitolium berufen und die augenblicklich notwendigen Maßregeln veranlassen solle, wollte dieser vielmehr mit Antonius unterhandeln, welchen er für die Sache der Freiheit noch gewinnen zu können glaubte. Letzterer war zur Zeit Konsul, und er handelte als solcher. Das erste, was er that, war, daß er seine Wohnung in Verteidigungsstand setzte; da er aber sah, daß die Verschworenen bei dem vollständigen Mangel eines festen Planes unschlüssig die Zeit verstreichen ließen, wurde er kühner. Er benützte die Nacht vom 15. auf den 16. März, um das im Staatsschatze vorhandene bare Geld, 120 Millionen Mark, sowie auch das Privatvermögen Cäsars, 15 Millionen Mark, und, was für ihn in der Folgezeit noch unendlich wichtiger und eine unerschöpfliche Quelle des Erwerbes wurde, die Papiere desselben an sich zu nehmen. In derselben Nacht besetzte Ämilius Lepidus, der, von Cäsar zum Statthalter in dem narbonensischen Spanien und in Gallien bestimmt, mit einer bewaffneten Legion auf der Tiberinsel stand, mit seinen Soldaten das Forum. Er war im Gegensatz zu Antonius ein an sich unbedeutender Mann, der aber noch längere Zeit zur ersten Rolle berufen zu sein glaubte, weil die Umstände ihn in den Vordergrund schoben. Er, wie Antonius, dachte nach dem ersten Schrecken nur darauf, die Umstände für sich selbst auszunützen. Am frühesten Morgen des 16. März hielt Lepidus eine Volksversammlung, in welcher er seine Absicht erklärte, an den Mördern Cäsars Rache zu nehmen. Das Volk war jedoch wie betäubt von dem Erlebten und schwieg. Nun hofften die Verschworenen auf dem Kapitol demselben ein Zeichen der Billigung ihrer That durch Geldverteilungen und den Ruf nach Frieden abzugewinnen, den sie durch bestellte Schreier unter der Menge erheben ließen; aber das Volk im ganzen blieb erst recht stumm und ohne Teilnahme. Endlich stiegen Brutus, Cassius und andere von den Verschworenen vom Kapitol herab aufs Forum, um scheinbar auf Verlangen des Volkes, aus dessen Mitte jene gedungenen Haufen es forderten, das versammelte Volk von der Rednerbühne anzusprechen. Brutus ermahnte seine Mitbürger, sich jetzt nach dem Sturze der Tyrannei ebenso zu zeigen, wie ihre Vorfahren an dem Tage, da jener erste Brutus

den Königsthron umgestürzt hatte; zugleich riet er, den Sextus Pompejus aus Spanien zu berufen, den Cäsars Kriegsbefehlshaber dort bekämpften, und ebenso die beiden von Cäsar jüngst verbannten Volkstribunen wieder in ihre Rechte einzusetzen. Man hörte ihn achtungsvoll und ruhig, aber ohne Zeichen des Beifalls an; auf die Schmähungen aber, die Cornelius Cinna gegen Cäsar erhob, antwortete das Volk mit zornigem Geschrei. Die Verschworenen erkannten, daß ihre Sache nicht die des Volkes sei, und zogen sich wieder auf das Kapitol zurück; sie glaubten sogar eine Belagerung auf demselben erwarten zu müssen.

Vieles, was an dem Benehmen der Verschworenen damals, wie auch noch später, rätselhaft erscheint, ist aus der edlen Absicht des Brutus zu erklären, um jeden Preis einen Bürgerkrieg zu vermeiden und keine Handlung der Rachsucht gegen die scheinbar überwundene Partei zuzulassen: die erste im Namen des Freistaats verübte blutige That sollte auch die letzte sein und alles übrige im Wege friedlicher Unterhandlung sich entwickeln. So suchten die Verschworenen die eben in Rom anwesenden zahlreichen Veteranen Cäsars durch die Erklärung zu beruhigen, daß die Amtshandlungen Cäsars und damit also auch seine Landanweisungen für die Soldaten von ihnen anerkannt würden. Auch schickten sie noch an demselben Tage, dem 16. März, eine Deputation an Antonius und Lepidus, um diese zu bewegen, die von dem Staate ihnen übertragene Gewalt nicht zu Handlungen der Rache an ihren persönlichen Feinden, den Verschworenen, anzuwenden: die Stadt bedürfe der Ruhe und Eintracht; die That selbst sei bloß das Werk der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, nicht des Hasses gegen den Diktator gewesen. Antonius, der nur auf Rache und Selbsterhebung dachte, aber sich augenblicklich noch nicht stark genug fand, um offen hervorzutreten, hielt in seiner Antwort an sich und vermochte auch den Lepidus, nicht für sich allein vorzugehen. Es sei hier, antwortete er, gar nicht die Rede von Rache infolge persönlicher Feindschaft, wohl aber von einem Frevel, der gesühnt werden müsse, nachdem der von dem ganzen Senat abgelegte Eid, für Cäsars Leben einstehen zu wollen, in solcher Art verletzt worden sei; doch wollten sie beide dem Senate anheimstellen zu beurteilen, was zur Sühnung der Stadt notwendig sei. Zugleich berief er auf den folgenden Morgen eine Senatsversammlung in dem Tempel der Tellus (Mutter Erde). Nach einer unruhigen Nacht versammelte sich der Senat schon vor Tagesanbruch. Eine Schar arabischer Bogenschützen aus Ituräa umgab den Tempel. Die Senatoren waren meist den Verschworenen gewogen; gleichwohl aber mußten

sie die Auseinandersetzungen des Antonius anerkennen, der ihnen zeigte, daß es zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche durchaus notwendig sei, sämtliche Amtshandlungen Cäsars als rechtskräftig bestehen zu lassen, und daß man nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit den Verschworenen nichts weiter als Verzeihung, nimmermehr aber, wie einige beantragt hatten, Belohnungen gewähren könne. Cicero selbst unterstützte den Antrag des Konsuls mit der einen Abänderung, daß er auf vollständige Amnestie antrug. In diesem Sinne wurde nunmehr der Senatsbeschluß gefaßt; ein zweiter, von den Veteranen geforderter Beschluß sicherte diesen noch ausdrücklich die von Cäsar ihnen zugeteilten und bestimmten Grundstücke.

Schon war die Sitzung geschlossen, als eine Anzahl von Senatoren in Angst vor einer gewaltsamen Bewegung unter dem Volke den Schwiegervater Cäsars, L. Piso, mit Ungestüm bat, ein öffentliches Leichenbegängnis seines Schwiegersohnes und die Veröffentlichung seines Testaments zu verhindern. Da sie bezüglich des letzteren Punktes darauf hindeuteten, daß die Vermächtnisse Cäsars doch nur über Eigentum des Staates verfügten, das man für diesen billigerweise zurückverlange, und sie diese Forderung mit Androhung einer Klage begleiteten, verlangte Piso in großem Zorn von den Konsuln, daß sie den schon auseinandergehenden Senat wieder beriefen, und sprach mit Empörung von der Gewalt, die man gegen ihn gebrauchen wolle. So riefen gerade die Männer, welche dem Schlimmeren hatten vorbeugen wollen, noch einen dritten, die eben angenommene Versöhnung untergrabenden Beschluß hervor, daß das Testament feierlich eröffnet und ein öffentliches Leichenbegängnis gehalten werden solle. Doch nahm für den Augenblick das zahlreich versammelte Volk die Amnestierung der Verschworenen noch günstig auf: es verlangte, daß Cassius mit den andern vom Kapitol herabkomme. Diese begehrten Geiseln zur Bürgschaft, und Antonius und Lepidus schickten ihre kleinen Söhne hinauf. Als nun Brutus und Cassius erschienen, empfing sie das Volk mit Klatschen und Beifallsrufen. Die Konsuln wollten sprechen; aber man rief ihnen aus der Mitte der Versammlung zu, sie sollten den beiden zuvor die Hände reichen und so die Versöhnung besiegeln. Das mußten sie thun und es schien, als hätten die Verteidiger der Freiheit gänzlich die Oberhand gewonnen. Nachdem am Abend des 17. März die beiden Häupter der Verschwörung von Antonius und Lepidus, die übrigen von andern Mitgliedern des Senats bewirtet worden waren, die man als Gegner der Sache betrachtet hatte, nahmen am folgenden Morgen die

Verschworenen ihre Plätze im Senat wieder ein. Bei Beginn der Sitzung wurde dem Antonius von seiten des Senats Dank gesagt, daß er den Keim des Bürgerkrieges erstickt habe. Auch M. Brutus erkannte laut das Verdienst des gestrigen Beschlusses an. Dann wurde die von Cäsar teils für das laufende, teils für das folgende Jahr angeordnete Verteilung der Provinzen, soweit sie Mitglieder der Verschwörung betraf, noch durch einen besondern Beschluß bestätigt, demzufolge M. Brutus Macedonien, Cassius Syrien, Trebonius Asien, Tillius Cimber Bithynien, Decimus Brutus Oberitalien als Provinz behalten sollte. Ein Angriff des Cassius auf den Beschluß wegen der Eröffnung des Testamentes Cäsars und der öffentlichen Bestattung desselben blieb — auch von Brutus nicht unterstützt — ohne Wirkung. Die Eröffnung und Verlesung des Testaments erfolgte in der Wohnung des Antonius. Cäsar hatte aus keiner ehelichen Verbindung Nachkommen hinterlassen: er setzte daher die Enkel seiner beiden Schwestern zu Erben ein. Die jüngere derselben, an M. Atius Balbus verheiratet, hatte eine Tochter Atia, welche mit dem Ritter C. Oktavius verehelicht diesem zwei Töchter und einen Sohn, C. Oktavius, geboren hatte. Diesen seinen Großneffen setzte Cäsar zu drei Vierteilen zum Erben seines Vermögens ein, indem er ihn zugleich an Kindesstatt annahm; den beiden Enkeln seiner ältern Schwester vermachte er das übrige. M. Antonius, Decimus Brutus u. a. sollten in zweiter Stelle als Erben eintreten, wenn die ersten Erben die Hinterlassenschaft nicht antreten könnten oder wollten. Dem Haupterben war neben einigen anderen Bestimmungen auferlegt, dem gesamten Volke die Gartenanlagen Cäsars auf dem rechten Tiberufer zu überweisen und jedem römischen Bürger dreihundert Sestertien (50 Mark) bar auszuzahlen. Man brachte das Testament auf das Forum: das Volk begehrte, daß es laut vorgelesen werde; und schon begann der Unwille sich zu regen, da die Leute vernahmen, wie der als Tyrann niedergestoßene Mann für sie besorgt gewesen sei; und noch stärker wallte die Empfindung auf, als man Männer, die mit unter seinen Mördern gewesen waren, unter den an zweiter Stelle bedachten Erben nennen hörte. Jetzt kam vollends der Leichenzug unter Anführung Pisos auf das Forum. Das Begräbnis selbst sollte auf dem Marsfelde stattfinden, wo man den Scheiterhaufen errichtet hatte, die Leichenrede aber nach alter Sitte auf dem Forum gehalten werden. Angesehene Persönlichkeiten, lauter Männer, die schon Staatsämter bekleidet hatten, trugen den Leichnam offen, wie das noch heute in Italien Sitte ist, auf einer Bahre; eine zahllose Menge von Bewaffneten schloß sich dem Kondukte an; unter Geschrei und lautem

Wehklagen legte man den Leichnam auf ein kostbar verziertes Ruhebett, das auf einem vergoldeten Gestelle neben der Rednerbühne hergerichtet war; zu den Häupten hing das Gewand, in welchem Cäsar den Tod erlitten hatte. Schon war das Volk so erhitzt, daß es die erlassene Amnestie bereute. Da fing Antonius, der als Mitkonsul und naher Verwandter allerdings zunächst dazu berufen war, die bei feierlichen Bestattungen übliche Leichenrede an.

Er begann mit den Ehrenbewilligungen für Cäsar, in denen sich die allgemeine Anerkennung seiner Vorzüge und Verdienste kundgegeben habe; und indem er durch den Ton seiner Stimme besonders diejenigen Senatsbeschlüsse hervorhob, durch welche demselben göttliche Namen und die allerhöchsten Ehren zuerkannt worden waren, deutete er mit Blick und Hand unverwandt auf die Leiche, die als ein Zeugnis wider die Männer, welche im Namen des Volkes ihn so geehrt hatten, offen dalag. So setzte er bei der Erinnerung an den Beschluß, daß Cäsar heilig und unverletzlich sein solle, hinzu: nicht etwa ein anderer, der seinen Schutz nachgesucht hatte, sondern er selbst, unser heiliger und unverletzlicher Cäsar, liegt hier getötet vor uns, obschon er keinerlei tyrannische Gewalt, ja nicht einmal Bitten angewendet habe, um solcher Ehren teilhaftig zu werden. Wiederum verlas er die Eidesformel, mit der sämtliche Senatoren sich verpflichtet hatten, für Cäsars Person und Leben zu wachen, so zwar, daß auch denjenigen der Fluch treffen solle, der ihn nicht gegen heimliche Anschläge anderer verteidige. Hier erhob er seine Stimme mit aller Macht, streckte seine Hand aus gegen das große Juppiterbild, das vom Kapitol herabschaute, und rief: Ich, du Gott unserer Stadt, Juppiter und ihr andern Gottheiten, — ich bin bereit Rache zu nehmen, wie ich gelobt und geschworen habe. Aber nachdem meine Standesgenossen erklärt haben, daß sie das für zuträglich halten, was einmal beschlossen worden ist, so bete ich zu den Göttern, daß es wirklich zuträglich sein möge. Bei diesen Worten ließ sich ein Ton des Unwillens von Seiten der Senatoren hören, worauf er zu ihrer Beruhigung einlenkte: was einmal geschehen ist, ihr Mitbürger, sieht aus, wie das Werk irgend einer Gottheit, nicht eines Menschen, und wir müssen nicht sowohl auf das Geschehene, als auf die Gegenwart sehen. Denn der nächste Augenblick bedroht uns mit der Gefahr, in den Bürgerzwist früherer Jahre zurückzufallen und alles in Rom noch übrige edle Blut vollends vergossen zu sehen. So lasset uns denn die heilige Leiche unter Feier- und Trauergesängen zu ihrer Ruhestätte begleiten! Bei diesen Worten schürzte er seine Toga auf, als wollte er

es sich bequemer machen, dem Zuge nach dem Marsfelde voranzuschreiten, trat an das Ruhebett zu Häupten des Leichnams und, indem er sich bald auf dessen Angesicht niederbückte, bald sein Haupt wieder aufrichtete, stimmte er zuerst ein feierliches Lied zu Ehren des unter die himmlischen Götter aufgenommenen Geistes an und betete zu ihm, wie es Sitte war, mit himmelwärts ausgebreiteten Armen; dann zählte er von einem zum andern eilend die Kriege, Schlachten, Siege und Eroberungen Cäsars auf, dazwischen wiederholt ausrufend: Er allein unüberwunden in allen Schlachten! Du allein hast die Schmach, die seit dreihundert Jahren auf uns lag, getilgt, da du das Volk demütigtest, welches Rom eingenommen und in Asche gelegt hat! Nachdem er so mit dem Ausdruck eines Begeisterten gesprochen hatte, ließ er plötzlich seine Stimme zum Tone tiefer Trauer herabsinken und weinte und wehklagte über das unverdiente Schicksal seines Herzensfreundes, indem er mit einem Schwur beteuerte, daß er gerne sein Leben hingeben wollte, wenn er jenen damit zurückrufen könnte. Endlich aber schrie er wie außer sich vor Schmerz Wehe über die Mörder und Banditen, deckte die Leiche auf und hob an einem Spieße Cäsars Gewand in die Höhe, so daß man sah, wie es von seinem Blute gefärbt und von den Dolchen überall durchstochen war. Da wehklagte ringsum das ganze zahllose Volk und den Ausbrüchen der Trauer folgten unmittelbar wieder Äußerungen des Zornes. Selbst die Trauergesänge, die nach der Sitte von Chören angestimmt wurden, hatte man mit der Absicht ausgewählt, die Menge aufzustacheln. Es waren einzelne Stücke aus Trauerspielen dazu genommen worden, die das Volk vom Theater her kannte und in denen dramatische Personen über die Feindschaft solcher klagten, denen sie nur Gutes erwiesen hätten. Als es nun in einem solchen Liede hieß:

Ich mußte die erhalten, die mich töten sollten?,

meinte das Volk die Stimme des Getöteten selbst wie aus der Unterwelt herauf zu vernehmen; und in demselben Augenblicke erhob sich auch nach einer sinnreichen Berechnung über dem Ruhebette, auf dem der Leichnam selbst fast von niemandem gesehen werden konnte, durch einen Mechanismus aufgerichtet und nach allen Seiten gedreht die in Wachs nachgebildete Gestalt Cäsars mit den dreiundzwanzig blutigen Wunden im Gesichte und am ganzen Körper. Da brach der Sturm unter dem Volke los: es empfand jetzt nur den Greuel des Mords, an Cäsar von denen verübt, die ihm das Leben und alle Güter des Lebens verdankten; und indem unter Wehgeschrei die einen Anstalt machten den Tempel anzu-

zünden, in dem der Mord geschehen war, rannten die andern hinweg, um die Verschworenen zu ergreifen und vor der Leiche Cäsars als Totenopfer zu schlachten. Aber jene hatten sich schon länger entfernt, als sie sahen, was Antonius anstrebte. Ein an dem Tode Cäsars unschuldiger Mann, der Volkstribun Helvius Cinna, kam den Rasenden in den Weg: trotz aller Versicherungen, daß er nicht der Prätor Cornelius Cinna sei, der an der Verschwörung beteiligt gewesen war, verlor er von der tobenden Menge förmlich zerrissen sein Leben. Weiter stürzte das Volk mit Feuerbränden nach den Häusern der Verschworenen, um sie niederzubrennen, was die bewaffneten Sklaven der Besitzer mit Gewalt verhindern mußten. Nun kehrten die Haufen nach dem Forum zu der Leiche Cäsars zurück, um sie auf das Kapitol zu tragen und dort zwischen den Bildnissen der Stadtgottheiten zu bestatten. Als aber die Priester des Haupttempels dies verwehrten, brachte man den Toten wieder auf das Forum, wo man in der Eile einen Scheiterhaufen aus Tischen, Bänken und Geräten der nächstgelegenen Gerichtshallen und Buden errichtete, die Leiche auf denselben legte und, nachdem das Holz in Brand gesteckt war, das kostbarste, was man eben zur Hand hatte, in die Flammen warf. Die Absicht des Antonius war vollständig erreicht: die Sache der Verschworenen war bei der Menge verloren.

Neuntes Buch.
Der Kampf um Cäsars Erbe.

Erstes Kapitel.
Die Ereignisse von Cäsars Leichenfeier bis zum Beginne des mutinensischen Krieges.

Als Antonius sich freie Bahn gemacht hatte, begann er die Alleingewalt auszuüben, die er als sein Erbe von Cäsar betrachtete. Anfangs verfuhr er mit einer löblichen, vielleicht nicht bloß zum Scheine angenommenen Mäßigung: er setzte den Unordnungen ein Ziel, die noch mehrere Nächte nach der Verbrennung der Leiche Cäsars auf dem Forum im Schwange waren, schickte die Veteranen aus Rom weg nach ihren Kolonien und bestrafte einen Betrüger, Herophilus oder Amatius, der sich für einen Enkel des alten Marius und ebendamit für einen Verwandten Cäsars ausgab, mit dem Tode, als dieser Mensch unruhige Volkshaufen um sich sammelte, um, wie er vorgab, Rache an den Mördern und dem Senat zu nehmen. Er stellte selbst in verschiedenen Senatsversammlungen Anträge auf Beschlüsse, die jeden Mißbrauch der schon bestätigten Amtshandlungen Cäsars abwenden sollten; ja — und damit gewann er die Stimmung am meisten — er veranlaßte einen Senatsbeschluß, nach dem künftig nie wieder ein Diktator ernannt und selbst ein solcher Vorschlag mit dem Tode bestraft werden sollte. Und als gar Antonius darauf antrug, den Sextus Pompejus nach Rom zurückzuberufen, ihm für sein väterliches Erbe, das Antonius selbst in Besitz genommen hatte, aus der Staatskasse eine reiche Entschädigung auszuzahlen und den Oberbefehl über die gesamte römische Seemacht in der Ausdehnung zu übertragen, in welcher sein Vater denselben vordem gehabt hatte, da überhäufte der Senat

und selbst auch Cicero den Konsul mit Lobsprüchen und Danksagungen: denn man sah in diesem Antrage das redliche Verlangen, denen, die früher der Partei der Aristokratie angehört hatten, einen sicheren Haltpunkt zu gewähren und nach jeder Seite hin Gerechtigkeit zu üben. Und da es sich zeigte, daß Antonius von dem aufrührerischen Pöbel, den er mit Gewalt zur Ordnung verwiesen hatte, mit Angriffen bedroht sei, so erschien es ganz billig, daß ihm als dem gehaßten Vertreter der Interessen des Senats eine Leibwache nach eigener Wahl zugestanden werde. Die Bedenken, welche die peinlich sorgfältige Auswahl dieser Trabanten und die Vermehrung derselben bis auf sechstausend Mann hervorrief, beschwichtigte er mit dem Versprechen, ihre Anzahl zu beschränken, sobald die Szenen des Aufruhrs vorüber seien. Aber bald — etwa einen Monat nach Cäsars Ermordung — hatte die Mäßigung, die er sich bisher auferlegt hatte, ein Ende. Alle Papiere Cäsars waren in seinen Händen: unter denselben auch die Anordnungen des Diktators, die noch nicht veröffentlicht, aber durch den Senatsbeschluß vom 17. März mit den andern zu rechtsgültigen Gesetzen gemacht worden waren; aber indem er als erster Konsul für die Ausführung jener Anordnungen zu sorgen hatte, lag die Versuchung nahe, unter diesem Titel die eigenen Ansichten und Bestrebungen, endlich auch jede Art despotischer Willkür und Laune ins Werk zu setzen und zum Gesetze für das römische Volk zu erheben. Es fanden sich noch Notizen von Cäsar vor, die Antonius zu Beschlüssen stempelte; wo keine solche vorhanden waren, half ihm Faberius, Cäsars Geheimschreiber, von dessen Hand auch die wirklich vorgefundenen Schriften herrührten. Einiges hatte überdies der Diktator ihm mündlich aufgetragen: auch dieses und, was dem Antonius sonst einfiel, kam nach und nach als Verordnung Cäsars zum Vorschein, selbst wenn es den von diesem selbst öffentlich beantragten und genehmigten Gesetzen widersprach. Besonders aber verwandte er jene Papiere dazu, sich ungeheure Summen Geldes von Einzelnen und von Gemeinschaften, einheimischen und auswärtigen, für allerlei Bewilligungen zu verschaffen, die ihnen von Seiten des römischen Staats gewährt werden sollten. Sogar in den Frauengemächern der Wohnung des Konsuls war, wie Cicero sagt, ein lebhafter Marktverkehr mit allem, was dem Staate zugehörte: Fulvia, die Gemahlin des Antonius, verkaufte Provinzen und Königreiche um ansehnliche Summen. Erst nach einiger Zeit bestimmte der Senat mit Einwilligung des Antonius, daß vom 1. Juni 43 an jedesmal eine Kommission in Gemeinschaft mit demselben darüber erkennen solle, was eine Verordnung Cäsars sei, was nicht.

Aber diese Kommission berief Antonius niemals zu sich und that nach wie vor, was ihm beliebte.

Indessen war Cäsars Adoptivsohn und Haupterbe, C. Oktavius, auf die Nachricht von dem Tode seines Großoheims von Apollonia, wo er unter den für den parthischen Feldzug bestimmten Truppen sich befand — es war Cäsars Absicht gewesen, die militärische Erziehung des jungen Mannes auf diesem Feldzuge, den derselbe in seinem persönlichen Gefolge mitmachen sollte, zu vollenden — nach Italien geeilt: in Brundusium von dem Inhalte des Testaments unterrichtet hatte er nunmehr auch Cäsars Namen angenommen, indem er sich von da an C. Julius Cäsar Oktavianus nannte. Und sogleich strömten ihm Freunde, ehemalige Soldaten, Freigelassene und Sklaven des Diktators von allen Seiten zu. Antonius war in Kampanien mit Landverteilungen beschäftigt, während der junge Erbe Cäsars sich in Neapel und auf dem bei Puteoli gelegenen Landgute seines Stiefvaters L. Marcius Philippus aufhielt, mit dem seine Mutter in zweiter Ehe lebte. Doch trafen die beiden jetzt noch nicht zusammen. Dagegen suchte der junge, erst achtzehnjährige Mann, der sofort bei seinem ersten Auftreten viele Selbstbeherrschung und eine ungewöhnliche Klugheit und Verstellungskunst zeigte, vor allem ein näheres Verhältnis zu Cicero, der ebenfalls in der Nachbarschaft auf seinem Landgute verweilte, da er sich bei dem von ihm erwarteten baldigen Ausbruch eines Bürgerkrieges in Rom bedroht glaubte. Ohne den Warnungen seines Stiefvaters, eines Mannes von gemäßigter Gesinnung, und seiner Mutter Gehör zu schenken, die ihn an alle die schweren Verbindlichkeiten und die Wechselfälle des Glückes erinnerten, denen er notwendigerweise mit dem Antritt der Erbschaft sich aussetze, reiste er langsam und nur mit dem Charakter eines Privatmanns auf Rom zu. Ein farbiger Kreis um die Sonne, den man bei seinem Eintritt in die Hauptstadt bemerkte, und die große Menge von Leuten, die ihm zum Empfange entgegengingen, verhieß ihm Glück. Bei dem Stadtprätor Cajus Antonius, dem Bruder des Konsuls, erklärte er nach gesetzlichem Brauche, daß er die Adoption annehme; M. Antonius aber hatte bisher immer noch zu verhindern gewußt, daß der dazu nötige Beschluß der Kurien gefaßt wurde.

So große Besorgnisse auch die Mutter und der Stiefvater des Jünglings über die gefährliche Bahn äußerten, die er betreten hatte, so sicher war doch von Anfang an der Gang, den dieser einschlug. Er hatte sich entschlossen — und verbarg auch den Seinen diesen Entschluß nicht — Cäsars Tod zu rächen. Aber fürs erste suchte er sich nur festzusetzen, ohne nach irgend einer Seite hin Feindseligkeit zu zeigen: er schien nur mit

den Rechten und Pflichten beschäftigt zu sein, die ihm aus dem Vermächtnis erwuchsen. Als der Konsul Antonius von seiner kampanischen Reise zurückgekehrt war, suchte ihn Cäsar Oktavianus in seiner Gartenwohnung, dem einstigen Eigentum des großen Pompejus, auf, um neben der ehrerbietigen Versicherung seiner Dankbarkeit ihm seine ganz entschiedene Mißbilligung darüber auszusprechen, daß man die Ermordung Cäsars ungerächt gelassen, mit den Mördern unterhandelt, ja ihnen sogar Provinzen gelassen habe. Er begehrte sodann, daß Antonius ein anderes Verfahren einschlage oder wenigstens ihm in der Erfüllung seiner Sohnespflicht nicht hinderlich sei, und endlich, daß der Konsul ihm alles gemünzte Gold aus Cäsars Hinterlassenschaft herausgebe, damit er die Legate für das Volk — er rechnete dreimalhunderttausend Bürger — auszahlen könne. Antonius antwortete mit vornehmer Geringschätzung: Cäsars Testament gebe ihm kein Recht, wegen seines amtlichen Verfahrens Rechenschaft zu verlangen; übrigens habe er eher Äußerungen der Dankbarkeit als der Unzufriedenheit von einem jungen Menschen erwartet, der alles, was er habe, Familie, Namen, Ehre, Vermögen, nicht besäße, wenn nicht er, Cäsars treuer Freund, seine Sache bisher vertreten hätte. Der aus dem Hause Cäsars in sein Haus gebrachte Geldvorrat sei nicht so bedeutend gewesen, als er sich vorstelle, und teils von angesehenen Staatsbeamten unter sich verteilt, teils auf Bezahlung der Stimmen im Senat für die Anerkennung der Amtshandlungen Cäsars verwandt worden. Die Klugheit fordere, daß auch der Erbe Cäsars den Rest des Vermögens nicht zur Bezahlung der Vermächtnisse an das Volk, sondern zur Versöhnung der Gegner verwende; denn wer vom Volke eine gewisse Stetigkeit der Gesinnung erwarte, sei ganz verloren. Cäsar Oktavianus ging von dieser ersten Unterredung mit Antonius tief erbittert hinweg und setzte sogleich das ganze unbewegliche Vermögen, das er geerbt hatte, dem Verkaufe aus; er wollte um jeden Preis durch Auszahlung der Vermächtnisse an das Volk sich eine Partei schaffen. Dies suchten seine Widersacher zu vereiteln: ein Senatsbeschluß, der eine Untersuchung über den Stand und die Verwendung der öffentlichen Gelder anordnete, machte die ganze Erbschaft Cäsars zweifelhaft, da dieser, wie Antonius jetzt auch ohne Scheu sagte, mit den Geldern der Staatskasse ganz willkürlich gewirtschaftet hätte. Auch gab es eine Menge Privatprozesse gegen Cäsars Verlassenschaft — besonders wegen eingezogener Güter von Geächteten oder Verbannten —, in welchen die Gerichte unter dem Einflusse der Gegner im Widerspruch zu dem Senatsbeschlusse, der alle Amtshandlungen Cäsars bestätigt hatte,

stets zum Nachteil des Erben entschieden. Aber Cäsar Oktavianus wurde durch die Hindernisse, die Antonius ihm in den Weg legte, nur noch mehr gereizt, dem vorgesteckten Ziele zuzustreben und die Stimmung der niederen Volksklassen zu benützen: denn diese waren noch erbittert über Cäsars Ermordung und zürnten auf Antonius, daß er keine Rache genommen oder zugelassen hatte. Dabei kam ihm der Aberglaube des Volkes zu Hilfe, das um dieselbe Zeit in einem großen Kometen den zum Himmel erhobenen Geist Cäsars erblickte. So versuchte denn Cäsar Oktavianus, an der Stelle des von dem Volke zerrissenen Cinna Tribun zu werden; und als Antonius ihm auch den Weg zu diesem Ziele zu verlegen suchte, ließ er sich dem Volke von einem Tribunen in öffentlicher Versammlung vorstellen und versprach demselben in feierlicher Anrede die baldige Auszahlung der Vermächtnisse seines Adoptivvaters. Er verkaufte nun, was irgend von der Erbschaft Cäsars, dann auch von der seines leiblichen Vaters zu verkaufen war; ja auch seine Mutter und sein Stiefvater und die beiden andern Erben Cäsars gaben ihr Eigentum dazu her: den Erlös von diesen Verkäufen gab er den Vorstehern der Distrikte zur Verteilung an die Bürger und veranstaltete noch dazu auf eigene Kosten prächtige Spiele. Das Volk begeisterte sich mehr und mehr für ihn: man sah, daß es nötigen Falls gegen Antonius Partei für ihn nehmen werde.

In Rom hatten die Verschworenen, welche nach dem 15. März in ihren Bestrebungen durchaus nicht vorwärts kommen konnten, während der kampanischen Reise des Antonius neue Hoffnungen auf den Konsul Dolabella gebaut. Volkshaufen von der Partei des falschen Marius hatten auch nach der Hinrichtung desselben die Aufläufe erneuert: ihr Sammelplatz war auf dem Forum Cäsars bei einer Säule von afrikanischem Marmor, die ihm daselbst mit der Inschrift „dem Vater des Vaterlandes“ errichtet worden war. Der Platz wurde von vielen als ein Heiligtum betrachtet: es wurden da Gebete und Opfer dargebracht und, wie das sonst in den Tempeln geschah, Streitigkeiten mit Schwüren bei Cäsar ausgetragen. Als nun Dolabella diese Volkshaufen mit Gewalt zerstreute, die Widerstrebenden vom tarpejischen Felsen stürzen, die Sklaven unter ihnen ans Kreuz schlagen, endlich auch die Säule niederreißen ließ, sahen die Optimaten in ihm den Mann, der als die Stütze der Verfassung seine Macht zur Förderung der Männer anwenden könnte, welche das Panier der Freiheit aufgepflanzt hatten. Doch solche Dinge kamen ihm nicht in den Sinn: er trachtete nur für seine Person nach Ansehen, Ruhm und Geld. Von diesem Streben geleitet ließ er sich in einer Volksversammlung die Provinz Sy-

rien mit dem Auftrage Krieg gegen die Parther zu führen zuweisen, obgleich dieselbe nach Cäsars Bestimmung dem Cassius nach Ablauf der von diesem verwalteten Prätur gebührte; und ebenso ließ sich M. Antonius gleich nachher vom Senate Macedonien zuteilen, das ebenfalls von Cäsar ausdrücklich dem M. Brutus bestimmt worden war. Der Senat that, was Antonius forderte; er gab dem Cassius Cypern und dem M. Brutus die Insel Kreta zur Provinz und beiden den Auftrag, die Hauptstadt mit Getreide zu versorgen.

Entrüstet über die Beleidigung, die man ihnen mit dem Wechsel der Provinzen und jenem Auftrage anthat, entschlossen sich die beiden Verschworenen sofort Italien zu verlassen. Und zwar begab sich Brutus Anfang Septembers zunächst nach Athen, wo er einige Zeit scheinbar ganz mit Philosophie beschäftigt war, unter der Hand aber alles Ernstes zum Kriege rüstete, indem er dort studierende junge Römer, wie Ciceros Sohn Markus und den nachmals berühmt gewordenen Dichter Q. Horatius Flaccus, für Offiziersstellen warb, Gelder, die für die Staatskasse aus Asien nach Rom gebracht werden sollten, für seine Kriegskasse in Beschlag nahm, in Thessalien und andern Gegenden Griechenlands Mannschaft sammelte und mit dem Proprätor Hortensius, dem damaligen Statthalter von Macedonien, wegen der Übergabe der Provinz und des Heeres unterhandelte. Zwei der Verschworenen hatten schon im Frühling die von Cäsar ihnen bestimmten Provinzen eingenommen: C. Trebonius die sogenannte Asia Proconsularis, für welche damals der Sitz der Verwaltung in Smyrna war, und Tillius Cimber Bithynien. Zu Trebonius begab sich C. Cassius über Athen nach Smyrna, wo er Geld und Truppen sammelte, um das ihm früher bestimmte, nunmehr aber vom Volke an Dolabella überwiesene Syrien einzunehmen und gegen diesen, wenn er in die Provinz käme, zu behaupten. Dolabella blieb als Konsul bis gegen Ende des Jahres in der Hauptstadt und Cassius konnte, ehe derselbe nachkam, sich in Syrien mit einer sehr bedeutenden Macht festsetzen. So lagen am Ende des Sommers 44 die Verhältnisse derart, daß die Verschworenen den Osten des römischen Reiches beherrschten. In Afrika dagegen behauptete Q. Cornificius, den der Senat als Statthalter über die alte Provinz, das ehemalige Gebiet von Karthago, gesetzt hatte, eine von den Parteien unabhängige Stellung. In Spanien hatte Ämilius Lepidus, jetzt Statthalter in dem südlichen Gallien und diesseitigen Spanien, den noch übrigen Sohn des Pompejus, Sextus, welcher nach der Niederlage bei Munda mit einer ansehnlichen Macht von eingeborenen Spaniern Cäsars

Legaten, Asinius Pollio, geschlagen hatte, durch das Versprechen vollständiger Entschädigung für sein väterliches Erbteil bewogen alle Feindseligkeiten einzustellen. Die übrige Provinz Gallien stand unter L. Munatius Plankus, welcher zugleich mit Decimus Brutus zusammen im J. 42 Konsul sein sollte und wie dieser der Sache der Freiheit ergeben zu sein schien; in Oberitalien führte die Statthalterschaft Decimus Brutus, ein auch von dem Diktator Cäsar schon anerkannter guter Soldat, der aber, wie die andern Verschworenen, sich scheute den Bürgerkrieg zu beginnen. In Rom aber rangen M. Antonius und Cäsar Oktavianus bald offen, bald mehr insgeheim um den Besitz der Gewalt, und der Teil des Senats, welcher nicht schon für den einen oder anderen Partei genommen hatte, wünschte beide durch einander zu verderben.

So war das römische Gemeinwesen infolge der Ermordung Cäsars in neue Parteiungen zerrissen, zwischen denen über kurz oder lang der Kampf ausbrechen mußte. Der Senat war geteilt zwischen M. Antonius und zwischen den Verschworenen, aber auch Reste von Pompejanern gab es noch in seinen Reihen. Das eigentliche Unglück war, daß aus dieser Körperschaft, wie überhaupt aus der Aristokratie, der sittliche Trieb gewichen war, welcher früher das römische Wesen ausgezeichnet hatte. In der Sprache und den Formen des öffentlichen Lebens allein dauerte die alte Ehrenhaftigkeit noch fort. Aber die wenigen Senatoren, welche — wie Cicero — jetzt den Zeitpunkt eingetreten glaubten, da sich der Staat wie ein Phönix aus der Asche erheben und ein neues kräftiges Leben lediglich unter der Herrschaft des Gesetzes beginnen sollte, erhoben vergebens ihre beredten Stimmen. Man wollte die Freiheit, aber ohne etwas zu wagen: bei den Beschlüssen, die zum allgemeinen Besten gefaßt werden sollten, dachte jeder nur an sich selbst; man verlor Zeit und Kraft in halben Maßregeln und die wirkliche Thatkraft war auf seiten derer, die ihre eigenen Zwecke verfolgten.

Zweites Kapitel.

Der mutinensische Krieg.

Die Absichten des Antonius traten immer deutlicher zu Tage. Nachdem er es dahin gebracht hatte, daß dem Brutus und Cassius ihre Provinzen, Macedonien und Syrien, vom Senate ab- und ihm selbst, sowie seinem Verbündeten Dolabella zugesprochen worden waren, gieng er bald

noch einen Schritt weiter. Er brauchte vor allem ein starkes Heer, um seine auf die Alleinherrschaft gerichteten ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, und zwar um so mehr, als es schon deutlich an den Tag trat, daß die Veteranen Cäsars in Italien und das Stadtvolk in Rom mehr Zuneigung für den Erben Cäsars hätten als für ihn. Darum sprengte er das Gerücht aus, die Geten hätten einen Einfall in Macedonien gemacht und verwüsteten das Land, und begehrte auf dieses Gerücht von dem Senate den Oberbefehl über die sechs Legionen, welche Cäsar s. Z. nach Macedonien vorausgeschickt hatte, um mit ihnen den Feldzug gegen die Parther zu unternehmen. Und obwohl diese Truppen bereits dem Dolabella zugewiesen waren, der als Statthalter der Provinz Syrien den Krieg mit den Parthern führen sollte, wie denn auch an den Tag kam, daß in Wirklichkeit kein Einfall in Macedonien gemacht worden war, übergab der Senat dennoch dem Antonius den Oberbefehl über vier Legionen aus Macedonien, die Antonius sofort nach Italien kommen ließ. Kaum aber war er an die Spitze einer Armee gelangt, so verlangte er vom Senat weiter, daß ihm Oberitalien statt Macedoniens, dem Decimus Brutus aber Macedonien verliehen werde. Das war denn auch dem Senat zu viel, der den letzten Rest seines Ansehens aufgab, wenn er sich diesem tyrannischen Spiele willfährig erzeigte. Indem er die Verfügung über diese Provinz zu Gunsten des Decimus Brutus aufrecht hielt, ja den letzteren unter der Hand aufforderte, nicht zu weichen, veranlaßte er freilich lediglich, daß Antonius, im Widerspruch zu ihm durchsetzte, was er von ihm nicht gewährt erhielt. Er ließ sich nämlich vom Volke die Provinz Oberitalien zusprechen und zwar mit der Bedingung, daß gegen Decimus Brutus, wenn dieser nicht weiche, Gewalt anzuwenden sei. Ebenso ging bald darauf ein von den Volkstribunen eingebrachter Antrag durch, daß im Widerspruch zu der von dem Diktator Cäsar gegebenen Bestimmung die Statthalterschaft in den konsularischen Provinzen, zu denen Oberitalien gehörte, sechs Jahre dauern solle.

Für den jungen Oktavianus hatte die feindliche Stellung, in welche Antonius und der Senat miteinander geraten waren, den Vorteil, daß nun für die eine oder die andere Seite seine Bundesgenossenschaft wichtig wurde. Und wie er sich schon bisher mit einer weit über seine Jahre hinausreichenden Geschicklichkeit, ja Verschlagenheit zwischen den sich kreuzenden Parteien bewegt hatte, so versäumte er auch jetzt nicht, den Vorteil der Lage für sich auszunützen. Sein Verhältnis zu Antonius hatte sich in der letzten Zeit nicht gebessert: letzterer hinderte seine Wahl zum Volkstribunen, und Oktavianus hinwiederum suchte mehr und mehr durch Agenten

die Veteranen zu sich herüberzuziehen, die sich bisher zu Antonius gehalten hatten; ja die offenbar für Oktavianus hervortretende Stimmung der in Kampanien angesiedelten Veteranen bewog den Antonius im Oktober mit seiner Gattin Fulvia dorthin zu reisen. Was er hier und anderwärts fand, konnte ihm nicht gefallen. Bereits waren auch die Legionen aus Macedonien unzufrieden damit, daß er an Cäsars Mördern keine Rache genommen habe; seine Vorwürfe über ihren Undank vermochten sie ebenso wenig umzustimmen als seine Versprechungen, die ihnen als karg und armselig erschienen. Und auch ein strenges Strafgericht, mit welchem er den Widerspenstigen Gehorsam zu lehren dachte, bewirkte nicht Schrecken, sondern nur verstärkten Unmut und Widerwillen, was die Unterhändler seines Widersachers emsig benützten, um seiner niederträchtigen Kargheit und Grausamkeit die Großmut des Diktators gegenüberzustellen und auf Cäsar Oktavianus als den Erben dieser Tugend seines Großoheims hinzuweisen. Er vermochte es nicht zu hindern, daß von seinen Legionen zuerst die Martia, bald darauf auch die vierte auf die Seite des Cäsar Oktavianus übertraten; umsonst eilte er selbst nach Alba Longa, wo die abgefallenen Legionen standen, um sie durch Zureden wieder zu gewinnen: mit Schüssen von den Mauern der Stadt empfangen, kehrte er um und begnügte sich damit, die andern Legionen durch reichliches Handgeld an sich zu ketten. Dagegen war es dem Oktavianus gelungen, auch unter den kampanischen Veteranen eine Truppenmacht, die allein mehr als 10,000 Mann betrug, zusammenzubringen, und er setzte seine Werbungen an verschiedenen Orten fort. Zugleich hatte er Beziehungen zum Senat und insbesondere zu dessen einflußreichstem Haupte, Cicero, angeknüpft, auf welche die Feinde des Antonius nicht geringe Erwartungen setzten. Noch ein letztes Mal erhob sich bei ihnen die Hoffnung auf Erneuerung der alten Verfassung.

Antonius hatte inzwischen eine Leibwache um sich gebildet und war über Rom, wo er für kurze Zeit eine Schreckensherrschaft führte, von Tibur aus Ende November nach Oberitalien aufgebrochen. Da er sofort den Decimus Brutus aufforderte, dem in der Volksversammlung gefaßten Beschlusse gemäß ihm die Provinz abzutreten, dieser jedoch durch ein Manifest antwortete, in welchem er versprach, die Provinz Oberitalien im Gehorsam für Senat und Volk zu erhalten, so begann hiermit ein neuer Bürgerkrieg, der mutinensische genannt, weil Decimus Brutus, vorderhand noch schwächer als Antonius, sich vor demselben nach Mutina zurückgezogen und dort eingeschlossen hatte. Kaum aber hatte Cäsar Oktavianus

die Nachricht vom Aufbruche des Antonius bekommen, so that auch er einen entscheidenden Schritt. Er zog nämlich alle seine Mannschaften um Alba Longa zusammen und stellte sich in einer Zuschrift dem Senate zur Verfügung. Hocherfreut — denn der Senat hatte kein Heer, so lange Antonius und Dolabella die Konsuln waren — nahm dieser den Cäsar Oktavianus, der bisher eine Verbindung mit Decimus Brutus gesucht hatte und jetzt den M. Antonius nur als seinen Feind zu betrachten schien, als seinen Feldherrn und dessen Truppen als sein Heer an. Den größten Einfluß hatte dabei Cicero, der seit Anfang September in seinen „philippischen" Reden den Antonius auf das heftigste bekämpfte und unter dem Drang der Umstände sich jetzt an Oktavianus in der Hoffnung angeschlossen hatte, auch mit diesem leicht fertig zu werden, wenn es mit seiner Hilfe gelungen wäre den gefährlichsten Feind der Freiheit und der Gesetze — Antonius — zu unterdrücken.

Die Soldaten, welche sich um Oktavianus gesammelt hatten, boten in dem Gefühle, daß das Geschick von Rom in ihrer Hand liege, dem ganz unbefugten Jüngling die Fasces und Liktoren an und begehrten, daß er sich Proprätor nenne: Oktavian lehnte beides mit Dank ab und erklärte alles dem Senate zu überlassen, obwohl er die Absichten, welche dieser mit ihm hatte, wohl durchschaute und ihn vielmehr seinen Plänen dienstbar zu machen gedachte. Es mußte vom Senat schon dieser Sache wegen ein Entschluß gefaßt werden, besonders aber wegen des Standes der Dinge in Oberitalien, wo der Krieg zwischen Antonius und Decimus Brutus schon begonnen hatte. Cicero bot in seiner dritten philippischen Rede (am 20. Dez. 44) alles auf, um den Senat zu einer unmittelbaren feindlichen Erklärung gegen Antonius zu drängen; ebenso suchte er in einer Ansprache an das Volk bei diesem alle Affekte, Zorn, Mißgunst, Haß, Furcht und Stolz, anzuregen, von deren Einwirkung er einen Beschluß erwartete, durch welchen dem Antonius das Konsulat und damit jede weitere Gewalt abgesprochen wurde. Doch erreichte er augenblicklich nur den Beschluß, daß die neuen Konsuln, Hirtius und Pansa, sofort nach ihrem Amtsantritte über Oktavians Ernennung zum Heerführer und die Belohnung der zu ihm übergegangenen zwei Legionen einen Antrag im Senate stellen sollten. Als nun am 1. Januar 43 der eine Konsul, Pansa, den üblichen Vortrag über den allgemeinen Stand der öffentlichen Angelegenheiten gehalten hatte, erhob sich ein lebhafter Streit zwischen den Anhängern des Antonius und seinen Gegnern. Fufius Calenus, der Führer der ersteren, bekämpfte Ciceros Bemühen, den Antonius als Verräter erklären zu lassen, und

wollte, daß man mit Antonius unterhandle. Dagegen malte Cicero in seiner fünften Philippika wieder alle Frevel und Greuel des Antonius mit den schwärzesten Farben, während er den Erben Cäsars als einen Mann, der nur das Wohl des Staates, nur die Freiheit und die Herrschaft der Gesetze wolle, bis in den Himmel erhob; und so erneuerte er seine Anträge für Oktavianus und die abgefallenen Legionen, widersetzte sich mit aller Macht einer Abordnung von Gesandten an Antonius und verlangte gegen diesen eine Kriegserklärung. Die Beratungen im Senat waren stürmisch und dauerten mehrere Tage. Insbesondere ließ es sich L. Piso, der Schwiegervater des Diktators Cäsar, angelegen sein, das Lob und den Tadel Ciceros auf das richtige Maß zurückzuführen und vermittelnde Vorschläge zu machen: dem M. Antonius sollte nach seinen Anträgen Oberitalien und dem Decimus Brutus Macedonien bleiben, letzterer mit seinen drei Legionen nach Rom berufen und dieses Heer in Rom behalten, er selbst aber in seine Provinz gesandt werden; auch die beiden Legionen des Oktavianus wollte er nach Rom beordert und mit den dreien des Decimus Brutus zu einem Heere des Staates vereinigt wissen, über welches der Senat verfüge. Indessen neigte sich der Senat so sehr auf Ciceros Seite, daß die Gattin des Antonius, Fulvia, dessen Mutter und Kinder die ganze Nacht vom 2. auf den 3. Januar flehend in den Häusern der vornehmsten Senatoren herumgingen und am 3. in Trauerkleidern am Eingange der Kurie vor den sich versammelnden Senatoren auf den Knien lagen, indem sie mit lautem Weinen um Schonung für Antonius baten. Und so viel wenigstens wurde gegen Cicero gewonnen, daß jener nicht als Verräter erklärt und die Abordnung von drei Senatoren an ihn und Decimus Brutus beschlossen wurde; im übrigen aber wurden Ciceros Wünsche erfüllt: man befahl dem Antonius, von dem Bürgerkriege abzustehen, sich über den Rubikon in einer bestimmten Entfernung von der Hauptstadt zurückzuziehen und sich den Beschlüssen des Senates und Volkes zu fügen, widrigenfalls er Krieg zu erwarten habe. Ciceros Anträge zu Gunsten Oktavians und seiner Truppen, wie für Decimus Brutus wurden vollständig genehmigt.

Noch im Januar des J. 43 ging die vom Senat beschlossene Gesandtschaft — drei Konsularen — in das Lager des Antonius ab. Aber einer der Gesandten, Servius Sulpicius, starb unterwegs, bevor sie noch ihr Ziel erreichten. Die beiden noch übrigen aber empfing Antonius mit Äußerungen seines Grimmes gegen Cicero, der zur Befriedigung seines Hasses und seiner Herrschsucht mit Gesetzen und Volksbeschlüssen auf das

willkürlichste umgehe, und ließ sie auch nicht mit Decimus Brutus, wie ihnen aufgegeben war, zusammenkommen; statt einfach zu erklären, daß er gehorche, gab er den Abgeordneten Gegenbedingungen mit, die sie dem Senate vorlegen sollten: es sollten allen seinen regelmäßigen Truppen dieselben Geldbelohnungen und Landanweisungen zu gute kommen, die man für Oktavians Mannschaft beschlossen habe, und alle von ihm und Dolabella während ihres Konsulats erlassenen Verfügungen aufrecht erhalten bleiben; ferner solle von seiner Verwendung der Staatsgelder keine Rechnung gefordert und statt Oberitaliens ihm, so lange M. Brutus und C. Cassius Statthalter von Provinzen seien, jedenfalls aber auf fünf Jahre, Gallien als Statthalterschaft mit sechs Legionen überlassen werden. Unter diesen Bedingungen, bei denen er im voraus schon dessen gewiß war, daß Oktavianus und der Senat sie gar nicht annehmen konnten, wollte er sich dem Willen des Senats fügen, Oberitalien räumen und sein Heer abgeben. Cicero, über diese Frechheit entrüstet, drang im Senate mit erneuter Heftigkeit auf eine Kriegserklärung; doch wenn auch sein Gegner Fufius Calenus, der eine zweite Gesandtschaft an Antonius empfahl, um wo möglich den Frieden zu erhalten, mit diesem Antrag der Beredsamkeit Ciceros und der offenbaren Notwendigkeit unterlag, so eignete doch der Senat aus Scheu vor dem Worte „Krieg" sich nur den vermittelnden Antrag eines Oheims des Antonius, des Lucius Cäsar, an, statt des Krieges einen Alarm (tumultus) zu erklären — ein unverständiger Ausweg: denn bereits hatte zwischen dem Konsul Hirtius und Antonius der wirkliche Krieg begonnen. Denn Hirtius war bereits Anfangs Januar mit den kurz zuvor zusammengebrachten Truppen ins Feld gerückt mit dem Auftrage, sich mit Oktavianus, der ihm als Proprätor untergeordnet war, zu vereinigen und als Oberbefehlshaber vor Mutina aufzutreten, während der andere Konsul — Pansa — noch in Rom verweilte, teils um die Rüstungen fortzusetzen, teils um an der Spitze der Verwaltung zu bleiben.

Indessen war jetzt schon das Verhältnis zwischen dem Konsul und Oktavianus ein gespanntes: diesen erfüllte die Verfügung des Senats, daß die beiden von Antonius übergetretenen Legionen, die Martia und die vierte, unter den unmittelbaren Befehl des Konsuls gestellt werden sollten, sowie die geheimen Unterhandlungen, welche noch immer zwischen den Konsuln und Antonius stattfanden, ohne daß er beigezogen wurde, dann auch die von Cicero beeinflußte Haltung des Senats gegenüber dem M. Brutus und C. Cassius mit Unmut, den er nur einstweilen verbarg. Als aber gegen Anfang des Frühlings 43 die Nachricht von großer Bedrängnis

einlief, in welcher sich die Besatzung von Mutina durch Hungersnot befinde, brach er dennoch mit dem Konsul aus den Winterquartieren auf, um den von Antonius so hart bedrängten Eingeschlossenen in Mutina Entsatz zu bringen. Beide Heeresabteilungen näherten sich glücklich der belagerten Stadt und suchten unverweilt dem Decimus Brutus zuerst durch Feuerzeichen, sodann, als er diese nicht bemerkte, durch einen Taucher, welcher im Wasser der Skultenna an den Feinden vorbei nach der Stadt schwamm, ja auch durch Brieftauben ihre Nähe und die baldige Errettung kundzuthun. Als gegen Ende des März sich auch der Konsul Pansa mit vier Legionen, meist jungen Soldaten, von Rom aus gegen Mutina in Bewegung setzte, schickte ihm sein Amtsgenosse die martische Legion entgegen, um den Heranziehenden aufzunehmen und die Vereinigung mit ihm zu bewerkstelligen. Doch Antonius kam zuvor. Er warf sich rasch dem Konsul Pansa mit zwei Legionen in der Nähe der Stadt Forum Gallorum entgegen, während er seinen Bruder Lucius anwies, zu gleicher Zeit die Stellungen des vor Mutina stehenden Entsatzheeres anzugreifen. Die martische Legion, auf welche M. Antonius zuerst traf, stürzte sich mit voreiligem Ungestüm in den Kampf und erlitt durch die überlegene Zahl der Feinde bei aller Tapferkeit ansehnliche Verluste; auch zwei von den Legionen Pansas, die an diesem Gefechte Anteil nahmen, wurden hart bedrängt, ja Pansa selbst mußte von einem Lanzenstich schwer verwundet aus der Schlacht getragen werden. Die überlegene Reiterei des Antonius entschied den Kampf, und Pansas Legionen und die Martia zogen sich zurück. Aber als sie nun Antonius verfolgen wollte, stieß er auf den mit zwei frischen Legionen zu Hilfe herbeieilenden Konsul Hirtius selbst, dem seine ermüdeten Truppen nicht mehr gewachsen waren. Er wurde mit Verlust von zwei Legionsadlern und sechzig Feldzeichen zum eiligen Rückzuge nach Mutina gezwungen, wo inzwischen Oktavianus den Angriff des Lucius Antonius auf das konsularische Lager ebenfalls glücklich abgeschlagen hatte. Antonius wollte jetzt eine Schlacht vermeiden und durch Reitergefechte die Feinde hinhalten, bis durch Hunger auf das äußerste gebracht Decimus Brutus sich übergebe. Hirtius und Oktavianus aber, aus demselben Grunde um so begieriger einen entscheidenden Kampf zu erzwingen, versuchten sofort des andern Tages an einer Stelle, wo die Belagerungswerke des Antonius weniger ausgedehnt waren, mit allen Kräften sich Einlaß zu erzwingen. Wiederum wurde Antonius in der Schlacht, welche sich entspann, von Hirtius geschlagen; ja dieser verfolgte die Fliehenden in ihr Lager und war schon nahe an dem Feldherrnzelte, als er im Getümmel umkam.

Vergebens kämpfte nun Oktavianus um seine Leiche, die er zwar den Händen der Feinde entriß, ohne sich doch im feindlichen Lager festsetzen zu können. Antonius und Oktavianus brachten in Erwartung weiterer Angriffe die Nacht unter den Waffen zu. Doch waren die Streitkräfte des ersteren bei den hartnäckigen Kämpfen mit Pansa, Hirtius und Oktavianus sehr geschwächt worden, und als nun dazu noch Decimus Brutus einen Ausfall machte, entschloß er sich gegen den Rat seiner Freunde, von Mutina weg nach den Alpen zu ziehen.

Sein Abzug glich nun allerdings einer Flucht, wie Cicero mit großer, nur allzu kurzer Freude sich äußerte; aber in Wahrheit wollte Antonius nur seinen Legaten Ventidius, der mit drei Legionen in Picenum stand, an sich ziehen und die unter Ämilius Lepidus und Munatius Plankus in Gallien stehenden Legionen mit der ihm noch gebliebenen nicht eben bedeutenden Macht vereinigen, was ihm auch gelang. Wohl war jetzt die Belagerung von Mutina aufgehoben (27. April); aber den Belagerten erwuchs daraus wenig Nutzen. Die ausgehungerten Soldaten des Decimus Brutus fielen über die ihnen dargebotenen Lebensmittel mit solchem Heißhunger her, daß infolge der plötzlichen übermäßigen Sättigung Krankheiten ausbrachen, welche für weitere Operationen hinderlich waren. Und Decimus Brutus selbst befand sich durch die Ungewißheit seines Verhältnisses zu Cäsar Oktavianus, der bei der schweren Verwundung des einen Konsuls und dem Tode des anderen als Proprätor den Oberbefehl über das Entsatzheer führte, erst recht in Verlegenheit. Er ließ nachts die Brücken über die Skultenna abbrechen und schickte zu Schiff etliche Offiziere an Oktavian, um ihm für die Errettung zu danken und eine Unterredung vorzuschlagen, die sie von den Ufern des Flusses aus miteinander halten wollten. Oktavianus aber wies den Dank mit erheuchelter Entrüstung zurück, indem er sagte, nicht die Absicht ihn zu retten habe ihn hergeführt, sondern der Krieg gegen Antonius; mit diesem werde er sich einmal noch aussöhnen, wie es billig sei; den Decimus Brutus aber könne er nicht sehen, noch weniger sprechen: indessen möge derselbe verschont bleiben, so lange man es in Rom haben wolle. Auf diese Antwort trat dieser an das Ufer der Skultenna, verlas, nachdem er hinübergerufen, daß Cäsar Oktavianus erscheinen solle, so laut er nur zu schreien vermochte, den Senatsbeschluß, der ihm die Statthalterschaft in Oberitalien übertrug, und verbot letzterem in seine Provinz herüberzukommen oder dem Antonius nachzurücken; er selbst habe hinreichende Macht, um diesen zu verfolgen. Cäsar Oktavianus ging nach Bononia zu dem verwundeten Konsul Pansa; auch Decimus

Brutus, von Pansa nach Bononia berufen, war schon auf dem Wege dahin, als er von dem Tode des Konsuls benachrichtigt nach Mutina umkehrte.

Als der amtliche Bericht des Konsuls Hirtius über die Gefechte bei Forum Gallorum im Senate verlesen worden war, erklärte dieser unter dem Eindruck der letzten (14.) Philippika Ciceros den M. Antonius mit allen, die ihm ferner folgen würden, als Reichsfeind: jetzt erst bestand offener Krieg zwischen Rom und Antonius. Auf die Nachricht von dem Entsatze Mutinas und dem Tode des Hirtius und Pansa wurde ein Dankfest für die Befreiung des Decimus Brutus beschlossen und diesem ausschließlich der weitere Krieg gegen Antonius übertragen; nicht bloß die bisher von den beiden Konsuln befehligten Truppen, sondern auch die Martia und die vierte Legion, die unter Oktavianus standen, wurden seinem Befehle unterstellt. An Lepidus, Munatius Plankus und Asinius Pollio, die in Gallien und Spanien über eine zusammengenommen sehr bedeutende Macht verfügten, ließ der Senat die Weisung ergehen, den Antonius anzugreifen, wo er sich nur zeige: die beiden letzteren wurden außerdem aufgefordert, ihre Truppen nach Italien zu führen. Oktavianus dagegen wurde von dem Senate von dem Augenblicke an, wo man seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, auf die Seite gesetzt; und von einem Triumphe, den der vom Senat selbst ihm verliehene Imperatortitel und die Anordnung des Dankfestes ihn hoffen ließ, war jetzt nur für Decimus Brutus, nicht für ihn die Rede.

So beschleunigte der Senat selbst das Schicksal, das sich in Gestalt einer Koalition der bisherigen Gegner über ihm zusammenzog.

Drittes Kapitel.

Das Triumvirat des Antonius, Oktavianus und Lepidus.

Folgendes war der damalige Stand der Dinge in Rom. Einerseits trachtete der Senat nach der Feststellung der durch die Kämpfe bei Mutina scheinbar wiedereroberten Selbständigkeit; andererseits erhob aber auch die bisher niedergehaltene pompejanische Partei unter Sextus Pompejus vom Senate begünstigt ihr Haupt, als wäre jetzt die Zeit gekommen, die verlorene Macht im Staate wieder an sich zu nehmen. Nicht ohne Grund erkannte Oktavianus in dieser Haltung des Senats den Anfang einer gründlichen Reaktion gegen die Einrichtungen und Regierungshandlungen

des verstorbenen Cäsar; ohnehin nicht gewillt, sich wie ein abgebrauchtes Werkzeug von dem Senate beseitigen zu lassen, beschloß er nun um so entschiedener, sich nach anderen Förderern seiner Absichten umzusehen. Dem Antonius hatte er sich schon dadurch genähert, daß er die Vereinigung der drei Legionen des Ventidius mit demselben auf dem Rückzug aus Italien nicht verhinderte. Angesichts der immer unverhohlener zustimmenden Haltung, welche der Senat gegenüber den Verschworenen und dem Sextus Pompejus einnahm, ging Oktavianus nun weiter und trat mit Antonius in wirkliche geheime Unterhandlungen, sammelte um sich Anhänger desselben von dem bei Mutina geschlagenen Heere, ungeachtet dieselben samt ihrem Anführer als Reichsfeinde erklärt waren, und hielt in ihrer Mitte feindselige Reden gegen den Senat. So bildete sich eine Art von Einverständnis zwischen Oktavianus und Antonius, vorläufig zwar noch ohne bestimmte Form, aber doch so, daß man von einer neuen cäsarianischen Partei munkeln hörte. Eine solche aber mußte mit Notwendigkeit alle entschiedenen Cäsarianer in ihren Reihen versammeln, unter welchen der Statthalter von Südgallien und Spanien, Ämilius Lepidus, denn auch nicht lange mit dem offenen Anschluß an Antonius warten ließ. Er war es, der demselben die Alpenpässe hatte öffnen lassen. Doch blieben die Gesinnungen des Oktavianus vorerst in Rom noch verborgen. Ja in seiner Beunruhigung über den Abfall des Lepidus und in der Ungewißheit, wie weit er sich auf die anderen Führer verlassen könne, völlig verblendet, übertrug jetzt der Senat die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus gemeinschaftlich mit Decimus Brutus an Oktavianus, während er gleichzeitig an Brutus und Cassius den Befehl sandte, daß sie ihre Heeresmacht nach Italien herüberzubringen hätten. Indem er aber doch dem Oktavianus nicht volles Vertrauen schenkte, übertrug er zugleich den Oberbefehl über dessen Legionen an Decimus Brutus, ja sandte an dieselben, als sie letzterem den Gehorsam verweigerten, Unterhändler, die hinter dem Rücken des Befehlshabers durch Geldversprechungen sie für Decimus Brutus gewinnen sollten: von den Soldaten selbst mit ihrer versteckten Agitation zurückgewiesen, kehrten die Abgeordneten unverrichteter Dinge nach Rom zurück.

Jetzt hielt Cäsar Oktavianus den Moment gekommen, die Maske fallen zu lassen. Er erklärte sich gegen seine Truppen über all das Unrecht, das ihm und ihnen vom Senat bisher angethan worden sei, wie über die jetzt offen daliegenden Absichten desselben: die Partei der Mörder vom 15. März und der Pompejaner herrsche in der Verwaltung; sie werde

nicht eher ruhen, als bis alle Freunde des Diktators Cäsar, einer um den andern, vernichtet seien. Er selbst suche nichts für sich: nur das Werk der Rache an den Mördern seines Vaters wolle er vollenden und seinen getreuen Soldaten zu dem versprochenen Lohne verhelfen. Das einzige Mittel, diese Ziele zu erreichen, sei, wenn das Heer ihm das Konsulat verschaffe. Sogleich war dieses unter Beifallruf bereit, durch Abgeordnete bei dem Senat für ihn das höchste Staatsamt zu begehren, und vierhundert Soldaten und Centurionen gingen zu diesem Zwecke nach Rom. Der Senat schlug mit Berufung auf die Jugend des Bewerbers das Gesuch ab. Mit dem Schwerte umgürtet – denn zunächst hatte die Deputation die Waffen außerhalb der Kurie abgelegt — trat nach diesem Bescheid noch einmal ein Centurio herein und, indem er an den Griff desselben schlug, sagte er: „wenn ihr es nicht gebt, wird es dieses geben."

Als die Abgeordneten ins Lager zurückkamen, verlangte das Heer in großer Entrüstung sofort nach Rom geführt zu werden, um seinen Befehlshaber durch eine außerordentliche Wahlhandlung zum Konsul zu machen. Mit acht Legionen und ansehnlicher Reiterei, dazu der entsprechenden Anzahl von Hilfstruppen zog Cäsar Oktavianus über den Rubiko, um von da mit der Hälfte seiner Macht in Eilmärschen gegen Rom zu rücken, während er die andere langsamer nachkommen ließ. Sein Anzug versetzte die Hauptstadt in die größte Bestürzung: viele flüchteten Weib und Kinder, Hab und Gut; jeder warf dem andern vor, durch ungeschickte Anträge und die Versagung billiger Forderungen diese Not herbeigeführt zu haben; schon sah man den Antonius und Lepidus, welcher letztere vom Senat nun auch als Reichsfeind erklärt worden war, mit dem zürnenden Cäsar Oktavianus vereinigt blutige Rache nehmen. Indes genötigt einen Entschluß zu fassen, bot der Senat den Soldaten sämtlicher Legionen das doppelte der früher ihnen zugesagten Summe und ihrem Befehlshaber die Vergünstigung an, ohne persönliche Bewerbung das Konsulat zu suchen. Aber wie ein Rohr im Winde schwankte die Stimmung des Senats hin und her. Kaum waren seine Abgeordneten mit dem Beschlusse ins Lager des Oktavianus abgegangen, so schämte man sich der Übereilung, mit der man nicht einmal versucht hatte, der andringenden rohen Gewalt das Ansehen der Gesetze entgegenzustellen; man erinnerte sich des edlen Stolzes, den vormals der Senat immer gerade in der äußersten Not den mächtigsten Feinden gegenüber bewiesen hatte; man erkannte, daß der Senat nichts thun dürfe, um der gewaltthätigen Herrschsucht entgegenzukommen. Und wie durch besondere göttliche Gunst kam jetzt eben die Nachricht, daß die beiden aus Afrika berufenen Le-

gionen in Ostia gelandet und auf dem Wege nach Rom seien; eine dritte Legion hatte Pansa zum Schutze der Hauptstadt zurückgelassen. Vereinigt mit den wehrfähigen Stadtbewohnern, die man alsbald unter die Waffen rief, stellten die drei Legionen eine Macht dar, mit der man gegen Oktavianus standhalten, ja auch eine Belagerung bestehen konnte, bis etwa Decimus Brutus oder Munatius Plankus zum Entsatze herankämen. Auf einmal durchzuckte ein kriegerisches Feuer die Stadt: alles wurde unter der Leitung der eben anwesenden Prätoren in Verteidigungszustand gesetzt und Vorsorge getroffen, daß im Falle einer Überraschung die öffentlichen Kassen in Sicherheit gebracht würden. Jedoch der Versuch, sich der Mutter und Schwester Oktavians als Geiseln zu bemächtigen, mißlang, da diese sich bereits in einem sicheren Asyle verborgen hielten. Und eben hielten die Abgeordneten des Senats ihren Vortrag vor Oktavianus, als die Nachricht von der plötzlichen Umwandlung der Stimmung des Senates anlangte. Augenblicklich brach das Heer noch mehr als vorher entrüstet auf. Als aber Oktavianus vor den Thoren der Stadt stand, kehrte die Bereitwilligkeit des Senats, sich ihm zu fügen, eben so plötzlich zurück, als sie gewichen war: die angesehensten Männer — unter ihnen auch Cicero — eilten hinaus, dem Befehlshaber zu huldigen. Des folgenden Tages kam Cäsar Oktavianus unter starker Bedeckung in die Stadt herein, auf dem ganzen Wege mit Ehrfurchtsbezeigungen empfangen; und am Vestatempel traten ihm Mutter und Schwester zugleich mit ihren Beschützerinnen, den Vestalinnen, entgegen. Die beiden Legionen aus Afrika und die Legion des Pansa traten zu ihm über. Noch einmal flackerte in der folgenden Nacht bei dem Senate die Hoffnung auf, dem Usurpator Widerstand leisten zu können: es hatte sich das leere Gerücht verbreitet, daß die Martia und die vierte Legion, zum Bewußtsein der argen List gekommen, mit der man sie zum Umsturz der gesetzlichen Ordnung mißbrauchen wolle, sich für den Senat erklärt hätten; aber Oktavianus unterdrückte die Bewegung in ihrem ersten Anlauf. Um der thörichten Meinung durch die That ein Ende zu machen, rückte dieser jetzt auf das Marsfeld. Dorthin ließ er sich die Summe bringen, die der Senat schon früher zum Zwecke der Kriegführung gegen Antonius durch eine Kriegssteuer — die erste seit dem J. 167 — gesammelt hatte, und gab von derselben jedem seiner Soldaten zweitausendfünfhundert Drachmen (über dreitausend Mark) mit dem Versprechen, den Rest später nachzuzahlen. Dann ordnete er die Konsularwahl an, für deren Dauer er, wie zur Verhöhnung der vernichteten öffentlichen Ordnung, mit seinen Soldaten die Stadt wieder verließ. Er selbst und sein Ver-

wandter Q. Pedius, den er zum Amtsgenossen haben wollte, wurden zu Konsuln gemacht. Die Erscheinung von sechs Geiern am ersten Wahltage, dann von zwölfen bei einer Versammlung, in welcher er seine Truppen anredete, brachte ihm das erwünschteste Vorzeichen für seine weitere Laufbahn: mit Romulus sich vergleichend glaubte er sich bestimmt, der zweite Stifter Roms zu werden. Darauf ließ er seine Adoption, deren Anerkennung Antonius bisher verhindert hatte, durch die Kurien bestätigen; und als anerkannter Sohn des Diktators ging er sofort ans Werk, die Mörder desselben zu verfolgen: M. und Dec. Brutus, C. Cassius und die andern Verschworenen wurden vor einer besonderen Gerichtskommission förmlich angeklagt und mit Ausnahme einer einzigen Stimme von allen Richtern als schuldig erkannt. Das war im August 43.

Der Senat bewies gegen Oktavianus dieselbe Unterwürfigkeit, wie gegen seinen Adoptivvater: als wenn er nur in Anerkennung seiner Verdienste zum Konsul gemacht worden wäre, wurde beschlossen, daß er auch künftig im Felde immer den Rang vor den jeweiligen Konsuln haben und das Heer des Dec. Brutus nunmehr unter seinen Oberbefehl kommen solle, und dazu ihm die Fürsorge für die Sicherheit der Hauptstadt mit ausgedehnter Gewalt übertragen. Als der junge Mann dergestalt in Rom seine Absicht vollkommen erreicht hatte, als er selbst zu hoffen gewagt, rückte er aufwärts gegen das adriatische Meer, als beabsichtige er den Auftrag des Senats gegen Antonius und Lepidus ins Werk zu setzen. Nach seinem Abzug aber mußte der andere Konsul Q. Pedius den Senat veranlassen, die Beschlüsse zurückzunehmen, durch welche jene beiden als Reichsfeinde erklärt worden waren; und schon trafen diese mit Cäsar Oktavianus ein schriftliches Abkommen, gemeinschaftlich gegen Decimus Brutus zu handeln. Auch Asinius Pollio in Spanien erklärte sich für die cäsarianische Partei und führte seine beiden Legionen dem Antonius zu, welchen er vorzugsweise als ihr Haupt anerkannte; durch Pollio wurde wieder Munatius Plankus gewonnen, seine Legionen von Decimus zu trennen und mit ihnen die Heeresmacht des Antonius und Lepidus zu verstärken. Diese gewaltige Macht, siebzehn Legionen und zehntausend Reiter — sechs weitere Legionen sicherten die Ruhe in Gallien —, setzte sich von den Ufern der Rhone her in Bewegung gegen Italien, wo Cäsar Oktavianus mit elf Legionen in der Nähe des untern Po stand. Decimus Brutus aber, der einzige dem Senat noch treue Befehlshaber im westlichen Teile des römischen Reiches, befand sich mitten zwischen dieser von zwei Seiten ihn bedrohenden Übermacht mit seinen zehn Legionen in Oberitalien. An dem beabsichtigten Marsche, der ihn über Aquileja nach Ma-

cedonien führen sollte, durch Oktavianus verhindert, warf er sich in die Gebirge, um auf einem langen Umwege sein Ziel zu erreichen. Aber auf diesem Zuge trennten sich allmählich alle seine Truppen von ihm: mit nur zehn Reitern kam er, indem er die Heerstraße nach Aquileja wieder aufsuchte, zu Camillus, einem Dynasten im Gebirge, dem er früher Dienste erwiesen hatte. Dieser verriet ihn an Antonius und schlug ihm auf dessen Befehl den Kopf ab. Seine Mannschaft trat unter die Fahnen des Antonius und Oktavianus. Jetzt standen sich diese beiden mit ihren Heeren bei Bononia gegenüber. Sie waren nichts weniger als Freunde: ja es war nicht einmal sicher, daß sie nicht feindlich zusammenstießen; aber die Verfolgung eines gemeinschaftlichen Feindes vereinigte sie. Auf einer Insel des Flusses Rhenus bei Bononia traten sie mit Lepidus zusammen, während von jedem der beiden Heere fünf Legionen am Flusse in Schlachtordnung aufgestellt waren. In einer zweitägigen Unterhandlung machten sie mit einander aus, daß Cäsar Oktavianus für die noch übrige Zeit des Jahres sein Konsulat an Ventidius abtreten und eine neue Gewalt in die Hände der drei auf der Insel zusammengetretenen Männer gelegt werden solle. So war das zweite Triumvirat gebildet, eine „Kommission von drei Mitgliedern zur Ordnung des Staates“ (tresviri reipublicae constituendae) mit konsularischer Gewalt, und auf fünf Jahre geschaffen. Sie wollten die sämtlichen bisherigen Staatsämter und Würden bestehen lassen und die Inhaber derselben für die nächsten fünf Jahre voraus ernennen. Sich selbst wiesen sie zu sofortiger Verwaltung diejenigen Provinzen zu, welche jedem die gelegensten waren. So bekam Antonius Oberitalien und Gallien mit Ausnahme des narbonensischen Gallien; Cäsar Oktavianus Afrika, Sizilien, Sardinien und die andern benachbarten Inseln; Lepidus Spanien mit dem narbonensischen Gallien. Während letzterer als Konsul des J. 42 die Ruhe in Italien und der Hauptstadt mit drei Legionen erhalten, seine Provinzen aber durch Stellvertreter verwalten lassen sollte, übernahmen Cäsar Oktavianus und Antonius gemeinschaftlich — jeder mit zwanzig Legionen — den Krieg gegen Brutus und Cassius. Den Soldaten, welche in diesem Kriege dienen würden, wurden jetzt schon ansehnliche Belohnungen, unter anderem die Ansiedelung in achtzehn durch ihren Reichtum, ihre Felder und ihre Häuser ausgezeichneten italienischen Städten, wie Kapua, Rhegium, Venusia, Beneventum, Ariminum, in Aussicht gestellt. Ein geheimer Artikel der Übereinkunft aber war, daß jeder der Triumvirn diejenigen Optimaten zur Ächtung preisgebe, in welchen einer der beiden andern seine Feinde erkenne. Sie beschworen den abgeschlossenen Vertrag und von den Soldaten,

die über die Versöhnung ihrer Anführer jubelten, um die Besiegelung des Freundschaftsvertrages gebeten verlobte sich Cäsar Oktavianus mit Clodia, der Stieftochter des Antonius, indem er eine bereits eingegangene Verbindung wieder auflöste.

Die Erwartung der schrecklichen Dinge, die jetzt über Rom kommen sollten, wurde noch gesteigert durch drohende Vorzeichen, die nach der Deutung etruskischer Seher verkündigten, daß das alte Königtum wieder erstehen und der Freiheit in der Welt ein Ende machen werde. Jeder der drei Männer, welche jetzt mit ihren Heerhaufen nach Rom zogen, strebte für sich selbst die Alleinherrschaft an, welcher nach allgemeinem Glauben die freie Verfassung Platz machen mußte; jeder aber mußte, eben um diese Absicht zu erreichen, mit den andern noch verbunden bleiben. Noch ehe sie in der Hauptstadt einzogen, schickten sie eine Liste von siebzehn Optimaten dahin, welche das Leben verlieren sollten: der vornehmste unter ihnen war Cicero, welchen Oktavianus dem erbitterten M. Antonius opferte. Das Entsetzen, das sich bei dem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit in der ganzen Stadt verbreitete, suchte der Konsul Pedius durch öffentliche Zusicherung der Schonung für alle andern zu beschwichtigen. Als aber die Triumvirn unter militärischer Bedeckung eingezogen waren, wurden in der Nacht darauf an verschiedenen Orten der Stadt die Namen von einhundertunddreißig, später wieder von einhundertundfünfzig Geächteten angeschlagen; und immer neue Namen kamen zu den alten hinzu. Ein Manifest der drei Gewalthaber, auf welchem der Name des Lepidus obenan stand, sollte diese Schlächterei als durch die Unverbesserlichkeit der Feinde der öffentlichen Ordnung und die Notwendigkeit der eigenen Sicherung geboten rechtfertigen. Am Schlusse des Erlasses wurde jeder, der einem Geächteten Schutz gewähre, selbst mit der Ächtung bedroht, dagegen den Vollstreckern der Todesurteile und den Angebern reicher Lohn verheißen. Und nun wurden die Thore bewacht, alle möglichen Auswege und Verstecke besetzt, Nachforschungen auf dem Lande angestellt. Das erste Opfer der losgelassenen Meute war der Volkstribun Salvius, der zuletzt die Bemühungen Ciceros, den Antonius als Reichsfeind erklären zu lassen, unterstützt hatte. Des Loses, das seiner wartete, gewiß saß derselbe mit seinen Freunden bei einem fröhlichen Mahle, zu dem er sie noch einmal um sich versammelt hatte, als die Soldaten in den Speisesal hereinstürmten. Vor den Augen seiner Gäste, denen der Hauptmann zuherrschte, sich nicht zu rühren, wenn sie nicht das Los ihres Wirtes teilen wollten, wurde ihm der Kopf abgeschlagen und noch bis tief in die Nacht mußten die

Freunde unter Todesstille neben dem blutenden Rumpfe sitzen bleiben. Und ähnliche Szenen wildester Grausamkeit erfüllten die ganze Stadt. Denn das war das Entsetzlichste bei diesen Greueln, daß nicht nur die Triumvirn selbst alles menschliche Gefühl verleugneten, sondern daß durch die Belohnungen und Drohungen, durch die man zum Morden antrieb, jede Mißgunst bis zur blutdürstigen Wut gesteigert und jedem Gelüsten nach irgend einem Besitz oder Genuß die Gelegenheit eröffnet war, durch einen Mord Befriedigung und noch dazu Belohnung zu erlangen. So brachte vielen die Erbitterung oder die Habsucht ihrer Freigelassenen und Sklaven, vielen das Verlangen eines Schuldners, sich der Schuld zu entledigen, oder eines Nachbars, ihr Landgut an sich zu bringen, den plötzlichen Tod; ja viele wurden von ihren nächsten Anverwandten, ihren Gattinnen und — der sprechendste Beweis für die tiefe Versunkenheit des Volkes und die Auflösung aller natürlichen Bande — von den eigenen unnatürlichen Söhnen verraten, die ungeduldig nach ihrem Erbe verlangten.

Von den zahllosen Blutthaten dieser Tage ist keine von so vielen, und selbst von Gegnern des Ermordeten mit solcher Teilnahme geschildert worden, wie der Tod des M. Tullius Cicero. Als Oktavians Verrat an ihm und dem Staate offenbar geworden war, floh er aus Rom nach seinem Tuskulanum, von dort auf die Nachricht von den Achtserklärungen nach einem andern Landgute am Meere bei Antium, um von da über die See zu M. Brutus zu entfliehen. Er gelangte zu Schiffe bis an das Vorgebirge Circejum, stieg aber daselbst wieder aus, irrte einige Zeit rastlos am Lande umher und dachte bisweilen sogar daran, nach Rom zurück und zwar in das Haus des Oktavianus zu gehen, um sich hier am Herde des jungen Mannes, der ihn eben erst noch Vater genannt hatte, den Tod zu geben und so sein Haus mit einem Fluche zu belasten. Doch bestieg er, unschlüssig wie er war, ein zweites Mal das Schiff und fuhr in der Richtung nach Cajeta, um auf seinen Landsitz bei Formiä zu kommen. Ein Versuch, von dort nach Macedonien zu fliehen, mißglückte durch die Ungunst des Wetters; er ließ sich nach dem Landgute bei Formiä zurückbringen: ich will, sagte er, in dem Lande sterben, das ich mehr als einmal gerettet habe. Doch drohende Vorzeichen veranlaßten seine Diener, ihn noch einmal ohne seinen Befehl an das etwa eine Meile entfernte Meer zu tragen. In dem Walde, durch den der Weg führte, holten ihn die Mörder ein, die ihn vergebens in seinem Landhause gesucht hatten. C. Popillius Länas aus Picenum, ein Kriegstribun, den Cicero einst mit Erfolg vor Gericht verteidigt hatte, war ihr Führer. Cicero gebot

halt zu machen und die Sänfte niederzulassen. Die Sklaven, die ihn begleiteten, wollten sich zur Wehre setzen; er gebot ihnen, ruhig zu erwarten, was geschehen werde. Er hob den Vorhang an der Sänfte zurück und streckte den Kopf heraus. Der Tribun, der keinem andern den Ruhm und die Belohnung der Unthat überlassen wollte, schlug ihm in diesem Augenblicke selbst den Kopf ab; auch die Hände, mit denen Cicero den Vortrag seiner Reden begleitet hatte, hieben die Soldaten ab, wie es Antonius befohlen hatte. Durch die Botschaft von dem Tode des ihm allerverhaßtesten Gegners hocherfreut, bewilligte jener dem Tribunen einen Ehrenkranz und eine größere Belohnung als den andern Mördern. Er ließ den Kopf des Ermordeten in sein Haus bringen und weidete sich an seinem Anblick in höhnischer Freude; Fulvia aber, seine Gattin, nahm denselben sogar vor sich auf den Schoß und durchstach gefühllos die Zunge mit einer Haarnadel. Darauf wurden Kopf und Hände Ciceros auf der Rednerbühne ausgestellt, dem ganzen Volke ein beweinenswerter Anblick, da gerade sie der eigentliche Schauplatz seiner herrlichsten Thaten gewesen war und jeder Fleck des Forums an irgend ein Verdienst erinnerte, das er sich um das Ganze oder um Einzelne und zwar besonders durch seine unermüdliche Thätigkeit als Sachwalter erworben hatte.

Dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter waren in die Acht erklärt; aber manche der Geächteten retteten sich, und andere, die nicht auf der Liste standen, insbesondere reiche Leute, ja selbst Unmündige wurden gemordet, um mit ihrem Gelde die unersättliche Begierde der Soldaten zu befriedigen. Und die Soldaten, welche wohl erkannten, daß alle Macht der Triumvirn zu solchen Unthaten einzig auf ihnen beruhe, trieben das Plündern und Morden auf eigene Faust noch ärger als ihre Gebieter. Je nach Umständen fand man bei Oktavianus Regungen der Menschlichkeit; auch Lepidus — heißt es — sei nicht ganz unerbittlich gewesen; nur Antonius und Fulvia zeigten sich durchaus unmenschlich und nur um Geld bereit zu Schonung. Die Geächteten, welche glücklich entkamen, fanden bei Brutus und Cassius in Griechenland und Kleinasien, bei Cornificius in Afrika, die meisten aber bei Sextus Pompejus, der jetzt Sizilien in Besitz hatte, Aufnahme und Schutz.

Viertes Kapitel.

Der Krieg gegen Brutus und Cassius.

Während so in Italien die Sache der Verfassung und der Freiheit ganz unterlag, war die Macht derer, welche den Kampf für beide auf sich genommen hatten, im Osten des Reiches immer mehr angewachsen. M. Brutus hatte in Griechenland und C. Cassius in Asien Truppen gesammelt. Jener war nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Athen, den er, wie oben erzählt, eifrig zu kriegerischen Vorbereitungen benützte, nach Macedonien gezogen und von dem abgehenden Statthalter A. Hortensius in den Besitz der Provinz und der dortigen Kriegsmacht gesetzt worden; zugleich hatten viele alte Soldaten des Pompejus, die seit der Schlacht von Pharsalus im nördlichen Griechenland zerstreut lebten, römische Truppenabteilungen, die unter P. Vatinius in Illyrien standen, und endlich die benachbarten Häuptlinge und Fürsten barbarischer Völkerschaften sich ihm angeschlossen. Umsonst hatte M. Antonius im November des J. 44 seinem Bruder Cajus die Provinz Macedonien zugeteilt: durch Brutus im Schach gehalten, gelangte dieser nicht über die Küste von Epirus hinaus, ja, bei seinen Versuchen Macedonien zu erobern in die Gefangenschaft des Brutus gefallen und nach Apollonia verbracht, fand er hier — ohne den Befehl des Siegers — den Tod, als der mit seiner Bewachung betraute Offizier seinen Auftrag durch Befreiungsversuche des M. Antonius gefährdet sah. Und ebenso wenig hatte Dolabella, der am Ende des J. 44 nach Syrien abgegangen war, daselbst gegen C. Cassius erreicht; letzterer war in seiner Absicht, die ihm von Cäsar zugewiesene Provinz gegen Dolabella zu behaupten, von dem Glücke sogar noch mehr begünstigt worden als Brutus in Macedonien. Das Land selbst und die Legionen, welche daselbst standen, hielten fest zu ihm, ja ein Legat Dolabellas, Allienus, welcher diesem aus Ägypten vier Legionen nach Syrien zuführen sollte, schloß sich mit diesen Truppen an ihn an. Es half dem Dolabella auch nichts, daß es ihm gelungen war durch Arglist sich der Provinz Asien zu bemächtigen, deren Statthalter Trebonius, einer der Verschworenen, war. Nach einer, wie es schien, freundschaftlichen Begegnung mit demselben hatte Dolabella nächtlicherweile Smyrna, welches Trebonius ihm verschlossen hatte, von seinen Soldaten stürmen und den Statthalter in der rohesten Weise ermorden lassen. Nur um so schneller aber hatte ihn auch die Rache für diesen Frevel ereilt: von Cassius mit dem Rest

seiner Truppen, der nicht mehr als zwei Legionen betrug, in Laodicea eingeschlossen zog er den Tod der Gefangenschaft vor und seine Truppen verstärkten das Heer des Siegers.

So standen die Verhältnisse für die Verschworenen im Osten günstig, als sie die Nachricht von der Stiftung des Triumvirats und den blutigen Szenen in Rom traf, welche für sie zugleich die Ankündigung des Krieges bedeutete. Sofort zog nunmehr Brutus nach Kleinasien, um die Vereinigung seiner Streitkräfte mit denen des Cassius zu bewerkstelligen. Derselbe war eben auf einem Zuge gegen die reiche Königin Kleopatra von Ägypten begriffen und vereinigte sich, durch die Boten des Brutus zur Umkehr veranlaßt, nun mit letzterem in der Nähe von Smyrna. Es wurde von ihnen beschlossen, vor allem die beiden nächstgelegenen Völkerschaften der Rhodier und Lycier, welche sich ihrer Partei ungünstig gezeigt hatten, unschädlich zu machen. Cassius bekriegte infolge dieser Abmachung die Rhodier, besiegte sie in einer Seeschlacht bei Myndos, nahm nach kurzer Belagerung ihre Stadt ein und machte in seiner habsüchtigen Art alles Gold und Silber daselbst, mochte es Staats- oder Tempelgut oder Besitz der einzelnen sein, durch Androhung des Todes für jede Verheimlichung zu seinem Eigentum. Gegen die Lycier aber zog Brutus zu Felde mit dem gleichen Nachdruck, wie Cassius gegen Rhodus, aber mehr als dieser von Eifer für das Allgemeine beseelt, mit Verzicht auf eigenen Vorteil und ohne persönliche Neigung und Abneigung.

Nach diesen beiden Zügen in Sardes wieder zusammengetroffen, zogen sie miteinander nach Abydos, um von hier nach Europa überzusetzen. Hier geschah es in der Nacht vor dem Übergange über die Meerenge, daß vor Brutus, der allein noch wachend und mit ernsten Gedanken beschäftigt bei einem schwachen Lichte in seinem Gezelte saß, eine Gestalt von fremdartigem, schrecklichem Aussehen trat. Er wagte sie zu fragen, wer sie sei, Gott oder Mensch? und was sie wolle? worauf die Erscheinung sprach: ich bin dein böser Genius; bei Philippi wirst du mich wiedersehen. Das will ich, sagte er darauf. Seine Diener, die er sogleich rief, hatten nichts gesehen noch gehört, und Cassius suchte ihm am folgenden Morgen die Wirklichkeit der Erscheinung auszureden, indem er sich nach der Ansicht Epikurs, dessen System das seinige war, auf die Fertigkeit der menschlichen Phantasie berief, zufällige Eindrücke selbstthätig zu allerlei Gebilden zu verarbeiten. Als nach dem Übergange über den Hellespont beide eine Musterung ihrer Truppen anstellten, zählten sie in neunzehn Legionen etwa achtzigtausend Mann Liniensoldaten und zwölf-

tausend Reiter, daneben gallogräkische Hilfsvölker zu Fuß und zu Pferd unter einheimischen Fürsten. Da nahmen sie die übliche Sühnung des Heeres vor und zahlten der Mannschaft die versprochenen Gelder aus, damit nicht, wenn es zum Gefechte käme, der Anblick der Fahnen, unter denen viele ihrer Soldaten früher gedient hatten, dieselben zur Untreue locken möchte; auch hielt Cassius als der ältere Befehlshaber an die sämtlichen Truppen eine Ansprache, in welcher er der Zuversicht Ausdruck gab, mit der schon der Anblick der vereinten gewaltigen Macht ihn und alle Führer der Partei erfülle.

Von dem „schwarzen" Meerbusen, an dessen Gestade dies vor sich ging, zogen sodann Brutus und Cassius weiter westlich über den Hebrus, um die große sogenannte egnatische Heerstraße zu gewinnen, welche dort nahe am Meere hin aus Thracien nach dem südlichen Teile Macedoniens und von hier weiter nach Dyrrhachium und Apollonia führte; Tillius Cimber aber, einer der Verschworenen vom 15. März, fuhr mit einem Teile des Geschwaders und einer Legion in derselben Richtung das Gestade entlang, um das Landheer zu unterstützen. Der von der Seemacht des Cassius und Brutus schon früher gemachte Versuch, durch einen Zug nach der italienischen Küste die Überfahrt des Heeres der Triumvirn nach Epirus zu verhindern, war jedoch völlig gescheitert: mit Hilfe günstiger Winde hatten Antonius und Oktavianus ihre sämtlichen Truppen von Brundisium nach Epirus herübergebracht, und die acht Legionen, welche den Vortrab ausmachten, hatten bereits die egnatische Heerstraße nördlich von der Insel Thasos, wo sie durch einen unangreifbaren Paß führte, besetzt, so daß Brutus und Cassius ihr Heer auf einem äußerst beschwerlichen Umwege von mehreren Tagen durch ein wasserloses Gebirge führen mußten, von wo sie dann glücklich die Nähe der Stadt Philippi erreichten. Östlich von dieser Stadt, nur eine Meile von ihnen entfernt, schlug auch Antonius — Oktavianus war krank in Dyrrhachium zurückgeblieben — sein Lager auf, nachdem er auf der egnatischen Heerstraße den Rest seiner Legionen herbeigeführt und mit dem Vortrab, der vor dem Feinde nach Amphipolis zurückgegangen war, vereinigt hatte. Cassius und Brutus schlugen ihr Lager auf zwei Anhöhen, zwischen denen die egnatische Straße in der Tiefe durchführte: diese Anhöhen, von denen Cassius die südliche und Brutus die nördliche einnahm, stießen einerseits auf der linken Uferseite des Strymon an Sümpfe und Moräste, andererseits an unwegsame Berghöhlen. Die Befehlshaber zogen zur Verbindung zwischen den beiden Lagern eine Mauer, in der für die Heerstraße ein Thor offen blieb.

Sie hatten den Vorteil der Stellung ganz für sich: Holz und Wasser ganz in der Nähe und beständig frische Zufuhr durch ihre Flotte, die nur wenige Meilen hinter ihnen bei der Insel Thasos aufgestellt war, während Antonius mit seinem Heere in einer morastigen Niederung stand und alle Lebensbedürfnisse mühselig aus weiter Entfernung herbeischaffen mußte. Um so mehr ließ er es sich angelegen sein, sein Lager mit Wall, Graben und Mauern auf allen Seiten zu befestigen und zu sichern. Aber auch in den ersten kleineren Gefechten, die sich nun entspannen, blieb er im Nachteil, so daß Oktavianus, obgleich noch nicht von seiner Krankheit hergestellt, von Dyrrhachium herbeieilte. Er fürchtete aber nicht bloß den einen Fall, daß Antonius erläge, da er dann allein den Cassius und Brutus hätte bestehen müssen, sondern auch den andern, daß Antonius einen Sieg ohne ihn gewinnen könnte. Denn er war mit demselben in Wirklichkeit nur so lange verbunden, als es galt, die gemeinschaftlichen Feinde zu bekämpfen. Beide trachteten gar sehr danach, eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, teils wegen der schwierigen Lage, in der sich ihre Truppen befanden, teils weil zu befürchten war, daß Sextus Pompejus mit seiner bedeutenden Seemacht von Sizilien herüberkommen und die Streitkräfte des Brutus und Cassius noch vermehren möchte. Brutus und Cassius dagegen wollten lieber zuwarten als schlagen; denn wenn auch ihr Heer der Kopfzahl nach bei weitem das stärkere war, so standen doch unter Antonius und Oktavianus die kriegstüchtigen Veteranen Cäsars; auch lag ihnen wirklich am Herzen, das Bürgerblut auf der einen wie auf der anderen Seite zu sparen, und sie hofften an dem Hunger einen guten Bundesgenossen gegen das ihnen gegenüberstehende Heer zu finden. Andererseits aber befanden sich unter ihren Leuten viele Soldaten aus den östlichen Provinzen des Reiches, von denen zu fürchten war, daß sie in der schon vorgerückten herbstlichen Jahreszeit nicht lange bei den Fahnen ausharren würden, und die zum Teile sogar wegzulaufen drohten. So kam es nach zehntägiger wechselseitiger Beobachtung doch zur Schlacht, in welcher Antonius das Heer des Cassius, Brutus aber das des Cäsar Oktavianus besiegte und ebenso das Lager des Cassius von Antonius, wie das der beiden Triumvirn von Brutus erobert wurde. Cassius, der beim Sturme auf sein Lager sich auf eine nahe Anhöhe geflüchtet hatte, sah dort vor lauter Staub nicht, was in einiger Entfernung vorging. Als daher etliche Reiter herangesprengt kamen, welche im Auftrag des Brutus ihm die Freudenbotschaft von seinem Siege bringen sollten, ließ er sich in dem Wahne, den Händen von Verfolgern

verfallen zu sein, von seinem Waffenträger töten. Bald kam Brutus und beweinte den Toten als den „letzten Römer“, wie er ihn nannte: andererseits aber pries er den Entseelten glücklich, daß er allem Elend der Gegenwart entrückt sei. Er schickte den Leichnam zur Bestattung nach der Insel Thasos und sammelte während der Nacht die Trümmer des aufgelösten Cassianischen Heeres so viel als möglich, um am andern Morgen dem Feinde eine zweite Schlacht anzubieten, welche dieser aber ablehnte. Beide Teile hatten ungefähr gleich viele Mannschaft im Gefechte gehabt; aber Brutus und Cassius hatten nur achttausend Mann verloren, die Triumvirn dagegen mehr als das doppelte — freilich war für sie der Tod des Cassius ein Gewinn, der als ein Ersatz für den um so vieles bedeutenderen Verlust zu betrachten war.

Die erste Schlacht war nicht entscheidend gewesen; aufs neue nun standen die beiden Heere, in ihr früheres Lager zurückgekehrt, einander beobachtend gegenüber. Auf beiden Seiten blieben, ja steigerten sich freilich die Schwierigkeiten der Lage, in denen man sich schon vor der Schlacht befunden hatte. Neben der allzugroßen Zuversicht, mit der in dem Lager des Brutus die Offiziere selbst den Anführer zur Schlacht drängten, machten diesem die bisherigen Truppen des Cassius, im Dienst unbotmäßige und ruhmredige, im Gefecht aber gar nicht zuverlässige Leute, viel zu schaffen. Man gehorchte ihm nicht, wie das bei dem heftigen und gebieterischen Cassius geschehen war, weil man von seiner Freundlichkeit und Güte keine Ahndung fürchtete: und so war die Subordination in einem Augenblicke aufgelöst, in dem alles darauf ankam, daß die ungeteilte Kraft des Ganzen einem einheitlichen Willen sich unterordne. Im Lager der Triumvirn dagegen waren Hunger, kalte Regengüsse, Frost, ja infolge der tiefen Lage in der morastigen Niederung Eis lästige Plagen; auch kam die schlimme Nachricht, daß der Legat Domitius Calvinus, der ihnen weitere Verstärkungen zuführen sollte, nach der Abfahrt von Brundisium von Statius Murkus und Domitius Ahenobarbus mit einhundertunddreißig Schiffen auf offener See angefallen und mit Verlust fast seiner ganzen Mannschaft nach Brundisium zurückgetrieben worden sei. Das Drängen der Soldaten des Brutus, welche der Aufschub des Kampfes — in den Augen ihres Führers der sicherste Weg zum Siege — als eine Wirkung des Mißtrauens beleidigte, und die Mahnungen der Legaten und Obersten, die mutige Stimmung des Heeres nicht ungenützt zu lassen, veranlaßten diesen endlich mit düsteren Ahnungen seines Geschickes sich zur Schlacht anzuschicken. Am Tage der Schlacht selbst ermahnte er seine Truppen, den Anlauf der Feinde mit der sicheren Hoff-

nung des Sieges in der von ihm gewählten Stellung auf den Höhen zu erwarten, während im andern Lager Antonius und Oktavianus ihre Leute mit dem Hinweis auf die allein durch Sieg zu hebende Not und Bedrängnis zum tapfern Angriffe und zum Ausharren im Gefechte ermunterten. Trotz der allgemeinen Kampfbegier entspann sich das Gefecht erst im Laufe des späteren Nachmittags; um so größer war jetzt die Erbitterung der Kämpfenden: sie warfen die Speere weg und griffen sogleich zum Schwerte. Es war ein wildes Gewühl, in welchem beide Teile länger gegen einander stand hielten. Brutus schlug wieder den Flügel, den die Truppen des Oktavianus bildeten, und seine Reiterei verfolgte die Fliehenden; aber sein anderer Flügel wurde von Antonius durchbrochen, der — ein Feldherr von wirklicher Tüchtigkeit — die Truppen des Brutus sofort im Rücken faßte und auseinander sprengte. Auch Brutus that an dem Tage alles, was der tüchtigste Feldherr und der tapferste Soldat zu leisten vermag, aber vergebens. Denn nun sammelte sich auch das von ihm geschlagene Heer des Oktavianus wieder und drang von neuem vor; die einstigen Soldaten des Cassius aber flohen und teilten ihren Schrecken auch andern mit. Die Schlacht war verloren für das Heer, welches allein noch in der Welt die Sache der verfassungsmäßigen Freiheit in Rom vertrat. Da es schon Nacht war, als das Gefecht zum Stillstand kam, unterließen es die Sieger den geschlagenen Feind zu verfolgen. Nach Brutus fahndeten in Hoffnung großen Lohnes thrakische Reiter, aber er wurde noch ein Mal durch seinen treuen Freund Lucilius gerettet, der von den Verfolgern aufgegriffen sich für den Gesuchten ausgab und durch diese Täuschung weitere Nachforschungen hintertrieb. Er war nahe der Walstatt mit einigen wenigen Freunden in eine Schlucht geflüchtet; die Empfindungen, welche bei dieser Entscheidung der Dinge sein Herz erfüllten, sprach der bei allem Fanatismus doch edle Mann mit den Worten aus, mit denen der Dichter Euripides die Medea dem treulosen Jason fluchen läßt:

Vergilt ihm, Gott, der an dem Unheil trägt die Schuld!

Und mit einer andern Dichterstelle bekannte er, daß er in dem Scheitern seiner Hoffnungen und Bestrebungen den Glauben an eine höhere Ordnung der menschlichen Dinge als eine bloße Täuschung erkenne:

Also ein Wort nur, arme Tugend, warst du?
Ich übte als ein wirklich Ding dich — und du bist
Des Zufalls Magd. —

Und als nun vollends die Truppen, welche noch beisammen waren und mit denen es nicht unmöglich schien sich durchzuschlagen, sich zu einem

weiteren Kampfe nicht willig zeigten, sprach er: nun so bin ich also nichts mehr nütze für das Vaterland! Und einem, der zur Flucht riet, antwortete er: ja fliehen müssen wir, nur nicht mit den Füssen, sondern mit dem Arme. Darauf bot er jedem seiner Gefährten mit heiterem Angesichte die Hand und sagte: es sei ihm eine besondere Freude, daß keiner seiner Freunde die Treue verleugnet habe. Nur wegen des Vaterlandes habe er mit dem Geschicke zu rechten: er selbst finde sich sogar in diesem Augenblicke glücklicher als die Sieger, da er als tugendhafter Mann einen Ruhm hinter sich lasse, den jene weder durch ihre Waffen noch durch Geld gewinnen könnten. Immer werde man sagen, es habe der Ungerechte den Gerechten, der Böse den Guten verderbt und so eine Macht erlangt, die ihm nicht gebühre. Zuletzt drang er mit Ermahnungen und Bitten in seine Freunde, sich zu retten; nur wenige der Vertrautesten waren noch zugegen, da stürzte er sich vor ihren Augen in das Schwert, das ihm der Sklave entgegenhielt. Von den Führern der jetzt für immer besiegten Partei folgten die einen seinem Beispiel, andere suchten zu Sextus Pompejus zu entkommen, wieder andere ergaben sich mit der Kriegskasse und allen Vorräten an Antonius; für sich allein behaupteten sich mit einem Teil der Flotte Domitius Ahenobarbus und Cassius Parmensis, einer der Mörder Cäsars, der in den östlichen Meeren noch eine ansehnliche Seemacht befehligte; etwa vierzehntausend Soldaten traten in die Dienste der Triumvirn über.

Und nun, nachdem bei Philippi entschieden war, daß die Selbständigkeit des Senates und Volkes von Rom für immer dahin sein solle, teilten die beiden Triumvirn, wie die Beute einer Schlacht, die ihnen zugefallene Herrschaft, indem sie den dritten Teilhaber der Gewalt, Ämilius Lepidus, schon jetzt der Sache nach beseitigten. Sie schlossen einen Vertrag, daß Spanien und die neue Provinz Afrika, das ehemalige numidische Reich, an Cäsar Oktavianus fallen, Antonius aber Oberitalien mit Gallien und die alte Provinz Afrika, das früher karthagische Gebiet, haben solle. Den Vorwand dafür, daß Lepidus die ihm durch den vorjährigen Vertrag zugeteilten Provinzen verlieren sollte, gab die Anschuldigung, daß er in geheimer Verbindung mit Sextus Pompejus stehe; wenn er sich nicht gutwillig fügte und die Anschuldigung sich nicht erweisen ließe, wollten ihm die beiden Triumvirn die alte Provinz Afrika abtreten. Auch die Heeresmannschaft teilten sie, um von jetzt an auf entgegengesetzten Seiten des römischen Reiches für ihre Zwecke thätig zu sein, indem Antonius in Griechenland und den östlichen Ländern Geld zur Bezahlung

der den Soldaten versprochenen Summen eintreiben wollte, Cäsar Oktavianus aber die den Veteranen zugesagte Landverteilung in Italien und die weitere kriegerische Thätigkeit gegen Sextus Pompejus, den Herrn Siziliens und der andern Inseln, wie der Seemacht, auf sich nahm. Nach Entlassung ihrer ausgedienten Leute hatten sie — die von dem besiegten Heere eingereihte Mannschaft eingerechnet — noch zusammen elf Legionen und vierzehntausend Reiter, außerdem achttausend Mann, die nach abgelaufener Dienstzeit freiwillig bei den Fahnen blieben und — ebenfalls zwischen beiden geteilt — ihnen fortan als Leibwache dienten. Von dem Hauptheere kamen auf den Anteil des Antonius sechs Legionen und zehntausend Reiter, auf Oktavian fünf Legionen und viertausend Reiter; zwei von diesen fünf Legionen trat dieser noch dem Antonius ab, um statt derselben zwei andere von Fufius Calenus in Italien zu übernehmen. Dahin ging nun Oktavianus ab; er war immer noch leidend und wurde unterwegs von einem solchen Krankheitssturm überfallen, daß man in Rom bereits von seinem Tode sprach; Antonius aber machte sich auf, um auf einem Zuge durch Griechenland und Kleinasien auch den Osten des römischen Reichs, der schon durch Cassius und Brutus für ihre Zwecke gebrandschatzt worden war, nun zum Besten der Soldateska zu plündern, welche den Umsturz der ganzen bisherigen Ordnung der Dinge bewerkstelligt hatte. Jedem der Soldaten waren vor der Schlacht bei Philippi fünftausend Denare (dreitausend Mark), den Centurionen das Fünffache, den Tribunen das Zehnfache dieses Lohnes versprochen worden, wenn sie den Sieg davon trügen. Diese Summe (über siebenhundert Millionen Mark) preßte nun Antonius unbarmherzig den von ihm während des Winters vom J. 42 auf 41 heimgesuchten Ländern ab; zugleich aber suchte er jeden Genuß auf, zu dem ihn jene wollüstigen Länder und die eigene Sinnlichkeit reizten, so daß man auf diesen schrecklichen Kontrast einen Vers des Sophokles anwandte, der den Ödipus von der Stadt Theben sagen läßt, sie sei

des Jubels und des Heulens voll zugleich.

In Griechenland — zumal in Athen — belustigte ihn das schauspielerartige Wesen des Volkes: er ließ sich gerne den Freund von Athen heißen und erwies der Stadt allerlei Gnaden. In Asien wetteiferten Könige und Fürsten mit ihren Huldigungen für ihn und ihre Gemahlinnen bewarben sich mit allen Künsten buhlerischer Eitelkeit um seine Gunst. Ein ganzer Schwarm asiatischer Musikanten und Balletttänzer, der gefeiertsten Künstler in ihrer Art, stieß jetzt zu dem Gefolge von Lustigmachern und Possenreißern, das er



Königin Kleopatra.
Nach einem gleichzeitigen Relief im Tempel zu Dendera in Oberägypten.

schon aus Italien mitgebracht hatte, und überbot diese in den Produktionen des leichtfertigen und frechen Witzes, den Antonius liebte. Bei seinem Einzuge in Ephesus empfing ihn ein Teil der Bevölkerung mit einer Mummerei, bei der die Weiber als Bacchantinnen, die Männer und Knaben als Satyrn und Pane vor ihm einhertanzten. Die Straßen waren mit Epheu verziert; man trug Thyrsusstäbe; die ganze Stadt erscholl von der Musik, welche die Bacchusfeier begleitete, und ihn selbst rief das Volk an als Bacchus „den Freudenspender". Den Gipfelpunkt erreichten diese ausgelassenen Freuden, als Antonius während seines Aufenthaltes in Cilicien die ägyptische Königin Kleopatra nach der Stadt Tarsus beschieden hatte: sie sollte sich hier persönlich gegen die Anklage rechtfertigen, daß sie dem Cassius bei seinen Kriegsrüstungen Vorschub geleistet habe. Sie kam schon mit der Gewißheit des Sieges ihrer Reize über den sinnlichen Mann und fuhr auf einem Schiffe mit vergoldetem Hinterdeck, purpurnen Segeln und silbernen Ruderstangen unter lustiger Musik den Fluß Cydnus herauf, an dessen Ufer Tarsus lag; sie selbst ruhte als Göttin Venus unter einem Baldachin von Goldstoff; Kinder, als Amoretten um sie gaukelnd, fächelten ihr Kühlung zu; ihre Zofen, lauter Mädchen von außerordentlicher Schönheit, waren als Nereiden oder Grazien mit dem Dienste an dem Steuerruder und den Tauen beschäftigt. Vom Schiffe aus erfüllte der Duft der köstlichsten Wohlgerüche die Ufer des Flusses, die sich bei seinem Herannahen mit einer zahllosen Volksmenge bedeckten: Venus, hieß es, habe zum Heile Asiens sich aufgemacht, um den Bacchus in festlicher Lust heimzusuchen. Bald vergaß auch Antonius, der sich in richterlicher Hoheit auf der Gerichtsbühne niedergelassen hatte, die beabsichtigte Rolle und ließ sie zum Mahle einladen. Und da sie statt dessen ihn zu sich einlud, fand er sich abends als Gast an dem Tisch der Fürstin ein, die als Beklagte vor seinen Richterstuhl beschieden in Tarsus erschien, und war sogleich durch ihren Zauber umstrickt. Nicht bloß ihre Schönheit, mit der sie schon einst den Diktator Cäsar gefesselt hatte, sondern auch die Anmut und Lebendigkeit ihres Geistes nahm den jetzt doch schon vierzigjährigen Mann gefangen. Sie verstand nicht bloß alle die Künste vollkommen, durch welche der Reiz der persönlichen Erscheinung erhöht wird, sondern sie war auch wirklich so gebildet, wie wohl keine Fürstin vor oder nach ihr: mit Äthiopiern, Juden, Arabern, Syrern, Medern, Parthern unterhielt sie sich ohne Dolmetscher und verstand auch noch andere Sprachen. Antonius kam sich ihr gegenüber mit aller Pracht üppigen Lebens, die er von Rom mitgebracht und in Asien gelernt hatte, ganz

plebejisch vor; und sie scherzte auf das anmutigste darüber, daß der Soldat und Kleinbürger bei ihm überall sich zeige. Ja er war von ihr dermaßen hingenommen, daß er alle anderen Pflichten vergaß und sich wie ein Überwundener von ihr nach Alexandria führen ließ, wo er denn ohne Maß und Ziel schwelgte wie ein Jüngling, dem sich auf einmal nach langer Einschränkung die Welt mit allen ihren Genüssen aufthut. Und wie den Antonius seine eigene sinnliche Lust zu Kleopatra hinzog, so suchte sie ihn auf jede Weise in ihren Netzen festzuhalten und durch immer neue Belustigungen nicht zur Besinnung kommen zu lassen, so daß er ganz und gar das Bewußtsein seiner Stellung als Imperator, ja als Römer verlor und in erklärtem Abfall vom Vaterlande selbst griechische Kleidung und Beschuhung anlegte. Gleichgültig gegen alle Geschäfte erschien er öffentlich nur bei Tempelfesten, in Gymnasien oder bei gelehrten Unterhaltungen.

Fünftes Kapitel.

Der perusinische und sizilische Krieg.

Mitten in seiner schwelgerischen Lust wurde Antonius durch eine Botschaft aus Italien aufgeschreckt. Dort hatte man die Rückkehr Oktavians in banger Furcht für Leben und Eigentum erwartet und in knechtischer Heuchelei das von ihm befohlene Dankfest für die an Cäsars Mördern nun genommene Rache, wie ein Berichterstatter sagt, fast auf die Dauer des ganzen Jahres ausgedehnt. Fulvia, die Gattin des Antonius und durch ihre Tochter Clodia die Schwiegermutter des Oktavian, stellte bis zur Ankunft desselben die Beherrscherin von Rom vor und übte diese Herrschaft mit dem ganzen Übermut eines heißblütigen Weibes aus. Als nun Oktavianus in Rom eingetroffen war, übernahm er als Triumvir die Leitung der Geschäfte mit dem ausgesprochenen Streben nach Alleingewalt. Er ging unverweilt an das Geschäft der Landanweisung für die Veteranen, indem er dabei ganz nach Gutdünken verfuhr: die Einwohnerschaft von achtzehn italienischen Städten wurde zu diesem Ende ohne alle Entschädigung von Haus und Hof vertrieben, so daß die Klagen der nach Rom Geflüchteten bei den dortigen Bürgern einen lauten Widerhall fanden und man dem unseligen Kriege fluchte, der nicht für, sondern gegen das Land und zum Zwecke bleibender Unterdrückung geführt worden sei. Andererseits waren aber auch die Soldaten mit dem Landbesitze, den man ihnen

anwies, nicht zufrieden und rißen auch Land, das ihnen nicht zugewiesen war, auf eigene Faust an sich. Durch diesen gewaltsamen Wechsel des Besitzes geriet ganz Italien in die äußerste Verwirrung; zugleich aber gab eben diese Landanweisung auch den Anlaß zum Bruche zwischen Oktavian und Fulvia. Denn indem jener das Geschäft für alle Veteranen aus den letzten Kriegen und so auch für die Truppen der beiden andern Triumvirn besorgte, erschien er als der einzige Gewalthaber in Italien, der allein den Dank der Soldaten verdiente: Fulvia forderte in berechtigter Eifersucht namens ihres abwesenden Gemahls ihren Anteil an dem Geschäfte. Darüber entzweite sich die Schwiegermutter und der Eidam, und dieser schickte seine junge Gattin Clodia der Mutter zurück. Fürs erste unterlag Oktavian bei diesem Streite: Fulvia trat mit den kleinen Söhnen des M. Antonius selbst vor die Soldaten der Legionen ihres Mannes und forderte sie auf nicht zuzugeben, daß man ihren ruhmgekrönten Führer um die Ehre bringe, seine Truppen selbst zu belohnen. Sie gewann so die Befugnis, die Landanweisungen für die Veteranen ihrer Partei selbst besorgen zu dürfen; aber der Haß der Bevölkerung, den ihr noch viel unbarmherzigeres Verfahren hervorrief, fiel wieder auf Oktavianus als den einzigen anwesenden Gewalthaber zurück. Und nachdem sie auf diesem Wege wieder einen neuen Sturm gegen Oktavianus erregt hatte, wechselte sie die Rolle und begann als Beschützerin der Landeigentümer gegen die Landverteilung aufzutreten, indem sie die Notwendigkeit weiterer Austreibungen bestritt, da man an dem Grundbesitz und der beweglichen Habe der Feinde der Triumvirn genügende Mittel zur Befriedigung der Veteranen besitze und das etwa noch Fehlende leicht aus den in Asien beigetriebenen Steuern ergänzt werden könne. Selbst Oktavians eigene Legionen wurden aufrührerisch infolge der von Fulvia ausgehenden Verführung, so daß er sie nur durch die umsichtigste Klugheit zu beruhigen und auf seiner Seite zu erhalten vermochte; und zu allen andern Bedrängnissen kam eine Hungersnot in Rom, da Sextus Pompejus die Zufuhr sperrte und die Äcker in Italien zu jener Zeit großenteils unbebaut lagen, den etwaigen Ertrag aber die Soldaten sich aneigneten.

Oktavianus war durch dies alles in die schlimmste Verlegenheit versetzt: die Veteranen, welche die Erfüllung des ihnen gegebenen Wortes verschoben sahen, wandten sich an ihn mit ihren Ansprüchen und die Grundbesitzer suchten auch nur bei ihm Hilfe gegen die Soldaten, welche sie austreiben wollten. Da er nun keiner der beiden Parteien das Verlangte gewähren konnte und so — ganz nach den Wünschen Fulvias —

nichts als Zorn und Haß gegen sich erregte, versuchte er wenigstens eine Klasse von Beteiligten zufrieden zu stellen, indem er die Senatoren nicht weiter berauben ließ. Aber indem er hiedurch den Senat für sich gewann, reizte er die Soldaten nur um so mehr und ihre meuterischen Demonstrationen zwangen ihn, auch ihnen wieder Zugeständnisse nach ihrem Wunsche zu machen. Dies erregte wieder die Erbitterung der niederen Volksklassen sowohl in der Hauptstadt als in andern italienischen Städten, da man überall von dem gewaltthätigen Übermute der Soldaten viel zu leiden hatte; und es kam in Rom und anderswo zu blutigen Schlägereien, in denen das Volk durch seine Überzahl und den Vorteil der Stellung, da es mit Dachziegeln und ähnlichen Waffen von den Häusern aus kämpfte, sich den Soldaten und die Soldaten wieder durch ihre überlegene Bewaffnung und Übung im Kampfe sich dem Volke furchtbar machten. Daher suchte Oktavianus auch die niederen Volksklassen durch eine Gnadenerweisung zufrieden zu stellen, mit der schon sein Adoptivvater vorangegangen war und die wiederum den Wohlhabenden zur Last fiel: es wurde den Armen der Mietzins für ihre Wohnungen, soweit er nicht eine bestimmte Summe überstieg, auf ein ganzes Jahr erlassen. Bei diesem Kampfe der Interessen war es die Kriegsmacht, die in selbständiger Vereinigung gegen ihre Oberbefehlshaber ihren Willen diesen als Gesetz aufnötigte. Ein Konvent von höheren Offizieren beider Triumvirn, der in Teanum zusammentrat, verlangte von beiden Teilen Frieden und setzte zugleich die Bedingungen fest, die zu diesem Ende beiderseits zu erfüllen seien. Die Konsuln — verlangten sie unter anderen Dingen — sollten ungehindert vom Triumvirat wieder die Thätigkeit der obersten Staatsbehörde ausüben und nur die Veteranen von Philippi Anspruch an Landanweisung haben; aber Oktavian konnte die Gewalt, die er in Händen hatte, nicht an die Konsuln abgeben, ohne seine Existenz auf das Spiel zu setzen, und fuhr mit den Landanweisungen nicht bloß an die Veteranen von Philippi, sondern auch an sechs weitere Legionen auf Kosten Italiens fort, um die Soldaten für sich zu haben. Und andererseits wollte auch Fulvia keine Übereinkunft — nicht bloß, weil sie jetzt den einstigen Schwiegersohn auf das heftigste haßte, sondern auch, weil sie in einem neuen Bürgerkriege das einzige Mittel sah, um ihren Gemahl von Kleopatra zu trennen und nach Italien zu ziehen. Schon hatte sich eine Menge von Leuten um sie gesammelt, die von ihr Schutz und Wiedereinsetzung in ihr Eigentum erwarteten und bereit waren mit ihr den gemeinschaftlichen Gegner zu bekämpfen. Sie glaubte nunmehr stark genug

zu sein, um wirkliche Feindseligkeiten zu beginnen, und besetzte darum mit ihrem Schwager Lucius die feste Stadt Präneste, welche für den beabsichtigten Krieg ihr Hauptquartier werden sollte. Viele Senatoren und Ritter fanden sich dort bei ihr ein und erkannten ihre Sache als die rechtmäßige an — nicht bloß, weil der Konsul Lucius Antonius hier an der Spitze stand, sondern auch, weil dieser in dem Namen seines Bruders erklärte, daß Antonius nichts als die Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes wolle und darum die Fortführung des Triumvirats durch Cäsar Oktavianus nur ein Mißbrauch der Gewalt sei. Dieser, in fortwährender Bedrängnis durch den aufrührerischen Geist seiner eigenen Truppen, suchte zunächst durch die Vermittlung von Senatoren und, als diese zurückgewiesen wurde, durch eine schiedsrichterliche Entscheidung der Veteranen zweier Legionen, die unter Cäsar und Antonius gedient hatten, Zeit zu gewinnen, um unter der Hand neue Kräfte zu sammeln. Dieser „gestiefelte Senat" (senatus caligatus), wie Fulvia spottend diese Schiedsrichter nannte, erklärte, daß das Unrecht auf der Seite der Fulvia sei, und entschied mit diesem Spruche den Krieg. Beide Teile suchten für denselben soviel Geld und Truppen zu beschaffen, als nur immer in der Eile möglich war. Der Konsul verfügte über sechs Legionen, die er um sich versammelt hatte; außerdem standen in Oberitalien und Gallien elf Legionen, deren Führer sich zu M. Antonius hielten. Cäsar Oktavianus hatte außer seiner Leibwache vier Legionen; sechs weitere Legionen, die von ihm nach Spanien beordert worden waren, ließ er eilends nach Italien zurückmarschieren. Zu gleicher Zeit aber bedrohte ihn von Sizilien und der See her Sextus Pompejus, welchem Statius Murkus eine sehr ansehnliche Macht zugeführt hatte; und im jonischen Meere verfocht noch immer Domitius Ahenobarbus mit einem bedeutenden Geschwader von der Seemacht des Brutus und Cassius die Prinzipien der bei Philippi unterlegenen Partei. Auch in Afrika und Spanien stand es mit Oktavians Angelegenheiten mißlich. Italien endlich selbst war, durch diese inneren Zwistigkeiten zerrissen, zwischen den beiden Parteien geteilt, doch überwog die Stimmung für Lucius Antonius, welcher den Beschützer der volkstümlichen Wünsche vorstellte. Diejenigen, welchen Land zugefallen war, standen auf der Seite des Oktavianus, die Ausgetriebenen oder mit Ausweisung Bedrohten dagegen auf der des Antonius. Diesem schlossen sich auch die meisten angesehenen Männer in der Hoffnung an, dem Triumvirat ein Ende gemacht zu sehen. Umsonst versuchte Cäsar Oktavianus noch einmal eine Vermittlung und zwar durch den Senat, der selbst auch

wünschte, das unsägliche Elend, das der erneute Bürgerkrieg über Italien bringen mußte, durch eine friedliche Übereinkunft abzuwenden: Lucius Antonius wies die Anträge des Senats als verspätet kurz und schnöde zurück. So begann der Krieg. Gleich anfangs gelang es dem Lucius Antonius, sich Roms zu bemächtigen, wo der von Oktavianus mit der Sicherung der Hauptstadt betraute Triumvir Lepidus nichts gegen ihn vermochte. Das Volk, dem der Konsul in öffentlicher Versammlung versicherte, daß sein Bruder bald da sein werde, um an den beiden andern Triumvirn Rache zu nehmen und sofort mit Niederlegung seiner Gewalt die alte Verfassung herzustellen, jubelte ihm zu, gleich als hätte die Herrschaft der Gewalt jetzt schon ihr Ende erreicht, und begrüßte ihn mit dem Titel Imperator. Da er sich aber in Rom gegen den anrückenden Oktavianus nicht halten konnte, zog er nach Etrurien, um die Vereinigung der sechs aus Spanien zurückkehrenden Legionen mit dem Triumvir zu verhindern und die aus Oberitalien heranrückenden, zur Partei seines Bruders sich haltenden Heerführer mit ihren Legionen an sich zu ziehen. Hier verrichtete der Freund des Cäsar Oktavianus, M. Vipsanius Agrippa, schon seit Apollonia sein beständiger Begleiter und treuer Berater, die erste der vielen rühmlichen Thaten, welche von ihm die Geschichtschreiber berichten, indem er die Stadt Sutrium besetzte, auf welche es Lucius Antonius abgesehen hatte. Hiedurch von zwei Seiten bedroht, warf sich dieser nach Perusia, um in der gut befestigten und mit Lebensmitteln wohl versehenen Stadt den Anmarsch der befreundeten Legionen abzuwarten. Sogleich konzentrierte sich der ganze Krieg auf diese einzige Stadt, weshalb er auch nach derselben „der perusinische" genannt wird. Agrippa, Salvidienus, der Anführer der aus Spanien zurückbeorderten sechs Legionen, endlich auch Oktavianus selbst schlossen die Stadt ein; ein zweites Heer wurde entsandt, um den aus Oberitalien anrückenden Legionen die Spitze zu bieten. Aber die Anführer derselben, unter sich uneinig und überdies im Zweifel darüber, wie der Triumvir Antonius das Treiben seiner Frau und seines Bruders beurteile, beeilten sich trotz der dringenden Aufforderungen des Konsuls nicht, zum Entsatze herbeizukommen. So begann denn mitten im Winter eine lange und hartnäckige Belagerung, der die Belagerten einen eben so hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, während in Rom das Volk unter Flüchen auf den Krieg, der die Teurung und die Not nur immer fühlbarer machte, die Magazine der Kornhändler stürmte und plünderte. In Perusia wurde der Mangel um so empfindlicher, je vollständiger nach und nach die Stadt

von den Belagerungswerken eingeschlossen war. Zuerst litten die Sklaven unter demselben, indem man ihnen die Nahrung beschränkte und endlich ganz entzog: man sah dieselben scharenweise auf dem Boden umherkriechen, um Gras als ihre Speise auszuraufen, und tausende verhungerten. Der Konsul versuchte mehrere Ausfälle, ohne daß der tapfere Mut, mit dem seine Soldaten fochten, irgend einen Erfolg gehabt hätte. Ebenso wenig führten die von den erwarteten Heerführern des Triumvirs Antonius unternommenen Bewegungen gegen die Stadt zu einem Ziele. Nach einem ganz verzweifelten Sturme der Belagerten auf die Werke des Oktavianus, gegen deren außerordentliche Festigkeit auch ihr wilder und grimmiger Mut nichts vermochte, suchte Lucius Antonius den Frieden. Denn der Hunger war nicht mehr auszuhalten und die Hoffnung bei seinen Leuten ganz geschwunden, ja in der wachsenden Not gab es schon auch unter den Offizieren Flüchtlinge in Menge. Er ging aus der Stadt in Begleitung von nur zwei Liktoren dem Lager zu, aus welchem Oktavianus ihm entgegenkam, und bat um Frieden und Verzeihung für alle, die in Perusia waren, indem er sich selbst dem Sieger unbedingt ergab. Als das bisher belagerte Heer ausgerückt war und auf Befehl die Waffen niedergelegt hatte, liefen die Soldaten des Oktavianus auf die alten Kameraden zu, umarmten sie unter Thränen und baten ihren Anführer so dringend für sie um Gnade, daß er dieselbe nicht versagen konnte. Von den Angesehenen unter den Belagerten wurden nur wenige — unter ihnen Lucius Antonius — verschont: vierhundert Senatoren und Ritter ließ Oktavianus an einem zu Ehren des vergötterten Julius Cäsar errichteten Altar hinwürgen, indem er alles Flehen um Barmherzigkeit nur mit den Worten erwiderte: ihr müßt sterben. Die Stadt Perusia, zur Plünderung bestimmt, wurde bis auf einen Tempel des Vulkanus und eine Kapelle der Juno durch eine Feuersbrunst, die einer ihrer Bewohner anstiftete, ganz in Asche gelegt.

So weit waren die Ereignisse in Italien gediehen, als Antonius durch die Mitteilungen Fulvias veranlaßt sich dorthin aufmachte. Eine Botschaft aus dem Osten, daß Q. Labienus, der Sohn des ehemaligen Legaten des Diktators Cäsar, und Pakorus, der Sohn des Königs Orodes, an der Spitze eines gewaltigen parthischen Heeres gegen Syrien im Anmarsche seien und ganz Kleinasien bedrohten, hatte ihn eben von Alexandria nach Phönizien geführt, das die Feinde schon mit Ausnahme der Stadt Tyrus besetzt hatten. Jetzt überließ er alle diese östlichen Länder ihrem Schicksale und eilte nach Griechenland. Dort traf er seine Mutter Julia,

welche bei Sextus Pompejus auf Sizilien Sicherheit gesucht hatte und sodann von demselben mit einer Bedeckung von Kriegsschiffen zu ihm geleitet worden war; er fand auch in Athen seine Gattin Fulvia und seine Kinder: dieselben waren nach der Eroberung Perusias, von Munatius Plankus begleitet, nach Brundisium und von da nach Griechenland geflohen. Von Athen aus erließ Antonius ein Manifest, in welchem er dem Cäsar Oktavianus den Krieg erklärte, und segelte mit zweihundert Kriegsschiffen nach Italien ab, während er gleichzeitig mit S. Pompejus Unterhandlungen über eine Vereinigung anknüpfte, welche um so eher Erfolg versprachen, als Oktavianus bereits seinen Feldherrn Agrippa mit der Führung des Krieges gegen Sextus beauftragt hatte, der durch Verhinderung der Zufuhr und Verheerung der Küsten Italien fortwährend bedrängte und überdies einen Herd des Widerstandes gegen Oktavianus darstellte, an dem alle mit dem dermaligen Zustande unzufriedenen Elemente sich sammelten.

Die Lage wurde für Oktavianus schwierig, wenn die beiden sich vereinigten. Der junge Cäsar war, seitdem er das heikle Geschäft der Landverteilung zum Abschluß gebracht und den perusinischen Krieg siegreich durchgeführt hatte, in eine neue Epoche seines politischen Lebens eingetreten. Bisher hatte er immer nur in der zweiten Linie gestanden; ebensowohl in seinem Verhältnis zu Cicero und dem Senate, als in der Verbindung mit Antonius und Lepidus, ja sogar im Kriege gegen Brutus und Cassius war er nicht über eine Nebenrolle hinausgekommen. Nun war das anders geworden; er trat nun entschiedener als Erbe Cäsars auf. Gegenüber dem Antonius kam selbstverständlich alles darauf an, daß ihm die Legionen sicher waren; er war deshalb soeben nach Oberitalien und Savoyen abgegangen, um das Heer des Fufius Calenus, eines alten Anhängers des M. Antonius, für sich zu gewinnen. Diese Absicht hatte er auch mit Leichtigkeit erreicht: Fufius war eben infolge einer Krankheit gestorben und sein Sohn überließ ihm die Truppen des Vaters ohne einen Versuch des Widerstandes. Mit dieser ansehnlichen Macht, die er so leicht gewonnen hatte, war auch Gallien und Spanien in seine Hand gegeben. Darauf kehrte er nach Rom zurück, um hier die Huldigungen zu empfangen, durch welche die Hauptstadt in jenen Zeiten immer den Sieger zu bewegen suchte, seine Gewalt nicht zu mißbrauchen. Gerne überließ er jetzt dem ebenso eitlen als unbedeutenden Ämilius Lepidus die beiden Provinzen, welche Afrika genannt wurden, und gab ihm sechs von den Legionen des Antonius mit, welche im Felde ihm gegenüber gestanden hatten und, seit dem Falle Perusias unter die seinigen eingereiht, doch

für ihn nur der Gegenstand eines besonderen Mißtrauens waren. Auch des Lucius Antonius entledigte er sich, indem er ihn als Statthalter nach Spanien sandte, nicht ohne ihm zwei Legaten an die Seite zu geben, die alle seine Bewegungen beobachten mußten. Nachdem er sich so der Legionen versichert hatte, suchte er die schon so viel als abgemachte Verbindung zwischen Antonius und Pompejus zu durchkreuzen. Cilnius Mäcenas, sein staatskluger Freund, dem er in diplomatischen Geschäften nicht weniger verdankte als dem Agrippa im Kriege, erhielt nämlich den Auftrag, in seinem Namen mit Pompejus in Unterhandlungen zu treten und zu diesem Ende für ihn um die Hand der Skribonia zu werben, deren Nichte die Gemahlin des S. Pompejus war. Es verschlug ihm, bei dem alles sich dem einen Streben nach Herrschaft unterordnen mußte, wenig, daß Skribonia schon zweimal verheiratet gewesen und ihm an Jahren überlegen war.

Fast gleichzeitig trafen die beiden feindlichen Triumvirn mit ihren Heeren vor Brundisium ein. Da verhinderte noch einmal die Stimmung der Veteranen des Oktavianus, welche denen des Antonius anvertrauten, daß sie die Waffen nur gebrauchen würden, wenn dieser sich nicht zum Frieden bewegen lasse, und die Nachricht von dem in Griechenland erfolgten Tode Fulvias, mit welcher ein Hauptanstoß zwischen den beiden Triumvirn weggeräumt zu sein schien, den Ausbruch der Feindseligkeiten. Ein gewandter und zuverlässiger Mann, Coccejus Nerva, welcher zu beiden Triumvirn in freundschaftlichem Verhältnisse stand und eben in dem Lager des Antonius sich aufhielt, knüpfte zuerst Unterhandlungen an; endlich einigten sich Asinius Pollio und Mäcenas als die Bevollmächtigten der beiden Parteien über die Bedingungen, unter welchen die bisherigen Irrungen vergessen und für immer die Bande der Freundschaft geknüpft sein sollten. Eine Bedingung und zugleich Bürgschaft des Friedens war es, daß die edle Schwester des Oktavianus, die jüngere Oktavia, jetzt eben Witwe des C. Marcellus, dem M. Antonius sich verlobe. Darauf umarmten sich die Triumvirn im Angesichte der Heere, deren Tag und Nacht fortdauernder Jubel die glücklichste Vorbedeutung für die Zukunft war. Die wichtigste Abmachung in dem neuen Vertrage war die Teilung des römischen Reichs zwischen den beiden Triumvirn: Afrika abgerechnet, das dem Ämilius Lepidus verblieb, sollte die ganze westliche Hälfte bis zu der illyrischen Stadt Skodra dem Oktavianus und von dieser Stadt an die ganze östliche Hälfte dem M. Antonius zufallen. Auch die endliche Bekämpfung des Sextus Pompejus, sowie der Parther, an welchen die Niederlage des Crassus vom J. 47 noch immer nicht gerächt war,

fand in dem Vertrag ihre Stelle: den Krieg mit jenem sollte Oktavianus, den mit den Parthern Antonius führen.

So war noch einmal die letzte Entscheidung zwischen den beiden Häuptern der Welt — denn Lepidus kam schon kaum mehr in Frage — verschoben. Oktavianus wollte nun keinen Augenblick mehr zögern, die für Rom und den ganzen Westen überaus peinliche Sonderstellung des Sextus Pompejus zu beseitigen. Dieselbe war merkwürdiger Weise immer ähnlicher derjenigen geworden, welche vormals die Seeräuber in den östlichen Gewässern eingenommen hatten, deren Vernichtung dereinst dem Vater des Sextus so großen Ruhm gebracht hatte. Indessen fand dieser neue Krieg bei dem Volke von Rom wenig Anklang: hatte doch Pompejus auf die Nachricht von dem zu Brundisium geschlossenen Vertrage, der seine Übereinkunft mit Antonius vernichtete, die Insel Sardinien, welche zu Oktavians Anteil gehörte, wegnehmen lassen und dadurch die schon lange dauernde Hungersnot in Rom zu einer bedenklichen Höhe gesteigert. Als darum die Triumvirn zu der Feier der beschlossenen Eheverbindung in die Hauptstadt kamen, begann das Volk in Haufen auf der Straße und im Theater — kurz überall, wo die Triumvirn erschienen, von denselben den Frieden mit Pompejus zu verlangen, dessen Schiffe die Zufuhr abschnitten. Oktavianus, nicht geneigt auf diese Forderung einzugehen, schrieb vielmehr, um die nötigen Geldmittel zu dem Kriege aufzubringen, eine neue Sklaven- und Erbschaftssteuer aus. Hiedurch reizte er aber das Volk nur zu noch heftigerem Zorn, so daß er in der Volksversammlung, in welcher er den Aufruhr durch eine Anrede zu beschwichtigen suchte, in die augenscheinlichste Lebensgefahr geriet, aus welcher ihn Antonius endlich nur mit Gewalt der Waffen erlöste. Das allgemeine Verlangen nach Frieden unterstützte auch Antonius; denn bei all seinem leichtsinnigen Frevelmut war er immer noch einer Regung der Menschlichkeit eher zugänglich als Oktavianus, der schon in seinen jungen Jahren die ganze Fühllosigkeit eines der Herrschsucht und dem Ehrgeize dienstbaren Systems an den Tag legte. Da wurde nun für den Sommer 39 eine Zusammenkunft in Bajä verabredet, um hier mit Sextus zu unterhandeln. Am Cap Misenum wurden einander gegenüber auf Pfählen im Meere zwei Gerüste aufgeschlagen, welche nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt blieben. Das eine, für die Triumvirn bestimmt, stieß an das Ufer, an dem das Landheer der beiden in Ordnung aufgestellt war; das andere war ganz von der See umflossen: Pompejus, der auf einem herrlichen Kriegsschiffe von ungewöhnlicher Größe angefahren kam, trat auf das Gerüste im Angesichte

seines ganzen schlagfertig aufgestellten Kriegsgeschwaders. Er und Libo, sein Schwiegervater, standen auf dem einen, Antonius und Cäsar Oktavianus auf dem andern Gerüste einander so nahe, daß sie sich leicht vernehmen konnten, und doch auch so weit getrennt, daß von keiner Seite der Versuch einer Gewaltthat möglich war. Eine Hauptschwierigkeit für das Zustandekommen des Friedens war die Erwartung des Pompejus, als dritter Gewalthaber neben den beiden Triumvirn in die Stelle des Lepidus einzurücken, welcher schon so gut als verdrängt war; bereits drohten die Unterhandlungen an der Abneigung zu scheitern, mit welcher Antonius und Oktavianus dieses Ansinnen betrachteten, als endlich die dringenden Vorstellungen seiner Mutter und seiner Gattin den Pompejus vermochten auf einen Frieden einzugehen, der ihm so lange, als die beiden Triumvirn ihre Gewalt in den Provinzen behielten, Sardinien, Sizilien, Korsika, den Peloponnes und andere Inseln zusprach, desgleichen, ohne daß er sich persönlich zu bewerben hätte, das Konsulat mit der Befugnis, dasselbe durch einen Freund in seinem Namen verwalten zu lassen: dagegen versprach er, alle von ihm besetzten festen Plätze in Italien zu räumen, die Seefahrt nicht mehr zu stören und Rom mit Getreide zu versorgen. Als man sich so verständigt hatte, kam Pompejus ans Land; man gab sich die Hände und umarmte sich. Diesen Augenblick, der auf einmal statt unsäglichen Elends Frieden und Wohlergehen für die Welt zu bringen schien, begrüßten beide Heere mit unermeßlichem, weithin widerhallendem Jubelgeschrei. Der Friedensvertrag wurde schriftlich aufgesetzt und nach Rom geschickt, um von den vestalischen Jungfrauen aufbewahrt zu werden, und mit gegenseitigen Gastereien, der Verlobung des etwa vierjährigen Neffen des Oktavianus, des Sohnes der jetzt mit Antonius vermählten Oktavia, M. Claudius Marcellus, mit dem Töchterchen des S. Pompejus und der Zusage des Konsulates für Libo und Pompejus der Bund der Freundschaft besiegelt. Die Bevölkerung des Landes wie der Hauptstadt, die jetzt des Bürgerkrieges und aller seiner Schrecken und Drangsale für immer entledigt zu sein glaubte, jauchzte den nunmehr heimkehrenden Triumvirn entgegen und brachte ihnen an den Straßen, die sie zogen, als rettenden Gottheiten Opfer dar. Daß viele angesehene Männer, die als Geächtete oder in freiwilliger Verbannung bei Pompejus gelebt hatten, zugleich mit dem Frieden zurückkehrten, wurde ebenfalls als eine erfreuliche Bürgschaft für die Wiederkehr besserer Zeiten aufgenommen. Gutes erwartete man auch von der Verbindung zwischen M. Antonius und Oktavia, nicht bloß, weil Oktavian dieser Schwester ganz besonders

zugethan war, sondern auch, weil sie, die Krone der Frauen damaliger Zeit, durch ihre Schönheit, Sanftmut und Klugheit unter allen allein im stande zu sein schien, ihren Gemahl aus unwürdigen Banden für immer zu befreien und an sich zu fesseln.

Der Jubel sollte indessen nicht zu lange vorhalten. Wie wenig mit Grund eine Umkehr zum Besseren oder gar die freiwillige Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes von den Triumvirn erwartet wurde, war sogleich aus der fortdauernden Mißachtung zu erkennen, mit welcher diese den Senat und die Staatsämter immer tiefer herabkommen ließen: Soldaten, Auswärtige, Freigelassene, ja Sklaven wurden jetzt Senatoren und das Konsulat verlor teils durch die Ohnmacht seiner Inhaber neben den Triumvirn, teils durch die Abkürzung seiner Dauer, durch welche die Ehre möglichst vielen zu teil werden sollte, den letzten Rest von Achtung und Wert. Und gar bald zeigte es sich, wie grundlos auch die Hoffnungen waren, welche das Volk in Italien an den Vertrag von Misenum knüpfte: der Friede zwischen Oktavian und Sextus Pompejus war niemals ein aufrichtiger gewesen. Dieser klagte, daß ihm vertragswidrig der Peloponnes nicht übergeben werde; und da aufs neue Seeräuberschiffe im Mittelmeer die Zufuhr und den ganzen Handel unterbrachen, beschuldigte man den Pompejus, diese Störungen veranstaltet oder wenigstens geduldet zu haben; und aufs neue äußerte sich die Unzufriedenheit gegen die Gewalthaber, die, statt den gesetzlichen Zustand herzustellen, in Pompejus nur noch einen vierten Gewalthaber sich beigeordnet hätten. Die Feindseligkeiten zwischen den Triumvirn und Pompejus nahmen bald wieder ihren Anfang, als Menas, ein Freigelassener, der tüchtigste Schiffsbefehlshaber des Pompejus, bei seinem Heere als Verräter verdächtigt mit drei Legionen zu Oktavian überging und diesem damit die beiden von ihm besetzten Inseln Sardinien und Korsika überlieferte. Als ihm die geforderte Auslieferung des Abtrünnigen verweigert wurde, hielt sich Pompejus um so mehr für berechtigt, neue Angriffe zur See und zu Lande, namentlich in Kampanien zu machen, woselbst seine Leute große Verwüstungen anrichteten. Eine blutige Seeschlacht in der Nähe von Cumä zeigte den Pompejus mit seiner Seemacht dem Gegner bei weitem überlegen, aber der Sieger wußte seine Vorteile nicht zu benützen. Oktavian dagegen erkannte, daß es jetzt eben der äußersten Anstrengungen bedurfte, um dem peinlichen Zustande Italiens und der Not des unzufriedenen Volkes ein Ende zu machen: er suchte daher den bisher bei Seite gesetzten Lepidus in Afrika zur thätigen Teilnahme an dem Kriege zu bewegen, unterhandelte

durch seinen klugen Ratgeber Mäcenas mit Antonius, der sich im Osten des Reiches befand, und traf zugleich die umfassendsten Anstalten, um selbst eine Seemacht auszurüsten, mit der er den Pompejus anzugreifen vermöchte. Scheinbar freiwillige Beiträge, die er bei der Abneigung des Volkes gegen jede Kriegssteuer zuerst von dem engeren Kreise seiner Freunde, sodann von Senatoren und anderen Bemittelten einzutreiben wußte, sollten das Bedürfnis für die neuen Rüstungen decken; andererseits fand er an seinem ungemein thätigen Freunde M. Vipsanius Agrippa, der in Gallien soeben durch einen Sieg entbehrlich geworden war, eine geeignete Kraft, welcher er die Organisation des Kriegsgeschwaders übertragen konnte.

Agrippa begann damit, zuvörderst einen sichern Hafen anzulegen, in dem man die Schiffe ohne Furcht vor einem feindlichen Überfall versammeln könnte. Er verband zu diesem Zwecke den an dem Meerbusen von Bajä gelegenen und nur durch einen schmalen Damm von dem Meere getrennten Lukrinersee durch einen Kanal mit dem weiter einwärts liegenden und fast in seinem ganzen Umkreis von dichtbewaldeten Höhen umgebenen Avernersee und stellte auch zwischen dem Lukrinersee und dem Meere eine Wasserstraße her, auf welcher größere Schiffe ein- und ausfahren konnten, so daß dieses Wasserbecken — bescheiden von ihm der „Julische Hafen" benannt — nunmehr den Hafen und Sammelplatz für Oktavians Seemacht vorstellte. Der Wald um den Avernersee gab das Schiffsbauholz; zwanzigtausend Sklaven, denen man die Freiheit geschenkt hatte, wurden als Matrosen verwendet und täglich während des Winters des J. 37 auf 36 im Dienste eingeübt. Der glückliche Fortgang dieser Rüstungen schien die durch Mäcenas angesprochene Hilfe des Antonius entbehrlich zu machen. Als darum dieser im Frühling des J. 36 mit dreihundert Schiffen von Athen nach Italien herüberkam, wurde er in dem Hafen von Brundisium nicht zugelassen und fuhr entrüstet über diesen Beweis des Mißtrauens nach Tarent. Die Mißhelligkeiten, welche infolge dieser Zurückweisung zwischen den beiden verschwägerten Triumvirn aufs neue ausbrachen, schienen bereits zu einem Bruche zu führen, als die Thränen der Oktavia und eine persönliche Begegnung der beiden bei Tarent wenigstens scheinbar den Frieden vermittelten: Oktavian nahm hundert Kriegsschiffe von Antonius an, dem er dagegen zum parthischen Kriege zwei Legionen überließ; und weiter verabredeten sie, daß S. Pompejus die ihm zugesagten Würden eines Augurs und Konsuls nicht erlangen und ihr eigenes Triumvirat, dessen Zeit schon länger abgelaufen war, auf weitere fünf Jahre verlängert werden solle. So

trennte man sich in gutem Einvernehmen und, da auch Lepidus seinen Beistand zugesagt hatte, zog Oktavian voll guter Hoffnung in den Krieg mit Pompejus. Bevor aber die Feindseligkeiten begannen, ging Menas mit sieben Schiffen wieder zu seinem alten Herrn über und fügte dem Geschwader des Oktavianus, das schon durch einen Sturm bei dem Vorgebirge Palinurus gar sehr gelitten hatte, bei seiner Ausfahrt in der ersten Frühlingszeit großen Schaden zu. Erst Anfang des Monats Juli vermochte die Flotte unter dem Oberbefehle Agrippas wieder in die See zu stechen. Ein feierlicher Sühneakt eröffnete den Feldzug. Alle Schiffe lagen bei demselben in bestimmter Ordnung nicht weit vom Ufer, an dessen Rande die Opferaltäre so standen, daß das Wasser des Meeres sie bespülte. Die Mannschaft stand auf dem Verdecke der Schiffe im tiefsten Schweigen und die Priester verrichteten das Opfer an den Altären, worauf sie in Begleitung der Befehlshaber und unter Gebeten, daß alles drohende Unheil statt des Geschwaders das Sühnopfer treffen möchte, das Fleisch der geschlachteten Thiere auf einem Kahn dreimal um das Geschwader herumführten. Dann wurde das Opfer zur Hälfte in die See geworfen, die andere Hälfte aber unter glückwünschendem Zuruf der Menge auf den Altären verbrannt. Daß um dieselbe Zeit auch Lepidus mit einem großen Heere von Afrika nach Sizilien herüberkam, erhöhte die Hoffnungen Agrippas. Aber auch diesmal schienen die Elemente für Sextus Pompejus zu kämpfen: ein fürchterlicher Sturm warf die von Italien ausgefahrenen Schiffe auseinander — teils an das Gestade, teils an Klippen —, so daß Oktavian den nächsten Angriff am liebsten auf das folgende Jahr verschoben hätte. Aber das Volk von Rom, durch den Hunger aufs neue schwierig geworden, nötigte ihn durch seine drohende Haltung zu neuen Rüstungen, während Pompejus in einer Art von Wahn, als Sohn des Neptunus zur See unüberwindlich zu sein, nicht die nötige Thatkraft entwickelte. Eine hitzige Seeschlacht, die im Herbst des J. 36 zwischen den beiden feindlichen Geschwadern bei Mylä an der Nordküste Siziliens gegenüber den liparischen Inseln stattfand, endete mit dem entschiedenen Siege Agrippas, welcher die Seemacht des Oktavianus kommandierte. Aber als letzterer nun mit einer Schiffsabteilung des Antonius und einem Teile seiner Landtruppen nach der Insel übersetzte, um die Stadt Tauromenium auf der östlichen Seite derselben zu erobern, sah er sich unerwartet durch S. Pompejus, welcher von Messana herbeieilte, zu Wasser und zu Lande lebhaft angegriffen und wurde in dem Seegefechte, in welchem er selbst den Befehl führte, völlig geschlagen, während L. Cornificius, dem er

den Oberbefehl über die am Lande stehenden Truppen übergeben hatte, sich zu einem äußerst beschwerlichen Rückzug nach der nördlichen Küste genötigt sah. Da es jedoch unbedingt nötig war, den Gegner, wollte man ihm seine Rückzugslinie abschneiden, aus der Insel selbst zu vertreiben, so versammelte Oktavian in Tyndaris gegenüber den liparischen Inseln, nachdem es dem Agrippa gelungen war, diese Stadt zu besetzen, allmählich eine große Macht, einundzwanzig Legionen, zwanzigtausend Reiter und über fünftausend Leichtbewaffnete, und veranlaßte den Lepidus, der noch in dem südwestlichen Teile Siziliens stand und dort bereits geheime Unterhandlungen mit dem Gegner angeknüpft hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Gleichzeitig aber zog auch Pompejus die Truppen an sich, welche er bisher dem Lepidus entgegengestellt hatte und ließ durch den Mangel an Lebensmitteln gedrängt, dem Oktavianus das Anerbieten machen, an einem bestimmten Tage den Streit durch eine Seeschlacht zu entscheiden. Obwohl die Flotte des Feindes der seinigen überlegen war, hielt es dieser doch für eine Ehrensache, die Ausforderung anzunehmen. So trafen am 3. September 36 gegenüber der sizilischen Stadt Naulochus von beiden Seiten je dreihundert Kriegsschiffe auf einander: Agrippa befehligte auf der einen, Demochares auf der andern Seite; die Gebieter selbst sahen mit ihren Landtruppen vom Ufer aus dem Kriegsschauspiele zu. Agrippa hatte sich die Art des Kampfes angeeignet, welche zwei Jahrhunderte früher von Duilius gegen die Karthager angenommen worden war: große Enterhaken sollten in die feindlichen Schiffe eingeschlagen werden, damit man gegen den beweglicheren und geschickteren Feind auf der See wie zu Lande fechten könnte. Bald entstand durch dieses Manöver ein solches Gewirr der mit einander kämpfenden Schiffe, daß man vom Lande aus nichts mehr unterscheiden konnte; und nach langer Dauer des Kampfes konnte Agrippa selbst bloß an dem Anstrich der Türme, die auf den Schiffen der beiden Flotten standen, erkennen, daß mehr Fahrzeuge von dem feindlichen Geschwader als von dem seinigen in den Grund gebohrt seien. Er ermunterte die Mannschaften auf den nächsten Schiffen, einen neuen Anlauf zu nehmen, da der Sieg eigentlich schon errungen sei: zugleich erneuerte er selbst den Angriff und die andern drangen heftiger an. Da wandte sich das Geschwader des Pompejus zur Flucht: siebzehn Schiffe flohen um das Vorgebirge Pelorum in die Meerenge von Messana, Pompejus selbst eilte ohne Besinnung zu Lande nach dieser Stadt, die auch das Ziel seiner fliehenden Schiffe war. Ein unermeßlicher Jubel erscholl von dem siegreichen Geschwader, das nur drei Schiffe verloren hatte,

herüber an das Land und wurde von den Legionen und Reitern des Oktavianus erwidert. Viele Schiffe der Feinde wurden an das Land getrieben und da verbrannt; Demochares, der Admiral des Pompejus, in Gefangenschaft geraten, tötete sich selbst; was von der Flotte des Pompejus noch übrig war, und ein Teil seines Landheers ergab sich sogleich nach der Schlacht dem Sieger.

Pompejus gab seine Sache in Europa verloren und strebte nur, von dem Rest seiner Mittel möglichst viel nach Asien hinüberzuretten, um dort entweder im Kampfe oder im Bunde mit Antonius wieder empor zu kommen. Schon hatte er mit seiner Tochter, seinen Freunden, den siebzehn geretteten Schiffen und seinem Schatze den Hafen von Messana, welches von Agrippa und Lepidus auf der Landseite belagert wurde, verlassen, als sieben seiner Legionen von Naulochus und von Lilybäum her eine achte Legion unter Plennius dort eintrafen. Schlau die dargebotene günstige Gelegenheit benützend unterhandelte jetzt dieser mit Lepidus besonders: das Ergebnis dieser geheimen Verhandlungen war, daß Messana dem Triumvir übergeben wurde und die acht Legionen des Pompejus unter seine Fahnen traten. Lepidus hoffte infolge dieser ansehnlichen Verstärkung, welche sein Heer auf zwanzig Legionen brachte, auf die Möglichkeit, seine Wiedereinsetzung in die gleichen Rechte mit den beiden andern Triumvirn nachdrücklich anzusprechen und zunächst Sizilien als den ihm gebührenden Anteil zu behaupten. Oktavianus gedachte diesen Forderungen gegenüber einen neuen Krieg zu vermeiden: er kannte die Abneigung der Soldaten, gegen Landsleute zu fechten, aber auch die Schläfrigkeit des Lepidus, die es diesem unmöglich machte, ein Heer zusammenzuhalten. Also ließ er insgeheim mit den Soldaten desselben, vornehmlich mit den erst übergetretenen acht Legionen des Pompejus, unterhandeln; und als er sich eines ziemlichen Anhangs versichert hatte, rückte er vor das Lager des Lepidus, aus welchem nunmehr eine Schar um die andere zu ihm überging, so daß am Ende der Befehlshaber selbst, auf allen Seiten verlassen, sich gezwungen sah, in Trauerkleidung vor ihm zu erscheinen und seine Gnade anzuflehen. Oktavian ließ ihm seine Priesterwürde und schickte ihn nach Rom, woselbst er noch bis zum Jahre 13 in der Würde eines pontifex maximus lebte. 45 Legionen, 25,000 Reiter, gegen 40,000 Leichtbewaffnete und 600 Kriegsschiffe standen dem Oktavian jetzt zu Gebote. Aber eben diese Macht, durch die er nach allen Seiten unwiderstehlich schien, bedrohte ihn mit einer plötzlichen Wendung seines Glücks. Die Truppen und voran seine eigenen Legionen verlangten dieselben Belohnungen, welche

nach der Schlacht von Philippi den Veteranen gegeben worden waren, und die Entlassung aus dem Dienste. Es schien umsonst, daß er den Soldaten verschiedene Auszeichnungen anbot, die sie unverweilt haben sollten: Kränze für die Legionen, rote Röcke für Tribunen und Hauptleute und den Rang von Ratsherren in den Städten, deren Bürger sie seien; unter dem Beifall der Menge rief ihm ein Kriegstribun, Ofillius, zu: das sei Spielzeug für Kinder, der Ehrensold für Soldaten sei Land und Geld. Aber des folgenden Tages war Ofillius verschwunden und niemand wußte zu sagen, wohin er gekommen war. Oktavianus aber — so aus der Verlegenheit gerettet — verabschiedete gegen zwanzigtausend Soldaten von denen, die bei Mutina und Philippi gefochten hatten, gewährte den andern je fünfhundert Denare, zu deren Aufbringung der Insel Sizilien eine große Kriegssteuer auferlegt wurde, gab dem Antonius eben so viele Schiffe zurück, als er von ihm empfangen hatte, schickte eine genügende Macht nach Afrika, um dort die alte und die neue Provinz zu besetzen, und kehrte mit den übrigen Truppen nach Rom zurück.

Der Senat bot ihm eine Menge von Ehren an, unter denen er selbst nach Belieben wählen sollte. Oktavian, nach dem geringen Erfolge, den er selbst als Oberbefehlshaber der Flotte erfochten hatte, am wenigsten dazu berechtigt, ließ sich ein goldenes Standbild mit den Attributen eines Seesieges errichten, dessen Inschrift besagte: er habe nach langen Wirren den Frieden zu Wasser und zu Lande wiederhergestellt. In Rom und Italien überließ man sich dieser Hoffnung: die Städte des Landes nahmen den jetzt achtundzwanzigjährigen Mann unter ihre Lokalgottheiten auf. Auch suchte er wirklich die Wohlthaten des Friedens durch Wiederherstellung der Ordnung und verfassungsmäßige Handhabung der Regierung durch die Beamten zu gewähren, ja er versprach sogar öffentlich, die gesetzliche Verfassung in ihrer ganzen Ausdehnung wiederherzustellen, sobald Antonius zurückgekehrt wäre, den er bereit wisse nach Beendigung der bürgerlichen Streitigkeiten seine Gewalt niederzulegen. Dem Wunsche des Volkes, daß er durch gewaltthätige Beseitigung des Lepidus sich an dessen Stelle zum Oberpriester mache, willfahrte er nicht; dagegen nahm er die tribunizische Gewalt auf Lebenszeit an, die ihm das Volk in der Hoffnung übertrug, daß er im Besitze derselben um so eher sich entschließen werde, die in Gemeinschaft mit Antonius willkürlich angemaßte Gewalt abzugeben. Doch über diese Frage unterhandelte er insgeheim mit Antonius.

Sechstes Kapitel.

Der parthische Krieg.

Antonius hatte sich in demselben Jahre (36) endlich gegen die Parther in Bewegung gesetzt. Schon vier Jahre vorher waren diese unter T. Labienus, dem Sohne des einstigen Legaten Cäsars, der in der Parteileidenschaft selbst den Erbfeind seines Vaterlandes gegen dasselbe aufgeboten hatte, und dem parthischen Königssohne Pakorus in Syrien eingefallen und hatten außer dieser Provinz einen großen Teil von Kleinasien eingenommen. Ventidius, der Legat des M. Antonius, früher Wagenlenker, dann von dem C. Julius Cäsar für seine Dienste in Gallien zum Offizier und Senator gemacht und nach dessen Tode immer ein treuer Anhänger des Antonius, hatte sie im J. 39 geschlagen und in allen von ihnen besetzten Provinzen die römische Oberherrschaft wiederhergestellt. Der Königssohn Pakorus war in der Schlacht, Labienus auf der Flucht umgekommen. Der Sieg, in drei Schlachten über die Parther erfochten, war so vollständig gewesen, daß dieselben sich ganz auf die Länder jenseits des Euphrats beschränken mußten und ihnen die Niederlage des Crassus dadurch ganz vergolten zu sein schien. Im darauffolgenden Frühling hatte sodann Antonius selbst, den bisher die Ereignisse in Italien in Anspruch genommen hatten, ernstliche Anstalten getroffen, an dem Kriege in Asien persönlich teil zu nehmen: denn Ventidius, der die Eifersucht seines Gebieters fürchtete und darum es nicht wagte, die über die Parther gewonnenen Vorteile so weit zu verfolgen, als er konnte, hatte ihn eingeladen, den Feldzug selbst zu Ende zu führen; doch war Antonius, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus Asien damals bald nach Athen zurückgekehrt. Von neuem hatte sodann Antonius nach der Zusammenkunft bei Tarent im Frühjahr 36 einen Anlauf genommen, gegen die Parther ins Feld zu ziehen; aber als er sich nach dem Abschied von seiner Gemahlin Oktavia, seinem guten Geiste, der Küste Syriens näherte, hatte das Verlangen nach dem Umgang mit Kleopatra ihn, wie es bei Rückfällen geht, vollends alles Haltes beraubt und in dem Taumel, in welchem er an die Königin Phönizien, Cölesyrien, Cypern, Teile von Arabien, Judäa und Cilicien verschenkte, alle Pflichten gegen Rom vergessen lassen. So war bereits die bessere Jahreszeit unbenützt verstrichen, als er sich endlich schweren Herzens von Kleopatra trennte. Der parthische König Orodes, vom Alter und vom Schmerze um seinen gefallenen Sohn Pakorus nie-

dergebeugt, hatte den Thron an seinen Sohn **Phraates** abgetreten: an diesen sandte Antonius einen vornehmen Parther, Monäses, der vor dem Despotismus des neuen Königs geflohen einige Zeit bei ihm gelebt hatte, nunmehr aber von Phraates selbst zur Rückkehr nach Parthien eingeladen worden war. Er gab ihm Aufträge an den König mit, nach denen Rom nur die Auslieferung der Feldzeichen des Crassus und der damals gefangenen Soldaten als Preis des Friedens verlange; in Wirklichkeit aber meinte Antonius so die Parther täuschen zu können, um sie nur halb gerüstet zu überfallen. Er führte ein Heer von sechzigtausend Legionssoldaten, zehntausend iberischen und galatischen Reitern und dreißigtausend Mann Hilfstruppen bei Zeugma über den Euphrat und rückte zunächst in Mesopotamien in nordöstlicher Richtung aufwärts in der Absicht, an dem Könige von Media Atropatene Rache zu nehmen, welcher auf die Seite der Parther getreten war. Gleich als wollte er die bisher bei Kleopatra verlorene Zeit wieder hereinbringen, ermüdete er seine Leute durch einen Marsch von achttausend Stadien (fast zweihundert Meilen) und, als er auf diesem Wege den Feind nicht fand, ließ er unter dem Schutze von zwei Legionen alles schwere Fuhrwerk und die Belagerungswerkzeuge, welche zu jener Zeit das schwere Geschütz vorstellten, unter dem Legaten Oppius Statianus zurück und eilte mit dem beweglichen Teile seines Heeres der Stadt Praaspa zu, wohin der medische König seine Familie in Sicherheit gebracht hatte. Während er aber mit der Eroberung dieser Stadt einen Hauptschlag auszuführen gedachte, erlitt er hier den ersten schweren Verlust, da Phraates den Oppius Statianus mit zahlreicher Reiterei überfiel, die gesamte Mannschaft desselben niedermachte und alle Belagerungsmaschinen — darunter einen Mauerbrecher von achtzig Fuß Länge — vernichtete. Als Antonius von dem Angriffe auf die zwei zurückgelassenen Legionen hörte, eilte er von Praaspa weg ihnen zu Hilfe, fand aber nur den mit Toten bedeckten Walplatz. Und als endlich der Feind auf offenem Felde getroffen wurde, siegten zwar die Römer vorzüglich mit Hilfe ihrer Schleuderer, deren Schüsse weiter reichten als die der parthischen Bogenschützen; aber die Schnelligkeit, mit welcher die feindliche Reiterei den Rückzug bewerkstelligte, vereitelte den Erfolg: achtzig Tote und dreißig Gefangene waren die Frucht des Sieges und der angestrengtesten Verfolgung, während mit Oppius Statianus zehntausend Mann erschlagen worden waren. Es zeigte sich auch jetzt, wie bei Crassus, daß die Römer mit ihren Legionen gegen jene zahllosen Reiterhorden, die ebenso pfeilschnell verschwanden als anstürmten, durchaus nichts vermoch-

ten; ja bei einem zweiten Gefechte flohen die Römer sogar in ihr Lager zurück. Auch die aufs neue aufgenommene Belagerung von Praaspa versetzte sie nur in die größte Not, da die Lebensmittel in der Nähe bald aufgezehrt waren, die Truppen, welche in immer größeren Entfernungen fouragierten, von den Feinden überfallen und bedrängt wurden und auch die Besatzung der belagerten Stadt häufig Ausfälle machte. Antonius hatte den Partherkönig durch Monäses mit Friedenshoffnungen zu täuschen gesucht: jetzt widerfuhr ihm dasselbe von dem Partherkönige. Denn dieser wußte, daß der Feind sein Heer während des Winters nicht zusammenhalten konnte, und suchte ihn darum von Praaspa wegzuziehen. Durch vertraute Leute, die sich wie zufällig in dem römischen Lager einfanden und dort durch ihre Reden die in der Not lockende Hoffnung erregten, als wäre es leicht, durch eine Gesandtschaft eine friedliche Übereinkunft zu erlangen, wußte er den Antonius zu bestimmen, etliche Freunde als Unterhändler an ihn zu senden. Die von diesen begehrte Rückgabe der Feldzeichen und Gefangenen verweigerte der König stolz, zeigte sich aber geneigt den Frieden zu gewähren, wenn das römische Heer unverweilt von Praaspa abzöge. Antonius, von Hunger und dem Winter immer mehr gedrängt, nahm dieses Anerbieten an und gab die Belagerung der Stadt auf. Als er abgezogen war, verbrannte der Feind die Belagerungswerke und folgte ihm in der Ferne auf seinem Marsche, ohne jetzt mehr ein Wort von friedlicher Übereinkunft hören zu lassen. Das römische Heer nahm seinen Weg nach Armenien, geführt von einem ehemaligen römischen Soldaten, einem Marser, welcher bei der Niederlage des Crassus in parthische Gefangenschaft geraten und jetzt wieder zu seinen Landsleuten gekommen war. Der Führung dieses landeskundigen Mannes verdankte man es, daß nicht das ganze große Heer auf dem Rückzuge aufgerieben wurde; denn die Parther sperrten ihnen durch Gräben und Verhaue den Weg, machten, daß sie unterwegs kein Wasser und kein Futter fanden, lockten sie durch scheinbar zufällige Nachrichten von besseren Wegen auf die schlimmsten und gefährlichsten, wo Hinterhalt und Überfall ihrer warteten. So bewegte sich das Heer unter wachsender Not und Entbehrung langsam gegen Armenien hin. Umsonst war selbst ein blutiger Sieg, den der Kriegstribun Flavius Gallus, unterstützt von Antonius, über die Feinde erfocht: der Verlust der Römer — dreitausend Tote und fünftausend Verwundete — steigerte nur den Übermut der Parther. Wohl an vierzigtausend Reiter sammelten sich jetzt, um die Römer auf ihrem weiteren Zuge vollends aufzureiben; und dazu wurden diese immer mehr

vom Hunger gepeinigt, so daß Antonius, der bisher auch in der größten Not immer wieder etwas von der alten römischen Kraft in sich gefunden hatte, in die tiefste Niedergeschlagenheit verfiel. Zu seinem Glücke rettete ihn eine Warnung des Monäses, den er früher gastfreundlich aufgenommen hatte, aus der Gefahr, sich durch friedliche Vorspiegelungen der Parther auf einen Weg verlocken zu lassen, auf dem er durch Überfall vollends vernichtet werden sollte. Statt über die fruchtbare und wasserreiche Ebene, die man vor sich sah, mußte der Marsch wieder über öde Felsenhöhen gehen, wo voraussichtlich eine ganze Tagereise weit kein genießbares Wasser zu finden war. Darum ließ Antonius noch in der Nacht aufbrechen und bei dem Mangel an Fässern und Krügen in allen möglichen Gefässen, selbst in Helmen, Wasser mitnehmen, um den gefährlichen Weg so schnell als möglich zurückzulegen; denn es galt, den sechzig Meilen weit entfernten Araxes, den Grenzstrom zwischen Parthien und Armenien, und mit diesem das Ende der Angriffe der Parther zu erreichen. Endlich nach unsäglichen Entbehrungen und Qualen des Durstes und der Hitze erblickten die fast Verzagenden siebenundzwanzig Tage nach ihrem Aufbruch von Praaspa den Fluß, der ihren Drangsalen ein Ziel setzen sollte. Zwanzigtausend Legionäre und viertausend Reiter waren in dieser kurzen Zeit teils gefallen, teils den schrecklichen Mühseligkeiten erlegen. Aber auch der Überfluß, den die Geretteten nach so viel Not jetzt in Armenien in vollen Zügen genossen, und dann der weitere Marsch, auf dem Antonius begierig nach dem Umgang mit Kleopatra mitten im Winter sein Heer über die hohen schneebedeckten Gebirge nach Syrien führte, kostete noch achttausend Mann das Leben. Nach Syrien gelangt folgte Antonius der Königin alsbald wieder nach Ägypten. Er kam, sagt Florus, durch eine unbegreifliche Verkehrtheit um ein bedeutendes hochmütiger zurück: die Flucht hatte ihn gerettet und er that, als wenn er Sieger wäre.

Noch aber verließ ihn das Glück nicht. Seine Legaten Furnius und Titius vereitelten einen keineswegs unverächtlichen Versuch des Sextus Pompejus, nach seiner Flucht aus Sizilien sich in Kleinasien festzusetzen, und im J. 35 fand dieser in Milet einen gewaltsamen Tod. Ebenso günstig verlief der Krieg, den Antonius selbst im J. 34 treulos gegen den armenischen König Artavasdes unternahm, der ihm bei seinem Rückzug aus Parthien hilfreiche Hand geboten hatte und den er jetzt eines geheimen Einverständnisses mit Phraates während jenes Krieges bezichtigte. Hinterlistig beraubte er denselben seiner persönlichen Freiheit, indem er durch Vorspiegelung einer ehelichen Verbindung seines eigenen Sohnes Alexander

mit einer Tochter des Armeniers diesen in das römische Lager lockte. Und als nun Antonius mit dem getäuschten Könige vor die Felsenschlösser rückte, in welchen die königlichen Schätze verwahrt lagen, und die Befehlshaber, anstatt dieselben herauszugeben, die Thore schlossen und den ältesten Sohn des Artavasdes, Artaxias, zum Könige machten, wurde dieser in das Land der Parther vertrieben, sein Vater aber mit silbernen Fesseln belastet mit Frau und Kindern nach Ägypten geschleppt, um hier der Königin Kleopatra das Schauspiel einer in Ketten vor dem Triumphwagen einhergehenden Königsfamilie zu bieten. Denn ein Triumphzug — ein Fest, das sonst nur in der Hauptstadt der Welt gefeiert worden war, — wurde jetzt in Alexandria mit einer Pracht veranstaltet, wie man sie in Rom selbst noch nicht gesehen hatte. Kleopatra war der Mittelpunkt der Feier: sie saß inmitten des zahlreichen Volkes auf einem goldenen Throne, der auf einer silbernen Tribüne aufgeschlagen war; sie sollte der gefangene König als seine Herrin anerkennen. Als dieser aber vor dem Wagen des Antonius in goldenen Fesseln einherschreitend vor ihrem Throne anlangte, konnte ihn kein Zureden und keine Drohung bewegen auf die Kniee vor ihr niederzufallen oder sie anders als mit ihrem Namen anzureden. Wie zeigte sich der gefangene König da weit größer als sein Besieger, der, ein Sklave der Königin, sich so weit vergaß, daß er Kleopatra nicht nur als Beherrscherin von Ägypten, Cypern, dem Lande von Cyrene und Cölesyrien und als „Königin der Könige", sondern geradezu als Landesgöttin, als zweite Isis erklärte und in ihr den Traum der künftigen königlichen Herrschaft über Rom nährte!

Siebentes Kapitel.

Der Krieg zwischen Oktavianus und Antonius.

In derselben Zeit, welche Antonius auf Gepränge und Genuß in Alexandria verwandte, suchte Cäsar Oktavianus seine Herrschaft im Westen des Reichs durch alle Mittel der Klugheit für immer zu befestigen. Bei diesen Bestrebungen hatte er weder den Senat noch das Volk, wohl aber seine eigenen Truppen zu fürchten, bei denen sich öfters ein im Frieden doppelt gefährlicher Gemeingeist kund gab. Am meisten richtete er diesem Geiste gegenüber dadurch aus, daß er die müßigen Kräfte mit neuen Feldzügen teils gegen die Salasser in der Gegend des heutigen Turin,

teils gegen die Völkerschaften zwischen dem Busen von Triest und der Save, teils auch gegen die Dalmatier beschäftigte. Die Gunst des Volkes aber sicherte er sich, indem er unterstützt von seinem Freunde Agrippa Rom die Wohlthaten des Friedens in reichem Maße genießen ließ. Die Brunnenleitungen, Kunststraßen und unterirdischen Kanäle waren es vorzugsweise, denen die beiden ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandten, sowohl um bei dem Volke den Wunsch nach bleibender Herrschaft des Oktavianus zu erregen, als auch um den Gegensatz gegen Antonius zu zeigen, dessen lüsternes und unrömisches Treiben in Ägypten den Römern längst ein Ärgernis war. In dem Bewußtsein der gegen ihn herrschenden Stimmung traf dagegen Antonius Anstalten zu dem unvermeidlich gewordenen Kriege: er ließ sechzehn Legionen sich an der Seeküste zur Überfahrt sammeln und begab sich mit Kleopatra nach der Insel Samos, in deren Nähe sich die Kriegsmacht vereinigte. Alle Länder, alle Inseln umher seufzten unter dem Drucke unerschwinglicher Steuern und Kriegskosten. Nur Samos war mitten in dem allgemeinen Wehklagen der Schauplatz lauter Lust und Freude; Könige, Fürsten und städtische Abgeordnete strömten von allen Seiten dahin, ihre Huldigungen und Geschenke darzubringen; alle Schauspieler in einem weiten Umkreise wurden dahin entboten, um durch ihre Kunst zu unterhalten. Man fragte, wie denn wohl die Siegesfeier ausfallen würde, wenn es schon bei der Vorbereitung zum Kriege so zugehe.

Noch gingen Schriften und Gesandte zwischen beiden Triumvirn hin und her, gleich als ob jeder den andern von seinem Rechte belehren wollte; endlich brachte der 1. Januar des J. 32, an welchem Tage Anhänger des Antonius das Konsulat antraten, die Entscheidung. Die Antrittsrede des neuen Konsuls Sosius war eine Anklage gegen den abwesenden Oktavian. Dieser, mit bewaffnetem Gefolge in der nächsten Senatssitzung erschienen, versprach die schriftlichen Beweise von dem Unrechte des Antonius beizubringen. Die Konsuln aber warteten die Erfüllung dieses Versprechens nicht ab, sondern flohen heimlich über die See zu Antonius, der sich augenblicklich mit Kleopatra in Athen befand; viele Senatoren folgten ihnen — sogar mit Erlaubnis des Oktavianus — und so versammelte sich um Antonius ein Gegensenat, der sich, wie siebzehn Jahre vorher der des Pompejus zu Thessalonike, als der rechtmäßige gebärdete. In dieser Versammlung wurde der Krieg gegen Oktavian beschlossen — ohne Zweifel ganz mit demselben Rechte, mit welchem dieser sich anschickte seine Ansprüche auszufechten: denn die Sache des Staates und das Recht war

für beide nur der Vorwand: jeder wollte die Alleinherrschaft. In Athen schrieb Antonius im Taumel der Gelage und Lustbarkeiten jeder Art, die sich unaufhörlich folgten, den Scheidebrief für Oktavia, mit dem er vollends die letzte Brücke zum Frieden abbrach.

Aber er unterwühlte mit solchem Frevelmute nur selbst den Boden, auf dem er stand: jetzt, da sich die Parteien — nicht die der Republik und der Monarchie, sondern die der beiden Bewerber um die Alleinherrschaft — aufs neue bildeten und schieden und die Mehrzahl der Optimaten sich im Prinzipe auf die Seite des Antonius neigte, gingen viele, die bisher zu ihm gehalten hatten, eben darum zu Oktavianus über, weil sie es nicht mehr aushielten, mit ihm Sklaven der fremden Königin zu sein. Der bedeutendste unter diesen war L. Munatius Plankus und sein Schwestersohn M. Titius. Ihr Übertritt war für Oktavian ein großer Gewinn: sie halfen ihm ein Geheimnis aufzudecken, dessen Enthüllung die öffentliche Meinung dem Antonius entfremden mußte. Sie hatten das Testament, das dieser in Rom im Vestatempel niedergelegt hatte, als Zeugen mitunterzeichnet; und dieses gab den offenbarsten Beweis seiner ganzen unrömischen Gesinnung. Oktavian verlangte von den vestalischen Jungfrauen die Auslieferung der Urkunde; auf ihre Weigerung nahm er mit Nichtachtung eines geheiligten Herkommens dieselbe mit Gewalt an sich. Und als er nunmehr die bedeutendsten Stellen des Testamentes im Senat und in der Volksversammlung vorlas, war trotz des Unwillens, den die Verletzung eines geheiligten Rechtes und Geheimnisses erregte, die Wirkung der Bekanntmachung doch die von ihm erwartete: die in dem Testamente enthaltene Verfügung des Antonius, daß seine Leiche für den Fall, daß er in Rom stürbe, in feierlichem Zuge über den Markt geführt und dann nach Alexandria zu Kleopatra verbracht werden solle, rief eine so allgemeine Entrüstung hervor, daß man nicht nur die ungesetzliche Wegnahme des Testamentes über derselben vergaß, sondern auch an die dem einstigen Triumvirn nachgesagte Absicht, Rom der Kleopatra zum Geschenke zu machen und den Sitz der Regierung nach Ägypten zu verlegen, und an andere Dinge glaubte, die das Stadtvolk von Rom als eine schnöde Verhöhnung der althergebrachten Sitte betrachtete. Viele, die in Rom fortwährend dem Antonius angehangen hatten, erklärten sich nach der Bekanntmachung seines Testamentes notgedrungen gegen ihn. Es wurde aber von dem Senat und Volke der Krieg nicht gegen ihn, sondern gegen Kleopatra erklärt: ihn selbst behandelte man als einen durch Zaubermittel der Selbständigkeit beraubten Mann. Und so sammelten sich die Kräfte

der römischen Welt in zwei einander gegenüberstehenden Lagern: Italien, Gallien, Spanien, Illyrien, Afrika und die Inseln des westlichen Mittelmeeres rüsteten für Cäsar Oktavianus; alle asiatischen Provinzen dagegen, Thracien, Macedonien, Griechenland, Ägypten, viele Inseln und Reiche im Osten standen auf der Seite des Antonius. Dieser hoffte abgesehen von seiner zahlreicheren Kriegsmacht besonders auf die Wirkung des Goldes, das er durch seine Unterhändler in Italien mit vollen Händen ausstreute; aber es war von ihm die Thatkraft gewichen, welche den Augenblick zu benützen weiß. Er zog sich im Herbste des Jahres 32 nach einem kurzen Versuche, den noch wenig gerüsteten Oktavian in Italien selbst anzugreifen, nach dem Peloponnes zurück und brachte mit Kleopatra den Winter zu Paträ in Achaia zu. Der anbrechende Frühling aber fand den Oktavianus an der Spitze von achtzigtausend Mann Fußvolk, zwölftausend Reitern und einer Flotte von zweihundertundfünfzig zwar kleineren, aber leicht beweglichen und gut bemannten Schiffen. Während Antonius noch bei Aktium in Akarnanien lag, fuhr Oktavian mit einem Teile seiner Flotte an ihm vorbei in den ambracischen Meerbusen ein, indessen ein zweites Geschwader außen an der epirotischen Küste blieb und Agrippa sich mit einer dritten Abteilung damit beschäftigte, Streifzüge im Rücken des Feindes an den Küsten des Peloponnes zu machen; mit seiner Landmacht aber schlug er an der Südspitze der epirotischen Küste auf einer Anhöhe sein Lager auf. Ihm gegenüber auf dem nördlichsten Vorsprunge von Akarnanien lag die Landmacht des Antonius, nach Plutarch hunderttausend Mann zu Fuß und zwölftausend Reiter — ein aus den verschiedensten Völkern zusammengesetztes Heer —, dazu in dem Hafen ein Geschwader von fünfhundert Kriegsschiffen, zum teil Schiffen von außerordentlicher Größe. Einige Zeit verging unter gegenseitiger Beobachtung und minder bedeutenden Gefechten. Oktavian wollte mit einem Angriffe zur See auf Agrippa warten, Antonius sein Landheer noch durch weitere Truppen aus Macedonien und Thracien verstärken. Ein späterer Versuch des Antonius, mit einem ansehnlichen Teile seiner Landmacht das Lager des Oktavianus anzugreifen, während zu gleicher Zeit sein Schiffsbefehlshaber C. Sosius der Flotte des Feindes einen entscheidenden Schlag beizubringen gedachte, ehe Agrippa einträfe, endete mit einer Niederlage seiner Reiterei und nach einem kurzen Siege mit dem Rückzug der Flotte: Agrippa war im entscheidenden Augenblicke mit überlegener Macht eingetroffen, um nicht nur die Frucht des Sieges dem feindlichen Admirale zu entreißen, sondern sogar ihn seinen Versuch mit dem Leben bezahlen zu lassen. Auch

jetzt, in der Erwartung der entscheidenden Schlacht, verließen den Antonius noch mehrere seiner bedeutendsten Anhänger, vorzugsweise darum, weil sie bei ihm keinen Schutz gegen den Übermut und die Grausamkeit der Kleopatra fanden, teilweise auch, weil ihn selbst der Unmut und der Argwohn zu grausamen Ausbrüchen des Jähzorns hinriß. Den wohlbegründeten Rat des Canidius, dem er den Oberbefehl über das Landheer anvertraut hatte, mit den Landtruppen nach Thracien oder Macedonien zu ziehen, um dort den entscheidenden Kampf zu bestehen, verwarf er unter dem Einfluß der Königin: diese riet zu einer Seeschlacht, nicht weil sie von einer solchen den Sieg erwartete, sondern weil sie für sich selbst mehr fürchtete, wenn Antonius landeinwärts zöge. Bei dem engen Raume, auf welchem das Gefecht stattfinden mußte, und dem Mangel an tüchtiger Flottenmannschaft entschloß sich Antonius einen Teil seines Geschwaders zu verbrennen. So ließ er von den zweihundert ägyptischen Schiffen nur sechzig übrig; und in der Erinnerung an das Mittel, durch welches seit Duilius wiederholt römische Flotten über einen stärkern Feind gesiegt hatten, füllte er seine Schiffe mit zwanzigtausend Legionssoldaten und zweitausend Bogenschützen. Seine schlachtgewohnten Veteranen betrachteten diese Maßregeln mit Mißtrauen, wie er auch selbst nichts Gutes hoffte, und schlimme Vorzeichen schienen seine Wahl zu mißbilligen. Ja es war, als ob die Elemente selber die Schlacht verhindern wollten: als die Flotte sich schon zum Gefechte aufgestellt hatte, trat vier Tage und vier Nächte so stürmisches Wetter ein, daß auf dem wogenden, aufgeregten Gewässer kein Kampf begonnen werden konnte. Endlich — am 2. September des J. 31 gegen Mittag — begann die Seeschlacht, welche — nach dem Vorgebirge Aktium benannt — über Antonius und das Schicksal Roms für immer entschied. Oktavian stellte auf seinem linken Flügel den bewährten Agrippa dem Antonius gegenüber; er selbst — durch glückliche Zeichen ermutigt — befehligte den rechten Flügel. Antonius hatte seine Mannschaften auf den Schiffen angewiesen in festgeschlossener Ordnung beisammen zu bleiben und von den Bollwerken ihrer Schiffe herab wie auf festem Lande zu kämpfen: Agrippa wartete. Der Kampf begann erst um Mittag, als die Schiffsbefehlshaber des Antonius ungeduldig über das Zögern der Gegner und im Vertrauen auf die Größe ihrer Fahrzeuge sich vorwärts bewegten und ihre Linie öffneten; jetzt drängten sich die leichten und gut bedienten Schiffe Oktavians überall zwischen sie hinein und an sie heran, oft drei bis vier an ein einziges, das dann wohl auch den mächtigen Enterhaken in einen der kleinen Kutter einschlug oder denselben mit einem Hagel von

Geschossen überschüttete, aber ihm doch nur augenblicklichen Schaden zuzufügen vermochte; meist fuhren die Schiffe des Oktavianus wieder eilends davon, kamen wieder, griffen auf einer anderen Seite an und beschädigten die großen Fahrzeuge, ohne selbst einen Nachteil zu erleiden. Es war ein wildes Gemenge und Getümmel, in welchem sich noch nichts weder für die eine noch für die andere Partei entschieden hatte, als Kleopatra, die mit ihren sechzig Schiffen hinter der Schlachtlinie hielt, ihren Leuten das Zeichen zur Abfahrt gab und mit ihnen davon eilte. Antonius aber vergaß die Sache, für die er kämpfte, als er die Königin fliehen sah: er gab sich selbst auf, um ihr zu folgen. Dies veranlaßte eine große Verwirrung unter seinem Geschwader, da auch manche Befehlshaber sofort nur ans Entkommen dachten. Dennoch dauerte der Kampf mit großer Heftigkeit und gar nicht zum Nachteile des Antonius fort, bis endlich Oktavianus die feindlichen Schiffe mit Feuerbränden und Brandpfeilen angreifen ließ. Erst der Gewalt des Feuers unterlag gegen Abend das Geschwader der Gegner.

Mit dem Verluste der Seeschlacht war die Sache des Antonius nichts weniger als verloren. Es waren ihm fünftausend Mann gefallen und dreihundert Schiffe in die Gewalt des Feindes gekommen; aber auf dem Lande standen seine neunzehn Legionen Fußvolk und zweiundzwanzigtausend Reiter, lauter vorzügliche Truppen: diese Leute waren bereit für Antonius zu kämpfen, an dessen Flucht sie nicht zu glauben vermochten, und erst nach sieben Tagen, als sie sich wirklich von ihm und auch von ihrem Befehlshaber Canidius verlassen sahen, folgten sie der Aufforderung Oktavians sich zu ergeben und ließen sich unter dessen Truppen einreihen. Den geschlagenen Gegner ließ Oktavianus nur kurze Zeit verfolgen: er verlor denselben sogar mehrere Monate ganz aus den Augen, indem er auf der Insel Samos die Winterquartiere bezog. Antonius hatte indessen auf seiner Flucht von Aktium das Schiff Kleopatras bestiegen, ohne mit ihr zusammenzukommen: finster und in sich gekehrt, den Kopf zwischen beide Hände gestützt, saß er auf dem Verdecke, bis nach drei Tagen — an der Südspitze des Peloponneses — ihn die vertrauten Frauen der Königin bewogen, sie wieder aufzusuchen. Noch machte er einen schwachen Versuch zu kriegerischer Thätigkeit: er wollte etliche Legionen an der westlichen Grenze Ägyptens um sich sammeln. Kleopatra begleitete ihn dahin und kehrte dann in der Absicht, ihre Gegner im Lande zu täuschen und unruhigen Bewegungen zuvorzukommen, mit allen Zeichen und Ehren des Siegs nach ihrer Hauptstadt zurück. Antonius, in seinen

Hoffnungen auf jene Legionen getäuscht, folgte ihr etliche Monate darauf von der westlichen Grenze Ägyptens nach Alexandria. Allmählich ganz verlassen erkannte er nach menschlicher Weise in seinem Mißgeschicke nicht die Wirkung seiner Fehler, sondern grämte sich nur über den Undank der Welt und das Unrecht, welches er von seinen Freunden erfahren hatte: er gedachte nach dem Beispiele des athenischen Menschenhassers Timon einsam grollend seine Tage zu verleben. Bald aber veranlaßte ihn Kleopatra zu neuen Festlichkeiten nach der Stadt zu kommen; und wieder begann das gleiche Leben, wie früher: in der Nähe des verhängnisvollen Endes, das der ganzen Herrlichkeit nahe bevorstand, suchte man in Saus und Braus die wenigen übrigen Tage vollends so gut wie möglich zu genießen. Schon war Kleopatra bemüht, durch verschiedenartige Versuche die schmerzloseste Art gewaltsamen Todes herauszufinden; zugleich aber dachte sie darauf, mit ihren Schätzen etwa nach fernen fremden Ländern zu entkommen; auch mit Cäsar Oktavianus unterhandelte sie schon — bereit, um den Preis ihrer eigenen Rettung den Antonius zu opfern. Sie that es für sich selbst und insgeheim und zugleich offenbar und in Gemeinschaft mit Antonius; aber während sie sich um Schonung bei Oktavian bemühte, machte sie geheime Anschläge auf sein Leben und wollte seine Diener bestechen. Dieser hinwiederum nahm die Geschenke der Königin, Krone und Szepter von Gold und einen Thronsessel, an, da er wegen ihrer vorbildlichen Bedeutung sie nicht zurückweisen zu dürfen glaubte; ihr selbst aber gab er offiziell eine abweisende Antwort, während er insgeheim wieder sie Gewährung ihrer Wünsche hoffen ließ, wenn sie den Antonius dem Tode weihe. Ja er sandte einen Unterhändler an Kleopatra, der diese durch die Meinung berücken mußte, daß Oktavian durch die Reize ihrer Person geblendet sei. Er wollte durch diese Täuschung bewirken, daß sie nicht etwa den Vorsatz ausführte, sich selbst des Lebens und ihn ihrer Schätze zu berauben, vielmehr vielleicht den Antonius aus dem Wege räumte. Ein falsches Versprechen, das ein anderer in seinem Namen gab, erschien ihm als eine ganz zulässige List. Und so lieferte sie auch die wichtige Stadt Pelusium in seine Hände, wenngleich eine scheinbare Eroberung stattfand: sie meinte alles Ernstes, jetzt nahe ihrem vierzigsten Jahre noch den jungen Sieger fesseln zu können, wie sie in allem Glanze ihrer Jugend vormals den Diktator Cäsar und nachher den Antonius gefesselt hatte. Und als er gegen Alexandria herankam, betrieb sie zum Scheine die Anstalten zur Gegenwehr und hinderte sie zugleich. Auch die Thätigkeit ihrer Seemacht lähmte sie zum Vorteil des Feindes.

Einen Augenblick schien dem Antonius noch das Glück zu lächeln: er griff mit seiner Reiterei die des Feindes vor dem Thore der Hauptstadt Alexandria an und warf dieselbe zurück; aber auch nach diesem Siege ging von allen Seiten alles zu dem Sieger über und Antonius erkannte jetzt, was er wohl schon länger geahnt hatte, daß er auch von der Königin verraten sei. Um seinem Zorne auszuweichen und zugleich ihn zu veranlassen, daß er seinen Tod beschleunige, zog sie sich selbst in ihr Schatzhaus zurück und ließ ihm sagen, sie habe sich getötet. Und so eilte er auch zu sterben; er machte sich Vorwürfe, in schneller Entschlossenheit hinter seiner Gebieterin zurückgeblieben zu sein. Ein treuer Kämmerer sollte ihm den letzten Dienst erweisen: doch dieser stieß das Schwert, das er gegen seinen Herrn gezückt hatte, in die eigene Brust. Darauf durchbohrte sich Antonius selbst; und als der Tod nicht unmittelbar erfolgte, begehrte er von den Anwesenden, ihn vollends zu töten. Diese aber flohen entsetzt; und zugleich erschien bei dem Geschrei, das in der Stadt entstand, Kleopatra oben auf dem Turme ihrer Schatzkammer. Als Antonius hörte, daß sie noch lebe, verlangte er in der Hoffnung, auch noch leben zu können, zu ihr gebracht zu werden. Endlich war er mit unsäglicher Anstrengung hinaufgebracht; da er nun blutend und todesmatt vor ihr lag, empfand sie noch einmal Mitleiden und Teilnahme für den Mann, mit dem sie die höchste Lust des sinnlichen Lebensgenusses gekostet hatte: sie zerriß in wildem Schmerze ihr Gewand, schlug sich an die Brust und rief händeringend ihn als ihren Herrn, Gemahl und Imperator an. Er selbst beschäftigte sich noch in seinen letzten Augenblicken mit den Mitteln zu ihrer Rettung: seinen eigenen Tod, sagte er, beklage er nicht; er habe ein glänzendes Los erlangt, die höchste Macht und Herrlichkeit genossen und erliege jetzt als Römer einem andern Römer nicht ohne Ehren. Als sein Ende eingetreten war und ein Kriegsmann dem Oktavianus als Zeichen seines Todes seinen blutigen Dolch brachte, weinte dieser und bezeugte vor seinen Freunden, daß er Recht und Billigkeit gegen Antonius beobachtet, aber nicht das gleiche bei diesem gefunden habe. Zugleich gab er seinem Vertrauten Prokulejus den Auftrag alles aufzubieten, um die Königin lebend in seine Gewalt zu bringen.

Bei den Unterhandlungen, welche dieser mündlich und persönlich mit ihr pflog, forderte Kleopatra als die Hauptbedingung ihrer freiwilligen Unterwerfung die Sicherung ihres Thrones für ihre Söhne. Prokulejus dagegen antwortete mit allgemeinen Ermahnungen, daß sie mit unbedingtem Vertrauen sich an Oktavian ergeben möge. Doch sein

Auftrag war vornehmlich, die Gelegenheit auszukundschaften, wie man sich der Königin bemächtigen könnte; denn diese hatte in ihrem festen Bau das Fallgatter niedergelassen und die Riegel vorgeschoben. Als er darüber Bericht erstattet hatte, wurde Cornelius Gallus an die Königin geschickt, um sie durch den Schein fortgesetzter Unterhandlungen zu täuschen, indessen Prokulejus außen an dem Turme eine Leiter anlegte und so mit zwei Dienern durch ein Fenster in denselben eindrang. Während Kleopatra noch durch die Gitterthüre mit Gallus sprach, schrie eine ihrer Kammerfrauen: „Arme Kleopatra, du wirst lebendig gefangen!" Prokulejus aber, der nun innen die Treppe herabgelaufen kam, eilte die Königin in dem Augenblicke mit beiden Armen festzuhalten, da sie im Begriffe war sich zu erdolchen. Er entwand ihr die Waffe und sorgte dafür, daß sie sich nicht auf andere Art das Leben nähme. Sogleich schickte Oktavian auf die Nachricht von dem Gelingen des Anschlags seinen Kämmerer Epaphroditus, die Gefangene zu verwahren, damit sie am Leben bleibe, und ihr im übrigen jede Bequemlichkeit zu gewähren. Bald darauf kam er selbst nach Alexandria, um die das Schlimmste erwartenden Bewohner der Stadt über ihr Schicksal zu beruhigen und die gefangene Königin zu besuchen. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie vordem die Männer durch ihre Reize bezaubert hatte: aber sie hoffte vergebens, mit dem Reste ihrer Schönheit, die jetzt der Ausdruck des Schmerzes und der Trauer noch erhöhte, den jungen Sieger zu rühren. Ebenso wenig gelang ihr die Rechtfertigung, mit der sie die Schuld an allem, was ihr zur Last fiel, auf Antonius wälzen wollte. Sie fand, daß ihr nur der Weg der Gnade zum Herzen Oktavians offen blieb: daß sie diese ansprach, war ihm zu seiner Genugthuung ein Beweis, daß sie um jeden Preis zu leben wünschte. Und so gab er ihr einen täuschenden Bescheid in der Hoffnung, so in ihr eine herrliche Zierde für seinen Triumphzug sich aufzusparen. Und doch war er selbst der Getäuschte. Benachrichtigt, daß sie in drei Tagen mit ihren Kindern nach Rom abgeführt werden solle, erbat sie von Oktavian die Gnade, dem Antonius, den sie schon etliche Tage zuvor mit großer Pracht bestattet hatte, ein feierliches Totenopfer zu bringen. Auch diese Szene benützte sie, um ihre wahre Absicht zu verbergen: mit verzweifelten Wehklagen bekränzte sie den Sarg des Antonius und nahm für immer von demselben Abschied. Bei dem auf das Opfer folgenden kostbaren Mahle wurden in einer Vase Feigen aufgetragen, welche eben vom Lande hereingebracht worden waren. Die Wächter, welche die Größe und Schönheit der Früchte bewunderten, wurden durch die Erlaubnis getäuscht, von

denselben zu nehmen, bevor sie auf den Tisch der Königin gesetzt würden. So kamen die Früchte in die Hände der Kleopatra. Als die Tafel aufgehoben war, schrieb und siegelte sie einen Brief an Oktavianus, in dem sie flehentlich darum bat, mit Antonius in einer und derselben Gruft beigesetzt zu werden. Dann ließ sie alle Anwesenden außer zwei vertrauten Kammerfrauen hinausgehen und verschloß die Thüre ihres Gemaches. Oktavianus, der aus dem Briefe erkannte, was sie thun wollte, schickte eilends Leute, um den Tod der Königin zu verhindern. Man fand die bestellten Wächter im Vorzimmer ohne eine Ahnung dessen, was drinnen vorgegangen war: als man die Thüre aufsprengte, fand man Kleopatra in ihrem königlichen Schmucke auf ihrem goldenen Bette ausgestreckt und schon entseelt. Die verbreitetste — wenn auch nicht sicher beglaubigte — Meinung über ihren Tod ist, daß sie an dem Bisse einer Natter gestorben sei, welche sie sich unter jenen Feigen versteckt habe bringen lassen. Die Bitte, welche sie wegen ihrer Bestattung gestellt hatte, wurde ihr gewährt und ihre Standbilder durften auf ihren Plätzen verbleiben.

Ägypten hörte von da an auf ein selbständiges Land zu sein: Oktavianus ordnete die Verwaltung des Landes durch einen besonderen, vom Senate unabhängigen Statthalter an, welcher sein und nicht des römischen Volkes Beamter war. Er stellte das Land unter den Befehl seines Vertrauten Cornelius Gallus. In dem königlichen Palaste fand er unermeßliche Summen Geldes, welche Kleopatra nicht bloß aus den gewöhnlichen Einkünften des reichen Landes, sondern auch durch Plünderung aller Heiligtümer zusammengebracht hatte; er vermehrte diese Beute noch durch hohe Geldstrafen, die er Verurteilten und Angeschuldigten auferlegte, und durch eine von allen Landeseinwohnern erhobene Brandschatzung, bei welcher dieselben zwei Drittel ihres ganzen Vermögens abgeben mußten. Durch diese Schätze bereichert konnte er nicht bloß seine Verbindlichkeiten gegen das Heer erfüllen und augenblicklich den Truppen, die er bei sich hatte, reiche Geschenke machen, sondern auch nachmals gegen die Soldaten in Italien und das römische Volk sich in höchstem Maße freigebig zeigen. Ja das ägyptische Geld versetzte auf einmal Rom in nie gesehenen Überfluß. Dort veranlaßten die Nachrichten von seinem Siege bei Aktium, sodann von seinem Glücke in Ägypten und endlich von dem Tode des Antonius den Senat, Freuden- und Ehrenbezeigungen ohne Maß zu beschließen und, war auch die herkömmliche Meinung noch immer so mächtig, daß man nicht wagte ihm den Namen eines Königs anzubieten und dadurch die in Wirklichkeit geschehene Aufhebung der alten Verfassung auch

auszusprechen, so beeiferte man sich um so mehr, die einzelnen Attribute der königlichen Gewalt auf seine Person zu häufen: denn aus dem öffentlichen Leben war die Wahrheit vollständig verbannt und diejenigen, welche diese Ehren bewilligten, huldigten der Lüge ebenso wie der Gewaltige selbst, der sie empfing. Rom war dem Willen des einen Kriegsherrn unterworfen, wenn es auch den Schein der republikanischen Verfassung bewahrte.

Nachdem Oktavianus überall damit beschäftigt, die Verhältnisse zu ordnen, zuerst Ägypten, dann Syrien und Kleinasien durchreist hatte, kehrte er im Sommer des J. 29 über Griechenland nach Italien zurück.



Kaiser Augustus, im 46. Lebensjahr dargestellt.
Nach der im J. 17 v. Chr. angefertigten (1863 bei Porta Prima auf dem Grunde einer der Livia gehörigen Villa ausgegrabenen) Marmorstatue, jetzt im Braccio Nuovo des Vatikan zu Rom.

Zehntes Buch.

Das Kaisertum des Augustus.

Erstes Kapitel.

Die Begründung des Prinzipats.

Cäsar Oktavianus war vierunddreißig Jahre alt und schon zum fünften Male Konsul, als er im Sommer des J. 29 in Rom anlangte Nicht erst jetzt faßte er den Entschluß, Alleinherrscher von Rom zu werden; aber die Ausführung des Entschlusses konnte nur von dem Zeitpunkte an beginnen, da ihm ebenso wenig mehr eine republikanische Partei als ein Mitbewerber um die Alleingewalt in Waffen gegenüber stand. Jetzt kehrte er zurück als Überwinder aller seiner Widersacher, an der Spitze eines ungemein zahlreichen und trefflich geübten Heeres und fand bei dem Senate die größte Bereitwilligkeit, ihn als Gebieter aufzunehmen. Dieser hatte schon am 1. Januar alle Amtshandlungen des Konsuls Cäsar Oktavianus unter eidlicher Beteuerung gutgeheißen und ihm die tribunizische Gewalt in größerer Ausdehnung übertragen, als jemals ein wirklicher Tribun dieselbe inne gehabt hatte; aber vor allen, selbst den göttlichen Ehrenerweisungen, die ihm dargebracht wurden, erfreute ihn — freilich ein Widerspruch gegen den thatsächlichen Kriegsstand mehrerer deutscher und spanischer Völkerschaften — der Beschluß des Senates, den Janustempel zu schließen, durch welchen er als der Friedefürst der römischen Welt erklärt wurde. Er gedenkt in einem späteren Berichte über seine Thaten dieses Aktes als eines der vornehmsten Ereignisse; denn seit der Gründung der Stadt war bisher der Janustempel nur zweimal geschlossen worden. Ohne Verzug nahm Oktavianus nun nach seiner Rückkehr — unterstützt von

Agrippa und Mäcenas — das Werk der neuen Organisation des römischen Staates, wie sie für die Monarchie notwendig erschien, in solcher Weise auf, daß mit derselben scheinbar nur der verfassungsmäßige Zustand erneuert wurde. Die gesamte Kriegsmacht des römischen Staates blieb unter seinem unmittelbaren Oberbefehle: dies wurde von dem Senate dadurch anerkannt, daß er ihn — und zwar zur Bezeichnung der ihm übertragenen bleibenden Gewalt — zum Imperator ernannte. Dagegen nahm Oktavian die ihm ebenfalls angetragene zensorische Gewalt ohne den Titel dieses Amtes an, weil dieser mit dem Konsulate unvereinbar schien.

Nachdem Cäsar Oktavianus seine Siege mit Triumphzügen und Dankfesten gefeiert, den Anführern und Soldaten ihre Belohnungen ausgeteilt, die ärmeren Klassen der Bürgerschaft durch reiche Geschenke gewonnen und die neugierige Schaulust des Volkes durch die mannigfaltigsten Spiele und Ausstellungen — jetzt zum ersten Male sah man in Rom ein Nashorn und ein Flußpferd — reichlich befriedigt hatte, schritt er zuerst zu der Sichtung des Senats, da die Zahl der Senatoren durch das Eindringen vieler Emporkömmlinge und unwürdiger Mitglieder während der Kriegszeiten bis auf tausend angewachsen war. Er bewog nahe an zweihundert derselben, freiwillig auszuscheiden; andererseits machte er, von dem Wunsche nach einer achtbaren Aristokratie geleitet, neue Patrizier, da die Zahl der edlen Geschlechter sich bedeutend verringert hatte, oder gewährte verarmten Senatoren Geldunterstützungen, damit sie ihrem Range gemäß leben könnten. Ebenso suchte er das Mißtrauen, das manche als frühere Anhänger des Antonius noch gegen ihn hegten und von dem er feindselige Anschläge befürchtete, durch die Erklärung zu verbannen, daß er alle Papiere, die sich in dem Nachlasse des Antonius gefunden, verbrannt habe. Wie er aber bemüht war zu begütigen und zu gewinnen, so ließ er zugleich auch jetzt schon die Strenge der persönlichen Regierung empfinden, indem er unter anderem für die Senatoren das Verbot erließ, ohne seine Erlaubnis außerhalb Italiens zu reisen, dem Senate eine neue Geschäftsordnung gab und die Bekanntmachung seiner Protokolle untersagte. Und um eine sichere Grundlage für die neue Ordnung des Staatshaushaltes zu gewinnen, ließ er, was zum ersten Male seit zweiundvierzig Jahren wieder geschah, eine Schätzung der Bürger im ganzen Reiche vornehmen, nach welcher man die Zahl der im Genusse des römischen Bürgerrechtes stehenden Personen beiderlei Geschlechtes auf etwas über siebzehn Millionen berechnete, denen etwa achtzig Millionen Unterthanen gegenüber-

standen. Da Cäsar Oktavianus nach Ablauf seiner Zensur dem Herkommen gemäß erster Senator (princeps senatus) wurde, so entstand auch hieraus eine neue Würde für ihn; wie er als oberster Inhaber der Militärgewalt in besonderem Sinne „Imperator" hieß, so wurde er von da an der „Vorderste, Fürst" in der Verwaltung genannt. Er bemühte sich die neue Ordnung der Dinge, die er einführte, dem Stadtvolke in Rom angenehm zu machen: die Getreideausteilungen wurden auf das Vierfache erhöht, die Forderungen, welche der Staat von früherer Zeit her an Bürger zu machen hatte, niedergeschlagen und drückende Anordnungen, die während der Kriegsjahre gemacht worden waren, aufgehoben. Der Staatskasse half er bei der Erschöpfung des Schatzes mit seinen eigenen Mitteln auf und hielt ebenso die nach dem Siege bei Aktium dem Apollo gelobten Festspiele mit großem Aufwand. Schon jetzt begann er mit dem sein ganzes Leben lang fortgesetzten Versuche, die alten Sitten bei dem Volke wieder einzuführen: er sorgte für die Wiederherstellung der baufällig gewordenen Tempel und Kapellen, wie für die Beschränkung des fremdartigen Isisdienstes, welcher in Rom viele Anhänger gefunden hatte; nur das wirklich Römische und gesetzlich Anerkannte sollte unter ihm Geltung haben. So wurde auch bei den zur Feier des Sieges bei Aktium angestellten religiösen Festen das alte ritterliche Spiel „Troja", von dem uns Virgil im fünften Buch der Äneide eine anschauliche Beschreibung gibt, nach seiner Anordnung von patrizischen Jünglingen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren aufgeführt: das Volk sollte sich daran gewöhnen, das Einheimische und Altertümliche wieder lieb zu gewinnen. Und wie jene Feste dem Gott Apollo geweiht waren, den er als seinen besonderen Schutzgott verehrte und dessen Sohn er sogar nach einer von seinen Bewunderern verbreiteten Sage sein sollte, so baute und weihte er im J. 28 demselben Gotte auf dem palatinischen Berge, auf dem seine eigene Wohnung stand, einen prächtigen Tempel.

Aber ungeachtet Oktavianus jetzt schon alle Gewalt in Händen hatte, wollte er sich doch das Regiment durch eine förmliche Erklärung der höchsten Staatsbehörde übertragen und sich ausdrücklich als denjenigen anerkannt sehen, dem die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten zustehe. Zu diesem Ende nahm er den Schein an, als wolle er die ihm anvertraute Gewalt in die Hände des Senates und Volkes zurückgeben. Nachdem er mit vertrauten Senatoren die nötige Verabredung getroffen hatte, las er im Anfang des J. 27, in welchem er wieder mit Agrippa zugleich Konsul war, im Senate eine Rede ab, deren Inhalt war, daß er die

Alleingewalt, die er besitzen und behalten könnte, freiwillig und vollständig niederlege. Er habe dieselbe in keiner anderen Absicht übernommen, als um für die Ermordung seines Vaters Rache zu nehmen und Rom von den Übeln zu befreien, die infolge dieser Schuld die Stadt heimgesucht hätten: dieses Ziel sei erreicht und der Zeitpunkt gekommen, da Rom von neuem in Friede und Eintracht verbunden seine alte freie Verfassung vollständig wiederherstellen, sich selbst und die unterthänigen Völker regieren könne. Für sich bat er den Senat, ihm die Ruhe des Privatlebens zu gönnen, welche ihm für seinen durch so viele Mühseligkeiten des Kriegs geschwächten Körper höchst notwendig sei, indem er die Hoffnung ausdrückte, unangefochten leben zu können, aber sich auch bereit erklärte, als ein Opfer der von einer Laufbahn, wie der seinigen, unzertrennlichen persönlichen Mißgunst zu fallen. Die Vertrauten in der Versammlung, welche seine geheime Absicht kannten, gaben nun der Verabredung gemäß ihre Zustimmung zu seiner Verzichtleistung zu erkennen. Aber die weit überwiegende Mehrzahl glaubte nicht, daß er mit dem Vortrage seine wirkliche Gesinnung ausgesprochen habe; sie vermutete eine List und traute ihm nicht. Nicht wenige waren darunter, die eine Wiederherstellung der freien Verfassung überhaupt als unmöglich und einen Versuch sie durchzuführen als das Signal zu neuen Greueln des Bürgerkriegs ansahen. Aber auch von denen, welche die Monarchie und ihn selbst haßten, wagte es keiner, die von ihm ausgesprochene Absicht zu billigen: die Furcht vor einer Gefährdung des eben erst gewonnenen Bestandes der Verhältnisse trieb die einen, die Furcht sich zu verraten die andern zu den gleichen Äußerungen. Wie manche schon während seiner Rede durch Zuruf im einzelnen Einsprache erhoben hatten, so drangen jetzt alle mit Bitten auf ihn ein, der Regent von Rom sein zu wollen, indem sie alles aufboten, um ihn von der Notwendigkeit dieser Änderung seines Entschlusses zu überzeugen. So hatte er erlangt, was er wollte: er ließ sich erbitten, die Alleinherrschaft zu behalten; und der Senat beschloß unverweilt, den Soldaten seiner Leibwache das Doppelte des Soldes zu geben, den die andern empfingen. Auch ein neuer Name sollte seine bleibende Erhöhung bezeichnen: Senat und Volk legten ihm am 16. Januar 27 den Namen „der Erhabene, Augustus" bei, mit welchem seine Person über alles andere Menschliche gleichsam in die Nähe der Götter hinaufgerückt war. Und sogleich trat ein Senator auf, welcher dem neuen Verhältnis, in das der Unterthan jetzt zu seinem Fürsten trat, Form und Namen gab: der Tribun Sextus Pakuvius forderte die Senatoren zu einem Eide auf, für Cäsar Okta-

vianus Augustus das Leben einsetzen zu wollen und wurde mit diesem Verlangen der Stifter der „Devotion“, welches Wort wir heute noch für einen hohen Grad von Unterwürfigkeit anwenden. Natürlich konnte niemand wagen, bei einem so aufdringlichen Beispiele der eigenen Überzeugung treu zu bleiben, da jeder, der nicht nachfolgte, als übelwollend gegen die höchste Person erschien. Die dem Fürsten nun förmlich übertragene Gewalt war in der That völlig unumschränkt: sie war eine so vollkommen monarchische, daß sie selbst die höchstgehaltenen alten Gesetze, wie diejenigen, durch welche das Leben des Bürgers gegen den Mißbrauch der richterlichen Gewalt gesichert war, gleichsam von selbst aufhob.

Cäsar Augustus, wie Oktavian von dieser Zeit an gewöhnlich benannt wird, erklärte die oberste exekutive Gewalt nicht für alle Teile des Reiches und nicht auf immer, sondern vorderhand nur auf zehn Jahre annehmen zu wollen. Er behielt für sich die Provinzen, in welchen eine Verwendung der Kriegsmacht wegen äußerer Feinde oder besonderer Schwierigkeiten der Regierung öfter vorkommen konnte, und überließ dem Namen nach die anderen, friedlicheren Provinzen dem Senat und Volke zur Verwaltung. In zehn Jahren, sagte er, hoffe er auch in jenen vollkommene Ruhe herzustellen und werde sie dann oder wo möglich in einer noch kürzeren Frist ebenfalls an den Senat zurückgeben. Als aber jene zehn Jahre abgelaufen waren, ließ er sich seine Provinzen auf weitere fünf Jahre zuteilen; für eine gleiche Zeit ein drittes Mal und zweimal sodann wieder auf zehn Jahre; denn er erkannte sehr richtig in dem Besitz der Regierungsgewalt in den Provinzen die Grundlage der kaiserlichen Macht. Die Scheidung der Provinzen war von geringer Bedeutung; denn wie er über die Staatsgelder, die getrennt von seiner Privatkasse verwaltet wurden, ebenso wie über diese verfügte, so waren auch die Provinzen des Senates von ihm in der That kaum minder abhängig als seine eigenen. Italien selbst, jetzt in elf Kreise (regiones) geteilt, wurde durch Quästoren verwaltet, welche der Regent von Rom aus, einen nach jedem Kreise, abordnete. Von den Provinzen war Spanien zwischen der kaiserlichen und der Senatsverwaltung geteilt: doch fiel der letzteren nur der kleinere, südliche Teil des Landes, Bätika, zu. Sizilien, Sardinien, Korsika und Kreta, Macedonien und ganz Griechenland, jetzt Achaia genannt, in Asien Karien, Lydien, Mysien, Bithynien und der größte Teil von Paphlagonien, endlich ganz Nordafrika, soweit es römisch war, standen unter Statthaltern des Senats, welche den Titel Prokonsuln führten. Ägypten wurde unter besonderen, von Augustus bestimmten Verhältnissen

durch einen vertrauten Ritter, zuerst durch Cornelius Gallus, regiert; kein römischer Senator durfte das Land betreten. Syrien, östlich begrenzt vom Euphrat, welcher das römische Gebiet von dem der gefürchteten Parther trennte, ebenso Cilicien, zu dem nunmehr auch Pamphylien und Isaurien, dazu Teile von Pisidien und Phrygien gehörten, für jetzt auch die später dem Senat untergebene Insel Cypern, insbesondere aber ganz Gallien, dessen eigene Bewohner nicht minder als die Nachbarn am rechten Ufer des Rheins die besondere Aufmerksamkeit der Staatsregierung forderten, waren kaiserliche Provinzen und wurden als solche von einem „Prätorenstelle vertretenden kaiserlichen Kommissär" (legatus Augusti pro praetore) oder „Präsidenten" (praeses) verwaltet. Judäa, Lycien, die mittleren Länder in Kleinasien, wie Galatien und Kappadocien, die Gegenden im Süden und Nordosten von Syrien, in Europa Thracien hatten noch ihr eigenes, wenn auch von Rom abhängiges Regiment; die Landstriche an der Ostseite des adriatischen Meeres aufwärts bis zum rechten Donauufer, sowie Mösien waren noch nicht in den festen Besitz der Römer übergegangen.

Wie die Verwaltung der Provinzen eine wesentliche Veränderung erfuhr, so wurde durch das Kaisertum auch die Heeresorganisation umgestaltet. Schon lange war diese ja eine andere geworden. In der guten Zeit des Freistaates hatten die Legionen aus Bürgern bestanden, welche bei dem Ausbruch eines Krieges von dem Pfluge weg sich unter die Fahnen stellten und nach Beendigung desselben zu Haus und Hof und ihrer friedlichen Beschäftigung zurückkehrten; jetzt blieben die Soldaten in ihren Legionen eingereiht, so lange ihre Dienstzeit dauerte, und erst nach ihrer Entlassung aus dem Heerverbande konnten Bürger aus ihnen werden. Augustus und seine Nachfolger hatten stehende Heere, die nicht mehr dem Staate, sondern nur dem Regenten verpflichtet waren; selbst die Anrede, die er oder einer der Prinzen den Soldaten gegenüber gebrauchte, drückte das veränderte Verhältnis aus: er nannte sie nicht mehr „Kameraden", sondern „Soldaten". So gab es jetzt neben dem Bürger einen neuen Stand, der sich bald über jenen erhob und auch den Fürsten selbst gefährlich werden sollte. Ein bedeutender Schritt weiter in der Umwandlung des Heerwesens geschah durch die Bildung einer besonderen ständigen Leibwache (cohors praetoria) für den Kaiser, wie eine solche auch schon die Kriegsbefehlshaber des Freistaats für die Dauer des Feldzugs unter dem gleichen Namen gehabt hatten. Die Leibwache des Augustus bildeten unter dem Befehle von zwei Obersten (praefecti praetorio) neun

Kohorten, jede zu tausend Mann: drei derselben mußten in Rom, die übrigen sechs in der Umgegend der Hauptstadt sein. Verschieden von diesem Korps waren drei Kohorten (cohortes urbanae), welche die Besatzung der Hauptstadt vorstellten und unter dem Stadtvogt (praefectus urbi) standen. Das eigentliche Heer aber bestand unter Augustus — durchschnittlich gerechnet — aus dreiundzwanzig oder fünfundzwanzig Legionen, deren jede sechstausend einhundert Fußgänger und siebenhundert sechsundzwanzig Reiter zählte; ungefähr dieselbe Stärke hatten die Hilfstruppen. Indessen war Italien und besonders die nächste Umgegend von Rom viel zu sehr entvölkert, als daß man, wie in früheren Zeiten, hier die genügende Mannschaft für den Feldbienst hätte ausheben können: nur für die Leibwache reichte hier die Stärke der Bevölkerung; die Legionen wurden vorzugsweise in den Provinzen ergänzt und auch jetzt schon vielfältig Fremdlinge eingereiht. Die Standorte der Legionen waren der Natur des Dienstes nach nicht immer dieselben: man findet Heerhaufen am Rhein, welche früher im Orient gestanden waren. Sie hatten aber ihre Quartiere großenteils in den Ländern am Ober- und Mittellauf der Donau und am rechten Ufer des Euphrat gegenüber den kriegerischen Deutschen, Pannoniern und Parthern, von denen die meiste Gefahr drohte, wiewohl auch andere Teile des Reiches, wie Spanien, Afrika, Dalmatien und Mösien, nicht von Truppen entblößt waren. Bei der Leibwache wie bei den Legionen — doch bei diesen oft mit willkürlicher Verlängerung — dauerte die Dienstzeit sechzehn Jahre; aber bei jener war die tägliche Löhnung zwei Denare, bei diesen nur einer und es mußte der Legionssoldat von derselben Kleidung, Bewaffnung und Unterhalt, sogar auch die Anschaffung der Zelte bestreiten. Ebenso war auch die Seemacht Roms, die unter Augustus einen außerordentlichen Aufschwung nahm, nach dem Bedürfnisse zweckmäßig verteilt. Die vornehmsten Stationen für die Kriegsgeschwader waren Misenum und Ravenna: hier lagen zweihundertundfünfzig Fahrzeuge; die großen Schiffe des Antonius, die in der Schlacht bei Aktium genommen worden waren, in dem heutigen Frejus (forum Julium); kleinere Schiffsabteilungen befanden sich im schwarzen Meere, zu Trapezunt, Byzantium oder Cyzikus, dann bei den cykladischen Inseln, in Syros; eine auch an der Küste von Ägypten; endlich dienten auch auf den zwei wichtigsten Grenzflüssen, dem Rhein und der Donau, römische Geschwader zur Unterstützung der Truppen, welche den Deutschen und Pannoniern gegenüber standen.

Zweites Kapitel.

Die Kriege Roms unter dem Prinzipate des Augustus.

Nachdem Augustus so die neue Ordnung der Dinge mit weiser Schonung der Volksgewohnheiten und als Erbe Cäsars auch in dessen Geiste begründet hatte, wandte er nunmehr seine Aufmerksamkeit den äußeren Verhältnissen zu. Er war auch hier sich bewußt, der Erbe Cäsars zu sein und daher nicht sowohl darauf bedacht neue Eroberungen zu machen, als vielmehr das römische Territorium in seinem Bestande zu sichern und insbesondere die durch Cäsar vollbrachten Kriegsthaten dadurch zu vollenden, daß er die dem römischen Reiche neu einverleibten Gebiete auch der römischen Kultur zugänglich machte. Indem wir die Thätigkeit des Augustus auf dem auswärtigen Gebiete zu verfolgen uns anschicken und nach den verschiedenen Schauplätzen sofort in ihrem ganzen Verlaufe betrachten, beginnen wir schon deshalb zuerst mit den keltischen Ländern, weil eben sie der Schauplatz der Hauptverdienste des cäsarischen Hauses sind.

Schon im J. 27 v. Chr. hatte M. Valerius Messalla Corvinus einen Aufstand der Aquitanier niedergeworfen und über dieselben einen von seinem Freunde, dem Dichter Albius Tibullus, besungenen Triumph gefeiert. In demselben Jahre ging Augustus selbst nach Gallien, teils um die Verwaltung des ganzen Landes zu ordnen, teils um die von seinem Adoptivvater versuchte Eroberung Britanniens wieder aufzunehmen, teils auch, um in der Nähe der kriegerischen Bewegungen zu sein, welche in Spanien von neuem begonnen hatten. Doch fand er es weder jetzt noch später ratsam, eine Landung in Britannien zu unternehmen, so daß diese Insel bis auf die Zeit des Domitianus unabhängig blieb. Wohl aber riefen ihn, nachdem er in Gallien die notwendigen Anordnungen über die gesamte Verwaltung und insbesondere die Steuerverhältnisse getroffen hatte, die Feindseligkeiten zweier spanischer Völker, der Kantabrer und der Asturer, in das Land jenseits der Pyrenäen. Beide Völker — sie wohnten im Nordosten von der See her bis gegen die Mitte des Landes — waren tapfer und kriegslustig und machten, indem sie sich auf den Gebirgskrieg beschränkten und in einzelnen Banden mit ausdauernder Tapferkeit fochten, den Römern den Sieg längere Zeit streitig. Augustus verweilte in Spanien über zwei Jahre, zum teil freilich an das Krankenlager gefesselt, auf welches ihn die Mühseligkeiten des Krieges und seine Gemütsunruhe darüber, daß sein Glück ihn hier zu verlassen schien, geworfen

hatten. Einer seiner Legaten, Antistius, war glücklicher gegen die Feinde: da diese in der Hoffnung, während der Krankheit des Fürsten mit dem Unterbefehlshaber eher fertig zu werden, eine förmliche Schlacht wagten, gelang es ihm sie zu schlagen; die wichtigsten Plätze des Landes wurden besetzt und so beide Völker gezwungen, sich auf einige Zeit ruhig zu verhalten. Einen glänzenden Sieg über sie erfocht dann im J. 20 Agrippa, des Kaisers rechte Hand in allen Kriegsangelegenheiten; er vollendete damit die Unterwerfung Spaniens.

Von größerer Wichtigkeit waren die kriegerischen Ereignisse, welche den Kaiser im J. 16 zum zweiten Male nach Gallien führten. Drei deutsche Völkerschaften, die Sigambrer, Usipeter und Tenkterer, welche am untern Rhein, um die Sieg und Lippe her wohnten, hatten die Römer, deren sie innerhalb ihrer Grenzen habhaft geworden waren, — nach einer andern Nachricht die zur Steuererhebung in ihr Land geschickten römischen Centurionen — ans Kreuz geschlagen, waren sodann auf das linke Rheinufer herübergekommen und suchten Gallien mit ihren Plünderungen heim. M. Lollius, Legat des Augustus in den Rheingegenden, der, wie Vellejus Paterkulus schreibt, in allen Stücken mehr Verlangen nach Geld als Lust zum Rechtthun bewies, aber seine Schlechtigkeit durch Kunst in Heuchelei zu verdecken wußte, schickte den einbrechenden Deutschen seine Reiterei entgegen, welche aber von diesen in einen Hinterhalt gelockt eine so entschiedene Niederlage erlitt, daß sogar ein Legionsadler in feindliche Hände geriet. Den fliehenden Resten der römischen Reiterei folgten die Deutschen auf dem Fuße, trafen so auf den Legaten und schlugen auch ihn aus dem Felde. Nunmehr bat dieser den Kaiser, selbst den Oberbefehl gegen die Deutschen zu übernehmen, die jedoch, als letzterer auf dem Kriegsschauplatze erschien, schon wieder über den Rhein zurückgegangen waren und Geiseln als Bürgen ihrer friedlichen Gesinnung stellten. Um so mehr Anlaß fand Augustus einen neuen längeren Aufenthalt in Gallien zu nehmen. Denn sein Prokurator Licinius hatte in dem Lande wo möglich noch schlimmer gewirtschaftet als die Deutschen in den Teilen gehaust hatten, die ihr Plünderungszug getroffen hatte. In seinem Amte als kaiserlicher Kassabeamter mißbrauchte er — selbst ein Gallier — die ihm anvertraute Gewalt zu grober Mißhandlung und Verfolgung seiner Landsleute und erlaubte sich zur Befriedigung seiner Habsucht die unerhörtesten Bedrückungen. Die mißhandelten Provinzialen bestürmten den Kaiser mit den bittersten Beschwerden, welche diesen mit Entrüstung über seinen Beamten erfüllten. Letzterer aber war listig genug, den Sturm der fürst-

lichen Ungnade, den er kommen sah, durch Aufopferung seines ganzen Raubes abzuwenden, so daß auf einmal der Bedränger des Volks als ein treuer Diener und die Mißhandlung Galliens als ein Verdienst erschien und die Klagen der Gallier natürlich erfolglos blieben. Drei Jahre verweilte Augustus damals in Gallien, bemüht, die Ruhe des Landes durch die Stiftung zahlreicher römischer Pflanzstädte zu sichern.

Wie es für die Zukunft von höchster Bedeutung geworden ist, was Augustus damals in Spanien und Gallien wirkte — denn von dem damaligen Aufenthalte des Kaisers in jenen Ländern nahm die Romanisierung derselben ihren eigentlichen Ausgang — so darf es überhaupt als ein Verdienst des cäsarischen Hauses bezeichnet werden, daß durch dasselbe die keltische Nation, die im Lauf der Jahrhunderte der Entwicklung Roms so viele Gefahren bereitete, endgültig überwunden wurde. Zu den keltischen Völkerschaften, welche durch ihre räuberischen Angriffe auf Gallien und Oberitalien fortgesetzt zu Grenzkriegen Anlaß gaben, gehörten insbesondere die Räter und Vindelicier, von denen jene in den Alpen zwischen dem Rhein und der Etsch, diese weiter nördlich zwischen dem Lech, der Donau und dem Inn ihre Wohnsitze hatten. Augustus schickte zu ihren ersten bedeutenden Kriegsthaten seine beiden Stiefsöhne, die ihm seine vierte Gattin Livia aus ihrer ersten Ehe zugebracht hatte, Tiberius und Drusus, gegen sie. Zuerst rückte Drusus ins Feld gegen die Räter: er zog an der Etsch hinauf, schlug dieselben in dem Gebiete der Tridentiner Alpen, ging über den Brenner und durchzog das Innthal als Sieger über seine wilden Bewohner. Da aber die Räter, von der italienischen Seite zurückgeworfen, Gallien bedrohten, so marschierte nun Tiberius mit einem zweiten Heere den Rhein hinauf. So kam er an den Bodensee, wo er die Vindelicier zu Land und zu Wasser gegen die Römer gerüstet traf. Er nahm sein Hauptquartier auf einer der Inseln des Sees, baute sich Fahrzeuge und schlug zuerst das feindliche Geschwader, sodann auch die Scharen am Lande. Von dem Bodensee aus drang er noch einen Tagmarsch weiter vor, um die Donauquellen zu sehen, auf deren Erforschung, wie auf die der Rheinquellen, die geographische Neugierde damals besonders gerichtet war. Die beiden jungen Feldherrn schlugen die in einzelne Heerhaufen aufgelösten Räter und Vindelicier überall, wo sie dieselben trafen, und unterwarfen das ganze Gebirge in einem einzigen Sommerfeldzug des J. 15 so vollständig, daß seine Bewohner über dreißig Jahre ihre Steuern an Rom ohne Weigerung zahlten. Um jedoch den Rätern weitere Versuche zur Störung des Friedens unmöglich zu machen, wurden

die streitbaren Mannen aus ihrem Lande weggeführt und nur so viele Arbeitsfähige dort belassen, als der Landbau erforderte. Augustus ließ darauf mit großem Aufwand neue Straßen über die Alpenpässe anlegen, wo noch vor kurzem die feindlichen Gebirgsstämme jeden Verkehr unmöglich gemacht hatten; und in ansehnlicher Entfernung von der italienischen Grenze wurde eine Pflanzstadt (Augusta Vindelicorum) gestiftet, welcher die Stadt Augsburg ihren Ursprung und ihren Namen verdankt.

Während Augustus so nicht allein Gallien und Spanien sicherte und beruhigte, sondern auch in Rätien und Vindelicien neue Provinzen dem Reiche einverleibte, ließ er es sich gleichzeitig angelegen sein, im Orient gegenüber den Parthern, und zwar ohne Krieg, die Waffenehre Roms wieder herzustellen. Der König Phraates hatte sich durch unmenschliche Grausamkeit bei seinen Unterthanen so verhaßt gemacht, daß er in Folge eines Aufstandes Thron und Land räumen mußte und ein gewisser Tiridates, ebenfalls vom königlichen Stamme der Arsaciden, zum Könige gemacht wurde. Aber dieser hatte sich dann gegen den mit Hilfe skythischer Völkerschaften wiederkehrenden Phraates nicht halten können und war zu Augustus geflohen, welcher damals sich in Spanien befand; dabei hatte er einen Sohn des Phraates mitgebracht, der durch Überlistung in seine Gewalt gekommen war. Aber auch Phraates bemühte sich um die Gunst des Kaisers, indem er in demütiger Huldigung Söhne und Enkel nach Rom als Geiseln schickte. Im J. 23 kamen Abgeordnete von ihm, um die Auslieferung des Tiridates, seines Knechtes, zu begehren; aber auch dieser, der jetzt auch in Rom sich aufhielt, bat fortwährend um seine Anerkennung als König der Parther. Tiridates wurde nicht ausgeliefert, dagegen der von ihm aufgefangene Prinz dem Partherkönige unter der Bedingung zurückgeschickt, daß dieser die römischen Gefangenen und Feldzeichen, die von den Niederlagen des Crassus und Antonius her noch in seiner Gewalt waren, zurückgebe. Diese Bedingung erfüllte Phraates drei Jahre später (20 v. Chr.), als der Aufenthalt des Augustus in Syrien und die durch Tiberius erfolgte Einsetzung des Tigranes als König von Armenien den Partherfürsten einen Krieg befürchten ließ. Augustus genoß die ihm widerfahrene Ehre mit stolzer Freude: er kam sich vor, als hätte er die unbändigen Parther mit dem Schwerte in der Hand gedemütigt, und rühmte sich zugleich, daß er diesen Erfolg herbeigeführt habe, ohne das Schwert zu ziehen. Er verfügte, daß auf dem Kapitol ein neuer Tempel für Mars den Rächer gebaut werden solle, um die wiedergewonnenen Feldzeichen in demselben aufzuhängen. An Opfern und

Feierlichkeiten fehlte es nicht und die Dichter wetteiferten, die vollständige Wiederherstellung der Ehre Roms durch Augustus zu besingen. Das so friedlich gestaltete Verhältnis Parthiens zu Rom wurde aber im J. 6 v. Chr. durch die Bestrebungen des Phraates, Armenien der Oberhoheit Roms zu entziehen, gestört. Tiberius, mit dem Feldzuge nach Armenien beauftragt, lehnte diese Sendung ab, um sich auf die Insel Rhodus zurückzuziehen, und an seine Stelle trat nach langem Bedenken des Augustus der 20jährige Prinz Cajus, der Sohn der Julia, des Kaisers einziger Tochter, die derselbe mit seinem Freund Aprippa vermählt hatte. Als aber Cajus nach dem Besuche von Ägypten, dem nördlichen Arabien und Palästina noch in Syrien mit der Ordnung der Angelegenheiten der Provinz beschäftigt verweilte, suchte Phraates den Feldzug nach Armenien durch eine Gesandtschaft an Augustus abzuwenden, durch welche er sich wegen seiner Anschläge auf dieses Land entschuldigte und seine in Rom befindlichen Geiseln zurückbegehrte. Augustus stellte die Bedingung, daß er auf den Königstitel verzichte und Armenien räume. Da schickte der übermütige König, weit entfernt sich dieser Forderung zu fügen, an denselben ein zweites Schreiben voll Hochmuts, in welchem er sich den Titel „König der Könige" beilegte und den Kaiser einfach als Cäsar anredete. Dennoch aber ließ er sich zu einem Vertrage herbei, in dem er auf Armenien verzichtete, weil er bei der Nähe eines römischen Prinzen und eines mächtigen Heeres eine Auflehnung seiner eigenen Unterthanen zu fürchten hatte: er kam zum Abschluß des Vertrages auf einer Insel des Stromes Euphrat mit Cajus zusammen, während beide Heere, das parthische am linken, das römische am rechten Ufer, als Zeugen der Versöhnung aufgestellt waren. Eine wechselseitige Bewirtung besiegelte den neuen Freundschaftsbund. Indessen nötigte im J. 2 n. Chr. den Prinzen eine den Parthern freundliche Partei in Armenien gleichwohl zu einem Feldzug dahin. Hiebei anfangs mit glücklichem Erfolge thätig wurde er aber, als er vor Artagira stand, von der Mauer der Stadt aus verwundet, als er auf Verlangen des armenischen Befehlshabers näher an die Mauer getreten war, um eine, wie es schien, friedliche Mitteilung zu empfangen. Die Rache folgte unmittelbar auf die verräterische Handlung, da die Stadt erstürmt wurde; doch Cajus, der ohnedies schon bisher nicht recht gesund gewesen war, wurde in Folge seiner Wunde leidend und melancholisch. Er faßte Widerwillen gegen seinen Rang und Beruf, so daß er wünschte, lieber im abgelegensten Winkel der Erde zu ergrauen als wieder in Rom zu leben; von dem Kaiser unter großem Widerstreben seines Kommandos entbunden,

machte er sich auf, um nach Italien zurückzukehren, starb aber noch in Lycien im Febr. des J. 3 n. Chr. Armenien verfiel, von den Römern nicht mit einem Heere besetzt, in kurzem wieder dem Einfluß der Parther.

Ebenso wenig Ruhm erwarben sich die römischen Waffen in Arabien, wo sie ausnahmsweise erobernd aufzutreten versuchten (25 v. Chr.). Älius Gallus erhielt von Augustus den Auftrag, mit etwa 10,000 Mann den Teil Arabiens, welchen man das „glückliche" nannte, anzugreifen; die Sage von unermeßlichen Schätzen des dortigen Königs und den kostbaren Gewürzen des Landes reizte den Kaiser zu diesem Versuche; auch gedachte er auf dem Wege dahin durch Älius Gallus zugleich die südlich oberhalb Ägyptens gelegenen Länder erforschen zu lassen. Der gelehrte Grieche Strabo, der Verfasser des bedeutendsten geographischen Werkes über die alte Welt, der auf seinen wissenschaftlichen Reisen zu derselben Zeit nach Ägypten gekommen war, begleitete den ihm befreundeten Statthalter am Nile hinauf bis Syene. Vom Nil wurde das Heer an die Küste des roten Meeres geführt und auf den vorher zu diesem Zwecke ausgerüsteten Schiffen nach der arabischen Küste übergesetzt, wo es das sogenannte „weiße Dorf", nach der Vermutung eines neueren Reisenden den jetzigen Hafenort Ainune, einnahm. Nun hatte Augustus früher schon eine Verbindung mit dem Könige der Nabatäer angeknüpft, deren Gebiet sich vom peträischen Arabien an der südwestlichen Küste der Halbinsel hinab ausdehnte, und einer seiner Prokuratoren, Sylläus, hatte seinen amtlichen Wohnsitz bei den Nabatäern, deren König ihm die Regierung des Landes fast ganz überließ. Dieser Sylläus sollte mittelst seiner Kenntnis des Landes und der von ihm eingenommenen Stellung den Zug des Älius Gallus gegen das glückliche Arabien befördern und führte demselben auch tausend Nabatäer zu. Aber es war schon ein treuloser Rat des Sylläus gewesen, in dessen Folge Älius Gallus sein Heer statt auf dem Landwege mit großem Verluste über den durch seine vielen Klippen gefährlichen arabischen Meerbusen geführt hatte. Nunmehr gedachte er nach dem Berichte Strabos das römische Heer durch das ihm wohl bekannte ungesunde Klima der arabischen Seeküste aufreiben zu lassen, um sodann das gesamte Eigentum seiner Landsleute sich aneignen zu können. Älius Gallus wurde durch verderbliche Seuchen, die alsbald unter seiner Mannschaft in dem weißen Dorfe ausbrachen, gezwungen, den ganzen Sommer und den folgenden Winter in der ungesunden Gegend liegen zu bleiben, um die Genesung seiner Kranken abzuwarten. Und als er endlich sich auf den Weg machte, um durch großenteils unfruchtbare und wasser-

lose Gegenden nach dem südwestlichen Teile der Halbinsel, dem glücklichen Arabien, zu gelangen, war es wieder die Treulosigkeit des Syllaus, welche das Gelingen des Zuges vereitelte und dem Heere durch unsägliche Mühseligkeiten und Entbehrungen den größten Schaden zufügte. Denn Syllaus, welcher den Heerführer durch verstellte Freundschaft täuschte, führte das Heer auf großen Umwegen durch unwirtbare Landstriche sechs Monate in der Irre umher. Als es endlich nur noch etliche Tagemärsche von dem ersehnten Gewürzlande entfernt auf ein Heer der Araber traf, schlug es wohl dasselbe mit leichter Mühe, wie es auch etliche Städte schnell eroberte, aber Älius Gallus getraute sich nicht, mit seinem durch Entbehrungen und Krankheiten allzusehr geschwächten Heere und mit einem Führer, dessen verräterische Gesinnung er jetzt allzu spät erkannte, noch weiter vorzudringen: er kehrte auf einem andern Wege um und kam in zwei Monaten nach Negra am roten Meere zurück, um von da nach Ägypten zu gelangen. Er hatte auf dem ganzen Zuge nur sieben Mann im Gefechte, aber desto mehr Leute durch Elend und Krankheiten eingebüßt, ein Verlust, welchen die Hinrichtung des Syllaus als die Strafe seines treulosen Benehmens nicht auszugleichen vermochte.

Glorreicher waren die Erfolge des ägyptischen Statthalters C. Petronius gegen die Äthiopen, die unter ihrer Königin Kandace einen Kriegszug gegen Ägypten unternahmen und, schon bis Elephantine vorgedrungen, von jenem trotz ihrer dreifachen Übermacht vollständig geschlagen wurden (24 v. Chr.). Petronius eroberte eine Reihe äthiopischer Städte und Festungen und zwang die kriegerische Königin an Augustus nach Samos Gesandte mit der Bitte um Frieden zu schicken. Wie die Äthiopen, so huldigten dort dem Weltbeherrscher auch skythische, ja indische Völkerschaften durch Deputationen und Geschenke.

Vom J. 12 v. Chr. an waren es zwei Kriege, welche die römischen Heere — meist unter Führung kaiserlicher Prinzen — vor allem beschäftigten: die Kriege in den östlichen Alpenländern und gegen die Deutschen. Schon Agrippa hatte im J. 16 siegreich in Pannonien gekämpft und später durch seinen bloßen Anmarsch eine kriegerische Bewegung unter den Pannoniern niedergeschlagen, aber sein Tod im J. 12 v. Chr. rief diese wieder unter die Waffen. Tiberius zog gegen sie und zeigte sich hier, wie bei andern Gelegenheiten, als tüchtigen Feldherrn: von einem zwischen den Flüssen Drau, Save und Donau wohnenden keltischen Volksstamm, den Skordiskern, trefflich unterstützt, schlug er die Feinde, wo er auf sie traf, aus dem Felde. Pannonien wurde weit und breit verwüstet, die Bevölkerung ent-

waffnet und eine Menge wehrhafter Leute in die Sklaverei verkauft. Allein durch diese Erfolge war hier noch kein bleibender Friede errungen. Zwar hatten die Römer an der Stadt Siscia am Zusammenfluß der Kulpa und der Save einen festen Punkt im Lande gewonnen, der mit einer Garnison von fünfundzwanzig Kohorten besetzt als Stützpunkt für die allmähliche Unterwerfung des Landes und die Herstellung einer Verbindung mit den in Mösien stehenden Truppen diente; gleichwohl war aber Pannonien nur in den Landesteilen unterworfen, in welchen Abteilungen der römischen Heere standen. Ebenso wartete Dalmatien, das nach einer kriegerischen Auflehnung gegen die römische Herrschaft eben erst wieder zum Gehorsam gezwungen worden war, nur auf einen günstigen Augenblick, sich von neuem zu erheben, und auf Verbündete. Es war hauptsächlich die Erbitterung über die Bedrückungen römischer Beamter, welche beide Länder im J. 5 n. Chr. zum Abfall reizte. Die Pannonier unter Bato standen zuerst auf, angelockt durch die Gelegenheit, welche die Entfernung der römischen Kriegsmacht zum Zwecke des Krieges gegen den Markomannenfürsten Marbod in Böhmen (wovon unten die Rede sein wird) ihnen zu bieten schien. Ebenfalls von einem Bato geführt, folgten die Dalmatiner, als auch der über sie gesetzte Statthalter Valerius Messalinus sich gegen Böhmen in Bewegung setzte und den verletzenden Befehl zurückließ, junge Mannschaft aus dem Lande zur Heeresergänzung ihm nachzuschicken. Der Aufruhr verbreitete sich bald über den ganzen Umfang beider Länder; man rechnete zweimalhunderttausend Streiter zu Fuß und neuntausend Reiter, welche die aufgestandenen Völker ins Feld stellten. Seit den Zeiten der Cimbern und Teutonen war das römische Reich von keiner ähnlich schrecklichen Gefahr bedroht. Denn der Plan der Aufständischen war, mit einem Drittel ihrer Macht bei Triest nach Italien herauszubrechen, mit einem zweiten Macedonien anzugreifen und das dritte zur Wahrung des Heimatlandes zurückzulassen. Da außer diesem furchtbar drohenden Sturme auch auf anderen Punkten des römischen Reiches, auf Sardinien, in Afrika, in Isaurien, Aufruhr und Krieg ausbrach und dazu Hunger und Elend eine feindselige Erhebung des mißmutigen Volkes in Rom gegen die bestehende Ordnung der Dinge befürchten ließ, traf die Regierung die energischesten Gegenanstalten. Man hob eilends neue Soldaten aus und berief alle Ausgedienten ein; Sklaven mußten zum Zwecke des Kriegsdienstes freigegeben werden und selbst auswärtige verbündete Fürsten wurden aufgeboten; vor allem aber wurden die gegen Böhmen rückenden Heere auf den neuen Kriegsschauplatz beordert, der Krieg gegen Marbod aufgegeben

und Tiberius, welcher zur Führung derselben bereits in Deutschland eingetroffen war, vielmehr zum Oberbefehlshaber in Pannonien ernannt. Valerius Messalinus, welcher den Vortrab des aus der Nähe von Böhmen nun anrückenden Heeres befehligte, verlor und gewann abwechselnd im Kampfe mit den Pannoniern; Tiberius aber, obwohl nunmehr an der Spitze einer gewaltigen Macht von Norden heranrückend, fand keine Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage, weil die Feinde, der gebirgigen Natur ihres Landes entsprechend, sich auf den kleinen Krieg und räuberische Überfälle beschränkten. Es gelang dem Tiberius, der sein Hauptquartier längere Zeit in Siscia hatte, während die Pannonier und Dalmatiner vereinigt sich auf dem Berge Alma nicht weit von Sirmium lagerten, lediglich den geplanten Zug nach Italien zu verhindern. Da sich aber so der Krieg in die Länge zog und in Rom die schon seit mehreren Jahren herrschende Hungersnot und mit ihr die schwierige Stimmung der unteren Volksklassen immer mehr zunahm, entsandte Augustus, der dem Zögern des Tiberius die Absicht unterlegte möglichst lange im Besitze des Oberbefehls zu bleiben, mit den neu ausgehobenen Truppen den Sohn des Drusus, Germanikus, dem Tiberius an die Seite. Aber auch Germanikus wußte die Entscheidung des Kampfes nicht herbeizuführen: die Truppen mußten, um dem Feinde allerwärts zu begegnen, auf viele Punkte verteilt werden. Dagegen gab es eine heiße Schlacht der Pannonier gegen fünf römische Legionen unter den beiden Konsularen A. Cäcina und Plautius Silvanus, in der die Römer in ihrem eigenen Lager überfallen erst durch übermäßige Anstrengung einen schwer erkauften Sieg gewannen. So ging auch das zweite Kriegsjahr (7 n. Chr.) ohne wesentlichen Erfolg vorbei. Während kein Ende des unheilvollen Krieges auf dem Wege des Kampfes abzusehen war, begannen jedoch endlich der Hunger und als dessen Gefolge böse Krankheiten die aufrührerischen Völkerschaften mürbe zu machen: zuerst die Pannonier, deren Anführer Bato seinen Mitbefehlshaber Pinnes gegen das Zugeständnis der Herrschaft über seinen eigenen Volksstamm an die Römer auslieferte, und ebenso trat auch der Dalmatiner Bato in unmittelbare Unterhandlungen ein. Als Tiberius ihn fragte, was denn zur Empörung seiner Landsleute und zu einem so hartnäckigen Widerstande geführt habe, antwortete er: Ihr selbst habt es veranlaßt; denn ihr schickt ja nicht Hunde und Hirten aus, um eure Herden zu hüten, sondern Wölfe. Die Unterhandlungen müssen ohne Erfolg geblieben sein, da eben dieser Bato bald darauf gegen den Pannonier Bato zur Rache für seine Unterwerfung unter römische Oberhoheit zu Felde zog und den-

selben nach einem Siege, der ihn lebendig in die Gewalt des Gegners brachte, im Angesichte des Heeres hinrichten ließ. Eine neue Erhebung pannonischer Völkerschaften, die in Folge dieser Hinrichtung Batos ausbrach, schlug Plautius Silvanus nieder; worauf der Dalmatiner Bato Pannonien aufgab und sich darauf beschränkte, seine eigene Heimat zu wahren. Der dalmatinische Krieg, welcher jetzt noch übrig war, sollte von Germanikus im Sommer 8 n. Chr. zu Ende geführt werden. Aber die Dalmatiner verließen sich auf ihre unzugänglichen Berge und Felsenburgen. Tiberius mußte noch einmal die Oberleitung übernehmen, bei welcher er seine überlegene Einsicht dadurch bewies, daß er durch eine Teilung der römischen Macht in drei Heerhaufen unter drei besonderen Führern auch die Feinde zwang sich nach verschiedenen Seiten zu verteilen. Einen dieser Heerhaufen befehligte er selbst mit Germanikus in den Gegenden des Landes, in denen Bato stand. Auch hier bewies das freiheitliebende Volk die größte Hartnäckigkeit im Widerstande und den wildesten Mut, von dem selbst das weibliche Geschlecht Proben ablegte. Tiberius besiegte am Ende alle Hindernisse; der dalmatinische Bato ergab sich und wurde, reichlich beschenkt, nach Ravenna versetzt. Im J. 8 n. Chr. waren beide Länder, Pannonien und Dalmatien, wieder völlig unterworfen und somit ein Krieg beendigt, der, wie Suetonius bemerkt, der gefährlichste seit den punischen Kriegen gewesen war.

Das andere Kriegstheater, welches vom J. 12 v. Chr. an unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt, ist Deutschland. Hat sich an dem Unabhängigkeitssinn der Deutschen die römische Eroberungs- und Zentralisationspolitik schließlich gebrochen, so war doch die Berührung mit Rom auch für die Deutschen unendlich wichtig, die nun erst in den Weltverkehr hineingezogen und für die ihnen zugeteilte Aufgabe reif gemacht wurden, die alternde römische Welt mit neuer eigentümlicher Gesittung zu durchdringen.

Schon zweimal hatten im Laufe der Geschichte die Römer mit den Deutschen gekämpft: Marius um die Existenz der ewigen Stadt, C. Julius Cäsar um die Herrschaft Roms am linken Rheinufer. Die Ausdehnung seiner Eroberungen über die östlich vom Rheine wohnenden germanischen Stämme war mißglückt, doch dienten in seinem Heere fortan deutsche Söldner von beiden Seiten des Flusses und ihm wie seinem Nachfolger schien nichts die Sicherheit des Lebens mehr zu verbürgen als die Treue deutscher Leibwächter. Nunmehr begann der Kampf von neuem: die Sicherung der durch den Rhein und die Donau gebildeten Ost- und Nord-

grenze des römischen Reiches war der Grund des Krieges, den Augustus gegen Deutschland eröffnete. Es mag hier am Platze sein, in aller Kürze die Verhältnisse des von den Römern so grundverschiedenen Volkes zusammenzufassen. Gegenüber der Zentralisation des römischen Staates war bei den Deutschen das Gefühl der Freiheit so mächtig, daß sie es verschmähten an die Stelle des lockeren Zusammenhangs, der für besondere Fälle zwischen den einzelnen Stämmen bestand, eine engere staatliche Verbindung zu setzen: insbesondere galt dies von den Völkern im Nordwesten des Landes, in den Gebieten des Rheins von Mainz abwärts, der Weser, des Mittel- und Unterlaufes der Elbe, gegen welche der römische Stoß vor allem sich richtete, um die Elbe als militärische Grenze zu gewinnen. Hier wohnten an den Küsten von dem Mündungsgebiet der Maas bis zu dem der Elbe die Canninefaten, Bataver, Friesen und Chauken; das Binnenland zwischen Rhein und Elbe hatten längs des Rheins zumeist die Tenkterer und Usipeter, hinter ihnen die Chatten, Sigambrer, Marsen und Brukterer, am weitesten gegen Osten die Cherusker inne. Die übrigen Stämme, von Cäsar und Tacitus mit dem gemeinsamen Namen der „suevischen" bezeichnet, waren noch nicht zu völliger Seßhaftigkeit gelangt und in Folge dieses Zustandes, wie dies das Reich des Marbod zeigt, mehr zu größeren Vereinigungen unter monarchischer Gewalt geneigt: die Hermunduren, Markomannen, Quaden, Vandalen, Burgundionen, Gothen waren die hervorragendsten unter diesen Völkerschaften, deren Gebiet sich längs des Rheins von Mainz südwärts bis zum Bodensee, sodann das nördliche Ufer der Donau entlang bis zu den Karpathen und von hier bis zur Mündung der Weichsel erstreckte, während die Nord- und Westgrenze von der Ostsee und dem Besitze der obengenannten nichtsuevischen Stämme gebildet wurde. Abgesehen von einzelnen Besonderheiten, die sich bei dem Mangel einer staatlichen Zusammenfassung und der weiten Ausdehnung des Gebietes in den verschiedenen Landschaften entwickeln mußten, zeigen die Deutschen im ganzen eine nationale Kultur. Bezüglich ihrer religiösen Entwicklung sind sie einig in der Verehrung der in der Natur ersichtlichen göttlichen Mächte, die aber auch bei ihnen schon die Gestalt persönlicher Wesen angenommen haben — sie verehrten dieselben ohne Bildnis und Tempel in heiligen Hainen mit Opfern, die der Priester als Beamter der Gemeinde, nicht als Mitglied einer geschlossenen Kaste für das Volk oder der Hausvater selbst in seinen eigenen Angelegenheiten darbrachte. Als der höchste ihrer Götter erscheint in dieser Zeit Wodan, ursprünglich der Sturmgott, im Laufe der Zeit zum Geber des Verstandes

und durch ihn des Sieges geworden; der in einer früheren Zeit ihm übergeordnete Gott des Himmels Tius (Zeus) waltet nunmehr als Gott des Krieges; Donar kämpft mit seinem Hammer, dem Herkules vergleichbar, gegen Riesen und Drachen: als der alte Gott des Blitzes und somit des Feuers gilt er für den Begründer des Hauses und der Familie. Als göttliche Frauen aber spenden den Segen des Wassers Frija, die Gemahlin Wodans, und Holda — sie sind zugleich die Beschützerinnen der Ehe; und die Nordseevölker verehrten als Mutter Erde die geheimnisvolle Göttin Nerthus. Voll Ehrfurcht vor den Frauen hat endlich der Deutsche den Sonnengott in eine Göttin verwandelt, neben der die hellstrahlenden Götter der Frühlings- und Sommersonne, Siegfried und Balder, Verehrung genießen. Und wie die religiösen Vorstellungen der Deutschen, von denen wir hier nur die wesentlichsten Grundzüge andeuten können, bereits einen höheren Grad der Gesittung bekunden, so beweisen denselben Fortschritt auch ihre Poesien, Lieder zum Preise der Götter und der Helden der Nation, und ihr Leben in der Familie und im Staate. Wie sticht die Keuschheit und Herzlichkeit ihres Familienlebens, die Ehrung des weiblichen Geschlechtes, das treue Festhalten an der ererbten Sitte, ihre aufopfernde Gastfreundschaft, die Einfachheit ihrer Bedürfnisse und Lebensformen wohlthuend ab von der Sittenlosigkeit, die in Rom alle Klassen der Bevölkerung beherrschte! Und die Treue, welche im Frieden die verwandten Familien und Geschlechter verband, schloß sie auch in der Schlacht innig zusammen, in welche sie selbst die Frauen begleiteten; sie durchdrang auch das Verhältnis zwischen den Häuptlingen und ihrem Gefolge, edlen Jünglingen, die mit ihren Führern bis zum Tod vereint mit ihnen um den Preis der Tapferkeit wetteiferten. Schon waren auch die staatlichen Verhältnisse auf der Grundlage der Familie zu einer höheren Entwicklung gelangt: ein erblicher Adel hatte sich bei dem kriegerischen Wesen, das trotz des Ackerbaues und der durch ihn begründeten Seßhaftigkeit die Nation kennzeichnete, im Gegensatze zu den Gemeinfreien herausgebildet; aus ihm wurden die Könige, Heerführer und Vorstände der Schöffengerichte (Grafen) in regelmäßig sich wiederholenden, von den Priestern geleiteten Gau- und Volksversammlungen, den eigentlichen Trägern der Staatshoheit, gewählt. Wollen wir auch die Fehler nicht verschweigen, welche dem in seinem Kerne gesunden Volke der Deutschen anklebten: maßlose Neigung zu Trunk, Spiel und Streit, Unlust zu Arbeit, die rohe Sitte der Menschenopfer, so war doch bei ihrem Zusammenstoß mit Rom das moralische Übergewicht weitaus auf ihrer Seite. Die nächste Frage war freilich,

wie weit die staatlich Zersplitterten mit ihrer einfachen Kriegskunst und verhältnismäßig schlechten Bewaffnung der militärisch hochentwickelten und dabei einheitlichen römischen Macht mit Erfolg zu begegnen vermochten.

Drusus war es, der im J. 12 v. Chr. den Krieg begann. Nachdem er in Gallien einen Aufstand der Bevölkerung unterdrückt und einen Einfall der Deutschen am unteren Rhein zurückgewiesen hatte, überschritt er diesen Fluß, verwüstete das Land der Usipeter und Sigambrer und fuhr sodann auf dem Rhein abwärts hinaus in das den Römern noch ganz unbekannte Meer: er landete an den Küsten der Friesen, die er besiegte, sodann an denen der Chauken an der Jahde, kehrte aber, ohne bleibende Erfolge errungen zu haben, bei Einbruch des Winters nach Rom zurück. Eine Reihe von Kastellen am linken Rheinufer — unter ihnen die später so oft genannten Plätze Moguntiacum (Mainz) und Castra Vetera (auf dem Fürstenberg bei Xanten) — sicherte einstweilen die militärische Stellung Roms von Mainz bis zur Mündung des Flusses. Im Frühling des darauffolgenden Jahres ging Drusus wieder zum Heere ab, überschritt zum zweiten Male den Rhein, demütigte die Usipeter und drang durch das Land der Sigambrer, die mit einem Raubzug im Chattenlande beschäftigt ihre eigenen Grenzen unbewacht gelassen hatten, bis zu den Cheruskern an der Weser vor. Doch über dem Zuge durch das unbekannte Land war der ganze Sommer hingegangen; drohende Vorzeichen und Mangel an Lebensmitteln zusammen mit der Nähe des Winters mahnten zur Umkehr an den Rhein; und fast wäre Drusus auf dem Zuge nach dem Standlager mit seinem ganzen Heere vernichtet worden. Denn überall stieß er auf lauernde feindliche Rotten, die ihm allen möglichen Abbruch thaten; einmal fand er sich schon bei Arbalo in einem engen und tiefen Thale von allen Seiten eingeschlossen. Da rettete ihn nur der blinde Ungestüm, mit dem die Deutschen seine Leute anfielen, als ob kein Widerstand mehr möglich wäre. Zurückgeschlagen wagten von da an die Angreifer nicht mehr sich zum Handgemenge zu stellen, sondern schossen und neckten nur aus der Ferne. Drusus dagegen legte den Grund zu der künftigen Unterwerfung des Landes durch den Bau zweier kleiner in Deutschland selbst gelegener Festungen, der Saalburg auf dem Taunus und der Feste Aliso an der Lippe, die beständig eine römische Besatzung beherbergen sollten; doch war er auch in den beiden nächsten Jahren (10 und 9 v. Chr.) zu Kriegen gegen die Deutschen genötigt, nicht sowohl weil Augustus nach dem Vorbilde des Diktators Cäsar aus Deutschland eine neue Provinz zu machen wünschte, als vielmehr um den Besitz Gal-

liens zu sichern, der so lange gefährdet schien, als die Deutschen stark genug waren, feindlich in das Land einzufallen oder den Unzufriedenen in demselben mächtige Hilfe zu bringen. Bei den ungenauen geographischen Angaben der Römer läßt sich die Richtung ihrer Züge oft nur im allgemeinen vermuten; doch ist es bei dem letzten Kriegszug des Drusus im J. 9 v. Chr. wenigstens wahrscheinlich, daß er nach seinem Übergang auf das rechte Rheinufer dem Main zuzog und durch den Spessart, damals einen Teil des hercynischen Waldes, am nördlichen Ufer des Maines hin das Land der Chatten durcheilte, um zu den mehr nördlich gelegenen Sueven und Cheruskern zu gelangen. Er mag demnach den Lauf des Maines aufwärts bis zur Mündung der fränkischen Saale verfolgt haben: auf der östlichen Seite derselben wohnten die Sueven, die er in ihrem Lande angriff und besiegte. Dann kehrte er über die Saale zurück und wandte sich durch das Thal der Werra, indem er das Rhöngebirge links liegen ließ, gegen die Cherusker, die auf beiden Ufern der Weser wohnten. Er schlug diese und die mit ihnen verbündeten Sigambrer, ging sodann auf das rechte Ufer der Weser hinüber und durchzog sogar siegreich den breiten Landstrich zwischen Weser und Elbe. Auch über diesen Strom wollte er immer weiter nach Osten vordringen. Aber auf dem Wege — an der Saale — trat ihm eine weise Frau, dergleichen mehrere in der ältesten deutschen Geschichte genannt werden, entgegen. Sie erschien den Römern als eine Gestalt von mehr als menschlicher Größe und redete ihn, wie Suetonius ausdrücklich sagt, auf lateinisch an: „wo willst du hin, unersättlicher Drusus? dir ist nicht bestimmt all das Land zu sehen. Kehre um! denn hier ist deinen Thaten und deinem Leben ein Ziel gesteckt.“ Drusus führte sein Heer gegen den Rhein zurück, nicht ohne an mehreren Punkten feste Plätze zur Sicherung der römischen Herrschaft über das Land anzulegen, erkrankte aber unterwegs an den Folgen eines Beinbruches, den der Sturz seines Pferdes verursacht hatte, so sehr, daß er im Vorgefühle des nahen Endes seinen Bruder Tiberius zu sich nach Deutschland beschied. Kaum war derselbe, eben von einem Feldzuge in Pannonien zurückgekehrt, in dem Lager des Drusus eingetroffen, als dieser zum Schmerze des Heeres und Volkes starb. An seine Stelle trat im nächsten Jahre (8 v. Chr.) Tiberius, von welchem der Geschichtschreiber Vellejus Paterkulus, der selbst in Pannonien unter Tiberius als Offizier diente, in seiner lobrednerischen Art behauptet, daß er Deutschland nach allen Richtungen durchzogen, überall siegreich das ganze Land unterworfen und dasselbe schon damals fast zu einer tributpflichtigen Provinz gemacht habe. Und

in der That nachdem Tiberius in mehreren Feldzügen vom Mittelrhein aus Niederdeutschland bis zur Elbe siegreich durchzogen und mit verschiedenen deutschen Völkerschaften Verträge geschlossen hatte, schienen im J. 6 v. Chr., als Tiberius sich für längere Zeit von den Geschäften zurückzog, die Kämpfe zwischen Mittelrhein und Elbe vorläufig ein Ende gefunden zu haben. Bereits überwinterten römische Heere in Deutschland und Straßen vom Rhein nach dem Osten gezogen sollten die neuen Eroberungen an Gallien knüpfen.

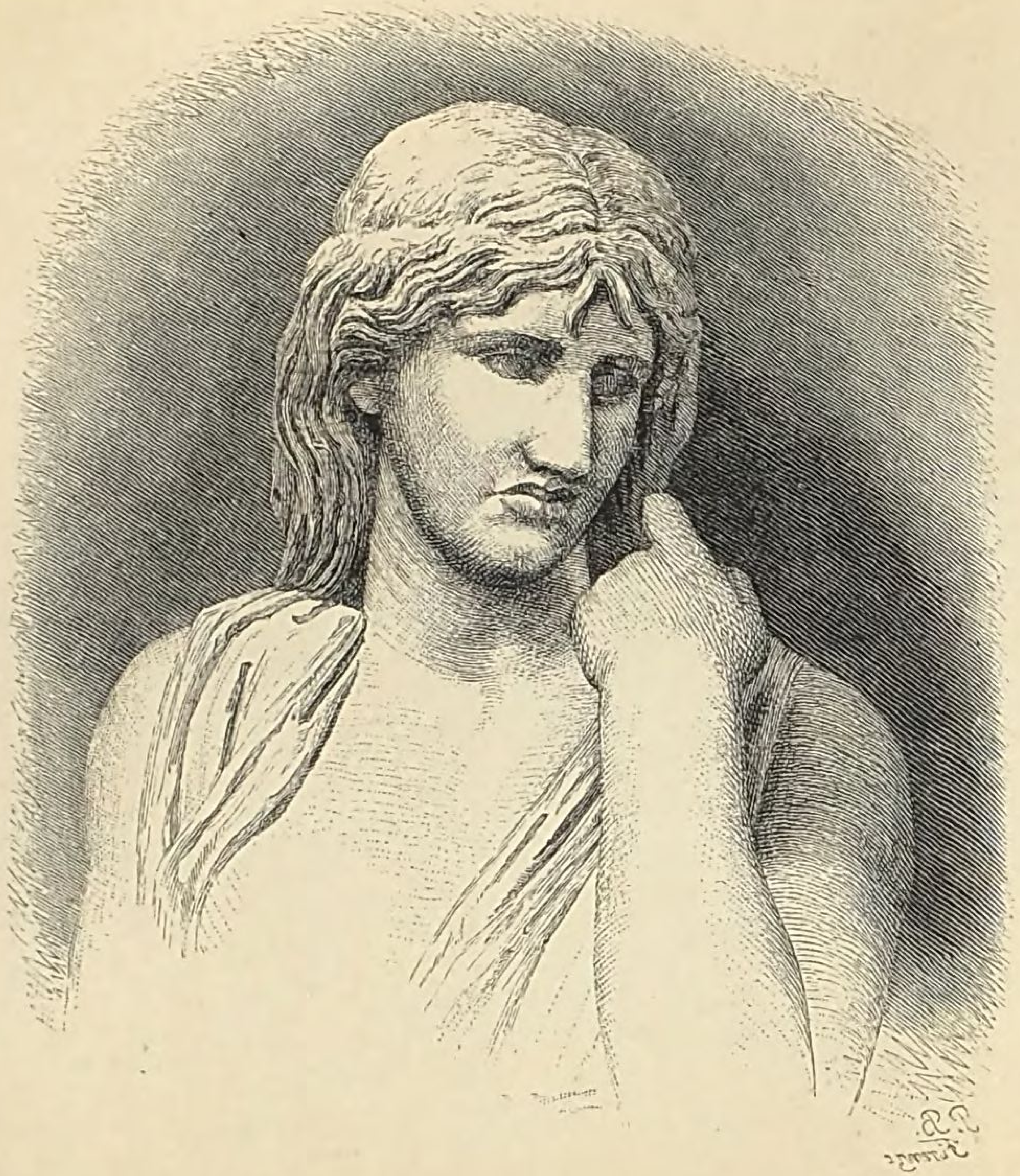
Von welcher Bedeutung für die Zukunft der Welt und unseres eigenen Volkes war es, wenn es gelang, Deutschland ebenso wie Gallien oder Spanien zur römischen Provinz zu machen und dauernd beim römischen Reiche festzuhalten! Doch es war im Rat der Vorsehung anders beschlossen. Schon nach dem Zusammenstoß der Sueven mit Drusus im J. 9 v. Chr. hatte ein Herzog des suevischen Stammes, Marbod mit Namen, ein Mann von hohem Sinne, den Gedanken gefaßt, die verschiedenen suevischen Völkerschaften in den von Rom noch unberührt gebliebenen Teilen Deutschlands um sich und unter sich zu vereinigen und ein großes deutsches Reich zu gründen, das seine Unabhängigkeit durch eine ansehnliche stehende Kriegsmacht behaupten sollte. Er bildete sich ein Heer mit der Einrichtung, die er bei seinem früheren Aufenthalte in Rom dort gesehen hatte; und indem er noch andere Völkerschaften vom Rhein und Neckar her an sich zog, unternahm er einen großen Eroberungszug von den Ufern der fränkischen Saale aus gegen Böhmen, welches bisher der Wohnsitz der Bojer gewesen war. Diese wurden vertrieben und so wurde das Land, dem sie den Namen gegeben, nunmehr der Mittelpunkt der suevischen Macht unter Marbod. Es kam ihm dabei die schon damals bemerkliche Wanderlust der Deutschen zu statten; denn viele Deutsche gaben ihre Wohnsitze auch in anderen Gegenden, besonders in solchen, wo sie sich von den Römern belästigt fanden, auf, um sich in seinem neugegründeten Reiche niederzulassen. Von Böhmen aus unternahm er immer neue Raub- und Eroberungszüge gegen Nachbarvölker, von denen er reiche Beute nach seiner wohlbefestigten Hauptstadt zurückbrachte, und seine Macht erschien so gesichert, daß sogar aus römischen Landesteilen Kaufleute sich dort niederließen. In dieser fortwährenden kriegerischen Bewegung wuchs sein Herr auf siebzigtausend Fußgänger und viertausend Reiter an. Mit Rom suchte er fürs erste ein gutes Verhältnis aufrecht zu erhalten. Augustus aber erkannte die Gefahr, mit welcher die Erhebung einer solchen deutschen Macht sein Reich bedrohte: denn da das Gebiet Marbods nur etwa achtzig Stunden von der Grenze Italiens entfernt war und er die oberen Fluß-

gebiete des Mains, der Elbe, der Oder und der Weichsel, dazu die mittlere Donau beherrschte, so konnte er bei seiner Thatkraft leicht auf der einen oder der andern Seite und namentlich in Italien selbst der römischen Macht einen plötzlichen verderblichen Schlag beibringen. So wurde denn im J. 4 n. Chr. Tiberius, der inzwischen von seinem längeren Aufenthalt in Rhodus wieder nach Rom zurückgekehrt war, angewiesen, die suevische Macht in Böhmen selbst — und zwar von zwei Seiten zugleich — anzugreifen. Er that dies in der Weise, daß er selbst mit der Hauptmacht, zwölf Legionen, von der Donau aus, woselbst er sie in dem Winterlager zu Carnuntum versammelt hatte, vorging, während er den Sentius Saturninus, der als Legat am Rhein befehligte, mitten durch den hercynischen Wald mit seinem Heere gegen Böhmen vorrücken ließ. Schon waren die beiden Armeen nur noch wenige Tagemärsche von den Grenzen Böhmens entfernt. Da kam plötzlich die Nachricht von dem Aufstand in Pannonien und Dalmatien und nötigte den Feldherrn das ganze Unternehmen aufzugeben (s. oben S. 169).

Während nun Tiberius mit der Bewältigung dieses Aufstandes beschäftigt war, zog sich in dem westlichen Deutschland schon ein neues Gewitter über den Häuptern der Römer zusammen, das sie in eine nicht viel geringere Bedrängnis brachte, als der pannonische Aufstand gethan hatte. Im J. 5 n. Chr. war nach Deutschland als Statthalter **Quinktilius Varus** gekommen, ein schon bejahrter Mann, welcher vorher Prokonsul in Syrien und Palästina gewesen war. Er brachte aus dem Orient die Menschenverachtung mit, welche dort zu allen Zeiten den Charakter der Regierung ausgemacht hat, und außerdem die unselige Leidenschaft für das Geld, die gewöhnlich aus den römischen Statthaltern Blutsauger machte. Er für sich wollte keinen kriegerischen Ruhm erwerben, sondern verlangte nach Ruhe. Deshalb gebrauchte er die sehr bedeutende Kriegsmacht, die unter seinen Befehlen stand, mit den Hilfsvölkern wohl an fünfzigtausend Mann, nicht wie seine Vorgänger zur Erweiterung, sondern nur zur Behauptung der römischen Herrschaft. An den Deutschen fand er nichts, was sie mit den Menschen gemein hätten, als die Gestalt und Stimme und glaubte einige Kultur unter diese Barbaren bringen zu können, indem er die römische Rechtspflege in Deutschland einführte. Er machte Aliso, wahrscheinlich sein Hauptquartier, zum Sitze derselben und beschied die Deutschen, welche von jeher ihre Rechtssachen in der freien Gemeinde selbst abgemacht hatten, dorthin vor seinen Richterstuhl. Herolde gingen hinaus, die Leute vorzuladen, aber vor dem fremden Richter

fanden diese grimmige und arglistige Ankläger an den Advokaten, welche auch in diese Gegenden schon eingedrungen waren; und während der einheimischen Sitte gemäß nur der Priester — und zwar nach göttlichem, nicht nach menschlichem Rechte — über den freien Mann die Strafe des Todes verhängen, ihn in Fesseln legen oder stäupen lassen durfte, standen hier die römischen Schergen mit Beil und Stock bereit, jene entehrenden Züchtigungen vorzunehmen und jene Bluturteile zu vollziehen, die der fremde Eindringling nicht im Sinne irgend eines Rechtes, sondern nach den Eingebungen seines Übermutes und seiner Habsucht unter dem Vorwand unbekannter Gesetze und in einer dem Deutschen unverständlichen Sprache verfügt hatte. Das Volk blickte mit stummem Schmerz auf die rostenden Schwerter, auf seine durch Mangel an Übung nachgerade steifen Pferde. Dagegen der deutsche Adel verbarg den gleichen Grimm unter scheinbarer Ergebenheit und Freude an den neuen Einrichtungen. Er bildete eine Art Hofstaat um den Prokonsul und schmeichelte seinem Wahne, als wären die Deutschen im besten Zuge, mittelst römischer Rechtspflege sich durch und durch umwandeln zu lassen. Man brachte ganze Massen verworrener Rechtshändel vor seinen Richterstuhl; Leute, die in völliger Einigkeit auf sein Verderben sannen, verklagten einander bei ihm, als wären sie die erbittertsten Feinde; und wenn er solche Klagen beschied, so dankten sie ihm dafür, daß die römische Rechtspflege den langgedehnten Händeln ein Ziel setze, daß jetzt das Gesetz spreche, wo sonst nur die Waffen entschieden hätten, und daß er damit in ihr barbarisches Land das neue Element der Kultur hereinbringe. Hiedurch geriet Varus mehr und mehr in gedankenlose Trägheit. Er ließ seine Truppen sich auf weitere Räume verteilen und bedachte sich nicht, Abteilungen derselben da- und dorthin zu schicken, wo man ihrer zur Sicherung eines Platzes, zur Abwehr räuberischer Anfälle oder zur Bedeckung für Transporte zu bedürfen vorgab.

Unter den vornehmen Cheruskern, welche in näherer Verbindung mit Varus standen, waren die Brüder Segestes und Sigimer und des letzteren Sohn Hermann, den die Römer Arminius nennen. Er wird von den Feinden selbst als ein junger Mann von großer persönlicher Tapferkeit, schnellem Entschlusse und gewandtem Verstande beschrieben, hatte auch früher schon als Offizier bei den Römern gedient und so auch lateinisch sprechen gelernt. Daß er in diesem Dienstverhältnisse beliebt gewesen war, bewies das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde, die er nach seinem Abschiede heimbrachte. Mit allen diesen Eigenschaften war er besonders geeignet den römischen Statthalter irre zu leiten, wie auch



Thusnelda.
Nach einer Marmorstatue in der Loggia dei Lanzi zu Florenz.



Arminius.
Nach der Marmorbüste im kapitolinischen Museum zu Rom.

seine Thatkraft ihn vorzugsweise berief, den Plan zum Umsturz der Fremdherrschaft zu entwerfen und zur Ausführung zu bringen. Während er immerfort in freundschaftlichem Einvernehmen mit Varus blieb, warb er zuerst unter den näher stehenden Freunden, dann in weiteren Kreisen Teilnehmer an einer geheimen Verbindung zur Befreiung Deutschlands: neben seinen Landsleuten, den Cheruskern, nahmen auch Brukterer, Marsen und Chatten an derselben teil. Schon war unter den Verbündeten über die Zeit und Art des Angriffs alles ausgemacht, als Hermanns Oheim, Segestes, den Statthalter warnte. Noch in der letzten Nacht, als Hermann und andere Verschworene mit Segestes an dem Tische des Statthalters saßen, wollte Segestes, daß dieser ihn selbst mit Hermann und den übrigen in Fesseln lege. Anstatt aber dem Rate zu folgen, fuhr Varus den Warner an und behandelte die Anzeige als Verleumdung. Wenn Gott, sagt Vellejus, eine Umwandlung der Dinge vorhat, so pflegt er die Gedanken zu verwirren und es so zu richten, daß das Unglück, welches hereinbricht, als wohlverdientes Mißgeschick erscheint und der Zufall das Wesen der Verschuldung annimmt. Die Nachricht von dem Aufstand einer entfernt wohnenden deutschen Völkerschaft, vielleicht der Ansibarier an der unteren Ems, veranlaßte den Statthalter, mit seinem Heere nach dem Wohnsitze derselben aufzubrechen; die Genossen der Verschwörung begleiteten ihn anfangs auf diesem Zuge und beurlaubten sich unterwegs, wie sie sagten, lediglich in der Absicht, ihm Hilfstruppen zuzuführen. Es standen auch die Mannschaften der Cherusker und ihrer Verbündeten schon bereit, aber nur, um auf Hermanns Wink über die Römer herzufallen. Während nun das römische Heer in das Waldgebirge eindrang, durch welches der nächste Weg nach dem bestimmten Ziele führte, machten die Deutschen bereits ferner stehende Abteilungen desselben nieder, deren Entsendung sie unter verschiedenen Vorwänden erbeten hatten, und rückten von mehreren Seiten in dasselbe ein. Es heißt bei Tacitus der Teutoburger Wald, ohne Zweifel das heute noch zum Teil mit schönen Buchenwäldern bedeckte Gebirge, welches zwischen Paderborn und der Weser liegt. Varus folgte der von den Cheruskern angeratenen Richtung durch das Gebirge auf ungebahnten Wegen, wo man, um mit Roß und Wagen durchzukommen, erst hohe und dicke Bäume fällen, eine Straße bauen und über die morastigen Gewässer Brücken schlagen mußte. Seine Leute waren durch diese schwere Arbeit schon ermüdet und zogen auf dem durch Berg und Thal vielfach durchschnittenen Terrain, begleitet von einem großen Troß Weibern und Kindern, langsam hin. Die Mühseligkeit des Zuges zu vermehren,

brach ein Gewitterregen mit Sturm aus, wodurch die verschiedenen Abteilungen noch mehr auseinandergezogen und die Wege schlüpfrig wurden; der Sturm brach Äste von den Bäumen und warf sie herab. Mitten in diesem Aufruhr der Elemente nun drangen mit einem Male die Deutschen von allen Seiten aus dem Walde hervor, schleuderten zuerst ihre Geschosse auf die sich mühselig hinschleppenden Leute und, als sie bei diesen keinen Widerstand fanden und schon viele verwundet hatten, griffen sie und noch dazu in überlegener Anzahl mit Schwertern und Spießen an. Die römischen Soldaten marschierten von einander durch Fuhrwerk und Troß getrennt: sie konnten nirgends in geordneten Scharen stand halten, sondern mußten ohne Gegenwehr die Anfälle der Feinde ertragen. Endlich machte man halt auf einer bewachsenen Anhöhe, wo ein Lager geschlagen und, was man von Wagen und Karren entbehren konnte, verbrannt wurde. Noch war der Oberbefehlshaber der Römer so von dem bethörenden Dünkel, der ihn in diese Bedrängnisse gebracht hatte, beherrscht, daß er hier durch den Herold die deutschen Fürsten zur Verantwortung vor sich forderte und Offiziere, die ohne seine Weisung den Kampf versucht hatten, strenge bestrafen ließ. Des folgenden Tages bewegte sich das Heer etwas freier: das Land war offener, der Ungestüm der Deutschen schwächer; doch erlitt man auch da einigen Verlust. Sobald die Gegend aber wieder waldiger wurde, erneuerten sich auch die stürmischen Angriffe des vorigen Tages wieder, und damit auch die Bedrängnisse desselben. Da erhob sich am dritten Tage des Morgens ein zweites fürchterliches Ungewitter: der Regen ergoß sich in Strömen und der Sturm machte es unmöglich fest aufzutreten oder mit Sicherheit vorwärts zu gehen. Und gerade diesen Tag hatte Hermann zur Vertilgung der Römer ausersehen. Sein Heer war indessen viel stärker geworden, da viele seiner Landsleute, die bisher ohne Teilnahme zugewartet hatten, jetzt durch die Hoffnung auf das Gelingen des Planes und auf reiche Beute herbeigezogen wurden. Die Bewaffnung der Deutschen, wie ihre Gewöhnung von Jugend auf machte sie geschickt zum Angriff auch während des schrecklichen Unwetters und auf dem durchnäßten Boden, wogegen bei den Römern weder die Bogenschützen ihre Bogen, noch die Schwerbewaffneten ihre Wurfspieße gebrauchen und die Schilde handhaben konnten. Auch hatte Varus schon in den beiden letzten Tagen viele seiner Leute verloren; die übrige Mannschaft war geschwächt durch die Mühsale und die Hoffnungslosigkeit. Hermann drang mit den Seinen von allen Seiten auf sie ein und stieß und schlug sie nieder. Schon war Varus und ein großer Teil der anderen Führer verwundet;

sie sahen nur das Los vor sich, von den ergrimmten Feinden gefangen und unter Qualen hingerichtet zu werden. So stürzte sich denn der Oberbefehlshaber in sein Schwert und andere folgten ihm in demselben Tode nach. Ein Teil der bundesgenössischen Reiterei floh vom Schlachtfelde und gab das noch übrige Fußvolk preis; ihr Anführer glaubte sich zum Rhein durchschlagen zu können, was ihm aber nicht gelang. Die wenigen Leute, die noch auf der Walstatt standen, ergaben sich auf Gnade und Ungnade an Hermann.

Nach dem Gemetzel der Schlacht folgte noch ein grausames Gericht über diejenigen, welche sich ergeben hatten. Auf einem Gerüste stehend redete Hermann zu dem siegreichen Volke und sprach die Todesurteile über die Gefangenen: die einen wurden gehenkt, den andern die Köpfe abgeschlagen; am heftigsten tobte der Grimm gegen die Sachwalter: ihnen wurden vor der Hinrichtung teils die Augen ausgestochen, teils die Hände abgehauen, teils die Zunge ausgerissen. Den Leichnam des Prokonsuls hatten die römischen Soldaten noch während des Gefechtes versucht zu verbrennen und ihn dann halbverbrannt verscharrt; er wurde jetzt ausgegraben, das Haupt vom Rumpfe getrennt und später als Denkzeichen des Sieges an Marbod, von diesem aber nach Rom geschickt. Sehr ansehnlich war die Beute, welche zur Verteilung kam; die Fahnen hingen die Sieger in ihren heiligen Hainen auf, zwei eroberte Legionsadler vergruben sie an geweihten Stätten, den einen im Lande der Brukterer, den anderen bei den Marsen. Die Gefangenen, welche nicht den Tod erlitten, verfielen dem Los der Sklaverei, aus der etliche erst vierzig Jahre später nach Italien zurückkehrten. Die römische Macht auf dem rechten Ufer des Rheinstroms war mit diesem Schlage vernichtet. Ein einziges der dort errichteten Kastelle, eben jenes Aliso, hielt sich, weil die Deutschen mit regelmäßiger Belagerung nicht umzugehen wußten. Die Besatzung unter dem Präfekten L. Cädicius wies alle Angriffe zurück, war aber endlich doch durch Mangel an Lebensmitteln zu einem Versuche genötigt, sich an den Rhein durchzuschlagen. Nachdem sie durch eine stürmische Nacht begünstigt sich schon ziemlich weit vom Kastelle entfernt hatten, wurden sie von den Deutschen bemerkt und angegriffen und wären alle erlegen, wenn nicht die Feinde teils durch die Beute abgezogen, teils durch das Blasen der Trompeter auf die irrige Meinung gebracht worden wären, daß der Legat Asprenas, der Neffe des Varus, der allerdings mit zwei Legionen vom Rheine her der Besatzung des Kastells zu Hilfe eilte, schon in der Nähe sei. So entkam ein Teil jener Mannschaft.

In Rom verbreitete die Nachricht von der Niederlage Schrecken und Entsetzen. Der Kaiser zerriß sein Gewand und oft hörten Vertraute seine Klage: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Er fürchtete eine aufrührerische Bewegung in seiner eigenen Hauptstadt, dazu den Verlust aller Eroberungen in Deutschland und Gallien, ja einen plötzlichen Einfall der grimmigen Völker dieser Länder in Italien. Seine Angst wurde noch gesteigert durch den augenblicklichen Mangel an wehrhafter Mannschaft und die Abneigung der Bevölkerung gegen den Kriegsdienst. Wie es früher nur bei den allerbedrohlichsten Verhältnissen geschehen war, gelobte Augustus dem Stadtgotte Juppiter ein großes Fest, wenn die Lage des Landes sich zum bessern wende. Alle Deutsche und Gallier von der Leibwache schickte er nach verschiedenen Inseln, alle anderen Angehörigen dieser beiden Nationen, die sich in Rom fanden, wies er aus; den Statthaltern in den Provinzen verlängerte er die Zeit ihrer Verwaltung, damit die Ruhe gesichert wäre. Es dauerte indessen nicht lange, so konnte sein Stiefsohn Tiberius an der Spitze mehrerer Legionen nach dem Rhein aufbrechen. Und weitere Nachrichten meldeten zur weiteren Beruhigung, daß die beiden Legionen des Asprenas noch unversehrt, die Rheingrenze gesichert, Gallien ruhig und die Deutschen nicht gesonnen seien den Rhein zu überschreiten. Tiberius begnügte sich einstweilen damit, die alte vom Rheinstrome gebildete Grenze mit Castra Vetera als dem vornehmsten Waffenplatze festzuhalten, und erst als im nächsten Jahre auch Germanikus sich bei dem Heer einfand, überschritten die beiden Prinzen wieder den Rhein, ohne aber tief in das Land einzudringen. Schon die sorgliche Aufmerksamkeit, mit der Tiberius beim Antritt des Marsches die Ladung eines jeden Wagens untersuchte, damit ja nichts Überflüssiges und keinerlei Förderung des Wohllebens mithinüberkäme, dann die bei ihm ganz neue Sitte, über alles, was vorgenommen werden sollte, vorher einen Kriegsrat zu befragen, die Spannung, in welcher er sich selbst und die Mannschaft beständig erhielt, die Entbehrungen, die er sich auferlegte, wie er denn oft unter freiem Himmel schlief und ihn zu jeder Stunde der Nacht aufzuwecken befahl, wenn es etwas zu fragen gebe, selbst die ungewöhnlich strenge Mannszucht, die er beobachtete und bei der er alte, in Vergessenheit geratene Körper- und Ehrenstrafen wieder hervorsuchte, — das alles diente zum Beweise, wie gefährlich ihm der Kampf mit den Deutschen erschien. Allein diese hatten sich vom Rhein zurückgezogen und die Römer wagten nicht in das Innere Deutschlands vorzudringen: so ging Tiberius im Herbste nach Rom zurück, um seinen pannonisch-dalmatischen Triumph zu

feiern, und nur Germanikus blieb am Rhein zurück als Oberbefehlshaber der acht Legionen, welchen die Bewachung jener Grenze anvertraut war.

Drittes Kapitel.

Der Ausbau des Prinzipats.

Während Augustus in der Behandlung der auswärtigen Fragen mehr auf Sicherung als auf Erweiterung der römischen Herrschaft Bedacht nahm, war in der inneren Politik sein Streben der Ausbau der Alleinherrschaft. Freilich blieb er bei der Überlegenheit seines Verstandes ferne von der Sucht manches emporgekommenen Gewalthabers, alle Formen der Verwaltung so monarchisch zu machen, daß sie die Unterthanen beständig an die Alleingewalt erinnerten; ja er wies sogar Attribute der Gewalt, die er wirklich in der weitesten Ausdehnung besaß, mit heftigem Unwillen von sich, wenn ihm dieselben in Widerspruch mit den noch bestehenden Formen der Verwaltung angetragen wurden. So nahm er trotz des leidenschaftlichsten Verlangens des Volkes im J. 12 vor Chr. die Diktatur, welche 22 Jahre vorher auf ewige Zeiten abgeschafft worden war, nicht an, obwohl er sie in Wahrheit ausübte, und lehnte ebenso die Wahl zum lebenslänglichen Zensor ab, dessen Geschäfte er in der That später ohne den Titel übernahm. Auch verschmähte er nicht, als Zeuge wie ein Privatmann vor Gericht zu erscheinen, wenn sein Zeugnis nötig war, oder die Ausführung seiner Absichten an die Zustimmung des Senats zu binden. Indem er so seine Person den andern vor dem Gesetze gleichstellte, erweckte er den Schein altbürgerlicher Loyalität, während er doch wieder diejenigen, welche meinten, sich um seine Person nichts mehr kümmern zu müssen, in Schranken zu weisen verstand. Aber neben diesem Festhalten an äußeren republikanischen Formen, das sich bis zu der wiederholt von ihm geäußerten Absicht steigerte, die alte Verfassung in ihrem vollen Umfange wiederherzustellen, war doch seine wirkliche Absicht auf die Stiftung einer Erbmonarchie gerichtet. In diesem Bestreben ließ er es geschehen, daß der Senat — um der Form zu genügen, durch die Komitien — ihm immer neue Ämter übertrug, deren Summe ihn schließlich als den Inhaber der gesamten Staatsgewalt erscheinen ließ. Von besonderer Wichtigkeit war in dieser Beziehung der Beschluß des Senates, der ihm die tribunizische Befugnis zugleich mit der prokonsulari-

schen Gewalt in den Senatsprovinzen übertrug. Durch die letztere war er befugt, auch innerhalb der Hauptstadt als Imperator mit dem Schwert an der Seite zu erscheinen und den Statthaltern der Provinzen, welche unter dem Senate standen, unmittelbare Befehle zu erteilen; das mit der lebenslänglichen tribunizischen Gewalt verbundene Recht aber machte — abgesehen von der Unverletzlichkeit, welche sie der Person ihres Inhabers verlieh, und dem mit ihr verbundenen Einfluß auf die Gesetzgebung — den Willen des Fürsten zum alleinigen Quell der Gnade in allen Rechtssachen für sämtliche Bürger des Reiches. Wie einstens die Tribunen, sofern das ganze Kollegium einig war, die gerichtliche Verfolgung eines Bürgers verhindern oder nach Fällung des Urteils dessen Vollstreckung hemmen konnten, so genügte zu beidem von jetzt an und zwar in der Ausdehnung über das ganze Reich sein Wille. Die Appellation an den Kaiser wurde, was früher die Berufung an die Volksversammlung gewesen war, und sein Wille die höchste Instanz in allen Rechtsangelegenheiten.

Ein weiterer Beschluß übertrug dem Augustus die zensorische Gewalt unter dem Namen „der Obsorge für die Sitten" auf fünf Jahre und das lebenslängliche Konsulat mit zwölf Liktoren und dem Sitze zwischen den beiden jeweiligen Konsuln: mit dem ersten dieser beiden Ämter wurde ihm das Recht erteilt, zum Zwecke der Verbesserung der Sitten diejenigen Gesetze zu erlassen, welche er selbst für dienlich erachte, und schon im voraus denselben der Name leges Augustae gegeben. Die Lücke aber, welche für Augustus in den Attributen der obersten Gewalt blieb, so lange er nicht auch das ganze geistliche Wesen in seiner Hand hatte, wurde ausgefüllt, indem er nach dem Tode des Lepidus auch noch das Oberpriesteramt übernahm. So lange der ehemalige Triumvir lebte, der bei seiner Entkleidung von aller andern Macht und Ehre mit diesem Amte abgefunden worden war, hatte sich Augustus immer geweigert, dasselbe durch einen Machtspruch an sich zu bringen: der Aberglaube, dem zufolge das Amt des pontifex maximus lebenslänglich und die Person desselben unverletzlich sein sollte, hatte ihn trotz aller Verachtung des unfähigen Mannes abgehalten, diesem auch den letzten Rest der einstigen Größe zu rauben. Mit diesem Amte erhielt er nicht nur die oberste Verfügung über alle religiösen Akte des Staates und der Einzelnen, sondern es war ihm zugleich die Erhaltung des gesamten religiösen Herkommens, die Überwachung der römischen Rechtgläubigkeit anvertraut — ein Geschäft, welches in jenen Zeiten immer wichtiger wurde. Und nicht wenig wurde die Stellung, welche die Verbindung so vieler wichtiger

Ämter ihm verlieh, durch die außerordentlichen Ehren gefördert, mit welchen im J. 8 der Tag seiner Rückkehr von Samos zu einem ständigen Festtage, den Augustalia, erhoben und später der Monat „Sextilis“ nach ihm „Augustus“ benannt wurde.

Die Beibehaltung der altgewohnten Benennungen ließ die neue Gewalt des Fürsten als eine minder wesentliche Veränderung erscheinen und täuschte so das Volk über ihren wirklichen Charakter; sie milderte auch den Widerspruch, in welchem die von Augustus geschaffenen neuen Ämter zu der republikanischen Überlieferung standen. Aufs vorsichtigste wurde auch hier an die Vergangenheit angeknüpft. So hatten schon seit den ältesten Zeiten immer ein paar Tage im Jahre „praefecti urbis“ die zum Latinerfeste nach Alba abgegangenen Konsuln vertreten: Augustus machte diese praefectura urbis, die schon öfter vorübergehend seinen bewährten Freunden, dem Mäcenas oder Agrippa, anvertraut gewesen war, in Anbetracht seiner wiederholten längeren Abwesenheit von der Hauptstadt zu einem ständigen Amte mit großen Befugnissen. Der Stadtpräfekt war in Abwesenheit des Kaisers, unter dem er unmittelbar stand, dessen Stellvertreter, während er bei der Anwesenheit desselben vorzugsweise richterliche Geschäfte besorgte. Seine Befugnis umfaßte nicht bloß die Hauptstadt, sondern auch das Land bis auf hundert römische Meilen im Umkreise derselben. Zur Vollstreckung seines nächsten Auftrages, die Hauptstadt in Ruhe zu erhalten und jede Meuterei sogleich zu unterdrücken, verfügte er über die stehende Militärmacht in Rom (cohortes urbanae), ein Korps von sechstausend Mann. Als Richter aber entschied er über Streitigkeiten zwischen Herrn und Sklaven, wie zwischen Freigelassenen und ihren Schutzherrn, über vormundschaftliche Fragen, die Ordnung in den Schauspielhäusern, die Geldzirkulation und andere Dinge des öffentlichen Verkehrs und seine Strafgewalt ging bis zur Ausweisung der Verurteilten aus Rom und Italien oder ihre Verbannung auf eine Insel. Ebenso wenig entsprach es der altgewohnten Ordnung, wenn Augustus einen aus fünfzehn Mitgliedern, meist Senatoren, gebildeten, von Halbjahr zu Halbjahr wechselnden geheimen Staatsrat sich beiordnete, mit dem er alles, was vor den versammelten Senat kommen sollte, vorher besprach.

Im übrigen aber schienen die altrömischen, republikanischen Institutionen des Senats, der Volksversammlung und der Magistrate fortzudauern.

Wiederholt that Augustus Schritte, um die Achtbarkeit des Senates durch Ausscheidung unwürdiger Mitglieder zu erhöhen und ihm so die

frühere Würde zurückzugeben: bald galt es solche zu entfernen, welche durch ihre Laster die Ehre dieser Körperschaft befleckten, bald machte der Mangel des für diesen Rang erforderlichen Vermögens von einer Million Sesterzien (zweihunderttausend Mark) die Stellung einzelner Senatoren unhaltbar. Auch suchte er durch eine strengere Geschäftsordnung die Thätigkeit des Senates für das öffentliche Wohl in erhöhtem Maße anzuregen. Aber der Reiz zu einer solchen Thätigkeit war mit der Selbständigkeit der höchsten Körperschaft dahin; die Einzelnen wie die Gesamtheit konnten nur noch in Anträgen auf neue Huldigungen ihren Pflichteifer an den Tag legen. Umsonst gedachte er die alte Thätigkeit des Senates wenigstens auf dem Gebiete der Gesetzgebung wieder anzuregen, indem er neue Gesetze, welche der Senat beraten sollte, zuvor im Entwurfe ausstellen ließ, damit jeder sie zu prüfen vermöchte: nur um die höchsten Posten in der Staatsverwaltung, welche dem Ehrgeize schmeichelten und Aussicht auf einträgliche Statthalterstellen eröffneten, bemühte man sich und zwar trotz der strengen Verbote immer noch durch das Mittel der Bestechung. Die Bedeutungslosigkeit des Senats war eben eine unwiderrufliche Thatsache. Noch zwar wurde er über alle wichtigen Angelegenheiten befragt; noch war er die oberste Finanzbehörde und auch auswärtige Sachen kamen vor sein Forum: fremden Botschaftern gab er wie sonst feierliches Gehör. Ja es wurde seine Befugnis sogar dadurch noch erweitert, daß ihm die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen gegen Staat und Kaiser, sowie das Richteramt über alle seine eigenen Mitglieder und deren Familien in peinlichen Sachen zufiel. Besonders bildeten von Augustus an und noch mehr bei seinen Nachfolgern die sogenannten Majestätsvergehungen einen reichen und traurigen Stoff für die richterliche Thätigkeit des Senats. Zur Zeit des Freistaates waren solche Verbrechen, durch welche der Zorn einer Gottheit gegen das Volk erregt werden konnte, sodann das Streben nach monarchischer Gewalt, die Verletzung der Volksrechte in den Tribunen, leichtsinniges Hinopfern der Kriegsmacht des Staates als Beleidigung der Majestät des Volkes von diesem selbst gerichtet worden. Jetzt ging die Majestät mehr und mehr vom Volke auf den Fürsten über: und noch unter Augustus hat der Senat über Beleidigung der Person des Fürsten nach dem von Cäsar gegebenen Majestätsgesetz zu richten begonnen. Während aber der Senat dem Namen nach in solcher Weise die alte Hoheit behauptete, war es in Wahrheit — zumal in der auswärtigen Politik — doch nur die Form, welche ihm blieb: der Inhalt seiner Beschlüsse ward ihm durch Augustus vorgezeichnet.

Auch die Staatsbeamten waren dem Namen nach noch dieselben, wie zur Zeit der republikanischen Verfassung, und sie wurden auch in gleicher Weise bestellt wie ehedem. Denn wenn auch das einst souveräne Volk über Krieg und Frieden nicht mehr zu beschließen, auch nicht mehr wie sonst über Verbrechen zu richten hatte, so fand es Augustus doch unbedenklich, außer dem endlichen Beschluß über einzuführende oder abzuschaffende Gesetze die Wahl der Staatsbeamten, die Cäsar und die Triumvirn dem Volke genommen hatten, diesem wieder zu überlassen; wobei freilich seine Einwirkung durch Empfehlung der ihm wohlgefälligen Bewerber und andere Mittel nicht fehlte und, wie leicht einleuchtet, dann den Ausschlag gab. Wie in alten Zeiten, präsidierte immer noch in den Senatssitzungen der regierende Konsul, der Kaiser aber nur dann, wenn er das Konsulat bekleidete, und das Recht, in jeder Sitzung einen beliebigen, nicht zur Tagesordnung gehörigen Gegenstand zur Sprache und Abstimmung zu bringen, besaß er nur vermöge der ihm übertragenen tribunizischen Befugnis, so daß er mit einem Scheine des Rechtes sich am Ende seines Lebens rühmen konnte, bei allen den Diensten, die er dem Ganzen erwiesen, keine ausgedehntere Befugnis gehabt zu haben als seine Amtsgenossen. Und wie die Konsuln noch immer die obersten Leiter der inneren Verwaltung auch für die Staatsprovinzen waren, so war auch das Hauptgeschäft der Prätoren, wie früher, die Leitung der verschiedenen Gerichtsstellen; und Volkstribunen, Ädilen, Quästoren mit einer immer wachsenden Zahl untergeordneter öffentlicher Diener gab es, wie zur Zeit des Freistaats, wenn auch diese mittleren Ämter minder begehrt waren als vordem. Aber Augustus wußte aus den hohen und niederen Staatsbeamten nach und nach einen zahlreichen Verdienstadel zu bilden, welcher der Monarchie zur Stütze und Zierde zugleich dienen sollte und dessen Mitglieder sich um den neuen Thron als die Quelle ihrer Berechtigungen und Vorzüge scharten.

Wie Augustus in der Verwaltung des Staats die überlieferten Formen festhielt, so suchte er auch — ob aus sittlicher Überzeugung oder aus politischer Berechnung? — die früheren besseren Sitten wieder zu beleben. Religiöse Reformen beschäftigten ihn zu diesem Zwecke auf das angelegentlichste. Er kam mit diesen Reformen einem Bedürfnis entgegen, das bei aller Macht des Unglaubens nicht zu verkennen war. Denn von der Staatsreligion bestand in Wahrheit nur noch die Furcht vor dem Schaden, den die unsichtbaren Mächte anrichten könnten, und die Scheu vor der göttlichen Strafgerechtigkeit. Gleichwohl fehlte es aber zu der-

selben Zeit auch nicht an Merkmalen des Strebens nach religiöser Erkenntnis. Bei manchen zeigte sich dasselbe in der Gestalt der eifrigsten Naturforschung. Die Meisten aber suchten die Befriedigung, die sie in der eigenen Religion nicht fanden, in fremden Gottesdiensten, namentlich dem ägyptischen und dem jüdischen, welche beide eben dadurch allen Beschränkungen, ja aller nationalen Verachtung zum Trotz immer mehr Boden in Rom gewannen. Was den ägyptischen Geheimdienst betrifft, so mochte derselbe ja in Wahrheit denkende Gemüter durch die Hoffnung anziehen, in demselben eine Befriedigung des Verlangens nach religiöser Wahrheit zu finden. Die Göttin Isis, zu deren Dienst sich jetzt so viele Gläubige beiderlei Geschlechts und insonderheit des weiblichen drängten, war nach ägyptischer Vorstellung die große Mutter alles Lebens, war die Natur selbst, durch welche Gott zur Anschauung und Offenbarung gelangt; sie heißt bei Apulejus die höchste Gottheit, die Herrscherin der Geister, die oberste unter den himmlischen Mächten, die Einheit aller Götter und Göttinnen; man bezog auf sie die berühmte Inschrift im Heiligtum zu Sais: Ich bin alles, was gewesen, was ist und was sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet. Die überwiegende Mehrzahl freilich derer, welche den auswärtigen Glauben annahmen, ließ sich nur durch den Reiz des Geheimnisses und die Neuheit dazu verleiten: schon die Nachtzeit, in welcher die Isisfeier stattfand, die Beleuchtung des Raumes durch Lampen von besonderer Gestalt, die allegorischen Darstellungen der geheimen Naturkräfte, in deren Inwendiges jetzt der Jünger schauen zu dürfen glaubte, die Symbole, welche die Gottheit selbst vorstellten, dabei eine eigentümliche und wunderbare Musik — dies alles war ganz dazu angethan, unwissende und wundersüchtige Menschen zum Isisdienste hinzuziehen. Aber diese Versammlungen selbst wurden bald Schauplätze derselben Sittenlosigkeit und Unnatur, welche die Anhänger der Staatsreligion in der Mehrzahl beherrschte.

Viel wichtiger als das Eindringen des Isisdienstes wurde die Ausbreitung der jüdischen Religion im römischen Reich, welche im stillen vor sich ging, seitdem Pompejus zuerst das Land erschlossen hatte, in dem der Glaube an den Einen wahren Gott siegreich durch die Jahrhunderte sich erhalten hatte und gerade jetzt der Heiland Jesus Christus geboren worden war. Augustus, der ohne Ahnung von einem Gottesdienste im Geiste die Religion beschlossen in dem Kultus sah, meinte freilich durch die Wiedererrettung des alten römischen Kultus auch die unrettbar in einem Auflösungsprozeß begriffene altrömische Religion retten zu können. In diesem

Sinne erneuerte er den uralten Dienst der Laren der einzelnen Quartiere der Hauptstadt, der lares compitales: sie waren im Gegensatze zu den Laren, denen als den Göttern der einzelnen Familien bei allen Ereignissen des Hauses zu allen Zeiten geopfert wurde, nach der Sage seit Servius Tullius die Symbole einer religiösen Vereinigung der in demselben Quartiere wohnhaften Familien gewesen, doch war ihre Feier in den kleinen, an den Kreuzwegen der Stadt stehenden Kapellen mit der Zeit in Vergessenheit gekommen. An die Erneuerung ihres Kultus knüpfte sich im Anschluß an die Sitte alter Zeit, da von den einzelnen Hausgenossenschaften neben den Geistern der hingeschiedenen Stifter der Familie, den ursprünglichen Laren, oft auch der Genius des lebenden Familienhauptes verehrt wurde, der neue Brauch, daß man zugleich mit jenen Laren dem neuen Begründer der Stadtgemeinschaft huldigte. Diese Vereinigung des Genius des Augustus mit den Laren schien einerseits den Wünschen und Bedürfnissen des Volks zu entsprechen, andererseits sollte sie als Mittel zur Erhebung der kaiserlichen Dynastie dienen. Eine Kapelle in jedem Quartiere der Stadt enthielt die Bilder der beiden Laren desselben und das des kaiserlichen Genius; zu Ehren dieser drei Schutzgötter fand im Mai und im August eine religiöse Feier statt, bei welcher die Quartierinspektoren die priesterlichen Geschäfte verrichteten. In kurzer Zeit verbreitete sich der erneuerte Larenkultus von Rom aus über Italien und die Provinzen; nur wurden auswärts aus den spezifisch römischen Lokalschutzgöttern öffentliche oder Staatslaren, unter welchen überall der Genius des Kaisers so sehr hervorragte, daß sogar die städtischen Larenpriester und Beamten Augustalen genannt wurden.

Wie er in seiner Würde als Oberpriester durch diese Neubelebung einer alten Sitte die alte Zeit zu erneuern, gleichzeitig aber dabei seiner persönlichen Autorität die religiöse Weihe zu geben wünschte, so gedachte er auch als Zensor durch neue Gesetze die Sittlichkeit des Volkes zu heben, ohne jedoch dafürzuhalten, daß er vor allem selbst mit dem Beispiel energischer und tadelloser Sittenstrenge vorangehen müsse.. Nicht nur, daß er aus dem Senate unwürdige Mitglieder entfernte und — freilich nur mit äußerlichen Maßregeln — auch bei dieser Körperschaft die Religion wieder zu Ehren zu bringen suchte und ferner gegen die Wahlumtriebe scharfe Strafbestimmungen erließ: sondern in richtiger Erkenntnis, welche hohe Bedeutung für den römischen Staat in früheren Jahrhunderten die Reinheit der ehelichen Verhältnisse und die Festigkeit des ehelichen Bandes gehabt hatten, wollte er vor allem dahin wirken, daß wieder mehr regelmäßige Ehen eingegangen und die ehelichen Pflichten

heilig gehalten würden. Durch die von ihm erlassenen Verfügungen (leges Juliae de maritandis ordinibus, de adulteris et pudicitia) wurden die noch bestehenden Schranken, durch welche bisher die Eheverbindungen zwischen dem höchsten und dem niedersten Stande ferne gehalten worden waren, so gut wie aufgehoben: auch der Patrizier sollte von nun an, wenn er nur nicht Senator war, mit einer Frau aus dem Stande der Freigelassenen eine gültige Ehe schließen können; weiter wurden die Strafen für Ehebrecher beiderlei Geschlechts erneuert und verschärft und Belohnungen und Ehrenrechte für diejenigen bestimmt, welche in regelmäßiger Ehe lebten und Kinder erzeugten. In gleicher Weise eiferte er nach dem Vorgange früherer Gesetzgeber gegen die überhandnehmende Üppigkeit in der Kleidung und den Genüssen der Tafel.

Allein nicht der Idee einer Verbesserung von innen heraus entsprungen, waren alle diese Maßregeln lediglich polizeiliche Einrichtungen und vermochten nur Änderungen in Außendingen zu bewirken. Nirgends findet sich eine Spur, daß Augustus sich die Aufgabe gestellt hätte, die wirklichen Ursachen des allgemeinen Verfalls der Sitten aufzusuchen; ja er war so weit davon entfernt, das sicherste Kennzeichen tiefen sittlichen Verfalls, die Gleichstellung des Angenehmen mit dem Notwendigen, die Überschätzung des Genusses und die leidenschaftliche oder affektierte Bewunderung der Personen, welche durch ihre Kunstfertigkeit dem Genusse dienen, zu verstehen, daß er sich seines Aufwandes zur Befriedigung der Schaulust des Volkes ebensosehr rühmte, wie seiner auswärtigen Siege oder seiner Fürsorge für den Gottesdienst. Und für welche Dinge schwärmte damals das Volk! Neben den gewöhnlichen Fechterspielen, Tierhetzen, Pferderennen und Kriegsspielen zu Wasser und auf dem Lande — Schaustellungen, welche allesamt, schon in ihrem Ursprung lediglich auf rohen Sinnenkitzel, ja Befriedigung blutdürstiger und grausamer Liebhabereien berechnet waren und im Verlauf der fortschreitenden Entwickelung den äußersten Grad von Unsittlichkeit erreicht hatten, — sah vornehmlich in zwei Arten grobsinnlicher dramatischer Darstellungen damals Hoch und Niedrig in Rom den höchsten Genuß. Die Pantomimen und Mimen beherrschten jetzt mit ihren Reizen für Auge und Ohr die Bühne: im Pantomimus trat nur ein einziger Schauspieler auf, welcher ohne Worte, begleitet von Chorgesang und Instrumentalmusik, durch Tanz und Gebärdenspiel die Handlung und die Gedanken irgend einer hervorragenden Gestalt aus dem Mythenkreise der griechischen Tragödie darstellte; die Mimen dagegen, welche man mit den Possen unseres Theaters vergleichen kann,

enthielten zwar allerlei Sprüche der Lebensweisheit, wie die Fragmente des Publius Syrus beweisen, bezweckten aber doch — oft auch durch die Darstellung des Unsittlichen — nur die Erregung des Lachens, und das Volk dachte nicht im mindesten daran, mit dem Gemüte und der Gesinnung die Wahrheiten aufzunehmen, deren treffender Ausdruck es ergötzte. Indessen wenn auch Augustus in dieser Beziehung keine Besserung zu wirken wußte, weil er selbst die Krankheit des Volkes teilte, so verdient doch auch schon seine Sorge für die äußere Ordnung, seine Freigebigkeit und die Aufmerksamkeit, welche er der öffentlichen Rechtspflege widmete, alle Anerkennung: er befreite das Land durch aufgestellte Wachposten von der Plage der Straßenräuber, ordnete das Gerichtswesen und gab selbst das Beispiel unermüdeter Thätigkeit im Richteramte. Demselben Bemühen, wieder bessere Sitten einzuführen, entsprangen seine Verfügungen, welche das Eindringen Freigelassener unter die Bürgerschaft und die Erteilung des Bürgerrechts erschwerten und die nationale Toga gegen das Überhandnehmen fremder Tracht verteidigten, wie er auch als Vorbild für alle in seinem eigenen Hause die Sparsamkeit und Einfachheit der alten Zeit nachzubilden suchte. Freilich im ganzen fruchtlose Bemühungen, da er überall mit den an der Oberfläche erscheinenden Gebrechen rang, ohne deren inneren Mittelpunkt zu erkennen, und so seine Arbeit, im einzelnen zu helfen und zu bessern, eine verschwendete war, da er nicht zum Sitze und Herde der allgemeinen Mißstände durchzudringen vermochte.

Seinen Zeitgenossen erschien Augustus übrigens als der größte Wohlthäter und als wahrhaftiger Retter der aufs äußerste bedrohten Gesellschaft. Wenn Dichter, wie Horaz und Virgil, ihm seine künftige Versetzung unter die höchsten Götter voraussagten, ja ihn als ein Wesen behandelten, zu dem man jetzt schon bete, so folgten sie nur dem Zuge ihrer Zeit, der Augustus eben als der längst erwartete und ersehnte Wiederhersteller der Ordnung und Ruhe, ja der persönlichen Freiheit galt, welche in den langen Parteikämpfen untergegangen zu sein schien. Und außerdem bestand zwischen Augustus und den ihn verherrlichenden Dichtern ein enges Wechselverhältnis. Denn wie allein durch die neue Ordnung, welche den alten römischen Geist der Religiosität, des Gehorsams, der Einfachheit, der Sittenstrenge, der Vaterlandsliebe wieder zu erwecken versprach, das Verlangen des Dichters nach ruhigem Lebensgenuß und friedlicher Geistesthätigkeit befriedigt werden konnte, so erkannte Augustus den Einfluß der Literatur auf die öffentliche Meinung und somit ihren Wert für die Verwirklichung seines Ideals, die Gründung und Behauptung der

Alleingewalt. So trafen beide Teile in dem Streben nach dem gleichen Ziele zusammen und leisteten sich gegenseitig Hilfe. Wie im Vergleiche zu seinen Zeitgenossen Augustus selbst sein Leben beurteilt wissen wollte, vermögen wir aus dem Berichte zu erkennen, den er selbst in den letzten Jahren über seine gesamte öffentliche Thätigkeit verfaßte, um seiner Person die Anerkennung aller folgenden Zeiten und Geschlechter zu sichern. Ursprünglich dazu bestimmt, auf Metallplatten eingegraben und am Eingange zu der Gruft des Kaisers befestigt zu werden, hat sich derselbe — abgesehen von dem Bruchstücke einer griechischen Übersetzung — nur in einer unvollständigen Abschrift an den Marmorwänden eines verfallenen, früher dem Augustus gewidmeten Tempels zu Angora in dem kleinasiatischen Galatien gefunden. In dieser im J. 1544 entdeckten und unter dem Titel „monumentum Ancyranum" bekannten Urkunde berichtet Augustus, wie er als ein Jüngling von achtzehn Jahren ein Heer auf eigene Kosten ausgerüstet, das durch Parteiung unterdrückte Land befreit, vom Senate zuerst den Oberbefehl, dann das Konsulat empfangen, den Tod seines Vaters gerächt, mit siegreichen Waffen die ganze Welt durchzogen, alle Bürger, die sich unterworfen, begnadigt, die Veteranen durch Landanweisung oder mit Geld belohnt, drei Triumphe gefeiert, auf weit mehr verzichtet, wie oft er die Ehre genossen habe, als Imperator ausgerufen zu werden und Dankfeste für das, was er gethan, vom Senate bewilligt zu sehen. Ebenso werden die Musterungen des Senats, die Schatzungen samt den Volkszählungen, die neuen Gesetze zum Zwecke der Herstellung alten Herkommens, die dreimalige Schließung des Janustempels, die Ehren, welche ihm selbst und seinen Adoptivsöhnen erwiesen worden, seine Geschenke und Austeilungen an die niederen Volksklassen, seine Unterstützung der Staatskasse mit Geld aus eigenen Mitteln, seine Bauwerke samt den dafür aufgewandten Summen, die vielen und verschiedenartigen von ihm gegebenen Volksbelustigungen, die Unterdrückung des Seeraubs, das Verlangen ganz Italiens, daß er fortwährend an der Spitze der Heere bleibe, die Erweiterung des Reiches im Norden und Süden, seine Kolonien, die Wiederbefestigung der römischen Oberhoheit in Pannonien und andern abgefallenen Ländern, die wiedergewonnenen Feldzeichen, die Gesandtschaften weit entfernter Völker aufgezählt und zuletzt wird berichtet, wie er nach vollständiger Beendigung der Bürgerkriege die Verwaltung des Staates in die Hände von Senat und Volk niedergelegt und als Ehrenpreis dafür vom Senate den Namen „der Erhabene", dann aber noch in seinem dreizehnten Konsulat von allen Klassen des gesamten Volkes den Titel eines „Vaters

des Vaterlandes" erhalten habe. Macht dieser Bericht den Eindruck, daß seinem Verfasser ernstlich an dem gelegen war, was die Römer „Unsterblichkeit" nannten, so erscheint nach einer Anekdote, die aus den letzten Tagen des Augustus überliefert ist, seine Auffassung des Lebens als eine frivole. Als nämlich auf seiner letzten Reise in Nola seine Schwäche dermaßen überhandnahm, daß er selbst seinen Tod erwartete, ließ er seine vertrauteren Freunde an sein Bett kommen und fragte sie, ob er nach ihrer Ansicht die Farce des Lebens (mimus vitae) gut gespielt habe: worauf er noch in griechischen Worten, wie der vom Publikum Abschied nehmende Schauspieler, sie zum Klatschen aufforderte. Schon die Zeitgenossen urteilten, daß Augustus zum Throne gelangt ein ganz anderer Mensch gewesen sei als während des Triumvirats: während er neben Antonius leichtsinnig zwischen den Freuden des Mahles mit einem Federzug Hunderte den Schlächtern preisgab, spielte er als Fürst nicht mehr mit dem Menschenleben — denn die Hinrichtung solcher, die sich in der ersten Zeit seiner Alleinherrschaft eines Komplotts wider ihn schuldig machten, wie Egnatius Rufus im J. 26 v. Chr., später Fannius Cäpio und Licin. Murena, war bei den noch unsicheren Verhältnissen eine politische Notwendigkeit, in späterer Zeit aber (4 n. Chr.) bekämpfte Augustus die Verschwörung des Cornelius Cinna, eines Enkels des Pompejus Magnus, mit der Waffe der Großmut: er bot dem überführten Verschwörer seine Freundschaft an, ja gewährte ihm sogar für das folgende Jahr das Konsulat. Wie weit aber seine Worte und Werke, aus denen auf seine gute Gesinnung geschlossen werden kann, auf Rechnung seines wahren Willens zu setzen, wie weit dagegen wieder der Berechnung zuzuschreiben sind, die allerdings sein ganzes Leben als eine studierte Rolle erscheinen läßt, ist nach den uns erhaltenen meist späteren Berichten, die bei dem Abscheu gegen seinen Nachfolger sein Thun nur um so glänzender hervorheben, schwer, ja oft unmöglich zu unterscheiden. Es ist daher immerhin möglich, daß Augustus jene Abschiedsworte nur als eine schöngeistige Phrase brauchte, mit der er sich in der übel nachgeahmten Weise eines Sokrates über die Schrecken des Todes erhaben zeigen wollte. Seine spätere Handlungsweise läßt ihn wenigstens als einen Mann von überlegenem Verstande erscheinen, der die Rechtschaffenheit und das Wohlwollen für förderlicher zu seinen Zwecken erkannte als ihr Gegenteil; und so darf man für gewiß annehmen, daß er die ernstliche Absicht hatte beide zu üben und in seinem langen Leben eine gewisse Gewöhnung zu beiden erlangte, die seine Handlungen in dieser Hinsicht am Ende als Ausflüsse seiner

Natur erscheinen ließ. Am Ziele seines langen Lebens hatte Augustus die Aufgabe des Alleinherrschers, so weit es denkbar war, zum Heile des Staates gelöst -- nur der eine Wunsch, eine Dynastie seines eigenen Bluts zu stiften, war ihm versagt geblieben.

Wir fassen die Entwicklung dieser Frage zusammen mit der Darstellung der Familienverhältnisse des Kaisers Augustus.

Augustus hatte sich nach seiner Scheidung von seinen ersten beiden Gemahlinnen, mit denen er in kinderloser Ehe gelebt hatte, zum dritten Male mit Skribonia verheiratet — dieser Ehe war Julia entsprossen, die er in erster Ehe mit M. Marcellus, dem Sohne seiner Schwester Oktavia, vermählte. Bald aber verstieß er auch Skribonia wieder, um Livia, die Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, heimzuführen (a. 38), die ihrem ersten Gemahl bereits einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Tiberius, geboren hatte (a. 42) und bald nach ihrem Übertritte in das Haus des Augustus noch einem zweiten Sohne, Drusus, das Leben gab (a. 38), dem Augustus aber keine Kinder schenkte.

M. Marcellus, der Neffe und Schwiegersohn des Kaisers, wurde allgemein als der Erbe seiner Herrschaft betrachtet und, erhielt auch Tiberius, der im Hause seines Vaters aufgewachsen war, im J. 24 von dem Senate das Vorrecht, alle Staatsämter fünf Jahre vor der gewöhnlichen Zeit bekleiden zu können, so stand er doch dem Marcellus in dieser Hinsicht nach, der bei seiner Eheschließung mit Julia schon mit 18 Lebensjahren im Senate einen Ehrensitz unter den gewesenen Prätoren und das Privilegium erhielt, sich 10 Jahre vor dem Normaljahre um das Konsulat bewerben zu dürfen. Und als Augustus im J. 23 v. Chr. so schwer erkrankt war, daß er selbst sein Leben aufgab und sich von den an sein Bett berufenen Würdenträgern verabschiedete, erwarteten alle eine mündliche Verfügung des sterbenden Kaisers über die Nachfolge in der Regierung zu Gunsten eben des M. Marcellus. Augustus aber traf keine derartige Anordnung, sondern übergab dem M. Agrippa seinen Ring, was als stillschweigende Übertragung der Gewalt an diesen angesehen werden konnte. Man kannte ja die Verdienste, welche dieser tapfere Held sich um die Begründung und Befestigung der Alleinherrschaft des Augustus und um die Ausschmückung der Stadt durch herrliche Bauwerke, z. B. das Pantheon, erworben hatte, — Verdienste, welche der Kaiser um so freudiger anerkannte, als Agrippa bescheiden auf eigene Ehre verzichtend diesem den Ruhm seiner Kriegs- und Friedensthaten überließ. Der Vorzug, welchen die Überreichung des Siegelringes dem Agrippa zu geben schien,

drohte die beiden Schwäger — denn Agrippa war mit Marcella, der Tochter der Oktavia, vermählt — in Eifersucht zu entzweien: Augustus, der seinen Sympathien für Marcellus eben erst (i. J. 23), da dieser Ädil geworden war, durch herrliche Schauspiele für das Volk Ausdruck gegeben hatte, entsandte zur Vermeidung eines größeren Mißverhältnisses den Agrippa als Oberbefehlshaber nach Syrien. Doch während Agrippa auf der Insel Lesbos verweilte, um hier den Ereignissen nahe zu bleiben, indessen Legaten seine Stelle in Syrien vertraten, erkrankte Marcellus und starb allgemein beklagt kaum zwanzig Jahre alt (a. 23). Ihm widmete Vergil in seiner Äneide (Bch. 6, 883 ff.) einen Nachruf, der allein die von ihrem Schmerze ganz überwältigte Mutter vorübergehend mit ihrem Schicksal zu versöhnen vermochte. Als Agrippa nunmehr nach dem Tode des Marcellus nach Rom zurückgekehrt war, bat Augustus, welcher alles daran setzte eine Dynastie seiner eigenen Familie zu gründen, auf Anraten des Mäcenas seine Schwester Oktavia, in die Trennung des Agrippa von Marcella und dessen Vermählung mit der verwitweten Julia zu willigen. In dieser Ehe gebar Julia drei Söhne, Cajus (20) und Lucius (17) und nach dem Tode ihres Gemahls (12) den Agrippa Posthumus; die beiden erstgenannten adoptierte im J. 17 der Großvater: sie hießen von da an Cajus und Lucius Cäsar und waren zu Erben der Alleingewalt bestimmt. Der überraschende Tod ihres Vaters, der die beiden Prinzen im Alter von acht und fünf Jahren hinterließ, brachte den älteren Sohn der Livia, Tiberius, mehr in die Nähe des Kaisers, der eines Vertrauten für die Kriegsangelegenheiten als Ersatz für Agrippa bedurfte. Augustus nötigte ihn, seine bisherige Gemahlin, die Tochter des eben verstorbenen Agrippa, zu verstoßen und sich mit Julia, die er wegen ihrer Sinnlichkeit nicht zu achten vermochte, zu vermählen. Mit dieser Vermählung sah sich Livia, herrschsüchtig und stolz wie alle Claudier, ihrem Ideale näher gerückt, ihren Sohn als Erben der monarchischen Gewalt zu sehen — in dieser Leidenschaft verschmerzte sie sogar, scheinbar durch Trostgründe eines Philosophen Areus aufrecht erhalten, den schweren Schlag, den ihr im J. 9 v. Chr. der Tod ihres jüngeren Sohnes Drusus bereitete. Sie verwandte ihren ganzen, sehr großen Einfluß auf Augustus, um diesen für die Thronfolge des Tiberius zu gewinnen, von dem sie Fügsamkeit gegen ihre Herrschaft erwartete; Augustus aber, dem die Art dieses seines Stiefsohnes nicht zusagte, dachte auch jetzt nur an seine adoptierten Enkel oder an den jugendlichen Sohn des Drusus, an G e r m a n i k u s. Indessen wuchsen die beiden Söhne der Julia im Selbst-

gefühle der fürstlichen Hoheit heran, während der Großvater in ihrer Erziehung es darauf absah, daß sie sich bescheiden und einfach halten sollten. Er wies deshalb ihre verfrühten Bitten um politische Würden mit dem Hinweis auf ihre Unreife zurück und machte, um ihren allzuhohen Mut zu dämpfen, seinen Stiefsohn, jetzt den Gatten ihrer Mutter, aufs neue für fünf Jahre zum Genossen seiner tribunizischen Befugnis und zugleich zum Oberbefehlshaber einer Expedition nach Armenien, welches Land die Parther der römischen Oberhoheit zu entziehen drohten: gleichwohl aber sah er es gerne, daß Senat und Ritterschaft den Jünglingen einstimmig den Titel principes juventutis verlieh, und gewährte auch selbst dem Cajus Cäsar außer dem Priesteramte und dem Rechte der Teilnahme an den Sitzungen des Senats die vorläufige Erhebung zum Konsulate, das er in seinem 20. Jahre antreten sollte. Das Verhalten des Tiberius in den nächsten Jahren steigerte die Aussichten des Prinzen auf die Nachfolge bis zur Gewißheit.

Tiberius verbat sich die ihm übertragene Sendung und ließ sich von dem Kaiser trotz aller Gegenvorstellungen Urlaub geben, um von da an seinen Aufenthalt auf der Insel Rhodus zu nehmen. Sein Hauptbeweggrund zu dieser Selbstverbannung war die Sittenlosigkeit und der Übermut seiner Gattin Julia, die er ebenso wenig bei dem Vater zu verklagen als zu verstoßen wagte. Während in dieser Zeit Lustbarkeiten für das Volk und reichliche Geschenke an die Armen, mit denen Augustus die Einführung des jüngeren Lucius in den Senat feierte, die beiden Prinzen dem Volke immer näher rückten, lebte Tiberius auf seiner Insel sieben Jahre vom Jahre 6 v. Chr. bis 1 n. Chr. ohne Teilnahme an den Geschäften in Zurückgezogenheit. Doch, was er selbst nicht wagte, brachte ihm der Gang der Ereignisse. Die wilden, alles Maß übersteigenden Ausschweifungen Julias, endlich auch zur Kenntnis des Vaters gelangt, führten die Verweisung der Schuldigen auf die Insel Pandataria und die Auflösung ihrer Ehe mit Tiberius herbei. Aber während für jetzt noch die beiden Söhne seiner verwiesenen Gattin ihm im Wege standen, war des Tiberius finstere und stolze Seele auf der Insel Rhodus mit Plänen zu seiner künftigen Größe beschäftigt. Die Astrologie hatte ihm die Erfüllung seiner Wünsche verheißen. Um so mehr aber betrachtete man ihn in Rom mit Argwohn, willfuhr auch dem nach fünf Jahren von ihm geäußerten Wunsche der Rückkehr nicht und nur mit Mühe konnte seine Mutter für ihn den Titel eines kaiserlichen Kommissärs erlangen, um die Schande seiner jetzt unfreiwilligen Entfernung zu verdecken. Das Mißtrauen des Augustus war so unüber-

windlich, daß derselbe sogar das höchst schwierige Kommando gegen die Parther lieber dem unerfahrenen kaum zwanzigjährigen Cajus Cäsar übertrug. Dieser selbst zeigte gegen seinen Stiefvater unverholen Abneigung und Mißtrauen; ja Tiberius wurde mehr und mehr in solchem Maße ein Gegenstand allgemeiner Abneigung, daß man in Nimes bereits seine Standbilder umstürzte und einmal an der Tafel des Cajus einer der Tischgenossen sich erbot, stehenden Fußes nach Rhodus zu fahren und des Verbannten Kopf herbeizubringen. Später besserte sich die Stimmung seines Stiefsohnes gegen ihn und, als der Kaiser, von Tiberius von neuem um die Erlaubnis zur Rückkehr angegangen, diese von der Zustimmung des Cajus Cäsar abhängig machte, gab dieser seine Einwilligung. Im J. 1 n. Chr. kehrte so endlich Tiberius von Rhodus nach Rom zurück: lebte er daselbst auch nicht minder eingezogen als vorher auf seiner Insel, so brachte er doch dahin die zuversichtliche Hoffnung mit, zum Herrn der römischen Welt bestimmt zu sein, da die schon in seiner Kindheit und späteren Jugend ihm gewordenen, von ihm und seiner Mutter sorgsam bewahrten Vorzeichen der künftigen Größe durch seinen Astrologen Thrasyllus bestätigt waren. Und bald brachte ihn der Tod des einen seiner Stiefsöhne dem Ziele näher: Lucius Cäsar, den Augustus abgesandt hatte, um in Spanien den Oberbefehl zu übernehmen, erlag im Sommer des J. 1 n. Chr. zu Massilia einer Krankheit. Und zwei Jahre darauf starb Cajus Cäsar in Lycien, wie wir schon oben berichtet haben, zerfallen mit seinem Berufe und voll Sehnsucht nach dem einfachen Leben eines Bürgers, als er eben aus Asien nach Italien zurückzukehren gedachte. Livia und Tiberius wurden von der Volksstimme bezichtigt, beide Cäsaren aus der Welt geschafft zu haben — eine Anklage, die bei dem Charakter der beiden und dem Vorteil, der ihnen aus dem Tode der Prinzen erwuchs, leicht glaublich ist. Denn war auch noch der dritte Sohn Julias, der fünfzehnjährige Agrippa Posthumus, vorhanden, der dem Kaiser als leiblicher Enkel näher stand, so machte doch seine rohe und gemeine Art aus ihm einen nur schwachen Mitbewerber um die Thronfolge. Augustus nahm unter dem wachsenden Einflusse seiner Gattin Livia den ihm persönlich unangenehmen Tiberius und zugleich den Agrippa Posthumus als seine Söhne an und veranlaßte den ersteren, obwohl er selbst einen Sohn (Drusus) hatte, den älteren Sohn seines Bruders Drusus, den jetzt achtzehnjährigen Germanikus, zu adoptieren. Die wohlverdiente Liebe, mit der Augustus diesem zugethan war, machte ihn zu einem gefährlichen Nebenbuhler: doch Livia wußte den altersschwach gewordenen, nach Frieden sich

sehnenden Gemahl im Interesse ihres Sohnes zu beherrschen. Durch ihre Umtriebe wurde Agrippa Posthumus auf der Insel Planasia interniert; Tiberius aber, der indessen als Feldherr in Deutschland und Pannonien sich ausgezeichnet hatte und mit kluger Heuchelei seine Lorbern dem Kaiser zu Füßen legte, konnte trotz der unveränderten Abneigung seines Adoptivvaters immer sicherer auf die Thronfolge rechnen und wurde immer mehr zu den Regierungsgeschäften beigezogen. Und dachte auch zuweilen Augustus daran, den verstoßenen Enkel zurückkommen zu lassen, so war er doch von den Ränken seiner Gemahlin so ganz umsponnen, daß er die rücksichtlich der Thronfolge eingeschlagene Bahn nicht mehr verlassen konnte. Als er schon nahe an seinem Lebensende im J. 12 n. Chr. sich abermals die Regierungsgewalt auf weitere zehn Jahre übertragen ließ, erteilte er dem Tiberius die tribunizische Befugnis wieder auf fünf Jahre und ein Senatsbeschluß erklärte, daß alles, was der Kaiser in Gemeinschaft mit Tiberius und einem Ausschusse des Senats beschließe, dieselbe Gültigkeit, wie ein in vollständiger Senatsversammlung gefaßter Beschluß, haben solle. So waren die Gedanken aller auf Tiberius gerichtet und Livia wachte für ihn: ja manche von den Zeitgenossen betrachteten den Tod des Augustus als die Wirkung eines von seiner Gemahlin ihm beigebrachten Giftes. Durch einen ihr kund gewordenen heimlichen Besuch ihres Gemahls bei Agrippa Posthumus in Sorge versetzt, als könnte derselbe doch noch diesen statt ihres Sohnes zum Thronfolger bestimmen, habe sie — hieß es — sich seiner Person und ihrer Furcht in solcher Art entledigt. Tiberius war eben auf einer Reise nach Illyrien begriffen, als in Nola der Tod seines Adoptivvaters eintrat. Livia rief ihn bei den ersten Anzeichen zurück und verschwieg den Hingang des Kaisers, bis ihr Sohn eingetroffen war. Livia und Tiberius sahen nunmehr mit dem Throne ihren höchsten Wunsch erfüllt. (19. Aug. 14 n. Chr.)

Viertes Kapitel.

Das goldene Zeitalter der römischen Literatur und Kunst.

Wir pflegen mit dem Namen des Augusteischen Zeitalters die klassische Periode der römischen Literatur zu bezeichnen: zu keiner Zeit zeigen ihre Werke höhere Vollendung der Form, selten gediegeneren Inhalt. Doch kommt dieses Lob nur in Bezug auf poetische Leistungen der Zeit des Augustus



Kaiser Tiberius.
Nach der Marmorstatue im Braccio Nuovo des Vatikan zu Rom.

zu, im Gebiete der Prosa ist der Höhepunkt der römischen Literatur durch die Namen Cicero und Cäsar bezeichnet. Von dieser ersten Hälfte des „goldenen" Zeitalters, der Zeit von Sullas Diktatur bis zum Tode Cäsars, wird hier darum zuerst gehandelt werden.

Seit der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts war das Vorurteil, das in schriftstellerischer Thätigkeit Müßiggang und etwas des Römers Unwürdiges gesehen hatte, wenigstens in den höheren Kreisen der Gesellschaft geschwunden — der Besuch griechischer Philosophen- und Rhetorenschulen galt für die Jugend, die Bekanntschaft mit griechischer Literatur für alle als ein Erfordernis der Bildung —; aber die Poesie hatte, wie am Schlusse des fünften Buches gezeigt worden ist, vorläufig ihre Entwicklung abgeschlossen und bedurfte eines neuen Anstoßes, den ihr diese Zeit leidenschaftlicher Parteikämpfe nicht geben konnte. So war es natürlich, daß in dieser Periode die der Politik am nächsten stehenden Literaturgattungen, die Beredsamkeit und die Geschichtschreibung, am meisten ausgebildet wurden: die Beredsamkeit zuerst, da sie doch durch ihre direkte Verbindung mit der Politik einen Vorzug vor anderen geistigen Thätigkeiten zu haben schien und andererseits die spezifische Begabung des Römers ihn vor allem auf dieses Feld drängte. Schon hatte das natürliche Talent eines Cato und nach ihm Hortensius sachlich Bedeutendes auf diesem Gebiete geleistet — Cicero erhob die Beredsamkeit zur Kunst: sein Stil vereinigte das Gleichmaß im richtigen Verhältnis der Sätze und Satzteile, den Rhythmus des Klanges und Silbenfalles, das Schlagende des mit Sorgfalt, Keuschheit und Sparsamkeit gewählten Ausdrucks, das feste Gefüge der Gedanken — kurz die Eigenschaften, welche wir als die Kennzeichen klassischer lateinischer Prosa betrachten. Phantasiereich und erregbar wie ein Grieche war er vor allen geeignet die griechische Bildung dem Römertume zu vermitteln, zumal er in eminentem Maße die Fertigkeit besaß, Fremdes sich anzueignen und in fließender Sprache zu reproduzieren. Und zu diesen Vorzügen gesellte sich — wenigstens bei seiner Thätigkeit als Redner — ein unermüdlicher Eifer, mit dem er theoretisch und praktisch an seiner Vervollkommnung arbeitete. Wir haben bei der Betrachtung der politischen Laufbahn Ciceros vieler hervorragender Leistungen seiner Beredsamkeit Erwähnung gethan: der Reden für S. Roscius aus Ameria, gegen Verres, für das Gesetz des Manilius, gegen die agrarischen Bestrebungen des Tribunen P. Servilius Rullus, gegen Catilina, für Sestius, für Milo, gegen Antonius — es genüge hier an sie zu erinnern. Aber auch als Schriftsteller über die Theorie der Beredsamkeit hat er

namhaftes geleistet: seine formell den platonischen Dialogen nachgebildeten Gespräche „de oratore“ und „Brutus“ sind eine durch ihren geschichtlichen und populär-wissenschaftlichen Inhalt, sowie durch die Kunst der Darstellung anziehende Lektüre. Hat Cicero in diesem Fache sich von der Herrschaft der Griechen freigemacht, indem er an die Stelle strenger Systematik die eigene reiche Erfahrung und Vielseitigkeit der Kenntnisse treten ließ, so war er in den zahlreichen philosophischen Schriften, die er — in früheren Jahren mit philosophischen Studien zum Zwecke der rednerischen Ausbildung beschäftigt — meist während seiner unfreiwilligen politischen Unthätigkeit (45—44) zu seiner Zerstreuung verfaßte, ganz von den griechischen Philosophen — besonders der jüngeren Schule — abhängig, deren Schriften er in freier, oft oberflächlicher Weise, aber mit einer bisher unerhörten Kunst, wissenschaftliche Dinge in lateinischer Sprache zu behandeln, wiedergab. Eine große Zahl wichtiger Fragen hat er in dieser Weise bearbeitet: so die Lehre von dem höchsten Gut und Übel in der Schrift de finibus bonorum et malorum, die Erkenntnislehre in den Academica, eine Reihe praktischer Probleme der Psychologie, wie die Verachtung des Todes, die Standhaftigkeit gegenüber dem Schmerze u. s. w. in den tuskulanischen Gesprächen, die verschiedenen religionsphilosophischen Theorien der Epikureer, Stoiker und Akademiker in den drei Büchern de natura deorum, das Lob des Alters und der Freundschaft in seinem Cato und Lälius, die Pflichtenlehre in den Büchern de officiis u. s. w.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung, welche die lateinische Sprache durch den Aufschwung der Beredsamkeit gewann, stand der formale Fortschritt der Geschichtschreibung. Wir haben bereits (Bd. 1, p. 340) bemerkt, daß die Zeit Sullas reich war an Historikern, welche die Geschichte ihrer Zeit oder auch die eigenen Erlebnisse in memoirenhaften Schriften behandelten. Mitten in der augenblicklichen politischen Bewegung stehend, vermochte diese Geschichtschreibung sich weder zu künstlerischer noch zu universalhistorischer Behandlung zu erheben; wo aber die Geschichtschreibung nicht der Partei diente, beschränkte sie sich auf Sammlung und Sichtung des historischen Stoffes. In dieser Richtung sind in der letzten Zeit der Republik thätig T. Pomponius Attikus, der Freund Ciceros (109—32), M. Terentius Varro von Reate (116—27), wohl der fruchtbarste Schriftsteller der gesamten römischen Literatur, der ebenso die Zeitgeschichte (in den annales), als die früheren und frühesten Zustände des römischen Volkes (in den 45 libri antiquitatum und den 4 Büchern de vita populi Romani) zum Gegenstande seiner Arbeiten machte, und

der aus dem nördlichen Italien gebürtige Cornelius Nepos (ca. 100 bis 30), in dessen Hauptwerk „de viris illustribus“ Auswärtige und Römer in parallelisierender Weise behandelt sind. Von einer Kunst der Geschichtschreibung kann auch bei ihm weder bezüglich seiner Auffassung des Stoffes noch hinsichtlich der Stilisierung die Rede sein: dieses Prädikat verdienen zuerst, wenn auch in der Beschränkung auf memoirenhafte Darstellung, die Kommentarien des C. Julius Cäsar. Es ist ja leicht begreiflich, daß die Parteistellung einem an der Geschichte der Zeit so unmittelbar beteiligten Manne es erschwerte mit unbedingter Wahrheitsliebe zu sprechen und daß in dieser Beziehung weder seine Darstellung des Krieges in Gallien noch insbesondere die des Bürgerkrieges den strengen Anforderungen der Geschichte entspricht; aber so wenig wir vom moralischen Standpunkte mit seiner Fertigkeit einverstanden sein können, die Thatsachen nach dem Bedürfnisse seiner persönlichen Politik darzustellen, so sehr müssen wir den Stil seiner Denkwürdigkeiten in seiner schlichten Einfachheit als das Muster dieser Stilform bewundern. Seine Fortsetzer freilich, A. Hirtius, der die Geschichte des gallischen Krieges beendete und den alexandrinischen Feldzug beschrieb, noch mehr aber die beiden andern, welche den afrikanischen und den spanischen Krieg geliefert haben, sind weit hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben. Aber einer seiner politischen Anhänger war es, der die römische Geschichtschreibung zur Kunst erhob: C. Sallustius Crispus (geb. zu Amiternum im Sabinerlande im J. 86, gest. 35 v. Chr.). Thucydides ist sein Vorbild: ihm folgte er in dem Streben nach unparteiischer Wahrheit, dem Fleiße, mit welchem er sich seine eigene Sprache schuf, und dem Bemühen, das Geschehene psychologisch zu erklären. Durch diese in steigender Meisterschaft entwickelten Eigenschaften hat er durch seine Darstellung der katilinarischen Verschwörung, des jugurthinischen Krieges und der in seinen fast ganz verlorenen „Historien“ enthaltenen Zeitgeschichte der Jahre 78—67 sich den Ruhm des ersten römischen Geschichtschreibers erworben. Von den vielen übrigen Historikern, welche teils als Nachahmer des Sallustius teils als dessen Widersacher in der letzten Zeit der Republik bis auf Augustus geschrieben haben, sind uns fast nur die Namen erhalten.

Hat, wie wir eben bemerkten, in der Geschichtschreibung der Hellenismus auf den letzten Historiker vor Augustus einen maßgebenden Einfluß geübt, so ist diese Erscheinung auch im Gebiete der Poesie zu verzeichnen. Die erste Hälfte der bisher besprochenen Literaturperiode zeigt die Poesie, die an sich in dieser Zeit eine untergeordnete Rolle spielte, von dem

Griechentum nur wenig beeinflußt: in der an Ennius angeschlossenen annalistischen Epik, auch der des Cicero, überwog das patriotische Element und griechisch war nur das Metrum. Erst in der letzten Zeit der Republik findet die Poesie größere Aufmerksamkeit und der Einfluß griechischer Dichtung weiteren Spielraum. Ein Vorläufer dieser Richtung ist T. Lukretius Carus (90—46), der trotz vielfacher Nachahmung des Ennius in seinen 6 Büchern „de rerum natura" die epikureische Philosophie im Anschluß an ein griechisches Vorbild, das des Empedokles, zur Darstellung bringt: ist auch der Stoff dieser Dichtung spröde, ja durch die Abwendung von dem alten Götterglauben und der mit ihm verbundenen lebendigen Naturanschauung geradezu unpoetisch, so zeigt sich doch Lukretius im feurigen Kampfe gegen den Aberglauben, in physikalischen und psychologischen Schilderungen, im Ausdrucke seelischer Empfindung als der größte Dichter Roms. Nach ihm entwickelte sich in Rom die epische Poesie unter dem Einflusse der alexandrinischen Dichtung, deren Ziel nicht die Verklärung des Wirklichen, sondern die Schaustellung der Gelehrsamkeit war: eine der bekanntesten Leistungen dieser Art ist die „Epithalamium" betitelte Schilderung der Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis von A. Valerius Catullus aus Verona (76—47). Aber derselbe Catullus hat sich als der bedeutendste römische Vertreter der Lyrik in dieser erst damals in Rom aufgekommenen Dichtungsgattung von solcher Gelehrsamkeit in klarer Anmut freigehalten und durch die formgewandte Übertragung altgriechischer Metra, z. B. der sapphischen Strophe und anakreontischer Versmaße, sich um die lateinische Sprache verdient gemacht. — Gegenüber den bedeutenden epischen und lyrischen Schöpfungen des Lukretius und Catullus ist das eigentliche kunstmäßige Drama in dieser Zeit ohne Pflege geblieben — die Dramen der vorausgegangenen Zeit aber wurden gerade damals durch berühmte Schauspieler, wie Äsop und Roscius, in vollendeter Weise aufgeführt. Diese Abwendung der zeitgenössischen Dichter von dem unmittelbaren Verkehre mit dem Volke gab den schon früher (Bd. 1, p. 283) besprochenen volksmäßigen, nunmehr in die Literatur eingeführten Aufführungen der Atellanen und Mimen das Übergewicht: L. Pomponius, Decimus Laberius und P. Publilius Lochius Syrus beherrschten die Bühne mit ihren Volksstücken, die als treue Abbilder des wirklichen Lebens den Beifall aller Kreise fanden.

So entwickelte sich die römische Literatur bis zum Tode Cäsars. Es war natürlich, daß die folgende Zeit des Werdens und Wachsens der Monarchie auch in dieser Beziehung sich fühlbar machte: die Bered-

samkeit verliert die Fühlung mit dem Volke und Staate — sie verstummt; die Geschichtschreibung, in ihrem Amte der freien Kritik behindert und dadurch von der lebendigen politischen Gegenwart zurückgedrängt, mußte sich entweder mit der Universalgeschichte beschäftigen oder den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Kunst einer ästhetisch vollendeten und dabei allgemein sittlich wirkenden Darstellung verlegen. Die erstere Aufgabe stellte sich Pomponius Trogus in seinen die Zeit von Ninus bis Augustus umfassenden 44 Büchern „philippische Geschichten", welches Werk wir jedoch nur aus dem einer späteren Zeit angehörigen Auszuge des Justinus kennen; eine großartige Leistung der zweiten Richtung aber ist das Geschichtswerk des T. Livius aus Padua (59 v. Chr. — 17 n. Chr.). In 142 Büchern, von denen leider nur 35 erhalten sind, behandelte dieser nicht eben kritisch, aber geist- und gemütvoll mit warmem Sinne für das Große und Vaterländische und mit einer von keinem anderen römischen Historiker erreichten Vollendung der rhetorischen und stilistischen Kunst die Geschichte Roms von seinen Anfängen bis zum Tode des Drusus (9 n. Chr.). Es gibt wenige Schriftsteller, aus deren Werken in gleichem Maße uns das Bild einer liebenswürdigen, in hervorragendem Sinne menschlichen Persönlichkeit wohlthuend entgegenleuchtet. Von den Schriften der übrigen römischen Geschichtschreiber dieser Periode hat sich nichts erhalten, wohl aber gehören dieser Zeit namhafte Werke griechischer Historiker an, wie die „geschichtliche Bibliothek" des Diodorus aus Sizilien — ein Werk, das trotz alles Mangels an Kritik und Kunst der Komposition doch durch den Reichtum der historischen Mitteilungen von Wichtigkeit ist — und die insbesondere für die Kenntnis der frühesten Zeiten wertvolle „alte Geschichte von Rom" des Dionysius von Halikarnaß; und auch das geographische Werk Strabos aus Amasea am Pontus (66 v. Chr. — 24 n. Chr.) ist, abgesehen von seiner epochemachenden Bedeutung für die Erdkunde, eine reiche Fundgrube historischen Wissens. — Was sonst von Römern damals im Gebiete der Prosa geleistet wurde, ist meist technischer Natur und läßt die Form dem Inhalte untergeordnet erscheinen: wir finden Grammatiker, Literarhistoriker, Antiquare, Lexikographen, Schriftsteller über Astronomie, Mythologie (Hyginus), Architektur (Vitruvius), Jurisprudenz und Rhetorik (der ältere Seneka aus Corduba); aber sie alle sind Stilisten untergeordneten Ranges, wie eben überhaupt die Prosa in dieser Zeit hinter der Poesie zurücktritt. Diese hat in der Epoche des Augustus sich zu klassischen Schöpfungen emporgeschwungen: denn gerade der Niedergang, den das öffentliche Leben durch die Begründung der Mo-

narchie erfuhr, war für die Schätzung und Übung der Poesie von Vorteil. Jetzt wurde die Kunst der Poesie nach dem streng beobachteten Gesetze griechischer Formen geradezu als Lebensaufgabe betrieben — aber freilich konnte diese Kunst, wie sie nicht aus dem Leben des römischen Volkes hervorging, so auch nicht auf das Volk wirken, das vielmehr mit bewußter Opposition gegen das Fremde an der nationalen alten Poesie festhielt. Um so mehr aber fand sie Förderung nicht bloß durch die lebhafte Teilnahme der geistig angeregten höheren Gesellschaftskreise, sondern insbesondere durch die direkte, planmäßige Begünstigung, die sie von seiten des Augustus als ein Mittel zu der Befestigung seiner Herrschaft erfuhr. Als sein Gehilfe bei diesem Bestreben, zugleich aber auch selbst ein Freund der Literatur, sammelte sein Vertrauter, der aus einem altadeligen etruskischen Geschlechte stammende Ritter C. Cilnius Mäcenas (ca. 70—8 v. Chr.) einen großen Teil dieser Literaten um sich: Horaz, Virgil, Tibullus, Propertius gehörten diesem Vereine an, der weit entfernt von knechtischer Gesinnung mit dem Freunde des Kaisers dessen Friedenswerk zu unterstützen bereit war.

Aus diesem Kreise gingen die bedeutendsten Werke der römischen Epik und Lyrik hervor. Aller Ruhm überstrahlte als Epiker P. Vergilius Maro (geb. am 6. Oktober 70 zu Andes bei Mantua, gest. zu Brundisium am 22. September 19). Seinen Ruhm begründete er zunächst durch seine dem Theokrit nachgeahmten, gleichwohl aber eng mit der Zeitgeschichte verflochtenen Idyllen, die sog. Bukolika oder Eklogen: sie verschafften ihm den Beifall des Augustus und Mäcenas und Schutz gegen den Verlust seines väterlichen Besitztums, der ihm infolge der Landverteilung des Oktavianus an seine Veteranen gedroht hatte. Auf die Anregung des Mäcenas schuf er seine — vom Standpunkte der künstlerischen Vollendung beurteilt — gelungenste Dichtung, die 4 Bücher Georgika, ein Lehrgedicht vom Landbau. Endlich verfaßte er in den letzten 11 Jahren seines Lebens — freilich ohne die letzte Feile anlegen zu können — sein berühmtestes Werk, das Heldengedicht auf Äneas, mit welchem er einerseits in falscher Schätzung von Volks- und Kunstpoesie der Homer des römischen Volkes, andererseits der Herold des Kaisertums durch den Nachweis der göttlichen Abstammung des julischen Hauses zu werden gedachte. Der liebenswürdige Idealismus seines Wesens, sein unermüdlicher Fleiß in der Sammlung und Formung des Materials, die Wärme seiner Empfindung, sein Geschmack wird auch in diesem Werke von allen Zeitaltern anerkannt.

Als Epiker ist nach seinen beiden Hauptwerken auch zu betrachten P. Ovidius Naso (geb. 20. März 43 zu Sulmo im Lande der Peligner, gest. 17 n. Chr. zu Tomi am schwarzen Meere als Verbannter). Seine „Verwandlungen" (Metamorphosen) und sein „Festkalender" (Fasti) behandeln mit großer Gewandtheit des Versbaus und vielem Geist erzählende Stoffe in didaktischer Weise. Seine übrigen Dichtungen verraten, soweit sie der früheren Zeit angehören, geniale Liederlichkeit, die der letzten Periode seines Lebens, der Zeit seiner Verbannung (7 v. Chr. bis 17 n. Chr.), unwürdige Selbsterniedrigung.

Verwandt der Lehrdichtung ist die von den Römern zuerst als besondere Dichtungsgattung aufgefaßte und ausgebildete Satire, welche in dieser Zeit in Horaz ihren Meister fand. Die in ihren ersten Anfängen dramatische Satire, nach der Bedeutung des Wortes gleich „Gemisch, Allerlei, Potpourri" (vgl. „Farce" = Füllsel, Gemengsel), war von Ennius, der eine Sammlung von Gedichten gemischten Inhalts und verschiedener Form unter dem Titel saturae veröffentlichte, in den Kreis der Literatur eingeführt, durch G. Lucilius (146—103) aber zur kunstmäßigen Dichtung mit ausschließlicher Verwendung des Hexameters ausgebildet worden. Noch zog dieser überaus fruchtbare Dichter alles Mögliche, Ästhetik, Grammatik, Politik, Moral, in den Bereich seiner Poesie, mit welcher er als einem lebendigen Spiegelbilde der Zeit trotz seiner Formlosigkeit das auf das Stoffliche gerichtete Interesse seiner Landsleute in hohem Maße befriedigte.

Mit Beschränkung des Stoffes auf das Thema der bürgerlichen Gesellschaft und der Literatur, aber bezüglich der Form bestrebt, Kunst mit ungezwungener Natürlichkeit zu verbinden, erhob die Satire zu klassischen Leistungen Q. Horatius Flaccus. Als der Sohn eines Freigelassenen, der das Geschäft eines Einkassierers betrieb, am 8. Dezember 65 zu Venusia geboren, darauf in Rom und sodann in Athen gebildet, hatte derselbe an dem letztgenannten Orte in jugendlicher Begeisterung sich nach der Ermordung Cäsars an Brutus angeschlossen und in dessen Heere als Militärtribun die Schlacht bei Philippi mitgemacht. Nach dieser Enttäuschung in die Hauptstadt zurückgekehrt und begnadigt, zog er sich für die nächste Zeit von der Politik zurück, um sich der Dichtkunst zu widmen. Die Satire war die seiner damaligen Stimmung und auch persönlichen Begabung am meisten zusagende Gattung der Poesie: er bekämpft mit dieser Waffe die Verkehrtheiten seiner Zeitgenossen und ist so scherzend ein Bundesgenosse des Augustus bei seinen Bestrebungen, die Sittlichkeit des

Volkes zu heben. Diese Dichtungen verschafften ihm außer der Freundschaft gleichstrebender Geister, wie des Vergilius, die Gewogenheit des Mäcenas und durch dessen Empfehlung die Gunst des Augustus; sie befreiten ihn aber auch aus dem Zwange beengter Verhältnisse, indem die Freundschaft des Mäcenas ihm das bei den Landverteilungen an die Soldaten verlorene väterliche Erbe durch das Geschenk eines Landgutes bei Tibur, seines geliebten Sabinum, ersetzte. — Verwandt den Satiren und darum mit ihnen unter dem Namen „Gespräche, Plaudereien" (sermones) zusammengefaßt sind die später veröffentlichten poetischen Briefe (epistolae), in welchen Horaz, ohne den herausfordernden Ton des ersten und die vorzugsweise dramatische Fassung des zweiten Buches der Satiren seinen Freunden in milder Heiterkeit seine Lebensgrundsätze empfiehlt oder seinen persönlichen Standpunkt innerhalb der römischen Literatur verficht. Zwischen diesen Episteln und den Satiren aber hatte sich Horaz mit lyrischer Poesie beschäftigt. Schon in der ersten Zeit seiner dichterischen Thätigkeit hatte er in der Weise der Jamben des Archilochus seine sogenannten Epoden gedichtet — eine Dichtungsgattung, die sachlich den Satiren verwandt ist, nur daß die Kritik in ihnen sich gegen einzelne Personen kehrt, formell aber ihn zur Lyrik überleitete. Indem er nun eine Zeit lang dieses Gebiet ausschließlich kultivierte, erwarb er sich — für unser Urteil abgesehen von Lukrez und Catull — den Ruhm des größten römischen Lyrikers, ja wohl römischen Dichters. In bunter Mischung von Hymnen, Oden, Liedern, Romanzen und Balladen, Trink-, Liebes- und Spottgedichten, poetischen Episteln, patriotischen Gesängen, Nachdichtungen griechischer Vorbilder, Studien veröffentlichte er zuerst eine Sammlung von drei Büchern solcher carmina (lyrische Dichtungen), welchen er sodann später ein viertes Buch folgen ließ. Es ist natürlich, daß diese zahlreichen lyrischen Poesien von verschiedener Güte sind: aber erhebt sich Horaz auch nicht zu großartigen Gedanken oder leidenschaftlicher Glut, überwiegt vielmehr bei ihm der Verstand, so bewegt er sich doch innerhalb der ihm eigenen mittleren Sphäre mit Anmut, Klarheit und Ruhe; in formeller Beziehung aber sind seine Leistungen als Lyriker innerhalb der römischen Literatur epochemachend. Dem Vorbild des Catullus folgend verpflanzte er die Metra der äolischen Lyriker mit den von dem Geist der römischen Sprache geforderten Abänderungen und Beschränkungen in meisterhafter Nachahmung nach Rom — eine That, in welcher er selbst sein größtes Verdienst erblickte —; andererseits entwickelte er — gewissermaßen der Cicero der Poesie — eine ganz außerordentliche Virtuosität in der Handhabung der

lateinischen Sprache, durch welche er in der Weise großer Sprachgenies der Schöpfer einer Unzahl von „geflügelten Worten“ wurde.

Mit seinen mächtigen Gönnern, denen gegenüber er sich nicht zum Schmeichler und Hofdichter erniedrigte, stets in Freundschaft verbunden starb Horaz kurz nach dem Tode des Mäcenas am 27. Nov. des J. 8 v. Chr. Die römische Lyrik erreichte durch ihn ihren Höhepunkt und ihren Abschluß — denn die Darstellung der reinen Leidenschaft lag jenseits der Grenzen des römischen Talents. Diesem lag die zwischen Epos und Lyrik liegende Gattung der Elegie näher, welche Gefühl und ruhige objektive Breite vereinigt. Der Anschluß an die alexandrinische Poesie ließ die Hauptvertreter dieser Richtung besonders die Liebeselegie pflegen: Tibullus (ca. 50 — ca. 19 v. Chr.), der feine, liebenswürdige Freund des Horatius, besingt einfach und anmutig in Gefühl und Sprache die Liebe und die Lust am Landleben; Propertius (47 — ca. 15 v. Chr.), an Schwung der Poesie und Mannigfaltigkeit des Stoffes ihm überlegen, verzehrt sich in Sehnsucht nach seiner Cynthia; Ovid erweist sich auch auf diesem Felde als eleganter Meister der Form, aber als leichtfertig und frivol.

Dieser Blüte der epischen und lyrischen Poesie und ihrer Nebenformen hat die dramatische Kunst keine entsprechenden Leistungen an die Seite zu stellen. Dem Volke bei seiner Neigung für die Pantomimen fernstehend waren die Erzeugnisse der dramatischen Muse auf stille Leser oder geduldige Zuhörer bei einer öffentlichen Vorlesung berechnet: unter den zahlreichen Dramen, welche um jene Zeit entstanden, waren die gefeiertsten der Thyestes des L. Varius (82—9 v. Chr.) und die Medea des vielseitigen Genies Ovidius. Noch weniger aber gewann die Komödie neues Leben. Selbst Mäcenas teilte den Geschmack des großen Haufens und die künstlerischen Aufführungen eines Roscius traten in den Hintergrund vor der Üppigkeit des Pantomimen Bathyllus. So fand gerade die idealste Form des Dichtens bei den Römern selbst in der klassischen Periode ihrer Literatur keinen Boden, weil eben ihre Dichtung nicht von dem nationalen Geiste getragen, sondern auf einen engen Kreis hochgebildeter, aber geistig von dem Volke abgesonderter Männer beschränkt war; dagegen gediehen die ästhetisch an sich sehr untergeordneten Dichtungsformen der didaktischen Poesie und Satire eben darum am besten, weil sie nicht eine höher entwickelte Kraft der Phantasie, sondern klaren Verstand, scharfe Beobachtung und lebenskluge Erfahrung zur Voraussetzung hatten.

Dieselbe Wahrnehmung drängt sich uns bei der Betrachtung der römischen Denkmäler auf dem Gebiete der bildenden Künste auf. Die

Werke der Plastik, welche in den letzten Zeiten der Republik und unter den ersten Kaisern in Rom entstehen, sind nicht die Arbeiten römischer Künstler, sondern von Griechen geschaffen im Auftrage kunstsinniger, oft mehr prunksüchtiger Großer, in der Technik würdig der größten Leistungen altgriechischer Kunst, ihrem inneren Werte nach aber diesen durch das berechnete Streben nach Effekt untergeordnet. Es genüge aus der großen Zahl der in diesem Geiste gehaltenen Werke an die bekanntesten zu erinnern: wir nennen die „mediceische Venus" (in Florenz), den „farnesischen Herkules" (in Neapel), den „borghesischen Fechter" (in Paris), den „Apollo von Belvedere" (im Vatikan zu Rom) und die „Diana von Versailles" (jetzt in Paris befindlich); von manchen werden auch die beiden aus der Schule von Rhodus hervorgegangenen Gruppen des Laokoon (im Vatikan) und des „farnesischen Stieres" (in Neapel) diesen Zeiten zugeschrieben. Und wenn auch verhältnismäßig mehr Namen von Römern überliefert sind, die als Maler thätig waren, so sind doch nach dem Geständnis der Römer selbst auch in diesem Fache die Griechen ihnen stets überlegen gewesen. Die anmutigsten Leistungen dieser Kunst, oft Nachbildungen älterer Werke, überlieferten uns die Wände von Pompeji und Herkulanum, welche die Gestalten der Mythologie und Heroensage, wie Genreszenen und Stillleben aller Art in verschiedener Technik ausgeführt zeigen; eine andere Art der Malerei ist das in den Häusern der Reichen vielfach gepflegte Mosaikbild, dessen hervorragendste Produktion das in der griechischen Geschichte des Verfassers mitgeteilte Bild der Alexanderschlacht aus dem Hause des Faunus in Pompeji ist. Beschränkte sich in der Plastik und Malerei das Verdienst der Römer vornehmlich auf die materielle Unterstützung, welche sie der griechischen Kunst angedeihen ließen, so ist dagegen ihrer Architektur bei dem Zusammenhang derselben mit dem praktischen Leben das Lob einer nationalen Kunst zu erteilen. In den ersten Zeiten ganz an die etruskische Kunst, später an die griechischen Formen angeschlossen, hatte die römische Baukunst das von außen Aufgenommene selbständig fortzubilden und zu verbinden verstanden. Der etruskische Gewölbebau, von dessen Konstruktionen vor allen der Kuppelbau den Beifall der Römer gewann, wurde vereinigt mit dem griechischen Säulenbau, der ihm zumal durch die vorwiegende Anwendung der korinthischen Form einen herrlichen Schmuck verlieh. Mit dieser also erweiterten Technik brachte die römische Architektur für alle möglichen Zwecke des öffentlichen und des Privatlebens eine unendliche Reihe von Schöpfungen hervor, die ebenso sehr die Forderungen des praktischen Bedürfnisses als die des Schönheitssinnes

befriedigen. Zumal seit dem Ende der republikanischen Zeit begann die Baukunst durch die großartigsten Werke alles Frühere zu verdunkeln: so glänzen Scaurus, Pompejus, Cäsar durch kolossale Theaterbauten, vor allen aber Augustus und mit ihm sein Schwiegersohn Agrippa. Abgesehen von unzähligen anderen Schöpfungen, mit denen sie Rom aus einer Backsteinstadt in eine Marmorstadt verwandelten, haben sie in dem Pantheon (26 v. Chr.) ein klassisches Werk ersten Ranges geschaffen. Einzig in seiner Art mag dieses Heiligtum — ursprünglich ein dem Juppiter Ultor geweihter Tempel, bald aber wegen der in den verschiedenen Kapellen aufgestellten Götterstatuen Pantheon, d. i. „Tempel aller Götter" genannt — hier eine kurze Betrachtung finden.

Auf einem 64½ Meter langen und 48 Meter breiten Unterbau sich erhebend zerfällt das Gebäude in zwei Teile: eine Vorhalle und den eigentlichen Tempelbau. Jene, 120 Fuß lang, ist durch Säulenstellungen in drei Schiffe geteilt, von denen das breite mittlere zum Eingang des Tempels führt, die beiden äußeren aber durch Wandnischen mit den Statuen des Augustus und des Agrippa abgeschlossen sind. Das auf den acht Säulen der Front liegende Gebälk zeigt die Inschrift: M. Agrippa C. F. Cos. tertium fecit; auf ihm ruht der Giebel, dessen Skulpturen den Sieg Juppiters über die Giganten versinnlichten. Ein zweiter auf jenen Nischen aufgesetzter Giebel ragt unmittelbar über und hinter dem ersten empor. Der Tempel selbst ist von außen betrachtet ein durch Gesimse dreifach gegliederter cylinderförmiger Rundbau, dessen architektonisch verzierte Mauerfläche teils mit Stuck teils mit Marmorplatten bekleidet war; über dem dritten Ringe erhebt sich in sieben Absätzen die Kuppel als Krönung des ganzen Gebäudes. Und nun das Innere! 132 Fuß in seinem Durchmesser und wieder 132 Fuß in seiner Höhe zeigend macht der Riesenbau zugleich den Eindruck des Überwältigenden und des Harmonischen. Aus einer 30 Fuß weiten Öffnung des Kuppelgewölbes ergießt sich ein mächtiger Lichtstrom über die Kassetten der Kuppel, die Marmorbekleidung der Wände, die kunstvolle Mosaik des Fußbodens; die Wand des gewaltigen Rundbaues erscheint in zwei Stockwerke zerlegt: tiefe in die 19 Fuß dicke Mauer eingelassene Nischen, teils von korinthischen Säulen teils von Karyatiden gestützt und mit den Bildsäulen der Gottheiten des Julischen Geschlechtes geschmückt, bringen Leben und Abwechslung in ihre kolossale Fläche. Kein Bau der römischen Welt war kühner als das Pantheon.

In derselben Zeit, da eine Masse neuer Tempel, Basiliken (d. h. Verkaufs- und Gerichtshallen), Marktanlagen, Theatern geschaffen wurde,

entwickelte das nationale Bedürfnis eine neue Bauform in den für die Gladiatorenspiele und Thierkämpfe bestimmten Amphitheatern. Das gespannte Interesse, mit welchem die Zuschauer jeder Bewegung der Kämpfenden folgten, verlangte zu seiner vollkommenen Befriedigung andere Lokalitälen als die von dem gewöhnlichen Theater gebotenen. Den ersten Anstoß in dieser Beziehung gab der frivole Einfall des Volkstribunen Curio im J. 53 v. Chr., der zwei gleich große hölzerne Theater neben einander mit einer solchen Mechanik bauen ließ, daß durch eine Drehung die Rückseiten der beiden Bühnengebäude, sowie die Enden der Sitzreihen beider Theater sich berührten und so durch Einlegung der auf den beiden Bühnen befindlichen Baulichkeiten ein Gebäude mit einer kreisförmigen Bühne (Arena) in der Mitte und einem rings um dieselbe gehenden Zuschauerraum, d. h. ein Amphitheater entstand. Diese Form des Theaters — nur abgeändert durch die elliptische Gestaltung des Grundrisses — nahm Cäsar im J. 46 bei seinem Holzbau für die von ihm veranstalteten Fechterspiele auf — schon unter Augustus aber erhob sich in Rom das erste steinerne Amphitheater und bald gab es kaum mehr einen bedeutenderen Ort im Reiche ohne einen solchen Bau. Manche dieser Amphitheater waren so angelegt, daß die Arena unter Wasser gesetzt werden konnte und so die Möglichkeit gegeben war, in derselben Seegefechte aufzuführen — so ließ Augustus in einem besonders zu dieser Art von Schaustellung gebauten Theater Perser und Athener zu Schiffe mit einander kämpfen. Das berühmteste Amphitheater ist das von Vespasian und Titus in Rom im J. 80 n. Chr. erbaute flavische, auch Kolosseum genannt, das wir hier, obwohl es einer späteren Zeit angehört, als das großartigste Beispiel dieser Form der Architektur in Kürze beschreiben wollen. Die ovale Arena, in ihrem größeren Durchmesser 264, in dem kleineren 156 Fuß breit, ist umschlossen von einem rings in gleicher Tiefe in vier Abstufungen aufsteigenden und 86,000 Plätze enthaltenden Zuschauerraum, dessen Durchmesser 574, beziehungsweise 466 Fuß beträgt. Eine Mauer von 156 Fuß Höhe bildet nach außen den Rahmen dieses Raumes: auch sie erhebt sich in vier Absätzen — nicht mit dem Prospekt einer kahlen Steinmasse, sondern ihre Außenseite zeigt drei Arkadenreihen über einander, eingefaßt mit dorischen, jonischen und korinthischen Halbsäulen und abgeschlossen von einer architektonisch reich gegliederten Mauerkrönung. Aus den gewaltigen Gewölben, auf welchen die Sitzreihen ruhten, führten zahlreiche Treppen zu den Arkaden der Umfassungsmauer empor, von denen aus der Eintritt in den systematisch wohl gegliederten Zuschauerraum erfolgte.

Dieser selbst, zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit einem Riesenteppich überspannt, stieg bei der Gefährlichkeit mancher Produktionen in bedeutender Höhe über der Arena in drei Stockwerken auf — Mauerwerk, mit farbiger Glasmosaik verkleidet, trennte die einzelnen Etagen; über dem dritten Stockwerk erhob sich entsprechend dem vierten Absatz der Umfassungsmauer eine nach außen von Fenstern durchbrochene, reichgeschmückte offene Gallerie, der Platz der Frauen und des niederen Pöbels.

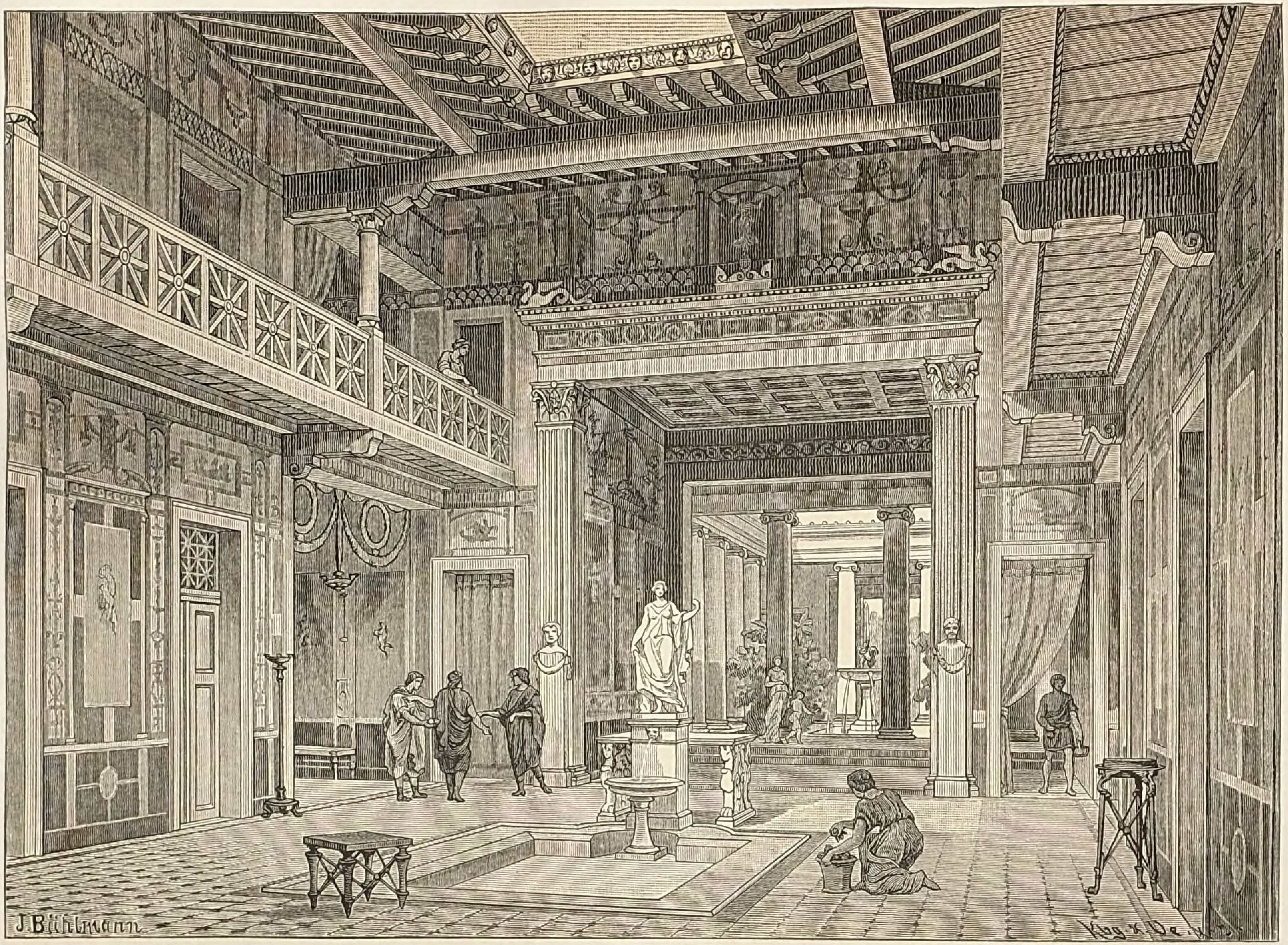
In dem Kuppelbau und Amphitheater hat der römische Geist neue Ideen in vollendeter Gestalt verkörpert; die sonstigen Tempelanlagen dagegen, sowie das Stadium für die gymnastischen Wettkämpfe, die Rennbahn (circus) und das zu szenischen Darstellungen bestimmte Theater der Römer sind lediglich Reproduktionen griechischer Baukunst — nur daß die Zahlenverhältnisse ins Ungeheure gesteigert erscheinen: schon das Theater des Pompejus ist auf 40,000, das des Augustus auf 30,000 Zuschauer berechnet; die Länge des sogenannten circus maximus aber betrug nach mehrmaligen Erweiterungen schließlich 21,000 Fuß und die Zahl seiner Sitzplätze bei 300,000.

Wie der Stil der öffentlichen Bauten durch die Aufnahme griechischer Elemente sich änderte, so erfuhr auch der Privatbau durch denselben Entwicklungsgang namhafte Änderungen. Das römische Wohnhaus scheint ursprünglich, d. h. nach altitalischer Überlieferung auf das „Atrium" des späteren Hauses beschränkt gewesen zu sein — erst später kamen unter dem Einflusse griechischer Vorbilder das „Tablinum" und das „Peristylium" dazu. So gegliedert zeigen sich uns die einfachen und doch nicht ärmlichen Privathäuser von Pompeji, von denen wir nun eines besichtigen wollen. Die an der Straße gelegene Façade bietet dem Auge wenig Kunstgenuß; sie ist nur durch die Thüre und etwa durch einige Fensteröffnungen über derselben unterbrochen. Die Thüre öffnet sich nach innen in einen schmalen Flur (vestibulum), der in das atrium führt. Dieses — ursprünglich ein viereckiger Raum, der wohl an den vier Seiten durch ein weit vorspringendes Dach bedeckt war, in der Mitte dieses Daches aber eine viereckige Öffnung zeigte — präsentiert sich in dem komfortabler gewordenen Hause der guten alten Zeit als ein Saal, dessen in der Mitte durchbrochene Decke von vier Säulen getragen wird — der Öffnung des Daches entsprechend ist der Fußboden unter derselben zu einem Bassin vertieft, dessen Bestimmung ist den Regen aufzufangen (impluvium) — links und rechts münden in das Atrium durch Portièren verschlossene Gemächer oder auch offene Alkoven, Räume, die zu verschiedenen häuslichen Zwecken dienten.

Zwischen dem Eingang und dem impluvium steht der Altar des Hauses, der Herd mit den Laren und Penaten, und die Schränke längs der Wände enthalten die Wachsmasken, welche das Bild der Ahnen zur Erinnerung und Aneiferung festhalten sollen. Die spätere Zeit freilich schmückte diesen Raum glänzender: jene Ahnenbilder wurden verdrängt durch Statuen aus Erz und Marmor, die Wände bedeckten sich mit Malereien aller Art und der Fußboden zeigte die herrlichste Mosaik.

Das Atrium war ehedem der Mittelpunkt des Hauses gewesen — es wurde aus dieser Stellung verdrängt durch das Tablinum. Dem Eingange in das Atrium gegenüber liegend beherrscht es ebenso dieses als den hinter ihm liegenden Teil des Hauses und ist das Geschäftszimmer des Hausherrn — auf seine Ausschmückung wurde besondere Sorgfalt verwendet. Aus dem Tablinum — doch auch durch einen besonderen Gang aus dem Atrium — gelangen wir in eine zweite Erweiterung der ursprünglichen Anlage eines römischen Hauses, das Peristylium: ähnlich dem Atrium ist seine Bedachung in der Mitte durchbrochen — eine Vertiefung des Bodens, als Bassin oder zur Aufstellung von Zierpflanzen verwendet, entspricht dieser Öffnung —; Säulen in größerer Anzahl stehen ringsum als Träger des Daches; die links und rechts anstoßenden Räume sind Schlafzimmer, Vorratskammern u. dgl.; auch der Speisesaal (triclinium) ist hier zu suchen. An diesen Teil des Hauses schließt sich bei größerem Luxus der Einrichtung das Prachtgemach (Salon, oecus), bei einfacheren Verhältnissen sofort ein Hof, den eine Säulenhalle mit niedriger Brüstungsmauer von dem Garten trennt: in diesen Gärten gefiel sich der Geschmack der Römer neben verschiedenen Teichanlagen in allerlei Künsteleien, mit welchen sie Bäume verschnitten und zogen.

Der gesteigerte Luxus, welcher sich seit dem letzten Jahrhundert der Republik bemerkbar machte, rief in der Stadt teils eine Menge von Palästen hervor, bei welchen die eben geschilderte Bauanlage als unzureichend überschritten wurde, teils wandte er sich einer verschwenderischen Ausstattung der Villen zu, bei denen die von der Enge der Stadt gezogenen Grenzen des Raumes der Ausbreitung kein Hindernis entgegen stellten. Die Bauten Neros in Rom und andererseits die Anlagen Hadrians in Tivoli werden uns diese beiden Auswüchse der Bausucht auf ihrem Höhepunkte zeigen.



Haus des Pansa zu Pompeji. Rekonstruirt von Prof. Bühlmann.

Elftes Buch.

Die Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause.

(14—68 n. Chr.).

Vier Kaiser hat das Julisch-Claudische Haus nach dem Ableben des Augustus dem römischen Staate gegeben: den Adoptivsohn des Augustus, Tiberius, den Sohn der Livia aus ihrer ersten Ehe mit Tiberius Claudius Nero (14—37 n. Chr.); dessen Großneffen C. Caligula, den Sohn des edlen Germanikus (37—41); den Bruder des Germanikus, Claudius, Sohn des Drusus (41—54); und endlich Nero, des Germanikus Enkel von dessen Tochter Agrippina (54—68), — vier Kaiser von verschiedener Art, aber in der Wirkung ihres Regiments auf den römischen Staat in gleicher Weise verderblich: sie haben die letzten Reste der Freiheit und der altrömischen Gesinnung im Volke vernichtet.

Erstes Kapitel.

Tiberius.

1. Die Regierung des Tiberius bis zum Tode des Germanikus.

Es ist ein allgemein verbreitetes Vorurteil, als sei Tiberius, das Urbild des Despoten, ein Mann ohne jeden Vorzug gewesen. Doch haben wir ihn bereits in Pannonien, Vindelicien, Deutschland als hervorragenden Heerführer kennen gelernt und auch als Kaiser zeigte er ein Herrschertalent, welches dem Volke durch gute, auch die Provinzialen schonende Ordnung der Verwaltung, energische Rechtspflege und die Aufrechterhaltung des Friedens neben energischer Wahrung des überlieferten Ruhmes der römischen Waffen eine glückliche Zeit zu versprechen schien: sein hochgebildeter

scharfer Geist, sein Sinn für das Recht, sein nie zu ermüdender Fleiß, insbesondere aber seine ebenso weise als fürstliche Freigebigkeit, die mit vollen Händen der Not half, ohne ihre Mittel durch habsüchtige Bedrückung anderer zu beschaffen, konnten ihn zu einer Zierde des Thrones machen. Aber alle diese Eigenschaften, die ihm selbst sein strengster Kritiker, Tacitus, zugesteht und die ihn in den ersten Jahren seiner Regierung auch wirklich manches Gute verrichten ließen, konnten bei ihm nicht zur Beglückung weder seines eigenen Herzens noch seiner Mitmenschen wirksam werden, weil Mißtrauen gegen alle Welt ihn ganz und gar beherrschte und sein ganzes Thun und Denken vergiftete. Wer sich der oben mitgeteilten Erlebnisse des Tiberius bis zum Tode des Augustus — also bis zu seinem 55. Lebensjahre — erinnert und dabei des den Claudiern angeborenen maßlosen Stolzes und Ehrgeizes und ihrer Härte gedenkt, wird diese Entwicklung seines Charakters begreiflich finden. In seinem Pessimismus einmal befangen, vermochte er wenigstens in jedem, der auf Bedeutung Anspruch zu machen schien — denn der gewöhnliche Bürger wurde von ihm nicht beachtet und hatte darum auch nicht über ihn zu klagen —, nur einen Feind seiner Herrschaft zu erblicken, den er in seiner argwöhnischen Verdüsterung eben nur in rücksichtsloser, grausamer Weise zu bekämpfen, nicht aber zu gewinnen wußte. Aber in den Jahren der Entwicklung des Charakters einem Augustus gegenüber auf Verstellung angewiesen und durch diese gefördert, behielt er diese eines Kaisers unwürdige Kunst auch auf dem Throne bei. Seine Grausamkeit und Mißgunst trat im Verstecke und lauernd auf: nie war er gefährlicher als wenn er sich wohlwollend zeigte und seine Freundlichkeit hatte nur den hinterlistigen Zweck sein Opfer einzuschläfern, um es zu passender Zeit — wo möglich durch Dritte als seine Werkzeuge oder aus der Ferne — desto sicherer zu verderben.

Es ist natürlich, daß ein solcher Charakter auf seine Umgebung entsittlichend wirkte; sein Regiment mußte die Lüge als Waffe gegen seine Unwahrheit großziehen und jede Regung freiheitlichen Sinnes durch den Gedanken an die drohende Gefahr ersticken. So bemächtigte sich des Staates eine moralische Lähmung, die sich vor allem in dem unbedingt knechtischen Geiste des Senates zeigte, und wie Tiberius selbst sich unglücklich fühlte, so verbreitete er um sich das Gefühl der Verzweiflung. Durch nichts aber wirkte er in dieser Hinsicht entsittlichender auf den Staat als durch die Begünstigung der Angeber (Delatoren) und der Anklagen auf Majestätsverbrechen, durch die es so leicht war Unschuldige zu verderben,

daß den Angeklagten oder auch nur mit der Anklage Bedrohten der Tod durch eigene Hand als erwünschte Erlösung erschien.

Die Grundzüge dieses Charakters traten trotz mancher verdienstvoller Handlungen der ersten Zeit sofort bei der Thronbesteigung des Tiberius zu Tage in dem Wettkampf der Verstellung des Machthabers, der die Krone bescheiden als eine zu schwere Last zurückwies, mit der Heuchelei der schmeichlerischen Senatoren, die ihn beschworen sich die Herrschaft gefallen zu lassen, später in dem Streben nach unbeschränkter Herrschaft, das ihn trieb, die Wahlen der Beamten dem Volke zu entziehen und dem sklavisch gesinnten Senate zu übertragen, endlich in der Zulassung der unseligen Majestätsklagen. Aber teils die noch vorherrschende eigene Neigung zum Besseren, teils Angst vor Germanikus, der an der Spitze eines bedeutenden Heeres am Rheine stand, veranlaßte den Kaiser zunächst noch sich zu mäßigen. Erst der Tod des Prinzen im J. 19 n. Chr. entband ihn der bisherigen Rücksichten und führte eine immer mehr bemerkliche Verschlechterung seines Charakters herbei; auch der ruhmvollen Thätigkeit des römischen Heeres außerhalb Italiens wurde durch denselben ein Ziel gesetzt. Unter Germanikus waren in diesen Jahren gewaltige Kriege geführt worden, die wir mit um so größerer Teilnahme eingehender betrachten werden, als sie deutschen Völkern galten; doch gingen dem Beginne dieser Kämpfe Verwicklungen im Schoße des Heeres voraus, welche den Thron des Tiberius zu erschüttern drohten.

Denn kaum war die Nachricht von seinem Regierungsantritte nach Pannonien gedrungen, als die drei unter Junius Bläsus dort stehenden Legionen teils selbst auf üppige Muße bedacht und strenger Zucht und Arbeit feind, teils verhetzt durch Wühler zu revoltieren begannen. Indem diese die Soldaten an die lange Dienstzeit, den kärglichen Lohn während des Dienstes und nach dem Abschied, die Habsucht und Härte der Centurionen, die Beschwerden des Kriegs, die Bevorzugung der Prätorianer erinnerten, riefen sie eine Bewegung in dem Lager hervor, welche Bläsus nur augenblicklich durch Vorstellungen über die Verkehrtheit des eingeschlagenen Weges und das Zugeständnis beschwichtigte, durch eine Deputation der Legionen, an deren Spitze der eigene Sohn des Oberbefehlshabers stehen sollte, in Rom Erhöhung des Soldes auf einen Denar (ca. 70 Pf.) und Beschränkung der Dienstzeit auf 16 Jahre zu verlangen. Unterdessen hatten aber einige nach Nauportus (Laibach) detachierte Manipel dort die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und trotz des Widerstandes ihrer Centurionen den Marsch in das Hauptlager angetreten,

wo sie vor der Rückkehr der Abgesandten eintrafen und den Aufstand von neuem wachriefen. Umsonst ließ Bläsus einzelne von ihnen greifen: die Aufständischen befreiten die Gefangenen mit Gewalt; ja ein nichtswürdiger Verleumder brachte den Legaten durch die freilich bald als lügenhaft erwiesene Anklage, derselbe habe in der letzten Nacht seinen Bruder heimlich ermorden lassen, in Lebensgefahr. Die Wut der Soldaten begnügte sich mit einem Opfer: dem Hauptmann Lucilius — cedo alteram („eine andere Rebe her!") hatte ihn der Soldatenwitz getauft, weil er mit diesem lakonischen Befehle immer wieder Ersatz für die auf dem Rücken eines Soldaten abgeschlagene Rebe zu verlangen pflegte —; die übrigen Offiziere retteten sich durch die Flucht. Die Lage war so ernst, daß Tiberius, der sonst gerade die schlimmsten Nachrichten am meisten verheimlichte, seinen Sohn Drusus mit einer starken Eskorte zu den Aufständischen mit dem Auftrage sandte, dort nach Maßgabe der Verhältnisse zu verfahren. Mit Mühe fand der Prinz in dem Lager angekommen bei dem lärmenden Soldatenpöbel Gehör für ein Schreiben des Kaisers, in welchem dieser für die nächste Zeit Beratung ihrer Forderungen im Senat und so weit als möglich augenblickliche Genehmigung derselben durch seinen Sohn in Aussicht stellte. Die von einem Vertrauensmann der Aufrührer vorgetragenen Forderungen — 16jährige Dienstzeit, Barzahlung bei dem Abschied, Erhöhung des Soldes auf einen Denar, definitive Entlassung der ausgedienten Mannschaft — verwies Drusus bei ihrer einschneidenden Bedeutung für die ganze Heeresorganisation an die Entscheidung des Senates und des Kaisers: wildes Geschrei unterbrach seine Rede, Gewaltthätigkeiten gegen das Gefolge des Prinzen waren die Antwort auf seine Botschaft. Man mußte in der kommenden Nacht die größten Scheußlichkeiten erwarten — da brachte eine Mondsfinsternis in den Aufruhr einen Stillstand und Umschwung. In ihrem Aberglauben verfolgten die rohen Soldaten mit Spannung den Verlauf des Naturschauspieles; lange je nach dem größeren oder geringeren Glanze des Mondes zwischen Freude und Sorge geteilt, gaben sie sich schließlich der wildesten Angst hin, als Wolken seine Scheibe ganz verhüllten. Diese verzweifelte Stimmung benützte der Prinz, um durch beliebte Persönlichkeiten die Soldaten gegen ihre bisherigen Rädelsführer bearbeiten zu lassen und die Legionen, welche der Aufstand zu einer Einheit verschmolzen hatte, von einander zu trennen. Am nächsten Morgen fand er die Soldaten gefügig, mit einer zweiten Deputation sich an die Gnade des Kaisers zu wenden: Drusus konnte es wagen die Hauptanstifter des Aufstands hinrichten zu lassen, ja die Soldaten lieferten selbst zum

Beweise ihrer Treue die Schuldigen aus. Ohne nur die Rückkehr der neuen Abgesandten abzuwarten, zogen sie in ihre Winterquartiere ab und Drusus kehrte mit dem Ruhm, den Aufruhr gestillt zu haben, nach Rom zurück.

Weit gefährlicher war ein gleichzeitiger, durch dieselben Anlässe hervorgerufener Aufstand der beiden römischen Heere am Rhein, welche als ober- und niederrheinisches Heer von den beiden Legaten Silius und Cäcina kommandiert dem Oberbefehle des Germanikus unterstellt waren. Der Anstoß zu dem Aufstande ging von den Soldaten am Niederrhein aus, welche zu nicht geringem Teile von Geburt der Bevölkerung Roms angehörig bei der Nachricht von dem Abscheiden des Augustus die Zeit gekommen glaubten, ihre Wünsche, welche sie mit den Legionen in Pannonien teilten, verwirklicht zu sehen. Cäcina wußte der förmlich organisierten Empörung nicht mit der nötigen Entschiedenheit entgegenzutreten: er gab die Centurionen, das nächste Ziel des Hasses der Soldaten, ihrer Wut preis, soweit sie sich nicht selbst zu schützen vermochten. Es wäre unter diesen Umständen für Germanikus ein leichtes gewesen, die Thronbesteigung des Tiberius an der Spitze der Aufständischen zu bekämpfen, die ihn gleich dem übrigen Volke mit Gunst und großen Hoffnungen auf Wiederherstellung der Republik betrachteten. Aber weit entfernt von solchen Absichten leistete er dem neuen Kaiser den Eid der Treue und begab sich von den Unruhen am Niederrhein benachrichtigt sofort dahin, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Angesichts der drohenden Gefahr einer weiteren Ausdehnung des Aufstandes auf das oberrheinische Heer und infolge dessen eines neuen Bürgerkriegs, sowie eines Einfalls der Deutschen, welche sich die Lage zu Nutze machen würden, wurden bezüglich der Dienstzeit, der Löhnung und des Abschieds Zugeständnisse gemacht und die doppelte Auszahlung der Legate zugesichert. Mit dem Abzug zweier Legionen nach dem heutigen Köln (damals ara Ubiorum genannt) schien die Bewegung am Unterrhein zum Abschluß gekommen zu sein auch die Legionen am Oberrhein leisteten dem Germanikus den Eid der Treue. Bald aber brach der Aufstand der Soldaten von neuem los, als Abgesandte des Senates den Oberbefehlshaber in Köln aufsuchten. Die Angst, daß ihre Ankunft die Zurücknahme der ertrotzten Zugeständnisse bedeute, ließ die Widerspenstigen den Führer der Gesandtschaft, den Konsularen Munatius Plankus, mit ihrem Hasse verfolgen, ja sogar in der Nacht das Quartier des Germanikus stürmen, um die Herausgabe der in demselben verwahrten Fahne zu erzwingen. Plankus, der sich vor den Tobenden in das Lager der ersten Legion geflüchtet und sich in demselben unter den Schutz der

Feldzeichen gestellt hatte, entrann nur durch das energische Auftreten des Fähndrichs dem Tode und wurde erst nach Tagesanbruch durch das persönliche Erscheinen des Germanikus aus seiner gefährlichen Lage befreit. Bei dieser Auflösung aller Ordnung faßte Germanikus den Entschluß, seine Gemahlin Agrippina mit ihrem Sohne Cajus — „Caligula" nannten ihn die Soldaten wegen seiner Soldatenstiefel — ins Land der Trevirer zu schicken und sie so fremdem Schutze anzuvertrauen. Das schmachvolle Schauspiel dieser Flucht aber rüttelte doch die Gewissen der zuchtlosen Soldaten auf, sie baten den Germanikus inständig, Frau und Kind im Lager zubelassen, und zeigten sich seinen Andeutungen, wie sie ihre Reue zu bethätigen hätten, folgsam. Sie schleppten selbst die Stimmführer bei dem Aufstand in Fesseln vor ein improvisiertes Kriegsgericht, um sie hier ohne Geheiß des Prinzen selbst zum Tode zu verurteilen — eine darauf von Germanikus mit Beiziehung der Mannschaften vorgenommene Musterung des niederen Offizierkorps (der Centurionen) gab den Soldaten Gelegenheit sich auf gesetzlichem Wege ihrer Peiniger zu entledigen und verband sie aufs neue mit dem Oberbefehlshaber. Noch aber verharrten die beiden anderen Legionen des niederrheinischen Heeres, die bei Xanten (in Castra Vetera) ihr Winterquartier hatten, in ihrem feindseligen Trotze. Germanikus war entschlossen sie nötigenfalls mit Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen, gab aber zuvor dem Befehlshaber der beiden Legionen Cäcina einen Wink, der drohenden Vernichtung der ganzen Truppe durch Bestrafung der Schuldigen zuvorzukommen. Dieser stiftete nun unter der Mannschaft einen Geheimbund der gut Kaiserlichen, welche plötzlich in der verabredeten Stunde über die unlauteren und revolutionären Elemente herfielen und die Überraschten ohne bedeutende eigene Verluste niedermetzelten. Kein Offizier that dem Morden Einhalt: die Mannschaft hatte volle Freiheit, ihren Racheburst zu sättigen. Germanikus fand bei seinem Eintreffen die beiden Legionen zum Dienste bereit, ja sie verlangten im Gefühle der Schuld Krieg gegen einen äußeren Feind, um Gelegenheit zur Sühne zu finden. Ihrem Drängen nachgebend überschritt Germanikus mit zwölftausend Mann Legionssoldaten, sechsundzwanzig Kohorten Bundesgenossen und acht Schwadronen den Rhein — er gedachte in Eilmärschen das zwischen Lippe und Ruhr gelegene Gebiet der Marsen zu erreichen, um diese zu überfallen. Seine Absicht unterstützte der Zufall: als er in unmittelbarer Nähe des Feindes stand, meldeten die Kundschafter, daß in der kommenden Nacht bei den Deutschen ein Fest mit einem Mahle gefeiert werde. Darauf gründete Germanikus seinen weiteren Plan: er ließ

in der sternenhellen Nacht sein Heer, das er in vier Kolonnen zerteilte, die Dörfer der Marsen umzingeln und in denselben die sorglosen, ganz den Freuden des Festes hingegebenen trunkenen Feinde mit Weib und Kind niedermetzeln, das Land aber in weitem Umkreis mit Feuer und Schwert verheeren. Dieser räuberische Überfall rief die Brukterer, Tubanten und Usipeter unter die Waffen: sie besetzten das Waldgebirge, durch welches die Römer der Rückweg zum Rheine führte, versäumten es aber anzugreifen, während die Kolonnen sich in langer Linie durch das Gebirge zogen; und als endlich neben leichten Plänkeleien mit der Spitze und den Flanken ein glücklicher Angriff auf den Nachtrab erfolgte, wußte Germanikus die Gefährdeten — es war eine der beiden Legionen von Xanten — durch Anrufung ihres Ehrgefühls und die Erinnerung an ihr neuliches Verlangen zu verdoppelter Tapferkeit anzufeuern, daß sie die Reihen des Feindes durchbrachen, ihn aus dem Walde herauswarfen und draußen niedermachten; indem zu gleicher Zeit die Spitze der Kolonne das Freie gewann, war der weitere unbehelligte Rückzug der Römer in die Winterquartiere gesichert.

In größerem Maßstabe, aber in gleicher Absicht unternahm im nächsten Jahre (15 n. Chr.) Germanikus einen Feldzug gegen die Chatten: vier Legionen mit dem entsprechenden Kontingente von Bundesgenossen führte Cäcina ins Feld, ebenso viele Legionen und Bundesgenossen in der doppelten Stärke Germanikus. Auch hier wurde die Bevölkerung, soweit sie nicht waffenfähig war, teils gefangen teils niedergemacht; die wehrfähige Mannschaft aber zerstreute sich nach einem vergeblichen Versuche, die Römer auf dem rechten Ufer der Eder fest zu halten, und ebenso vergeblichen Friedensverhandlungen in die Wälder. Weder von den Cheruskern, welche Cäcina durch kriegerische Demonstrationen einschüchterte, noch von den Marsen, denen der Versuch eines Kampfes eine Niederlage eintrug, unterstützt wagten die Chatten es nicht, den Rückzug des römischen Heeres zu beunruhigen.

Eine kurze Unterbrechung erfuhr der Rückmarsch des Germanikus durch eine Gesandtschaft des Segestes, der von seinen Landsleuten auf Betreiben seines Schwiegersohnes Arminius eingeschlossen den römischen Feldherrn um Hilfe bat. Der politische Gegensatz zwischen Segestes und Arminius, der schon vor der Schlacht im Teutoburger Walde bestand und, nachdem letzterer die Tochter des Segestes, Thusnelda, entführt hatte, verschärft worden war, hatte zur Freude der Römer, die von der Spaltung der Feinde sich einen leichten Sieg versprachen, zu offenem Kriege

geführt: Germanikus folgte daher gerne dem Rufe und befreite nach einem siegreichen Gefechte gegen die Belagerer den Segestes. Auch Thusnelda fiel bei dieser Gelegenheit in die Hände des Siegers, als dessen Gefangene sie einem Sohne das Leben gab, — dem unglücklichen Thumelikus, der in Ravenna erzogen später von der Laune Fortunas einem dunkeln Schicksal preisgegeben war. Dem Segestes wies Germanikus einen Wohnsitz in Gallien an, er selbst aber kehrte mit dem Heere an den Rhein zurück und wurde von Tiberius trotz der Beklemmungen, die ihm der Kriegsruhm des siegreichen Neffen verursachte, mit dem Titel eines Imperator geehrt.

Es war natürlich, daß Arminius im höchsten Grade gereizt nicht bloß seine Cherusker, sondern auch die benachbarten Stämme zum Kriege gegen die Römer aufbot. Daß es ihm gelang, auch seinen Oheim Inguiomerus zur Teilnahme an dem Kriege zu veranlassen, machte diese bedenklich. Germanikus beschloß einer Vereinigung der deutschen Streitkräfte durch gleichzeitige Angriffe von verschiedenen Seiten zuvorzukommen: Cäcina erhielt zu diesem Zwecke Befehl, mit vierzig Kohorten durch das Gebiet der Brukterer an die Ems vorzudringen, Pedo rückte mit der Reiterei ins Land der Friesen, Germanikus selbst schiffte sich mit vier Legionen ein, um durch den Drususkanal (die Yssel), die Zuydersee und die Nordsee an die zum Sammelplatz für alle drei Abteilungen bestimmte Mündung der Ems zu gelangen. Von hier aus eröffnete er den Krieg zunächst gegen die Brukterer, deren Gebiet Stertinius mit Feuer und Schwert verheerte; diesem rückte plündernd das Gros des Heeres unter dem Prinzen selber bis an die Lippe nach. So in die Nähe des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde gelangt, auf dem die Gebeine der gefallenen Römer noch unbestattet liegen sollten, fühlte sich Germanikus gedrungen, den hier gefallenen Soldaten und ihrem Führer die letzte Ehre zu erweisen. Tacitus, dessen Berichte wir vorzugsweise in der bisherigen Darstellung der Ereignisse nach dem Tode des Augustus gefolgt sind, schildert diesen Besuch mit folgenden Worten (ann. 1, 61—62): „Cäcina war vorausgeschickt worden, um die Geheimnisse der Gebirgspässe zu erforschen und Brücken und Dämme über die feuchten Sümpfe und trügerischen Moore zu bauen: so betraten sie die traurige, für das Auge und die Erinnerung entsetzliche Stätte. Das erste Lager des Varus zeigte mit seinem großen Umfang und dem regelrecht abgesteckten Hauptquartier noch die Arbeit von drei Legionen; an einer zweiten Stelle ließ der nur halb aufgeworfene Wall und der seichte Graben erkennen, daß hier der bereits dezimierte

Rest des Heeres Fuß gefaßt hatte: in dem dazwischen liegenden Teile der Walstatt lagen noch die gebleichten Gebeine, je nachdem die Soldaten geflohen waren oder Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder in Haufen; dabei Stücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden – auch Schädel waren an Baumstämmen angenagelt hier zu sehen. In den nahen Hainen standen die rohen Altäre, auf welchen sie die Tribunen und Hauptleute ersten Grades geschlachtet hatten. Und die bei dem damaligen Gemetzel verschont Gebliebenen, der Schlacht oder der Gefangenschaft Entronnenen erzählten: „hier fielen die Legaten, dort wurden die Adler erbeutet; hier erhielt Varus die erste Verwundung, hier fand er von seiner unseligen Hand durch eigenen Stoß den Tod"; sie zeigten die Höhe, von der Arminius gesprochen, erzählten von den vielen Galgen und Gruben für die Gefangenen, von dem übermütigen Hohne, den er mit den Feldzeichen und Adlern getrieben. So bestattete nun das römische Heer an Ort und Stelle sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine von drei Legionen — niemand wußte, ob er die Reste eines Fremden oder die der Seinigen mit Erde deckte — alle als Angehörige, Verwandte mit gesteigertem Ingrimm gegen den Feind, zugleich traurig betrübt und erbittert. Den ersten Rasen zu dem Grabhügel legte der Prinz — eine erfreuliche Spende für die Toten, für die Anwesenden ein Zeugnis des geteilten Schmerzes."

Nach diesem Akte der Pietät nahm Germanikus die Verfolgung des Arminius wieder auf, um ihn bei der ersten Gelegenheit anzugreifen. Arminius zog sich vor der römischen Reiterei, die zunächst ins Treffen geschickt wurde, gegen einen nahen Wald zurück, machte dann plötzlich kehrt und ließ auch aus dem Walde Mannschaft, die er dort in den Hinterhalt gelegt hatte, hervorbrechen. Die Reiter gerieten in Unordnung: in ihre Flucht wurden auch die Reserven verwickelt, die ihnen zu Hilfe kommen wollten; in Sümpfe gedrängt wurden sie nur durch den Aufmarsch der Legionen gerettet, der die Feinde veranlaßte, die Schlacht ohne Entscheidung abzubrechen. Germanikus führte sein Heer glücklich an die Ems zurück und erließ für den Rückmarsch in die Winterquartiere dieselben Anordnungen, welche er bei dem Beginne des Feldzuges getroffen hatte. Aber dieser Marsch brachte ihn sowohl als den Befehlshaber der zweiten Kolonne, Cäcina, in große Fährlichkeiten. Germanikus hatte zur Erleichterung der Schiffe, auf denen er seine vier Legionen an die Mündung der Ems gebracht hatte, den Legaten P. Vitellius, den Oheim des späteren Kaisers Vitellius, beordert, mit der Hälfte der Mannschaft den Landweg einzuschlagen. „Anfangs nun hatte Vitellius einen ruhigen Marsch — der Boden

war trocken oder wenigstens stieg die Flut nur zu mäßiger Höhe: bald aber wurden die Marschierenden von dem Wehen des Nordwinds und zugleich von den Äquinoktialstürmen, welche den Ozean besonders schwellen lassen, fortgerissen und gejagt. Das Land wurde überschwemmt: Meer, Ufer, Feld — alles derselbe Anblick; keine Möglichkeit unsicheren Boden von festem, Untiefen von Abgründen zu unterscheiden. Die Fluten werfen die Soldaten um, die Strudel verschlingen sie, Lasttiere, Gepäckstücke, Leichen schwimmen unter einander, stoßen an einander. Die Manipel werden durch einander geworfen, bald noch mit der Brust bald nur bis zum Munde über Wasser, manchmal ohne Boden unter den Füßen aus-einander gerissen und förmlich begraben. Kein Zuruf, keine gegenseitige Ermunterung half bei dem Ansturm der Flut; kein Unterschied bestand mehr zwischen dem Tapfern und Feigen, dem Einsichtigen und Einsichts-losen, der Berechnung und dem Zufall: alles war im Banne der gleichen Wut der Elemente. Endlich gewann Vitellius ein höher gelegenes Terrain und führte auch seine Mannschaft hinauf. Sie brachten die Nacht zu ohne Gerät, ohne Feuer, zum großen Teil ohne Kleider oder zerschunden, in kläglicherem Zustande als vom Feind Belagerte: denn für diese gibt es doch noch die Möglichkeit eines ehrenvollen Todes, jene hatten nur ruhmloses Verderben vor sich. Der Morgen brachte wieder festen Boden — man arbeitete sich zu dem Flusse (der Hunse?) durch, bei welchem Germanikus mit der Flotte angelegt hatte". Die beiden Legionen wurden hier eingeschifft und kehrten mit Germanikus an den Rhein zurück.

Nicht mindere Not hatte Cäcina zu bestehen. Angewiesen seine vier Legionen auf dem Landweg an den Sammelplatz des Heeres zu führen, war er eben im Begriff, die Knüppeldämme im heutigen Burtanger Moor zu passieren, als Arminius, der ihm vorausgeeilt war, aus den ringsum aufsteigenden Wäldern hervorbrach und ihm den Weg verlegte. Nur unter den größten Schwierigkeiten gelang es den Römern, ein Lager zu schlagen und dabei sich der Angriffe des Feindes zu erwehren: der schlüpfrige Boden und die schwere Bewaffnung brachte sie den Cheruskern gegenüber in großen Nachteil. Der Eintritt der Nacht ersparte ihnen endlich eine förmliche Niederlage. Aber im Laufe derselben leiteten die Deutschen alle Bäche von den Höhen gegen das römische Lager, so daß Cäcina sich, um aus dem überschwemmten Gebiete heraus zu kommen, zur Fortsetzung seines Marsches genötigt sah. Es war eine schreckliche Nacht, welche die Römer hier verlebten: von den Höhen schlugen die wilden Kriegslieder der fröhlich zechenden Deutschen, verstärkt durch das Echo der gegenüber

liegenden Berge, an ihr Ohr; sie selbst irrten zum Tode erschöpft und doch schlaflos im Lager umher, Cäcina sah im Traume den Geist des Quinktilius Varus aus den Sümpfen aufsteigen und die Hand gegen ihn ausstrecken. Er gedachte in langgestreckter Kolonne, wie es der schmale Dammweg zwischen den Bergen und Sümpfen gebot, die Verwundeten und den Train unter dem Schutze der Legionen aus dem Moor heraus zu befördern, aber schon der Beginn des Abzugs brachte neue Schwierigkeiten: die zur Deckung der Flanken beorderten Legionen verweigerten den Gehorsam. Und als die Wagen in dem Sumpfboden einsanken und alles um sie in größter Verwirrung war, niemand mehr auf ein Kommando hörte, stürmte Arminius herab und sprengte die Kolonne. Die Deutschen hatten es besonders auf die Pferde abgesehen, die nun verwundet und dadurch scheu geworden ihre Reiter abwarfen, die ihnen Begegnenden aus einander sprengten, die am Boden Liegenden mit ihren Hufen zerstampften. Nur der tapfere Widerstand der an der Spitze marschierenden Legion und die Beutegier der Deutschen, welche sie über dem Plündern das Morden vergessen ließ, rettete die Römer vor völliger Vernichtung: Cäcina selbst, dem sein Pferd unter dem Leibe erstochen worden war, wäre fast in die Gefangenschaft des Feindes geraten. Gegen Abend erreichten die Legionen das Freie und damit festen Boden — aber kaum hatten sie die zu den Lagerarbeiten nötigen Werkzeuge gerettet, es fehlte an Zelten, an Verbandzeug; der Proviant war verdorben, die einbrechende Finsternis drohte Verderben, es schien, als ob der kommende Tag der letzte werden sollte. In dieser verzweifelten Lage vermochte ein unbedeutender Vorfall die größte Panik hervorzurufen: ein Pferd, das sich losgerissen hatte und durch das Lager galoppierte, gab zu dem Wahne Anlaß, daß die Deutschen sich schon mitten im Lager befänden — alles rannte zu den Thoren, um sich durch die Flucht zu retten. Cäcina, ein in vierzigjährigem Dienst gefesteter Kriegsmann, konnte die Flucht der Wahnsinnigen nur dadurch dämmen, daß er unter dem Hauptthor, das auf der dem Feinde entgegengesetzten Seite lag und welchem deshalb die Fliehenden zumeist zueilten, sich auf den Boden warf. Das Mitleiden mit dem General und die Belehrung der Offiziere über die Grundlosigkeit ihrer Angst brachte die Mannschaft wieder zur Besinnung und zu dem Entschluß, ihre Rettung statt von der Flucht von einem weisen Gebrauche der Waffen zu erwarten. Die Ungeduld der Deutschen selbst wurde der beste Bundesgenosse der Römer: während Arminius die bisherige Taktik beibehalten wissen wollte, siegte Inguiomerus im Rate mit der Forderung eines direkten Angriffes auf

das Lager, von dem er sich sicheren Erfolg, eine größere Zahl von Gefangenen und unverkürzte Beute versprach. Der heißeste Wunsch Cäcinas war mit diesem Sturme der Feinde erfüllt: während dieselben an den Schanzen hingen, um sie zu erklettern, und so im Gebrauche ihrer Waffen behindert waren, ließ er seine Legionare einen Ausfall machen, der die Stürmenden in ihrer Verblüffung fast zu wehrlosen Opfern des römischen Schwertes machte. Mit diesem Siege war die Straße zum Rhein gesichert – im Herbste des J. 15 rückte das Heer in Köln in die Winterquartiere ein. Dorthin kamen zu Germanikus der Bruder des Segestes, Segimerus, und sein Sohn als Reuige, die um Gnade baten; dorthin auch Gesandtschaften aus Gallien, Spanien, Italien, die ihm wetteifernd Mittel zur Ersetzung seiner Verluste anboten. Und Germanikus selbst that, was in seinen Kräften stand, um den Mut der Soldaten für den neuen Krieg, den er im Schilde führte, zu stärken.

Die Absicht des Kaisers, ihn von seinen Getreuen durch eine Mission in den Orient zu trennen, veranlaßte ihn, den Beginn desselben zu beschleunigen; doch gedachte er diesmal den Kriegsschauplatz möglichst mit Benützung der See- und Flußstraßen aufzusuchen und ordnete daher den Bau von tausend Schiffen an, die für die verschiedenen Bedürfnisse mannigfaltig konstruiert sich von den einzelnen Werften an der Insel der Bataver als dem Ausgangspunkte des Feldzugs zusammenfinden sollten. Und nun fuhr er auf demselben Wege, wie im verwichenen Jahre, an die Mündung der Ems und diese selbst ein Stück aufwärts; dann trat er den Marsch zu Lande gegen die Weser an, die er aller Wahrscheinlichkeit nach in der Gegend zwischen der porta Westphalica und der Stadt Hameln erreichte. An dem rechten Ufer des Flusses stand Arminius mit seinen Cheruskern — bei den Römern auf der andern Seite sein Bruder Flavus, ein getreuer Anhänger der Römer, für deren Kriegsruhm er das eine Auge geopfert hatte. Arminius begehrte eine Unterredung mit demselben; so besprach sich über den Fluß hinüber — es schildert uns Tacitus die Szene also — das ungleiche Brüderpaar: der eine überschwänglich im Lobe der Größe Roms, der Macht des Kaisers, der Gnade, welche demütige Unterwerfung finden würde, der Milde, die sein Weib und Sohn genieße; der andere ein zürnender Mahner an das heilige Recht des Vaterlandes, die von den Ahnen ererbte Freiheit, die heimatlichen Götter, das Flehen der Mutter, den schöneren Ruhm, das Haupt des eigenen Volkes statt sein Verräter zu sein. Allmählich sich erhitzend tobten sie endlich in wilder Kampfesbegier gegen einander — selbst der Fluß zwischen ihnen

hätte sie nicht gehindert sich auf einander zu werfen. Flavus wurde von einem seiner römischen Freunde zurückgehalten; Arminius, der als früherer Offizier der deutschen Leibwache in Rom des Lateinischen mächtig war, kündigte nun drohend die Schlacht an.

Am nächsten Tage überschritt Germanikus die Weser: drei Reiterabteilungen hatten zuvor den Fluß passiert, um den Bau der nötigen Brücken auf dem rechten Ufer zu decken. In dem frohen Bewußtsein der unbedingten Ergebenheit seines Heeres — Tacitus läßt ihn dasselbe durch eine verkappte nächtliche Wanderung durch die Lagergassen gewinnen — und in seiner Zuversicht durch einen glückverheißenden Traum bestärkt traf der römische Feldherr an dem folgenden Morgen die Anordnungen zur Schlacht, nach der auch die Deutschen begehrten. Die Walstatt war das wahrscheinlich zwischen Rinteln und Hameln zu suchende Idisiavisofeld, eine Fläche zwischen der Weser und einer östlich von derselben gelegenen Bergkette, im Hintergrunde begrenzt durch Wald. Der Kampf begann, indem bei dem Anblick des anrückenden römischen Heeres die Cherusker, die auf den Höhen über dem Walde aufgestellt waren, voller Ungeduld hervorbrachen: Germanikus beorderte gegen sie zwei Reiterabteilungen, um sie in der Flanke und im Rücken zu fassen. Gleichzeitig setzte sich gegen das in der Ebene aufgestellte Heer der Deutschen das römische Fußvolk in Bewegung, während schon auch im Rücken die vorausgesandte römische Reiterei ins Gefecht mit Erfolg eingriff. Diesem doppelten Ansturm konnten die Deutschen nicht widerstehen. Sie flohen in entgegengesetzter Richtung von dem Walde in die Ebene, aus der Ebene nach dem Walde; und um die Niederlage vollständig zu machen, drängten sich zwischen die Fliehenden die von den Reitern verfolgten Cherusker. Arminius suchte umsonst die Schlacht zu halten, umsonst mit seinen Reitern bei den Bogenschützen durchzubrechen; übermenschliche Kraftanstrengung, sein feuriges Roß und eine Kriegslist, die ihn unkenntlich machte, retteten wenigstens sein Leben. Die übrigen fielen teils im Kampfe, teils fanden sie in mannigfacher Weise den Tod in den Fluten der Weser oder auf der Flucht: 10 Meilen weit bedeckten nach einem achtstündigen Gemetzel die Leichen und Waffen der Deutschen den Boden und siegesstolz errichteten die Römer Trophäen, auf welche sie die Namen der besiegten Völkerschaften schrieben. Gerade diese Schmach aber war es, was mehr als alles sonst Erlittene von neuem die Kampfbegier der Deutschen entflammte, die schon daran gedacht hatten, hinter der Elbe eine andere Heimat zu suchen. Sie wählten wenige Tage nach der Schlacht einen

neuen, durch einen Fluß (die Leine?), Waldungen, Sümpfe und einen alten Grenzwall gedeckten Kampfplatz, dessen Lage anfangs jeden Erfolg der römischen Angriffe vereitelte. Doch die Schleuderer und die Geschütze bahnten endlich den Legionen den Weg, Germanikus nahm den Wall und drang in den Wald ein. Da hinderten die Deutschen die Sümpfe, der Fluß die Römer an jeder rückgängigen Bewegung — so kämpften beide Parteien um den Sieg als die Bedingung der Rettung. Tacitus selbst gesteht, daß die Deutschen nicht minderen Mut bewiesen als ihre Feinde, sondern lediglich der besseren Taktik und Bewaffnung der Römer unterlagen, „und Arminius“, sagt er, „hatte infolge der ewigen Kämpfe nachgerade die Elastizität verloren oder auch, daß ihn die neuerdings erhaltene Wunde lähmte; ja auch dem Inguiomerus ward mehr das Glück als seine Tapferkeit untreu.“ Bis in die Nacht sättigten sich die römischen Legionen, angewiesen keine Gefangenen zu machen, an dem Blute der Gegner, und Germanikus errichtete zu Ehren des Mars, Juppiter und Augustus ein zweites Siegeszeichen, dessen stolze Inschrift den Triumph der Römer über die Völker zwischen Rhein und Elbe verkündigte.

Die Rückkehr der römischen Legionen, welche großenteils mittelst der Flotte bewerkstelligt wurde, war auch diesmal auf das äußerste gefährdet: im Ozean angelangt wurden die Schiffe durch Sturm teils zum Untergang gebracht, teils bis an die Westküste Schleswigs und nach Britannien verschlagen und fanden erst nach langer Trennung sich wieder zusammen. Glückliche Feldzüge in das Land der Chatten und Marsen jedoch, bei welch letzteren ein vergrabener Legionsadler von der Armee des Varus wiederaufgebracht wurde, schienen den Soldaten ihre Unfälle zur See wieder auszugleichen; freudig gestimmt und voll der Zuversicht, im nächsten Jahre den deutschen Krieg zu beendigen, kehrten sie in die Winterquartiere zurück. Aber Tiberius war eifersüchtig auf den Ruhm des Prinzen, und ängstlich um seine Treue besorgt, berief er denselben vom Kommando ab, um die Deutschen, wie er sich ausdrückte, ihren inneren Händeln zu überlassen. Vergebens bat Germanikus um den Aufschub eines Jahres, doch der Kaiser nötigte ihn, unter ehrenvollen Vorwänden sich von dem Heere zu verabschieden und mit dem Gepränge eines Triumphes (26. Mai 17 n. Chr.) den Mangel einer wirklichen Beendigung des Krieges zu verdecken.

Tiberius hatte in seiner letzten Korrespondenz mit Germanikus gemeint: wenn noch Krieg zu führen sei, solle er seinem Bruder Drusus ein Feld offen lassen, der bei dem sonst überall herrschenden Frieden nur in Deutschland Lorbern holen könne. Die Gelegenheit zu einer solchen

Mission des Prinzen boten in Bälde Händel, welche nach Einstellung der Feindseligkeiten von seiten der Römer zwischen Arminius und Marbod ausgebrochen waren. Jener, der seine leitende Stellung auch im Frieden festzuhalten, ja zu erweitern strebte, sah in dem Reiche Marbods ein Hindernis für die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Gesamtbunde und zog von den Unterthanen Marbods die östlich von der Elbe wohnenden Semnonen und Longobarden an sich; andererseits ging Inguiomerus, unzufrieden sich dem Neffen untergeordnet zu sehen, mit seinem Anhange zu Marbod über. Diese Gegensätze führten im J. 17 zum offenen Ausbruch des Krieges: nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich Marbod in sein Land zurück und schickte an Tiberius Gesandte mit der Bitte um Hilfe. Er erhielt den Bescheid: nachdem er die Römer bei ihren Kämpfen gegen die Cherusker nicht unterstützt habe, sei er nicht berechtigt die römischen Waffen gegen dieselben anzurufen. Doch wurde Drusus zur Sicherung des Friedens in das Land der Sueven geschickt. Hier erwarb sich dieser unblutige Lorbern, indem er die Deutschen zu inneren Fehden aufreizte und den Plan der völligen Vernichtung des Marbod verfolgte. Er verwirklichte denselben durch den jungen Gothonenfürsten Catualda, der von einem Teile des markomannischen Adels selber unterstützt in das Reich Marbods einfiel, sich der königlichen Burg bemächtigte und den verlassenen Fürsten nötigte sich auf das römische Gebiet jenseits der Donau zu flüchten. Tiberius, froh sich des gefährlichen Nachbarn entledigt zu sehen, wies ihm Ravenna als Wohnsitz an, wo er die letzten achtzehn Jahre seines Lebens in stets getäuschten Hoffnungen auf Wiedereinsetzung ruhmlos vertrauerte. Aber auch Catualda erfreute sich seines Sieges nur kurze Zeit: von den Hermunduren unter Vibilius geschlagen stellte er sich unter den Schutz des Tiberius und wurde von demselben nach Forum Julium (Frejus in der Provence) verwiesen. Und endlich brachte im J. 19 die Hinterlist der eigenen Verwandten dem Arminius in seinem 38. Lebensjahre den Tod und den Römern die erwünschte Befreiung von ihrem gefährlichsten Feinde: das Streben nach Alleinherrschaft, dessen man ihn nach dem Falle Marbods beschuldigte, hatte ihm in seiner eigenen Umgebung Feinde erweckt.

Während so die kriegerische Thätigkeit des Germanikus in Deutschland mehr durch diplomatische Künste eine Fortsetzung fand, war diesem selbst eine Mission in den Orient übertragen worden, wo einige Throne in den Vasallenreichen erledigt waren und insbesondere Armenien durch diese Verhältnisse eine Beute der Parther zu werden drohte. Wohl stattete

der Kaiser seinen Stellvertreter mit einer außerordentlichen Machtvollkommenheit aus, aber indem er zugleich den Cn. Piso zum Statthalter von Syrien ernannte, machte er mit Absicht die Aufgabe des Prinzen zu einer dornenvollen. Niemand war stolzer als Piso, niemand hochfahrender als seine Gemahlin Plancina. Bald machte sich der Gegensatz der Charaktere sowohl der Männer als der Frauen geltend: was Germanikus als oberster Befehlshaber anordnete, wurde von Piso eigenmächtig umgestoßen. Germanikus gab den Thron von Armenien in Übereinstimmung mit den Wünschen des Landes dem pontischen Prinzen Zeno, der sich als armenischer König Artaxias nannte; Piso zeigte Lust, den Vonones, der — ursprünglich König von Parthien — dort vertrieben worden war, zu unterstützen. Um dieses unerquickliche Verhältnis zu beendigen, entband der Prinz den Statthalter seiner Funktionen und schickte ihn nach Rom zurück: durch diese Maßregel gelang es ihm, die Verhältnisse Asiens dahin zu ordnen, daß Kappadocien, Kommagene und Cilicien zu römischen Provinzen gemacht und die Streitigkeiten um den Thron Armeniens entschieden wurden. Plötzlich aber, ehe Piso nach Rom gelangte, starb Germanikus unter rätselhaften Umständen. Er selbst war der Überzeugung durch Piso vergiftet zu sein und forderte in seiner Todesstunde seine Freunde zur Rache auf: seine Witwe, Agrippina, die ihren Gemahl aufs zärtlichste liebte, eilte sofort nach dem Leichenbegängnis, das in Antiochia veranstaltet worden war, mit der Asche desselben nach Rom, wo die Nachricht von dem Hinscheiden des gefeierten Prinzen bereits die tiefste Trauer, bei vielen auch Mißtrauen gegen den Kaiser geweckt hatte. Der Empfang in Brundisium, das Geleite durch Italien, endlich der Einzug in Rom und die Beisetzung der Aschenurne in der Gruft des Augustus bewiesen eine geradezu leidenschaftliche Teilnahme der Bevölkerung für Agrippina: um so mehr stach dagegen die Kälte des Kaisers ab, der sich nicht öffentlich zeigte und gegenüber den Ehrungen, die für den Toten von allen Seiten beschlossen wurden, der Leichenfeier jeden außerordentlichen Prunk versagte, ja bald nach derselben durch einen Erlaß die Beendigung der Trauer empfahl. Inzwischen war ein Versuch Pisos, in seine Provinz zurückzukehren, an der Unzulänglichkeit seiner militärischen Mittel gescheitert: er begab sich nunmehr nach Rom. Der Prozeß, der von den Freunden des Germanikus gegen ihn angestrengt wurde, erregte die Leidenschaft des Volkes im höchsten Grade. Außer Fassung gebracht durch die Teilnamslosigkeit des Kaisers verzichtete der Angeklagte, ohne daß der Beweis seiner Schuld geführt worden war, auf die Fortsetzung der Verteidigung und endete schließlich sein Leben

durch Selbstmord; Plancina, bei dem Volke verhaßt wie Piso, aber von der Kaiserin-Mutter begünstigt, trennte ihre Sache von der ihres Mannes und wurde durch die Fürbitten Livias freigesprochen.

2. Die Regierung des Tiberius nach dem Tode des Germanikus (19—37 n. Chr.).

Es war, als ob mit Germanikus ein guter Geist von der Seite des Tiberius gewichen wäre. In der äußeren Politik, deren treibende Kraft bisher Germanikus gewesen war, trat beinahe ein völliger Stillstand ein, da der Kaiser, noch zögernder und mißtrauischer als bisher, grundsätzlich jeden Krieg zu vermeiden suchte, um niemand an die Spitze eines Heeres stellen zu müssen. So duldete er sogar die Störung der von Germanikus in Asien getroffenen Anordnungen, als nach dem Tode des Artaxias Artabanus, der König von Parthien, ohne Rücksicht auf die Römer seinen Sohn Arsaces zum Könige von Armenien machte. Tiberius kämpfte lieber mit den Waffen diplomatischer Künste: eine Gegenpartei des Artabanus in Parthien gab ihm durch ein Hilfsgesuch Gelegenheit, gegen denselben einen jüngeren Bruder des oben genannten Vonones, Phraates, und nach dessen bald erfolgtem Tode einen Verwandten desselben, Tiridates, als Kronprätendenten aufzustellen, der von dem Befehlshaber der römischen Streitkräfte in Asien unterstützt sich rasch des parthischen Thrones bemächtigte, doch denselben gegen den Anhang des Artabanus nicht lange zu behaupten vermochte. So wurde Artabanus wieder König von Parthien und nur Armenien wechselte seinen Herrn, indem von Tiberius veranlaßt ein Iberer, Mithridates, sich zum Herrn des Landes aufwarf (35—37 n. Chr.). Ja in Deutschland verlor in dieser Zeit Rom ein bisher von ihm beherrschtes Gebiet: die Friesen, welchen Drusus die leichte Abgabe auferlegt hatte, für das Bedürfnis des Heeres Ochsenhäute zu liefern, empörten sich, als der damalige Verwalter, Olennius, unerbittlich für dieselben ein Normalmaß bestimmte, welches bei der unbedeutenden Größe der im Lande gezogenen Rasse nicht eingehalten werden konnte. Vor ihrem verzweifelten Grimme mußte Olennius fliehen und der Feldzug, welchen der Proprätor von Niederdeutschland, L. Apronius, nunmehr unternahm, endete mit der vollständigen Niederlage seines Heeres und der Befreiung Frieslands von der römischen Herrschaft. Die Kriege mit dem kecken Numidierhäuptling Takfarinas endlich, der durch wiederholte Einfälle in die Provinz Afrika sieben Jahre lang (17—24) den römischen Statthaltern zu schaffen machte, bis er in einem der vielen

Gefechte den Tod fand, und die Kämpfe gegen aufständische Gallier unter Florus und Sacrovir, die mit der Niederlage ihrer „eisernen Gladiatoren“ (cruppellarii) und dem Selbstmorde der beiden Führer endeten (i. J. 21), sind von keiner allgemeinen Bedeutung.

Verhängnisvoller als für die äußere Politik, die mehr nur der Thatenlosigkeit verfiel, war die Wandlung in dem Charakter des Tiberius für seine Regierung im Innern. Das Mißtrauen, mit dem das Volk ihm den Tod des Germanikus zur Last legte, steigerte seinen Menschenhaß: unbedingt aber gewann das Böse in dem Charakter des Kaisers die Oberhand, als er im J. 23 in den Bann eines Günstlings geriet, der, allein seinem Mißtrauen nicht verfallen, ihn für seine eigenen ehrgeizigen, auf den Thron gerichteten Absichten zu mißbrauchen wußte. Älius Sejanus, der Befehlshaber der Prätorianer, hatte sich durch seine Dienste dem Kaiser unentbehrlich und durch die Vereinigung der von ihm befehligten Truppe in einem festen Lager zu einer mächtigen Persönlichkeit gemacht. In Täuschung über seine Treue befangen durchschaute der Kaiser die Ränke des vermeintlichen Dieners nicht, der aber einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen alle Glieder des kaiserlichen Hauses begann. Seinem Gifte erlag Drusus, der eigene Sohn des Kaisers, nachdem dessen Gemahlin Livia sich dem Verführer ergeben hatte; seine Einflüsterungen erweckten zunächst das Mißtrauen des Tiberius gegen Agrippina, die beim Volk um ihres Gemahls willen in unerwünschtem Ansehen stehende Witwe des Germanikus, und dessen Söhne, Nero und Drusus; seine Intriguen verhetzten die beiden Brüder, um sie durch einander zu vernichten, und veranlaßten den Kaiser, Agrippina und Nero auf öde Inseln zu verbannen, den Drusus aber in einem Verließ des kaiserlichen Palastes einzukerkern; seine Falschheit rang dem Tiberius seine eigene Verlobung mit Livia, der Witwe des von ihm gemordeten Drusus, ab; sein rücksichtsloser Geist plante endlich, da von der Familie des Germanikus nur mehr dessen Bruder Claudius und der jüngste Sohn des Edlen, der Servilen Servilster, Caligula, am Leben war, den Tod des Kaisers (31). Schon seit dem Jahre 27 hatte er sich der Person des sonst so vorsichtigen Mannes bemächtigt, indem er mit Benützung seines Menschenhasses und des neuerdings bei ihm hervorgetretenen Hanges zu sinnlichen Ausschweifungen ihn beredete, sich auf die Insel Capreä bei Sorrent zurückzuziehen, und so sich faktisch zum Herrn des römischen Reiches gemacht — aber nahe der Verwirklichung des Planes, durch die Ermordung des Kaisers sich selbst an dessen Stelle zu setzen, ereilte den Verräter durch den Verrat eines Eingeweihten die Rache. Von

der ihm drohenden Gefahr unterrichtet sandte Tiberius getreu seiner Art, die Opfer seines Hasses durch Dritte als seine Werkzeuge aus der Ferne zu vernichten, einen Offizier der Leibwache, Nävius Sertorius Macro, den er im geheimen zum Präfekten der Prätorianer ernannt hatte, mit einem Schreiben an den Senat nach Rom. Letzterer wurde eiligst zusammenberufen, Sejan aber durch die Mitteilung, daß die kaiserliche Botschaft ihm die ersehnte Erhebung zur tribunizischen Gewalt bringe, in süße Hoffnungen gewiegt. Während nun der Konsul in der Sitzung des Senats den gewundenen langen Brief des Kaisers, welcher schließlich auf einen Verhaftsbefehl gegen Sejan hinauslief, verlas, hatte sich Macro bereits der Prätorianer versichert, und der bisher Allmächtige wurde noch gleichen Tages (18. Okt. 31) durch den Spruch des Senats dem Henker überliefert.

Eine grausame Verfolgung aller seiner Angehörigen und Freunde war das Ende der Macht Sejans, aber nicht auch der Beherrschung des Kaisers durch Günstlinge. Denn an Sejans Stelle trat nun das Werkzeug, dessen er sich zum Sturze des Verschwörers bedient hatte, Macro. Die römische Welt hatte durch den Wechsel der Personen mehr verloren als gewonnen: die Laster des Kaisers traten nur noch unverhüllter zu Tage. Was Sejan gegen das Haus des Germanikus nicht erreicht hatte, wurde nunmehr Wirklichkeit: nachdem Nero seinem Bruder und seiner Mutter in geheimnisvoller Weise bereits im Tode vorausgegangen war, starben jetzt (33 n. Chr.) Drusus und Agrippina den Hungertod; nur Caligula rettete durch Unterwürfigkeit sein Leben. Um den hochbetagten Kaiser war es öde geworden: Macro neigte sich bei der Aussicht eines baldigen Thronwechsels dem noch übrigen Sohne des Germanikus zu und diesem huldigte auch bereits die kaiserliche Umgebung, als am 16. März d. J. 37 Tiberius entkräftet zu entschlafen schien. Ein nochmaliges Aufflackern der erschöpften Lebenskraft erstickte Macro, indem er den Todmüden mit Kissen bedecken ließ und so seinem Leben mit Gewalt ein Ende machte.

Zweites Kapitel.

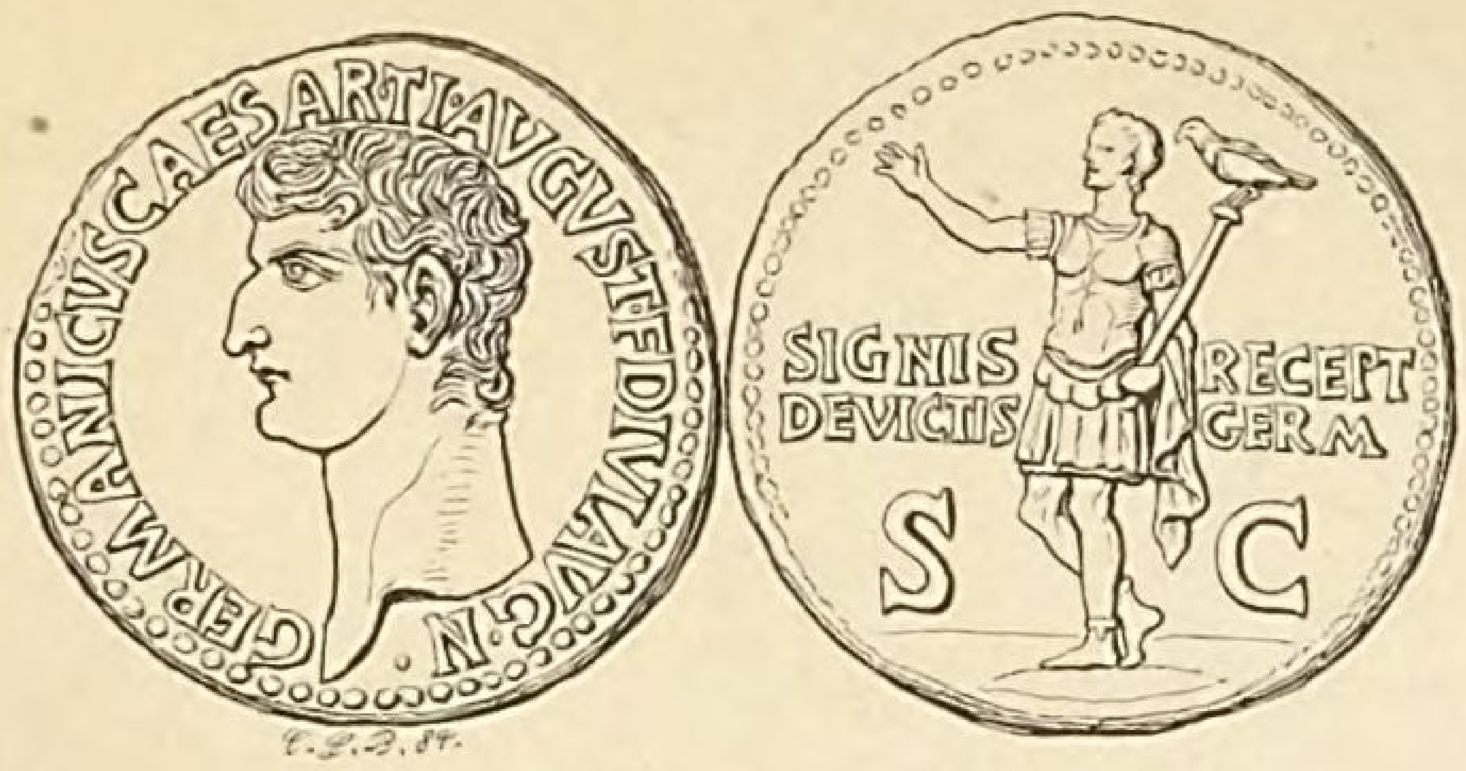
Die drei letzten Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause.

1. Caligula (37—41 n. Chr.).

Jubelnd begrüßte das Volk den Cajus Cäsar, Sohn des Germanikus, als Kaiser; „Caligula" hatte ihn der Witz der Soldaten am

Rhein genannt, die an den Soldatenstiefeln (caligae) des Knaben ihre Freude hatten. An den Namen seines Vaters knüpften sich hochfliegende Erwartungen: hatte man doch früher von Germanikus die Wiederherstellung der Republik gehofft. Und wirklich schien aus der trüben Nacht, die Tiberius über das freudenlose Rom ausgebreitet hatte, mit Caligula ein heller Stern zu blinken: unzählige Dankopfer flammten auf zu Ehren des neuen Herrn, der seinen Regierungsantritt mit einer Fülle von Gnadenerweisungen und Äußerungen eines bescheidenen, milden und allen Denunziationen abholden Sinnes bezeichnete. Und was dem gemeinen Manne besondere Freude machte, das Leben Roms wurde wieder farbiger: die von Tiberius gemiedenen und darum wenig mehr gepflegten Spiele lebten wieder auf; prachtvoller als je, ja fast mit unsinniger Verschwendung wurden sie gefeiert und boten darum nur eine um so dankenswertere Entschädigung für die langjährigen bitter empfundenen Entbehrungen.

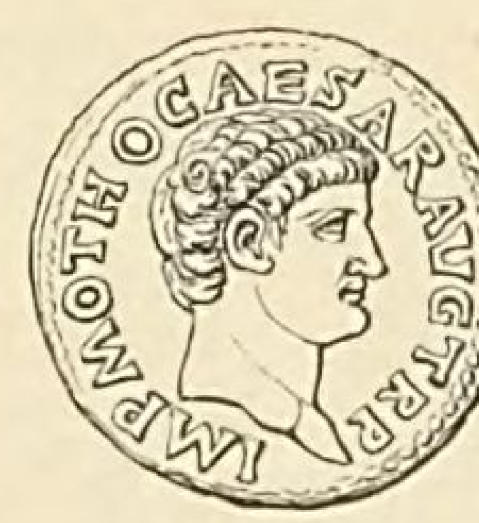
Aber trotz solcher Anfänge ist die Regierung des Caligula von dem Urteil aller Zeiten gebrandmarkt als die Herrschaft des nichtswürdigsten Egoismus, der rohesten Mißachtung jedes Rechtes und Gefühles, der gemeinsten von Habsucht eingegebenen Grausamkeit, sich selbst erniedrigenden zügellosen sinnlichen Taumels, überhitzter springender Laune, frecher Überhebung über die Schranken des Menschlichen —; ja mit dieser bewußten Frivolität verglichen erscheint Tiberius von einem Schimmer wahrhaftiger Größe umgeben und seine Tyrannei mehr nur als das Resultat unseliger äußerer Einwirkungen und darum würdig des Versuches einer Entschuldigung. Wie hätte auch Caligula sich auf der Höhe sittlicher Anschauungen behaupten können, von denen er im Anfange beherrscht erschien? Seine Tugenden waren ein Gaukelspiel gewesen, durch das er sich auf dem Throne zu befestigen gedachte. Als er einmal diesen Zweck erreicht hatte, zeigte er sich sofort in seinem wahren Wesen: ein Sklave, der, seiner Ketten ledig geworden, nur den Tyrannen zu spielen weiß und sich an dem Gedanken weidet, thun zu können, was augenblicklich ihm gefällt. So bietet seine Regierung nach wenigen Monaten das Schauspiel einer von Tag zu Tag mehr entfesselten Willkür gegen Besitz, Leben und Ehre Anderer und einer jedes Gefühles für Sittlichkeit spottenden Sinnenlust; ja selbst das an sich Verdienstvolle, wie der von ihm begonnene Bau zweier großartiger und zweckmäßiger Wasserleitungen, ist bei ihm nur ein abenteuerliches und darum unsittliches Spiel verschwenderischer Laune, die eitel nach dem Außerordentlichen hascht — darum stehen jene Aquädukte, für welche ihr Urheber bei einem anderen Charakter den Ruhm eines Wohl-



Germanikus
(19 n. Chr.).



Kaiser Claudius
(41—54 n. Chr.).



Otho
(† 69 n. Chr.).



Gajus Caligula
(37—41 n. Chr.).



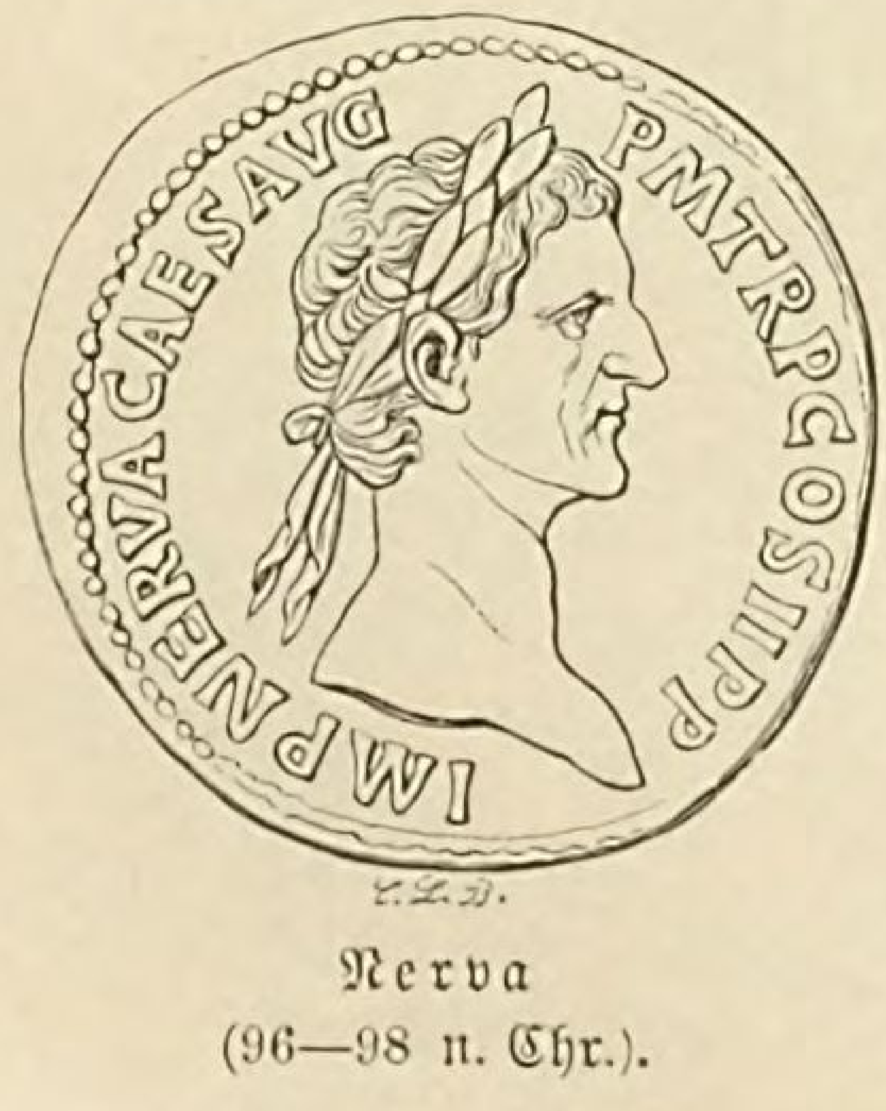
Vitellius
(† 70 n. Chr.).



Titus
(79—81 n. Chr.).



Domitianus
(81—96 n. Chr.).



Nerva
(96—98 n. Chr.).

Römische Kaisermünzen nach den Originalen des Berliner Münzkabinets.

thäters der hauptstädtischen Bevölkerung geerntet hätte, auf derselben Stufe des Wahnwitzes, wie die kolossalen Bauten, durch welche er seinen Palast in direkte Verbindung mit dem Tempel des kapitolinischen Juppiter setzte, oder wie der von ihm verwirklichte zwecklose Einfall einer Überbrückung des Meerbusens von Bajä.

Von neuem wird Rom der Schauplatz kaiserlicher Verbrechen — es stirbt Tiberius, der Enkel des verstorbenen Kaisers von dessen Sohne Drusus, dessen Haus mit demselben erlischt, Macro, durch den vor allen der neue Gewalthaber auf den Thron erhoben worden war, eine Reihe der angesehensten Männer: kurz, wer ihm durch Geburt, Stellung oder Anspruch auf Dankbarkeit lästig fiel oder durch Reichtum seine Habsucht reizte; von neuem trieben die Delatoren ihr Gewerbe, von dem Kaiser, der selbst als Richter zu fungieren liebte, gehätschelt; von neuem vermochte nur die tiefste Selbsterniedrigung diejenigen zu retten, welche durch irgend welche Leistungen den Neid des Despoten weckten. Er selbst aber entwürdigte den Thron der Cäsaren durch eine Schamlosigkeit, die selbst vor Blutschande nicht zurückscheute, und den wahnsinnigsten Fanatismus für Theater, Tierhetzen, Gladiatorenkämpfe, Wagen- und Pferderennen und alle Ergötzungen des Pöbels: und wie er selbst, nicht zufrieden mit der Rolle eines Zuschauers, sich — wenn auch in engerem Kreise — zum Klopffechter und Komödianten erniedrigte, so nötigte er auch die Aristokratie, sich ihrer Würde zu entkleiden und gleich den Mietlingen und Verkauften der Arena und des Theaters sich preiszugeben; ja seine Hingebung an den Sport des Zirkus machte aus dem Kaiser das leidenschaftlichste Mitglied einer der Parteien, in welche seit seiner Zeit die dort gepflegten Spiele die Römer spalteten. Kein Wunder, wenn die ihm eigene brutale Menschenverachtung also genährt sich zu raffinierter Grausamkeit entwickelte, die ihn auch außer dem Theater mit Menschenleben spielen und um so rücksichtsloser morden ließ, als er dadurch ein Mittel gewann, die bald in wahnsinniger Verschwendung erschöpfte große Erbschaft des Tiberius (über fünfhundert Millionen Mark) durch Raub und Erpressung zu ersetzen; der Reichtum wurde zum Verbrechen und schamlos selbst ohne den Deckmantel einer erlogenen Klage Grund des Todes. Und doch vermochten auch seine bis nach Gallien und Spanien ausgedehnten Raubzüge das unersättliche Bedürfnis des banquerotten Schlemmers nicht zu befriedigen: nachdem er die Reichen ausgeplündert, bedrückte er darum zuletzt das Volk, mit dem er bisher durch die gleiche Roheit verbunden in gutem Einvernehmen gelebt hatte, durch eine Masse neuer Steuern.

Indem er also über alles Menschenrecht mit schnödem Hohne sich überhob, konnte für ihn der Gedanke sich den Göttern gleichzustellen nichts Entsetzliches haben: auf dem palatinischen Hügel in Rom erhob sich ein Tempel des Caligula, Apollo verlor seinen von der ganzen alten Welt für besonders heilig gehaltenen Sitz in Milet an Caligula, das Bild des Zeus in Olympia vertauschte auf seinen Befehl sein majestätisches Haupt mit dem Kopfe Caligulas; das Allerheiligste des Tempels zu Jerusalem rettete nur der Tod des Despoten vor der Entweihung durch sein Standbild. Was hatte diesem Wahnwitz gegenüber die Eitelkeit zu bedeuten, mit welcher er seine einzige kriegerische Unternehmung lügenhaft als einen Sieg darstellte? Mitten im tiefsten Frieden war er an den Rhein gezogen: da nun hier ihm kein Feind gegenüberstand, ließ er einige Deutsche von seiner Leibwache sich jenseits des Flusses verstecken, um sodann die Komödie der Tapferkeit gegen einige Baumstämme zu spielen, die er fällen und in der Art von Trophäen aufputzen ließ; ein neuer Orden belohnte die Begleiter auf diesem Feldzuge. Und als er, gesonnen den Krieg mit der Eroberung Britanniens zum Abschluß zu bringen, gar bis an die Küste der Nordsee vorgedrungen war, begnügte er sich nach höchst martialischen Vorbereitungen mit dem Befehle, Muscheln als den Tribut des Ozeans aufzulesen. Der Leuchtturm, den er im Kanal errichten ließ, war der einzige wirkliche Gewinn dieses Scheinfeldzugs. Im Triumphe kehrte er nach solchen Mühen und Gefahren, die er vom Feldlager aus in einem Edikte den Senatoren und Bürgern mit sittlicher Entrüstung über ihre Genußsucht und Bequemlichkeit vorgehalten hatte, nach Rom zurück, wo Gallier, denen einige deutsche Worte eingelernt und deutsche Namen gegeben worden waren, als Deutsche gefärbt und frisiert seinen Siegeszug zierten (31. Aug. 40).

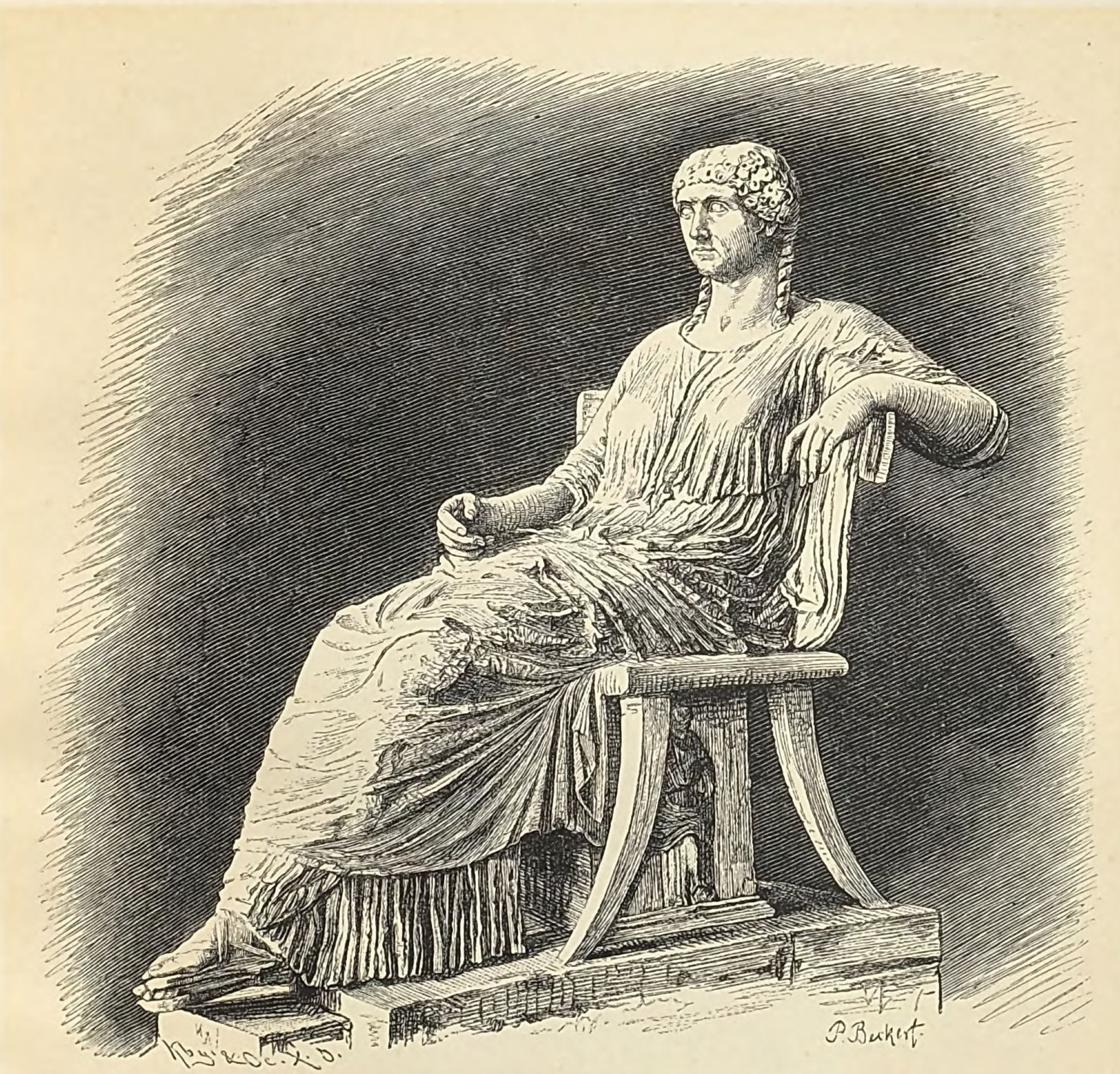
Und solcher Thorheit, solchem Wahnsinn gegenüber kein Widerstand, kein nationales Bewußtsein, kein Gefühl persönlicher Selbständigkeit — der Senat, von Caligula mehr als alle andern mißhandelt, moralisch haltlos und unterwürfig; die Vornehmen angstvoll die Sklaven ihres Henkers, das Volk zufrieden mit einem Regimente, das sein Ideal: panem et circenses! verwirklichte — alles durch den Einfluß des Despotismus entsittlicht und in den Staub getreten! Diese Welt hatte auch von dem Tode des Caligula nichts zu erwarten: es bewies dies der Tag, an dem der Kaiser den Streichen des von ihm durch boshafte Bemerkungen über seine Diskantstimme beleidigten Tribunen der Prätorianer, Cassius Chärea, und seiner Mitverschworenen erlag (24. Jan. 41).

2. Claudius (41—54 n. Chr.).

Der Nachfolger Caligulas, Tiberius Claudius Nero, der Bruder des Germanikus, wurde Kaiser im Gegensatz zu den Wünschen des Senats lediglich durch die Wahl der Prätorianer, die damals den Thron zu verkaufen lernten — die Soldateska allein hatte noch Bedeutung in dem Staate und ein stolzes Bewußtsein ihrer Macht. Konnte es besser um Rom werden, wenn mit Claudius die Regierung ein Mann überkam, der, bisher von dem öffentlichen Leben geringschätzig ferngehalten und durch natürliche Anlage und Erziehung unselbständig, selbst durch seine guten Seiten, seinen unermüdlichen Fleiß, seine Gelehrsamkeit und sein Wohlwollen, dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen war? Denn sein Fleiß war nicht ein heiliges Feuer, sondern mechanische Gewohnheit; seine Gelehrsamkeit ohne Geist und Urteil; sein Wohlwollen abhängig von dem Willen seiner Umgebung. Sein ganzes bisheriges Leben hatte die ihm angeborene körperliche und geistige Verkrüppelung zu Blödigkeit und fast gänzlichem Mangel an Selbstbewußtsein entwickelt. Bei dieser Charakterschwäche mußte er der Sklave seiner Umgebung werden; Valeria Messalina und später die jüngere Agrippina, seine Frauen, beherrschten ihn durch Freigelassene, wie Narcissus und Pallas, Günstlinge griechischer Abkunft, die dem Kaiser durch ihre Bildung imponierten, durch ihren gemeinen und kriechenden Charakter aber gefährlich waren. So kam Rom — eine neue, noch niedrigere Art der Sklaverei — in die Gewalt sittenloser Frauen und ihrer verächtlichen Kreaturen, die unter dem Namen des Kaisers und durch ihn als ihr Werkzeug mit Caligula im Morden wetteiferten, — nur daß zu dem Motiv der Habsucht sich bei jenen noch das der Eifersucht auf Schönheit gesellte; sie begannen auch, erfinderisch in der Kunst Geld zu machen, die bürgerlichen und militärischen Würden zu verkaufen. Claudius, unter ihrem Einfluß von der lächerlichen Pedanterie, mit welcher er sich anfangs einer geist- und gedankenlos betriebenen richterlichen und schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet hatte, zum rohen Fanatiker für die wüsten Szenen des Theaters und die Genüsse der Tafel herabgesunken, ließ sich so blind von ihnen beherrschen, daß Messalina es wagen konnte, in offenem Ehebruche sich dem durch Schönheit ausgezeichneten C. Silius förmlich zu vermählen — nur die Furcht der Höflinge, besonders des Narcissus, durch solches Übermaß der Frivolität mit der Gebieterin zu fallen, ließ das Unerhörte und doch allen Bekannte endlich auch zur Kenntnis des Kaisers gelangen.

Aus seinem Stumpfsinn durch die Gefahr, von Silius vom Throne gestoßen zu werden, aufgerüttelt ließ er diesen augenblicklich hinrichten, doch Messalina leben, um am nächsten Tage über sie zu Gericht zu sitzen, als Narcissus seiner Schwäche durch den eigenmächtig im Namen des Kaisers erlassenen Befehl, die Kaiserin zu töten, zuvorkam. Dieselben Höflinge aber, welche ihn aus den Banden Messalinas befreit hatten, um sich selbst zu retten, waren sofort darauf bedacht, ihn in neue Ketten zu schmieden, um ihn ferner zu beherrschen. An die leergewordene Stelle trat in kurzem Agrippina, die würdige Schwester des Caligula und unwürdige Tochter des edlen Germanikus, vormals vermählt mit Cn. Domitius und von diesem die Mutter des L. Domitius, der bei seiner späteren Adoption durch Claudius im J. 50 den Namen „Nero" empfing. Diesen ihren Sohn statt des Britannikus, des Sohnes des Kaisers aus dessen Ehe mit Messalina, deren Tod der Sohn hätte rächen können, auf den Thron zu erheben, andererseits zur Durchführung dieser Absicht unbeschränkte Mittel zusammenzuraffen — das waren die Ziele, welche die neue Gemahlin des Kaisers und der Freigelassene Pallas im Bunde mit dem als Erzieher Neros aus der Verbannung zurückberufenen Philosophen Seneka und dem neuen Befehlshaber der Prätorianer, Afranius Burrus, verfolgten. Ohne die moralische Kraft, den herrschsüchtigen Plänen einer ehrgeizigen Mutter entgegenzutreten, bot der schwachsinnige Kaiser selbst die Hand, um das Recht seines eigenen Sohnes durch die Erhöhung Neros, den er mit seiner Tochter Oktavia vermählte und mit allen möglichen Ehren auszeichnete, zu beugen. Agrippina aber, sich nicht geduldend, bis die Natur ihren heißen Wunsch erfüllte, lohnte die Gefügigkeit mit Meuchelmord: Gift endete urplötzlich das Leben des vierundsechzigjährigen Greises, und die Prätorianer des Burrus proklamierten ohne Widerspruch mit Übergehung des Britannikus den Sohn der Agrippina als Kaiser.

Rom hatte unter der Regierung des Willenlosesten aller Menschen weitere Schritte auf der abschüssigen Bahn der Selbsterniedrigung gethan: die Verleihung der kaiserlichen Macht durch die Prätorianer, das Regiment der Frauen und Höflinge, der Handel mit den staatlichen Ämtern waren auch im kaiserlichen Rom bisher unerhörte Dinge. Gegenüber solchen Fortschritten der Zersetzung boten weder die großartigen technischen Leistungen der claudianischen Regierung, als welche die Vollendung der von Caligula begonnenen Wasserleitungen, die neuen Hafenanlagen von Ostia, die Trockenlegung des Fucinersees zu bezeichnen sind, noch die nennenswerten Erfolge der äußeren Politik genügenden Ersatz. Mehr

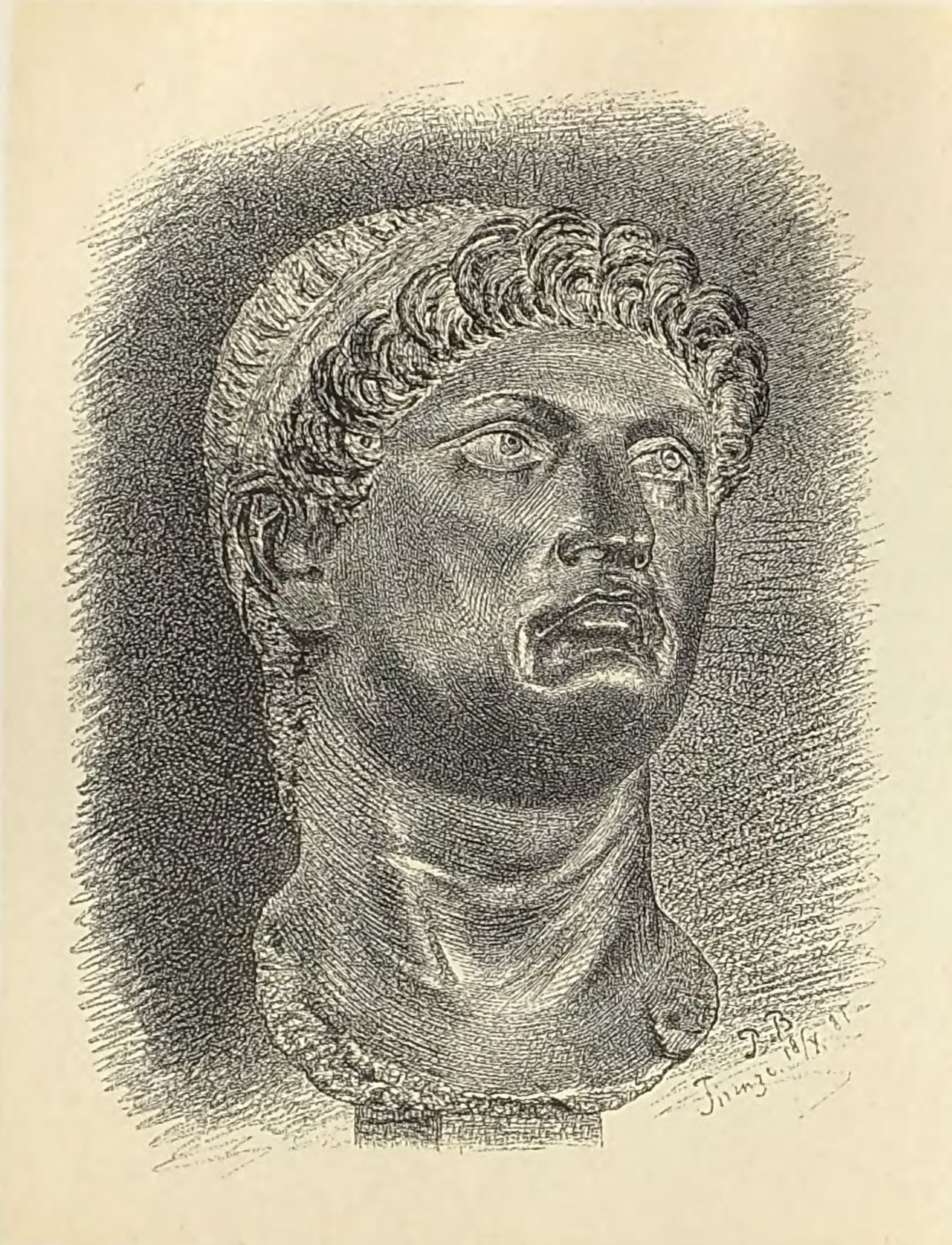


Kaiserin Agrippina (die Jüngere), Gemahlin des Claudius, Mutter des Nero.
Nach der Statue im kapitol. Museum zu Rom.

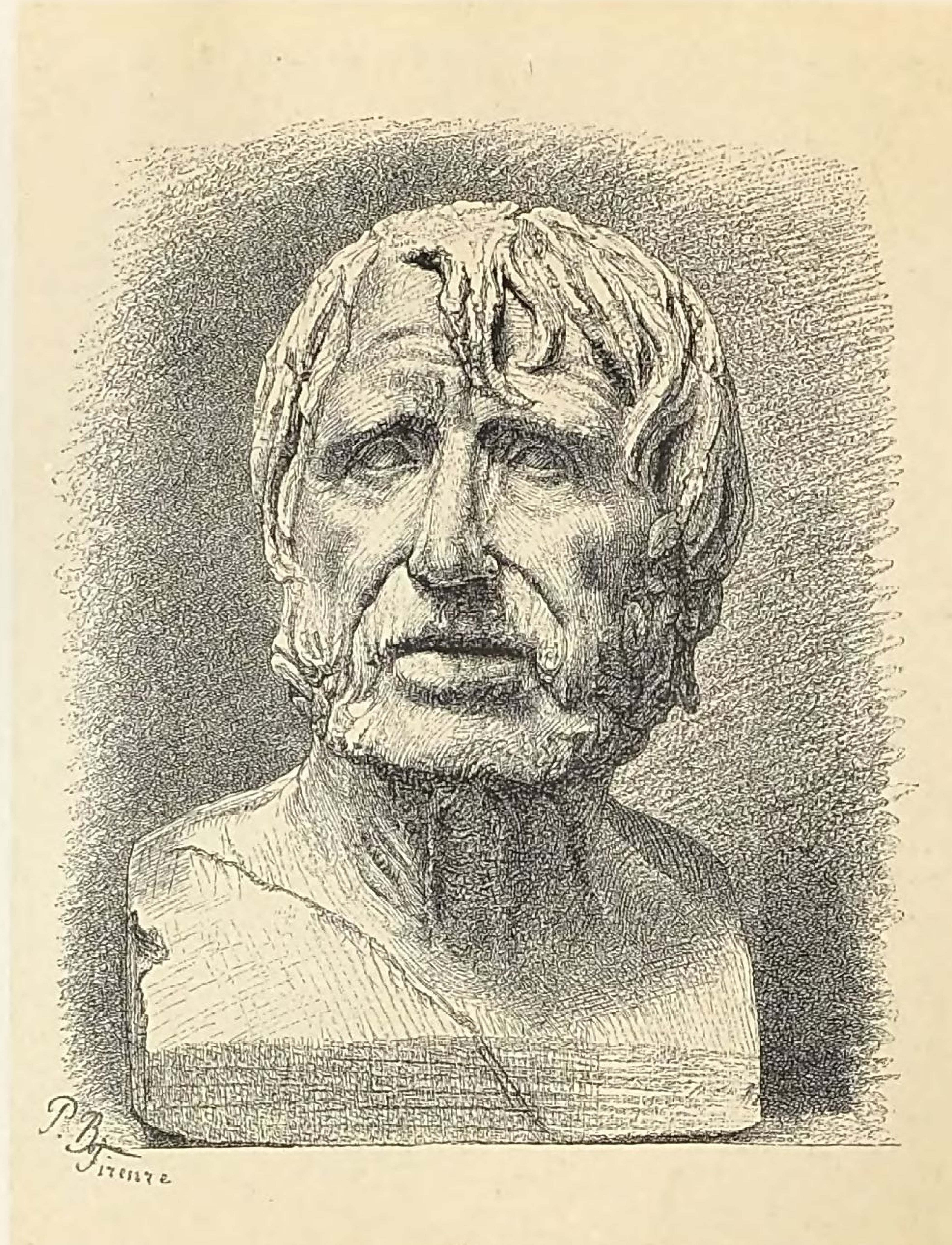
nur eine moralische Genugthuung freilich war der Triumph über die Cherusker, als diese durch Bürgerkriege geschwächt im J. 47 sich selbst von Rom Italikus, den Sohn des einst den Römern so ergebenen Flavus, zu ihrem Könige erbaten. Claudius gewährte die Bitte, und mit römischem Gelde und Gefolge ausgestattet zog der stattliche Jüngling in die neue Heimat, in der er geraume Weile beliebt durch seine Selbständigkeit gegenüber den Parteien und seinen Anschluß an die Landessitte, später als Sieger über Feinde seines Thrones die Herrschaft behauptete. Doch erwarb das römische Heer um dieselbe Zeit auch kriegerische Lorbern gegen die Deutschen. Cn. Domitius Corbulo kämpfte im J. 47 gegen die Chauken, die geführt von dem Canninefaten Gannaskus aus ihren Wohnsitzen zwischen der Mündung der Ems und Weser Plünderungszüge in das römische Gebiet am Rheine unternommen hatten. Energisch in der Behandlung des Heeres, das er zu der alten römischen Zucht anhielt, warf er die Eindringlinge aus dem angegriffenen Gebiete hinaus und versenkte die feindlichen Schiffe; und auch die Friesen wurden von ihm wieder zur Unterwerfung genötigt. Schon hatte Corbulo durch Meuchelmord den Gannaskus beseitigt und Anstalten getroffen, die durch dieses Verfahren gereizten Chauken in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, um ihre Unterwerfung zur vollendeten Thatsache zu machen, als Claudius unter dem Einfluß fremder Eifersucht seinen Siegeslauf durch den Befehl zum Rückzug hemmte. Um die Soldaten wenigstens vor Müssiggang und seiner Folge, der sittlichen Verwilderung, zu bewahren, ließ Corbulo — hierin das Vorbild mancher späterer Heerführer — durch sie einen Kanal zwischen Maas und Rhein in der Länge von dreiundzwanzig römischen Meilen anlegen, um durch ihn den Verkehr in jenen Gegenden zu erleichtern und Überflutungen zu verhindern. Und noch ein zweites Denkmal hat die Regierung des Claudius in Deutschland hinterlassen: auf Veranlassung der Kaiserin Agrippina wurde im J. 51 in der Stadt der Ubier, ihrer Geburtsstätte, eine römische Kolonie angelegt, deren Name „colonia Agrippina" in dem heutigen „Köln" erhalten ist.

Von noch bedeutenderen Erfolgen waren die Feldzüge gegen Britannien begleitet. Zweimal hatte C. Julius Cäsar die Insel mit einem Heere aufgesucht, doch ohne eine Herrschaft Roms auf derselben zu begründen; Augustus hatte vorübergehend sich mit dem Gedanken ihrer Unterwerfung beschäftigt, doch ohne ihn ernstlich ins Werk zu setzen, Caligula ihn ins Werk gesetzt, doch mit einer Komödie beendet, endlich Claudius machte zuerst einen Teil des Landes zur römischen Provinz. Das Hilfs-

gesuch eines Häuptlings, der bei den beständigen gegenseitigen Kämpfen der dortigen keltischen Stammesfürsten vertrieben worden war, führte die erste römische Armee seit Cäsar unter A. Plautius im J. 43 nach der Insel. Die Erfolge dieses Feldherren, nicht zum kleinsten Teile das Verdienst des nachmaligen Kaisers Vespasianus, der unter Plautius eine Legion befehligte, waren für Claudius eine Veranlassung, sich eine kurze Zeit in eigener Person mit dem Scheine des Oberbefehles an dem Kriege zu beteiligen, seit welcher Zeit ihn und seinen Sohn der Name Britannikus zierte. Nach Plautius sicherte P. Ostorius die von diesem gemachten Eroberungen durch Befestigungswerke, die er zwischen den beiden Flüssen Avon und Severn anlegte; derselbe erweiterte sie durch einen großen Sieg über die Völkerschaft der Siluren in Südwales, deren König Caratakus als Gefangener im J. 50 die Augen des römischen Stadtvolkes weidete. Doch vermochte auch er nur in der südlichen Hälfte von England eine wirkliche Herrschaft Roms zu begründen. Sie durch Eroberungen auszudehnen war der Plan des Statthalters Suetonius Paulinus, der schon auf kühnen Feldzügen (42 n. Chr.) römische Heere in Mauretanien bis an den Atlas und in die Sahara geführt und dieses Land dem römischen Reiche als Provinz einverleibt hatte. Dieser setzte im J. 51 n. Chr. auf die Insel Mona über und nahm dieselbe trotz der fanatischen Verteidigung der durch die Druiden aufgeregten Bevölkerung in Besitz. Allein eben dieser Eroberungszug brachte wieder die Herrschaft der Römer in Britannien in die größte Gefahr: die Unzufriedenheit der Eingeborenen mit der römischen Härte und Habsucht ließ sie die Abwesenheit des Statthalters zu einem Aufstand benützen. Boadicea, die Königin der von Ostorius unterworfenen Icener, stellte sich an die Spitze — Camoludunum (Colchester), die von Ostorius (im J. 50) gegründete Militärkolonie, wurde zerstört und die erste römische Truppe, die ihr entgegentrat, vernichtet. Aber Suetonius trug durch das militärische Genie, mit dem er sein kleines, kaum zehntausend Mann starkes Heer aufzustellen wußte, über die Leidenschaftlichkeit der zwölffach stärkeren Gegner einen so entscheidenden Sieg davon, daß Boadicea sich durch Gift tötete. Nur die Eifersucht des Prokurator (Finanzintendanten) Julius Classicianus hinderte den Statthalter seinen Sieg auszunützen; wenige Jahre darauf als das Opfer schnöder Verdächtigungen von Kaiser Nero nach Rom zurückberufen, hinterließ er das Kommando Männern ohne Energie, die unfähig, stramme Disziplin im Heere zu üben, bloß der Uneinigkeit der Britannier die Erhaltung der römischen Herrschaft in den bisher eroberten Landesteilen verdankten.



Kaiser Nero.
Nach der Broncebüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz.



Seneka, der Philosoph.
Nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz.

3. Nero (54—68 n. Chr.).

Zum Kaiser proklamiert zeigte L. Domitius Nero nicht sofort mit dem Tage seiner Thronbesteigung die Tyrannei, durch welche sein Name sprichwörtlich geworden ist, sondern dem Caligula auch hierin ähnlich schien er vielmehr in den ersten Jahren seiner Regierung eine neue glückliche Zeit über Rom heraufzuführen. Soweit seine Handlungen den Staat betrafen, bewies der jugendliche hochbegabte Herrscher sich bescheiden gegen den Senat und geneigt, dem Worte seiner Berater Burrus und Seneka Gehör zu schenken: eine Reihe wohlmeinender Maßregeln schützte Freiheit und Besitz auch untergeordneter Personen gegen Bedrückung. Und selbst der Schatten, den auf diese goldene Zeit bald die Ereignisse im Innern der kaiserlichen Familie warfen, vermochte noch nicht das Wohlgefallen des Volkes und Senates zu trüben, bis aber endlich solche Laxheit des Urteils, eine Folge der allgemeinen Entsittlichung, sich an Nero selbst den wohlverdienten Züchtiger erzog.

Es war der Kampf zweier Laster, der Herrschsucht der Kaiserin-Mutter Agrippina und der Sinnlichkeit Neros, in welchem die schlechten Eigenschaften des letztern mit merkwürdiger Schnelligkeit entfesselt wurden, und zwar nicht ohne grobes Verschulden seiner beiden Lenker, die von der Notwendigkeit überzeugt, den Einfluß der Kaiserin-Mutter zu beseitigen, durch Begünstigung seiner ausschweifenden Sinnlichkeit den Sohn von der Mutter zu trennen dachten. Hatte Agrippina, unter Claudius gewöhnt durch ihre Günstlinge zu herrschen und auch äußerlich als die Herrin sich gebarend, gemeint diese Rolle unter Nero, der ihr allein den Thron verdankte, fortzusetzen, so drohte sie nun, als die Leidenschaft Neros für die schöne Freigelassene Akte sie auf die Seite drängte, aus Rache mit einer Revolution, welche dem berechtigten Thronerben Britannikus, dem Sohn des Claudius, die kaiserliche Gewalt verleihen und auf diesem Wege ihr selbst die Macht im Staate erhalten sollte. Da betrat Nero, wie alle grobsinnlichen Menschen gefühllos und zu seinem Schutze rasch bedacht, ohne weiteres den Weg des blutigen Verbrechens: noch lebte in ihm die Scheu vor der Mutter, aber er ermordete den Stiefbruder, indem er ihn vor seinen Augen bei einem Gastmahl vergiften ließ. Die öffentliche Meinung verhielt sich zu dieser That teils schweigsam, teils sie entschuldigend. Und sowohl die sinnliche Leidenschaft, als auch die Gefühllosigkeit des Kaisers wuchs angesichts dieser Billigung. Schon begann er seine Orgien aus den Mauern des Palastes hinauszutragen in die Öffentlichkeit. Besonders aber

kennzeichnete seinen Fortschritt im Laster sein neues Verhältnis zu Poppäa Sabina, der Gemahlin des nachmaligen Kaisers Otho, die von diesem Wüstling sich trennend dem andern Wüstling sich in der Hoffnung ergab, mit ihm den Thron zu teilen. Ihre Feindschaft gegen Agrippina, in der sie eine Verbündete der rechtmäßigen Gemahlin Neros, Oktavia, erblickte, wußte bei dem Kaiser den letzten Rest natürlicher Empfindung zu vertilgen, den dieser — nach dem Tode des Britannikus damit zufrieden, die Mutter durch die Verbannung vom Hofe jeder Möglichkeit eines Einflusses zu berauben — instinktiv sich bewahrt hatte. Jetzt selbst nicht mehr durch den Schein der Notwehr entschuldigt, ward er zum Muttermörder: nur der kühle Verstand, der ihm empfahl das Urteil der Welt noch zu berücksichtigen, ließ ihn auf Wege sinnen, das Verbrechen mit dem Scheine des rätselhaften Zufalls zu bemänteln. Agrippina sollte veranlaßt werden sich an Bord eines Schiffes zu begeben, das eine sinnreiche Konstruktion im Nu auseinander fallen und versinken ließ. Der Plan gelang so weit, daß Agrippina, von Nero durch Schmeicheleien sicher gemacht, das Schiff bestieg, um den kurzen Weg von Bajä nach Bauli auf demselben zurückzulegen; aber die Mannschaft auf demselben, in der Mehrzahl in das Geheimnis nicht eingeweiht, widersetzte sich den Manipulationen, durch welche die Wirkung jenes Mechanismus bedingt war, und ebenso auch einem Versuche, das Schiff durch übermäßige Belastung der einen Seite zum Kentern zu bringen. Agrippina gelangte, wenn sie auch bei dem letztgenannten Versuche samt ihrer Begleiterin ins Meer gefallen war, doch schwimmend und zuletzt von einem Kahne aufgenommen an die nahe Küste und von da in ihre Villa; die Zofe, welche sich für die Kaiserin-Mutter ausgab, indem sie um Hilfe rief, hatte um den Preis des eigenen Lebens das ihrige gerettet. Da er seinen Plan entlarvt sah und die Rache der Mutter fürchtete, scheute Nero nun aber auch nicht mehr vor dem offenen Verbrechen zurück: von ihm ausgesandte Meuchelmörder überfielen die einst Allgewaltige in ihrem einsamen Landhaus, um sie zu erschlagen. Fast noch einen Rest von Menschlichkeit verriet die Lüge des unnatürlichen Sohnes, mit welcher er in derselben Stunde einen Boten, den Agrippina mit der Nachricht ihrer Rettung an ihn sandte, durch ein Gaukelspiel des Versuches eines ihm aufgetragenen Meuchelmordes zieh und sodann in einer Zuschrift an den Senat behauptete, es habe seine Mutter in Verzweiflung über das Mißlingen dieses Planes sich selbst ermordet.

Ohne Gefühl für das Entsetzliche der That und für die eigene Ehre frohlockte heuchlerisch Senat, Garde und Volk über die Rettung des

Kaisers — Dankfeste, Opfer, Deputationen, neue Ehren überzeugten diesen von der Möglichkeit und dem Rechte, alles zu thun, was ihm beliebte, und sich von nun an jenen Sklaven gegenüber ohne Rücksicht seinen Gelüsten zu überlassen.

Zunächst beschränkte sich freilich die Äußerung seiner entfesselten Leidenschaft im öffentlichen Leben auf die Schamlosigkeit, mit welcher er im Widerspruch zu aller römischen Tradition sich dem Berufe eines Schauspielers und Sängers widmete und durch Veranstaltung der empörendsten öffentlichen Orgien das Volk zum Mitschuldigen seiner eigenen Gemeinheit machte; bald aber gesellten sich zu dieser Entehrung der eigenen und der nationalen Würde Handlungen der Grausamkeit, die nicht mehr bloß das dem Throne gefährliche Leben von Verwandten, sondern die Existenz Aller und insbesondere der Reichen gefährdete: eine neue Zeit der Ernte war für die Delatoren angebrochen. In rascher Folge fanden — der unzähligen minder bedeutenden Opfer nicht zu gedenken — Burrus, Oktavia, Seneka, Pätus Thrasea den Tod. Burrus und Seneka waren trotz der Nachgiebigkeit, mit welcher sie als die Erzieher des Kaisers den schlechten Neigungen des Jünglings ein halbes Recht zugestanden hatten, dem inzwischen herangereiften Lüstling unbequem geworden: jener starb, wie man wohl annehmen darf, von dem einstigen Zögling vergiftet zur Rache für die Treue, mit welcher er das Recht Oktavias gegen Poppäa Sabina verteidigte (62 n. Chr.) — bald folgte von erkauften Lügnern der Untreue angeklagt und darum verbannt Oktavia ihm im Tode nach; an die Stelle des Burrus trat ein Ausbund der Lasterhaftigkeit, Sofonius Tigellinus, an die der edlen Dulderin die freche Poppäa, bis auch sie — von dem Unhold durch Fußtritte zu Tode mißhandelt — der Statilia Messalina wich. Seneka, der, wenn auch nicht durch seine Handlungen, so doch durch die von ihm geäußerten Grundsätze das Mißfallen des Kaisers auf sich zog, wurde von seinem Schicksale erst einige Jahre später ereilt (65 n. Chr.), als die Verschwörung entdeckt worden war, welche, von allen Mißvergnügten gebildet, von C. Piso aber schwächlich geleitet, der Herrschaft Neros ein Ende machen sollte. Unzählige, Schuldige und Unschuldige, wurden damals hingerichtet. Viele suchten, wenigstens im Tode des Römernamens wert, selbst den Tod; auch Seneka, der bei der Verschwörung nicht beteiligt gewesen war, ja geradezu eine nähere, auch nur gesellschaftliche Verbindung mit Piso abgelehnt hatte, wurde zum Verschworenen gestempelt, weil man sich seiner entledigen wollte, und durch einen Befehl des Kaisers genötigt sich selbst zu töten. Er öffnete sich die Adern und

beschleunigte den zögernden Tod, indem er sich in einem heißen Bade erstickte. In gleicher Weise starb im folgenden Jahre Pätus Thrasea, ein Mann durch seine Sittenreinheit und Weisheit ebenbürtig einem Cato, als ein römischer Sokrates — sein Verbrechen war seine Tugend, die es ihm verbot mit dem Haufen der Heuchler und Schmeichler Huldigungen darzubringen, wo er Verachtung empfand.

Auch der einzige bedeutende Feldherr der Zeit, Cn. Domitius Corbulo, erlag damals der Eifersucht des Kaisers. Ihm hatte Nero das Kommando in Asien übertragen, wo Vologäses, noch unter der Regierung des Kaisers Claudius zur Herrschaft in Parthien und zugleich in Armenien gelangt, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden sollte. Bald hatte Corbulo ohne eine blutige Schlacht durch geschickte Operationen ganz Armenien mit den beiden Hauptstädten Artaxata und Tigranocerta erobert und einen kappadocischen Prinzen, Tigranes, als römischen Vasallen auf den erledigten Thron gesetzt (58—60), ebenso den Übermut des durch vorübergehende Erfolge aufgeblähten parthischen Königs durch seine Feldherrnkunst so weit gedemütigt, daß er sich dazu erniedrigte, seine Krone vor der Front des römischen Heeres zu den Füßen des Bildnisses des Kaisers niederzulegen (63), um sie später in Rom aus der Hand Neros aus Gnaden wieder zu empfangen. Gegenüber diesen glänzenden Thaten schien die Ruchlosigkeit des Kaisers ihren höchsten Triumph zu feiern, als sie den verdienten General zum Selbstmord zwang; aber das Volk hielt ihn noch scheußlicherer Verbrechen für fähig und er hat noch scheußlichere verübt.

Als im J. 64 eine furchtbare Feuersbrunst die größere Hälfte der Stadt Rom und tausende von Menschenleben vernichtet hatte, bezichtigte die öffentliche Meinung den Kaiser der absichtlichen Brandstiftung: er habe, hieß es, Gelegenheit gesucht die Stadt wieder schöner aufzubauen und an dem schrecklich erhabenen Schauspiel auf hohem Balkon sich weidend sein Lied vom Brande Trojas mit naturgetreuer Staffage zu singen. Doch mögen dies Erfindungen der Erbitterung gewesen sein: sicher ist, daß er mit einem Massenmord die Entrüstung der Römer zu entwaffnen suchte, als ihm dies durch reichliche Schenkungen nicht gelingen wollte. „Um dem Gerede ein Ende zu machen," — schreibt Tacitus — „schob er als Schuldige, die er nunmehr mit den ausgesuchtesten Martern heimsuchte, die „Christen" vor, wie das Volk die durch ihre Verbrechen allgemein Verhaßten benannte. Es knüpft sich dieser Name an einen gewissen Christus, der unter Tiberius auf Befehl des Prokurators Pontius Pilatus gekreuzigt

wurde: ihr verderblicher Aberglaube, damals augenblicklich zurückgestaut, machte sich von neuem breit nicht bloß in Judäa, dem Herd dieser Pest, sondern auch in Rom, wo überallher alles Scheußliche und Schandbare zusammenfließt und ein zahlreiches Publikum findet. Darum wurden nun zunächst solche gepackt, welche des neuen Glaubens geständig waren; durch ihr Zeugnis wurden sodann tausende nicht so sehr auf Grund der erwiesenen Anklage auf Brandstiftung, als infolge ihres Hasses gegen die übrige Menschheit für schuldig erklärt. Ihren Tod begleiteten Äußerungen des Hohnes: in Tierfelle gehüllt starben sie zerfleischt von Hunden oder sie wurden ans Kreuz geschlagen oder sie brannten mit leicht entzündlichen Stoffen bekleidet nach Sonnenuntergang als nächtliche Fackeln. Nero hatte für dieses Schauspiel seine Gärten geöffnet und veranstaltete in denselben das Schauspiel eines Rennens — in dem Kostüm eines Wagenlenkers oder auf einem Rennwagen mischte er sich unter das Volk. Selbst gegen die Schuldigen, welche die härteste Bestrafung verdienten, erwachte bei diesem Verfahren Mitleid, da nicht das Staatswohl, sondern nur die Grausamkeit eines Einzigen ihren Tod zu fordern schien."

Was bedeutete neben solchen Unmenschlichkeiten der Größenwahnsinn, mit welchem der Kaiser sich nach dem Brande einen Palast, das „goldene Haus", erbaute, dessen kolossale Ausdehnung die Schranken des Natürlichen durchbrach und dessen Schmuck der Raub aus allen Tempeln des Reiches war? oder selbst der immer mehr zunehmende Cynismus, mit dem er grobsinnliche, aller Scheu und Scham spottende Lustbarkeiten feierte, und die Leidenschaft für theatralische Vorstellungen, mit welcher er in Rom selbst vor dem gesamten Volke im Zirkus um billige Lorbern kämpfte und endlich sich um griechische Siegeskränze als um das höchste Ideal des Ruhmes bewerben mochte? Ein Freigelassener regierte das römische Reich, indes sein Kaiser zwei Jahre lang (66—68) in Griechenland nach Triumphen als Wagenlenker geizte, und kaum vermochte die Gefahr einer Empörung des unzufriedenen römischen Volkes diesen zurückzuführen. Noch gelang ihm durch neue Festlichkeiten den drohenden Sturm zu bannen. Als aber der Statthalter in Gallien, C. Julius Vindex, auf sein Heer gestützt sich gegen ihn erhob, um den spanischen Statthalter Servius Sulpicius Galba an seiner Stelle auf den kaiserlichen Thron zu erheben, war das Signal zur Befreiung Roms gegeben. Es nützte wenig, daß Vindex in der Schlacht gegen den Statthalter Oberdeutschlands, L. Verginius Rufus, fiel, denn dieser ergriff selbst nicht die Partei Neros und ebenso wenig die übrigen Statthalter, so daß Galba als der Verteidiger des Se-

nates unaufhaltsam sich Rom zu nähern vermochte. Zwischen Furcht und Hoffnung, Übermut und Verzweiflung und allen möglichen abenteuerlichen Plänen schwankend floh Nero, endlich selbst von den Prätorianern aufgegeben, aus der Stadt. Da erweckte die Gefahr, von den ausgesandten Häschern zu sicherem Tode nach Rom zurückgeführt zu werden, knapp bevor es zu spät war, in ihm noch den Mut sich selbst zu töten, und ein Freigelassener vollendete den mißglückten Versuch seines Herrn. Das geschah am 8. oder 9. Juni des Jahres 68 n. Chr.

Mit Nero starb der letzte Abkömmling der von Augustus begründeten Dynastie. Ihr Erfolg in der inneren Leitung des Staates war eine schlimmere Demoralisation, als sie durch die Bürgerkriege der vorausgehenden Epoche herbeigeführt worden war: das ächte Römertum war vernichtet und, wenn der Staat fortbestand, ja nach außen sich als mächtig und glänzend darstellte, so war dies nur die Folge der in alten guten Zeiten geschaffenen festen Organisation desselben. Verhältnismäßig am besten erhalten zeigte sich dieser Kern in dem Heere, das auch unter diesen Kaisern Roms würdige Thaten verrichtete.

Drittes Kapitel.

Literatur, Kunst und Sitte unter den Kaisern aus dem Julisch-Claudischen Hause.

Der innige Zusammenhang, der zwischen dem politischen und dem geistigen Leben eines Volkes besteht, mußte sich in dem Entwicklungsgange der römischen Literatur während der Zeit des kaiserlichen Regimentes abspiegeln. Der Despotismus wirkte lähmend auf die Geister oder erzog sie zur Heuchelei, und selbst das Interesse, welches einzelne Kaiser, wie Claudius und Nero, der Literatur entgegenbrachten, schadete derselben durch die Eitelkeit, mit der sie eifersüchtig auf fremde Leistungen für den Ruhm der eigenen sorgten. So ging in jeder Beziehung, sachlich und sprachlich, die Wahrheit verloren und das Geschraubte, Pathetische, Manierierte trat an ihre Stelle. Und der Zusammenhang mit dem Volke, der für die literarische Produktion einer Nation gleichsam der sie stets verjüngende Gesundbrunnen sein soll, war unter diesen Kaisern noch weniger als unter Augustus vorhanden: sie hatten zu der ästhetischen Kluft, die unter dem Begründer der Monarchie zwischen den Gebildeten und der großen Masse des Volkes be-

stand, noch einen verschärften Gegensatz dieser beiden Klassen in politischer Beziehung gefügt. Geistige Leistungen höherer Art waren nur auf den Gebieten möglich, welche, wie Grammatik, Geographie, Heilkunde, Landwirtschaft, durch ihren Stoff der Berührung mit der Politik entrückt waren. Dagegen wie im allgemeinen der spezifisch römische Geist in jener Zeit unterdrückt wurde, so siechten auch gerade diejenigen literarischen Bestrebungen am meisten dahin, welche bisher am meisten von dem nationalen Geiste getragen gewesen waren: Geschichtschreibung und Beredsamkeit, soweit sie sich nicht auf die vier Wände der Schule in unfruchtbarem Einerlei beschränkte. Ein Beweis für die Umwandlung des literarischen Lebens ist schon die Thatsache, daß die Mehrzahl der Schriftsteller aus der Provinz Spanien stammte, welche bisher bei der Entwicklung des geistigen Lebens nicht beteiligt gewesen war.

Es ist natürlich, daß diese innere Veränderung des römischen Geistes auch eine Veränderung seiner Ausdrucksform, der Sprache, mit sich brachte; man bezeichnet die so herbeigeführte neue Entwicklungsform der lateinischen Sprache als die silberne Latinität. Ihr hauptsächlichstes Kennzeichen ist außer besonderen Eigentümlichkeiten lexikalischer und syntaktischer Art, die sich vielfach aus dem Sprachgebrauch der neuen Heimat der Literatur erklären, als Folge des herrschenden Pathos die Mischung des bisher streng geschiedenen prosaischen und poetischen Ausdrucks.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen die Pflege, welche die einzelnen literarischen Gattungen unter den Juliern gefunden haben.

Die Geschichtschreibung verzichtet auf den Ruhm der Wahrheit: Vellejus Paterkulus, ein Offizier aus der Schule des Tiberius, verfaßte mit jener Schmeichelei gegen seinen früheren Kriegsherrn, die wir als Byzantinismus bezeichnen, einen Abriß der römischen Geschichte von der Einwanderung der Griechen in Italien bis zum Jahre 30 n. Chr.; minder geistreich, aber ebenso dilettantisch und ebenso schmeichlerisch schrieb sein Zeitgenosse Valerius Maximus aus verschiedenen geschichtlichen Werken in geschraubtem Stil eine Anekdotensammlung zusammen; mehr rhetorisch endlich als der Wahrheit beflissen behandelte — wenigstens wahrscheinlich unter Claudius — Q. Curtius Rufus die Geschichte Alexanders des Großen. Die Nichtigkeit der dem öffentlichen Leben entfremdeten und zur Schulrhetorik und Deklamation herabgesunkenen Beredsamkeit aber zeigen die Schriften, die uns von dem Rhetor Annäus Seneka, dem Vater des berühmten gleichnamigen Philosophen, erhalten sind. Und trotz der Fülle

feiner, ja edler Gedanken, die ihren Urheber oft schon als von christlichem Geiste erfaßt erscheinen ließen, ist in Wahrheit doch auch eben dieser als Stoiker sich gebärdende Philosoph (geb. zu Corduba in Spanien im J. 7 v. Chr., gest. 65 n. Chr.) ein eitler Rhetor. Wir besitzen von ihm noch eine große Zahl populär-philosophischer Schriften über ethische Probleme, den Zorn, die Milde, die Wohlthätigkeit, und über physikalische Fragen, dazu eine Reihe von Dialogen und eine umfangreiche Briefsammlung; aber wenn wir seine Lehren an seinem praktischen Leben prüfen — und welcher Maßstab könnte richtiger sein als dieser? —, so sehen wir uns doch mehr schönen als wahrhaft empfundenen Worten gegenübergestellt und sein geistreicher, pikanter Stil erscheint als künstlich und nach Effekten haschend, nicht als die natürliche Verkörperung eines die Seele erfüllenden Gedankens.

Das Lob der Wahrheit in Urteil und Sprache gebührt in dieser verlogenen Zeit nur Fachschriftstellern, wie dem A. Cornelius Celsus, von dem uns acht Bücher über die Heilkunde erhalten sind, dem Spanier Columella für seine zwölf Bücher über Landbau und seinem Landsmann Pomponius Mela, in dessen drei Büchern de chorographia uns das älteste geographische Kompendium über die alte Welt überliefert ist.

Wie wenig läßt sich nach diesen Leistungen der Prosa auf dem Gebiete der Poesie erwarten, die mehr als jene eines idealen Bodens zu ihrem Gedeihen bedarf?

Der einzige Dichter aus der Zeit des Tiberius ist der bekannte Fabeldichter Phädrus, der nicht ohne Beziehungen auf die eigene Zeit, die ihm selbst mancherlei Verfolgung brachte, äsopische Fabeln in jambischen Senaren bearbeitete. Eine lebhaftere poetische Produktion zeigt die Zeit des Kaisers Nero, der selbst sich zu den Dichtern rechnete und so einen gewissen Eifer für die Dichtung weckte. Wir finden unter seiner Regierung, um mit dem Epos zu beginnen, in dieser Richtung thätig den Neffen Senekas, M. Annäus Lukanus, dessen zwar von edlem Sinne für Roms Freiheit eingegebene Dichtung über den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar (Pharsalia) doch nur eine Deklamation in Versen ist; in konventionellen Formen bewegt sich das „Aetna" betitelte didaktische Gedicht des Lucilius; als ein Nachahmer Virgils erscheint in seinen Idyllen nicht frei von Speichelleckerei Calpurnius; in dem Gebiete der Satire — aber trotz aller Nachahmung des Meisters Horatius gespreizt und schulmeisterlich — ist thätig A. Persius Flaccus (34—62). Selbst die Tragödie feiert neben den das Theater beherrschenden Mimen und Panto-

mimen eine Auferstehung in den undramatischen Deklamationen, welche unter dem Namen des Philosophen Seneka auf uns gekommen sind und selbst in ihrer Formgewandtheit den Mangel an Formgefühl, d. h. dem Gefühl für die Übereinstimmung von Form und Inhalt verraten.

Eine mannigfache dichtende Thätigkeit, aber keine Dichtung! Dieses Lob verdient von allen Werken jener Zeit am ehesten der in seiner Form halb prosaische halb poetische Sittenroman des Petronius Arbiter, von dessen uns erhaltenen Fragmenten das bekannteste „Die Mahlzeit des Trimalchio“ ist. Dieser Trimalchio — bei uns geradezu sprichwörtlich geworden — ist das Bild eines Parvenus (Emporkömmlings), der so reich ist, daß er Sizilien kaufen will, so luxuriös, daß er 100 silberne Krüge und 1000 silberne Schalen besitzt, so unwissend, daß er Sizilien für ein Stück von Afrika hält, so halbgebildet, daß er Cassandra mit Medea, Hannibal mit Agamemnon, Niobe mit Odysseus verwechselt. Er und seine Gäste werden so mit Witz, Ironie und Humor in der einem Jeden eigentümlichen Sprache geschildert -- an sich meisterhaft, nur daß die Naturwahrheit in der Weise neuerer französischer Romane zur Gemeinheit herabsinkt.

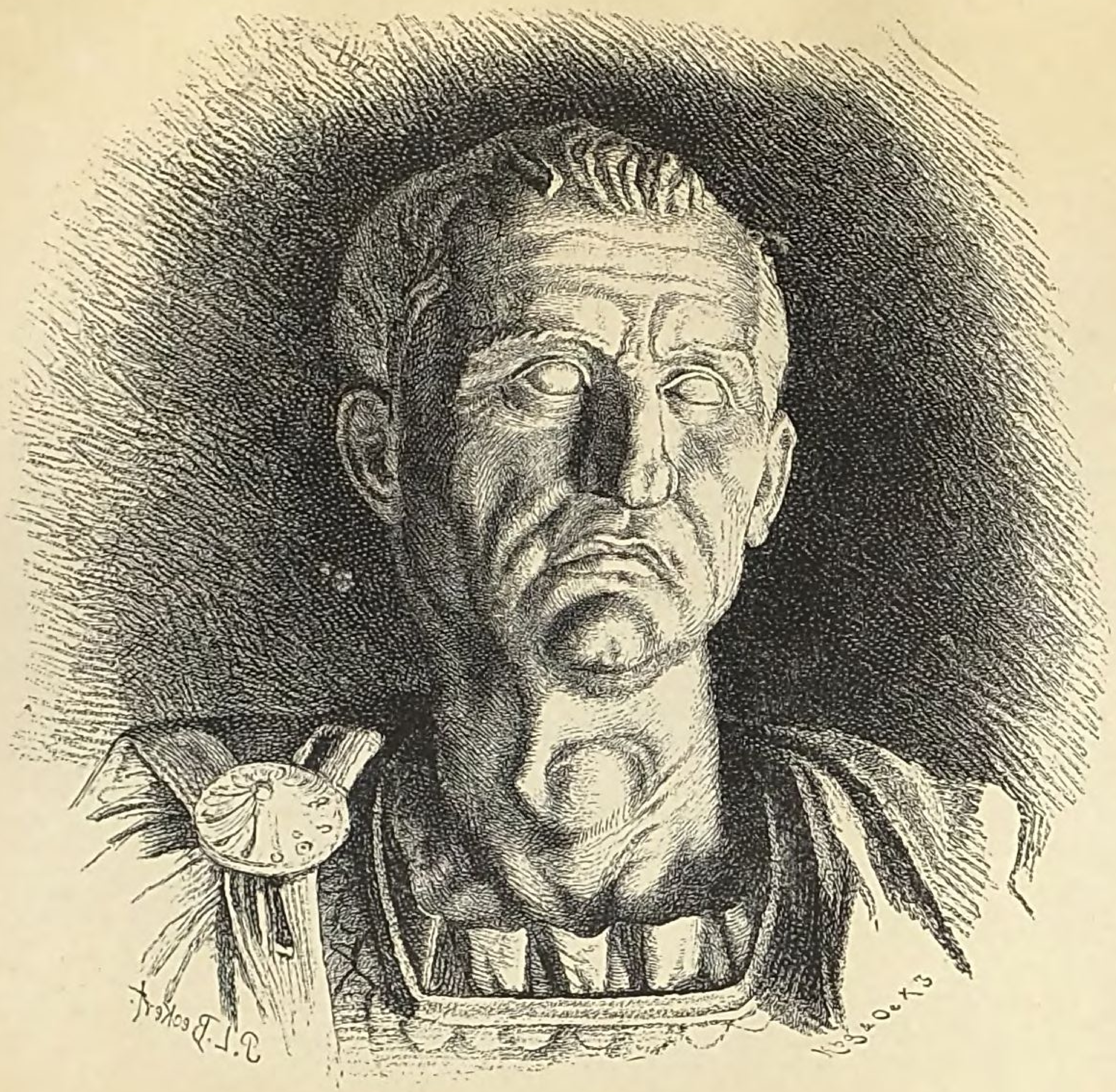
Wenig ist von Werken der Baukunst aus der Zeit der julischen Dynastie zu berichten — es scheint nach den außerordentlichen Leistungen des Augustus eine gewisse Abspannung eingetreten zu sein. Doch stammen aus der Zeit des Tiberius und Caligula jene drei Säulen an der Südseite des Forums, welche als die Überreste des von diesen beiden Kaisern erbauten Tempels des Kastor und Pollux auf die Herrlichkeit dieses Baues schließen lassen; an Claudius erinnern die Trümmer der beiden von ihm angelegten Wasserleitungen in der Campagna; die Zeit und den Wahnsinn Neros kennzeichnete das „goldene Haus“, das seine Baumeister Severus und Celer nach dem Brande Roms nach seinen Befehlen schufen, ein Riesenbau in seiner Ausdehnung und alle Vorstellungen übersteigend mit dem Luxus seiner Ausstattung. Vom Palatin durch Übergangsbauten bis auf den Esquilin geführt, umfaßte es Felder und Weinberge, Wälder und Seen und unerhört war die Pracht der Säulenhallen, welche die einzelnen Gebäude verbanden oder die Höfe umgaben, märchenhaft die Fülle des edelsten und kostbarsten Materials, mit dem es alle Wunderwerke der alten Welt überstrahlte, maßlos der Reichtum an Kunstwerken, die von allen Enden des Reiches zusammengeraubt seine Räume schmückten. Eine kurze Herrlichkeit! Das Volk zerstörte nach dem Sturze des Tyrannen das Werk seines eitlen Übermutes und auf dem palatinischen Hügel erbauten die Kaiser der folgenden Zeit ihre „Paläste“.

Wie die Architektur in diesen Zeiten wenig ideale Leistungen aufzuweisen hat, so dient auch die Kunst der Plastik, soweit sie sich nicht mit der Nachbildung griechischer Werke beschäftigt, durch die Pflege der Porträtdarstellung einem vorzugsweise praktischen Bedürfnis. Den Römern kam es im Gegensatze zu den Griechen, welche sich bei ihren Bildnissen mit einer allgemeinen Charakteristik begnügten, auf eine scharfe Ausprägung der individuellen Erscheinung an, wenn sie auch immerhin die Statuen der Kaiser und ihrer Gemahlinnen durch die Attribute der Götter idealisierten. Eine Verirrung des Geschmackes zeigt seit Claudius bei diesen Statuen und Büsten die Verwendung des Porphyr, dessen Härte die Ausdauer des Künstlers zur Hauptsache machte, und der Gebrauch, dem Kopfe weiblicher Bildnisse eine bewegliche Perücke aufzusetzen, die nach der wechselnden Mode mit einer andern vertauscht werden konnte. Und — ein weiterer Beweis des Verfalles der Kunst — die Darstellung allegorischer Gestalten, d. h. abstrakter Begriffe, wie der Hoffnung, der Freiheit, des Friedens, der Keuschheit, drängt sich vor, während die künstlerische Gestaltungskraft sich unfähig erweist, neue Momente für die Darstellung der Götter zu erfinden. Eine der berühmtesten dieser allegorischen Gestalten ist die in technischer Beziehung vollendete Pudicitia im Vatikan.

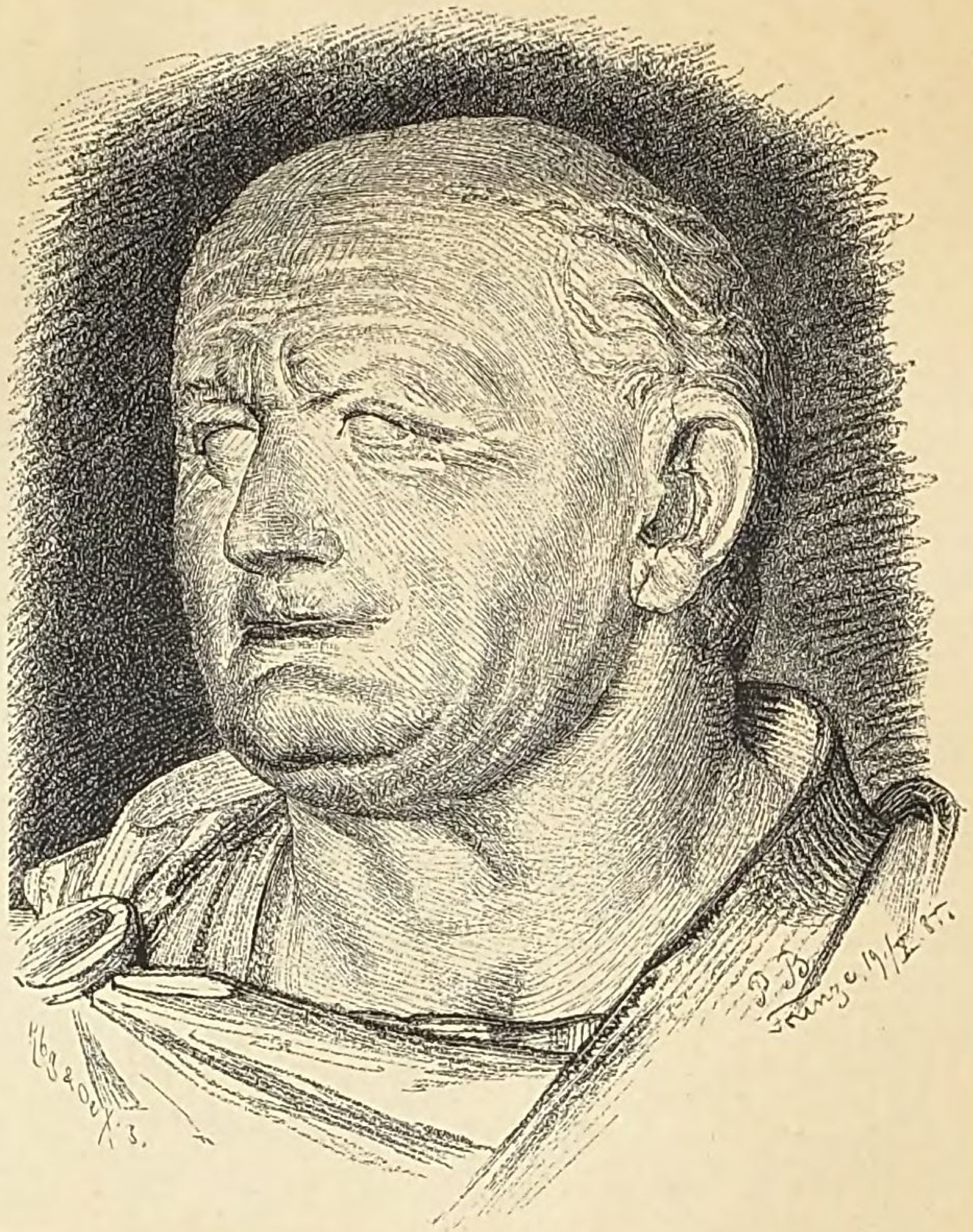
So bietet das geistige Leben Roms in dieser Zeit auf allen Gebieten das Bild der Erlahmung dar: wir haben oben als Grund dieses Verfalls die politischen Verhältnisse bezeichnet. Aber neben dem Despotismus der Kaiser erstickte jeden höheren Aufschwung der Geister auch die ins Unglaubliche gesteigerte Leidenschaft, mit welcher die ganze Nation, Vornehme wie Geringe, dem Schauspiele in seinen verschiedenen Formen huldigte. Seit Caligula verschlingen die Spiele — von der Regierung benützt, um die Herzen der Menge zu gewinnen und sie durch Zeitvertreib nicht bloß bei guter Laune zu erhalten, sondern auch von politischen Fragen abzulenken — alle anderen Interessen: indem sie allmählich fast die Hälfte des ganzen Jahres in Anspruch nahmen, versetzten sie Rom in einen ununterbrochenen Taumel sinnlicher Aufregung, deren entsittlichendem Einfluß selbst die Kreise der Gebildeten sich nicht zu entziehen vermochten. Und wo noch ein Rest des alten Römersinnes lebte, war die kaiserliche Willkür bemüht ihn durch ihr Machtgebot und äußeren Zwang zu ertöten, die Aristokratie selbst wurde in den Strudel der Verwilderung mithineingerissen und genötigt sich dem Pöbel als Schauspieler preiszugeben. Und zwar wurden gerade diejenigen Spiele bevorzugt, welche am meisten die rohe Sinnenlust befriedigten. Wenig Anklang fanden die schon Anfangs

des 2. Jahrhunderts v. Chr. aus Griechenland nach Rom verpflanzten gymnischen und musischen Wettkämpfe, wenn auch Nero bei seiner Vorliebe für griechische Sitte sie mehr als bisher einzubürgern suchte — der ihnen zu Grunde liegende Idealismus machte sie bei dem Römervolke unbeliebt und erst in einer späteren Zeit gelangten die von Domitian gestifteten kapitolinischen Wettkämpfe, bei denen Preise für poetische und musikalische Auszeichnung und für alle Leistungen altgriechischer Gymnastik zu gewinnen waren, zu einiger Anerkennung. Ebenso vermochte das Theater, soweit es die kunstmäßige Tragödie oder Komödie pflegte, das Publikum nur durch Anwendung unedler Mittel, Schlüpfrigkeit des Witzes oder Pracht der Ausstattung, zu fesseln: der Pantomimus herrschte und das Ballet und damit diejenigen Kunstgattungen, welche vor allem durch den sinnlichen Reiz auf die Zuschauer wirken. Doch dieses ablehnende Verhalten der Römer gegen die idealeren Künste war im ganzen auch schon in den Zeiten der Republik und des Kaisers Augustus wahrzunehmen; schon damals wurden die Gladiatorenspiele, Tierhetzen und Naumachien — kurz die Spiele des Amphitheaters — vorgezogen. Ihnen widmete das Volk unter den Juliern eine gesteigerte Teilnahme. Die Gladiatorenspiele — ursprünglich, so lange sie lediglich der Ehrung Verstorbener galten, in bescheidenen Grenzen gehalten — nahmen, abgesehen von der gesteigerten Pracht der Ausstattung, immer größere Dimensionen und abenteuerlichere Gestaltung an. Bereits stieg die Zahl der Kämpfenden und sich Mordenden auf fünfhundert Paare und alle möglichen Kämpfer — Mohren, Zwerge, selbst adelige Frauen — wurden in allen möglichen Trachten und Kampfarten bei Tage und bei Nacht, zu Fuß und zu Pferd den Schaulustigen vorgeführt. Und die Kunst des Gladiators fand nicht nur reichen Lohn und Bewunderung, sondern selbst in den höchsten Kreisen eifrige Schüler, bis endlich Commodus, der Kaiser, selbst als Meister sich öffentlich produzierte. Ebenso wurden die Tierhetzen (venationes) immer mannigfaltiger: bald wurden Massen wilder Bestien gegen einander gehetzt, bald die Tiere von Jägern in der Arena erlegt, bald Verbrecher — oft in Verbindung mit einer pantomimischen Vorstellung — ihren Tatzen und Zähnen preisgegeben. Auch die Zahl der Tiere wuchs immer mehr: was bei Pompejus und Cäsar als eine Ausnahme Aufsehen erregt hatte, daß mehrere Hunderte von Löwen und anderen Bestien Afrikas in die Arena gebracht wurden, war nachgerade etwas Alltägliches geworden; ja bei den großen, Monate dauernden Festen, welche Titus und Trajan veranstalteten, fielen bei zehntausend Tiere. Und dieselbe Massenhaftigkeit

der Mittel — immer der sicherste Beweis der Roheit — wurde bei den Naumachien aufgeboten. Claudius stellte bei einem solchen Scheingefechte auf dem Fucinersee 19,000 Bewaffnete sich gegenüber und Nero führte eine förmliche Seeschlacht zwischen den Athenern und Persern auf. Aber weit mehr als diese Kämpfe nahmen seit Caligula das ganze Interesse der Nation die Spiele des Zirkus gefangen. Kaum hat je der Zwiespalt der politischen Parteien Rom so aufgeregt als die Leidenschaft für eine der vier Zirkusfaktionen. „Hie blau!“, „hie grün!“, „hie rot!“, „hie weiß!“ war jetzt das Feldgeschrei, über dem zur Freude der Tyrannen Freiheit und Würde vergessen wurde. Und dieser wahnsinnige Eifer galt einem bunten Lappen, einem Nichts. Die Kutscher des Zirkus, Bedienstete der vier Aktiengesellschaften, welche auf Rechnung der Festgeber alles zu dem Rennen Erforderliche besorgten, trugen jene vier Farben, und nicht genug, daß hunderte von Statuen ihre Kunst verewigten und bis zum Kaiser alles kutschierte, wurden ihre Farben der Mittelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens. Vollkommen zwecklos spaltete sich Rom ohne Unterschied des Standes und Bildungsgrades in vier organisierte Heerlager, die sich selbst mit den Waffen um den Sieg eines Pferdes bekämpften. Da war es denn kein Wunder mehr, wenn Caligula seinen Hengst Incitatus zum Konsul ernannte. Die Tage des Wettrennens waren die Höhepunkte des Lebens geworden. Schon um Mitternacht drängten sich die Herren der Welt in den Zirkus, um sich eines guten Platzes zu versichern. Mit einer gottesdienstlichen Feier, der Nachäffung eines Triumphzuges, begann das Spiel; dieses aber bestand darin, daß vier Wagen in den vier Farben siebenmal längs der Mauer, welche den Zirkus in seiner Länge teilte, auf- und abliefen, ein Schauspiel, das sich dann zehn- bis zwanzigmal unter der wachsenden Aufregung der Masse vom frühen Morgen bis zum Abend, oft auch mehrere Tage hintereinander wiederholte. Was war aus dem römischen Volke geworden!



Kaiser Galba.
Nach der Marmorbüste im kapitolinischen Museum zu Rom.



Kaiser Vespasianus.
Nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz.

Zwölftes Buch.

Das römische Kaisertum in seiner höchsten Entwicklung.

Erstes Kapitel.

Die Erhebung der Flavier auf den römischen Kaiserthron.

Es war bereits September, als Galba mit seinem Heere in Rom eintraf. Von hocharistokratischer Geburt und in seinen bisherigen Ämtern als General und Statthalter durch Gerechtigkeit und Strenge ausgezeichnet, schien er der Aristokratie und dem besseren Bürgerstande der rechte Mann zu sein, um eine bessere Zeit heraufzuführen. Aber der Gang der Ereignisse bestätigte diese Hoffnung nicht. Bei seinem hohen Alter nicht mehr elastisch genug, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen, und zum Teile auch in den Händen habgieriger Günstlinge, verletzte der neue Kaiser die öffentliche Meinung durch Handlungen, die, vielleicht nur ein Ausfluß peinlicher Strenge, doch dem Volke als Grausamkeiten erschienen. Vollends verstand er es mit seinem unerbittlichen Ernste nicht, die Prätorianer an sich zu fesseln: die Verweigerung des Geldgeschenkes, mit dem Claudius und Nero ihnen den Thron abgekauft hatte und das sie seither als ihr Recht betrachteten, machte sie dem neuen Kaiser abgeneigt. Und wie in Rom selbst die Sympathien für Galba rasch einer weit verbreiteten Mißgunst Platz machten, so drohte seiner Herrschaft bald auch von außen Gefahr: die Legionen am Rhein, die zwar nach ihrem Siege über Vindex dem Galba gehuldigt hatten, riefen doch bereits zu Beginn des neuen Jahres (1. Jan. 69), da sie sich durch verschiedene Maßregeln verletzt fühlten, in ihrem Unmute den Statthalter von Niederdeutschland A. Vitellius (geb. 24. Sept. 15 n. Chr.) zum Kaiser aus. Und dieser setzte sich auch

sofort in Marsch gegen Rom. Galba in Selbsttäuschung befangen gedachte die Gefahr durch Adoption des rüstigen hochadeligen Piso Licinianus zu beseitigen, den er als Mitregenten und Nachfolger anerkannt zu sehen wünschte. Aber wenn auch der Senat dieser Wahl seinen Beifall nicht versagte, so wurde sie doch für den ehrgeizigen ehemaligen Statthalter von Lusitanien M. Otho, der mit Galba nach Rom gekommen war und dessen Nachfolger zu werden hoffte, der Anlaß zu einem Aufruhr, bei dem er im Lager der unzufriedenen Prätorianer zum Kaiser proklamiert wurde. Da nun Galba, außer einer treugebliebenen Prätorianerkohorte vornehmlich auf die bürgerlichen Elemente der Hauptstadt gestützt, den Aufrührern entgegenzugehen wagte, wurde er bei dem Zusammenstoß mit dem Feinde von jener Kohorte verraten, und auch von der städtischen Bevölkerung im Stiche gelassen fand er nebst Piso einen unrühmlichen Tod (15. Januar). Der Senat beeilte sich dem Kaiser Otho zu huldigen und in der Stadt verübte die unbändige Soldateska raubend und plündernd die größten Schändlichkeiten. Indessen rückte die Notwendigkeit des Kampfes mit den rheinischen Legionen immer näher. Bereits im März war eine Kolonne derselben unter Cäcina über den großen Bernhard, eine zweite unter Valens über den Mont Cenis (Genèvre?) in Italien eingerückt, und Vitellius schickte sich an, mit der Hauptmasse seines Heeres ihnen nachzufolgen. Um dieselbe Zeit nun setzte sich auch Otho, dem außer den Prätorianern und der Flotte sieben aus Dalmatien, Pannonien und Mösien zu erwartende Legionen zu Gebote standen, in Bewegung. Die Entscheidung des neu entbrannten Bürgerkriegs sollte im Pothale stattfinden. Ein Angriff der Vitellianer auf Placentia, das ein vorgeschobenes Korps des Kaisers Otho verteidigte, endigte mit dem Rückzug jener nach Cremona, und auch eine zweite Abteilung derselben flüchtete unter den Streichen der Gladiatoren Othos in diese Festung, in deren Nähe, bei Bedriakum zwischen Verona und Cremona, sich nunmehr das Gros der Othonianer, zu dem bereits die Legionen aus Dalmatien und Pannonien gestoßen waren, von Otho selbst und Suetonius Paulinus geführt, lagerte. Cäcina, der Befehlshaber der Gegenpartei, beeilte sich den Kampf aufzunehmen, erlitt aber trotz seines fein ausgedachten Planes, durch welchen er den Feind in einen Hinterhalt zu locken gedachte, durch die Vorsicht und Feldherrnkunst des Suetonius Paulinus eine entschiedene Niederlage. Doch vermochte Otho den Sieg nicht kräftig zu verfolgen: Aufstände seiner Soldaten gegen ihre Oberoffiziere und seine eigene Unfähigkeit, das Kommando zu führen oder die zwischen den Generalen bestehenden Gegensätze zu einträchtigem Zu-

sammenwirken auszugleichen, wirkten lähmend auf die Kriegführung. Ungeduldig drängte der Kaiser gegen den Rat des Paulinus zur Schlacht, die in wenigen Tagen mit einem wesentlich verstärkten Heere — denn auch die Legionen aus Mösien wurden in Bälde erwartet — gegen einen durch Mangel geschwächten Feind hätte geliefert werden können; die Gegner des Paulinus im Kriegsrat schlossen sich dem Verlangen Othos an, der nunmehr auf ihren Rat als der unentbehrliche Mittelpunkt des Reiches mit starker Bedeckung sich nach Brixellum am rechten Poufer begab, um hier gesichert das Ergebnis der Schlacht abzuwarten. Auch im Lager der Vitellianer herrschte Zwiespalt zwischen Cäcina und Valens und unter der Mannschaft, die zwischen den beiden Oberanführern in Parteien geteilt gegen beide revoltierte, der Geist der Widerspenstigkeit, jedoch angesichts des Feindes schlossen sie sich im Gefühle der entscheidenden Bedeutung der auch von ihnen begehrten Schlacht zusammen und forderten einig durch verschiedene Demonstrationen geradezu zum Kampfe heraus. Und nun begann die verhängnisvolle Schlacht bei Bedriakum. Die Othonianer zogen schwer bepackt und mit dem ganzen Troß, der durch die tiefen Gräben zu beiden Seiten des Weges zu einer endlosen, den Marsch der Mannschaft hemmenden Kolonne wurde, aus ihrem Lager sechzehn römische Meilen (4½ Gehstunden) weit dem Feinde entgegen. Sie waren für den Kampf nicht begeistert, die Offiziere bei dem Sieg der Unfähigkeit verzagt, die Mannschaft gegen die Führer verbittert. So trafen sie müde und zerstreut auf das an Zahl und Frische überlegene Heer des Vitellius, das ohne Gepäck und auf unbehindertem Terrain erst einen Weg von vier Meilen (eine Stunde) zurückgelegt hatte. Bäume und Weinpflanzungen hemmten vielfach die freie Bewegung: der Kampf gestaltete sich durch dieses Verhältnis sehr mannigfaltig; gewaltig war das Ringen auf dem Straßendamm: „Mann an Mann stemmten sie sich gegen einander mit dem Gewicht ihres Leibes und den Schildbuckeln und, ohne die Speere abzuschleudern, zerhieben sie sich mit Schwertern und Beilen Helm und Panzer". Die Entscheidung aber brachte der Kampf auf der freien Fläche zwischen Fluß und Straße: hier warf die erste Legion Othos, zum ersten Male an einer Schlacht beteiligt, die einundzwanzigste des Vitellius, die einundzwanzigste darauf die erste; die fünfte des Vitellius die dreizehnte, die vierzehnte der Othonianer. Die Generale Othos flohen, Cäcina und Valens schickten den Ihrigen Verstärkungen. Endlich fielen die Bataver, die eben erst die Gladiatoren Othos bei der Überfahrt über den Fluß mitten in demselben niedergemacht hatten, dem Feinde in die Flanke: jetzt

wurde die Flucht der Othonianer eine allgemeine, ihr Ziel war Bedriakum. Das Heer des Vitellius begnügte sich damit, die Fliehenden bis zum fünften Meilenstein vor Bedriakum zu verfolgen, da seine Führer einen Sturm auf das Lager an demselben Tage nicht wagen wollten: man hoffte auch auf freiwillige Unterwerfung des Feindes. Bei diesem war am Abend der Schlacht die Stimmung zwischen Zaghaftigkeit und wildem Grimme geteilt gewesen, aber am nächsten Morgen waren alle einig in dem Beschluß zu kapitulieren; ihre Abgesandten fanden gerne Gehör und beide Heere vereinigten sich im Lager der Besiegten.

Otho war durch die Schlacht bei Bedriakum nicht vernichtet: abgesehen von der zahlreichen Mannschaft, die ihn nach Brixellum begleitet hatte, durfte er in wenigen Tagen dem Eintreffen von drei Legionen aus Mösien entgegensehen und seine Truppen brannten in leidenschaftlicher Ungeduld sich mit dem Feinde zu messen. Zur Überraschung der Mit- und Nachwelt aber leistete der Besiegte — in ungewohnter patriotischer Denkart seinem Wahlspruche „unus pro multis“ treu — Verzicht auf die Fortsetzung des Kampfes, den Thron und das Leben; er selbst gab den Seinen den Befehl, die Verzeihung des Siegers anzurufen und sorgte für die Sicherheit der Offiziere, deren Flucht die Soldaten mit Gewalt zu verhindern suchten. Ruhmvoller sterbend, als er gelebt hatte, bohrte er sich am Morgen des 16. April den Stahl in die Brust.

Indessen hatte sich auch Vitellius mit einem großen Heere in Marsch gesetzt — auch auf dem Kriegszug ein Schlemmer und Lüstling und so mit seinen nicht minder zuchtlosen Soldaten eine Plage für alle Landschaften, die er berührte. Mitte Juli hielt er seinen Einzug in Rom als vom Senat erwählter Kaiser. Schon hatten aber in den ersten Tagen desselben Monats die Legionen in Syrien, Palästina und Ägypten, überdrüssig des so oft von den übrigen Heeren beliebten Wechsels, auf Betreiben des syrischen Statthalters Licinius Mucianus den T. Flavius Vespasianus, welcher den Krieg gegen die Juden führte, als Kaiser ausgerufen: ihr Beispiel fand in Bälde bei den Legionen Mösiens, Pannoniens und Dalmatiens, die bisher schon gegen Vitellius Partei ergriffen hatten, lebhaften Anklang. Der rasche Einfall, den sofort ein Heißsporn des pannonischen Heeres, der Legat Antonius Primus, in Italien machte, rüttelte zuerst den Kaiser Vitellius aus seiner tierischen Genußsucht auf, und er beorderte alle Streitkräfte, über die er in Rom verfügte, gegen den Feind. Aber die Soldaten waren, wenn auch meist dem Vitellius treu ergeben, so doch durch die Verführungen der Hauptstadt entsittlicht, dazu

Cäcina, ihr Feldherr, samt der Mehrzahl der Offiziere unzufrieden und zum Abfall geneigt. Schon jetzt war es um den Thron des Vitellius geschehen, hätte nicht die große Masse des Heeres im Lager vor Hostilia den Versuch des Obergenerals, gleich dem Befehlshaber der Flotte, Lucilius Bassus, zu Vespasian überzutreten, mit Gewalt verhindert. In der Stärke von sechs Legionen brachen die Soldaten unter selbstgewählten Führern von Hostilia auf, um sich mit dem zweiten Heere des Vitellius, das in Cremona lag, zu vereinigen. In Eilmärschen warf sich nun Antonius von Verona aus zwischen die beiden Heere und jagte die Besatzung von Cremona, die sich ihm entgegenstellte, in die Stadt zurück. Und als am nächsten Tage die Legionen von Hostilia die beabsichtigte Vereinigung mit denen von Cremona dennoch bewerkstelligten, schlug er beide Heere in einer nächtlichen Schlacht aufs Haupt, stürmte Cremona und legte die Stadt in Asche. Nach diesen Erfolgen der Aufständischen sah sich Vitellius von allen verlassen: ein letzter Versuch des treugebliebenen Heerführers Valens, mit einem Heere, das er im narbonensischen Gallien aufzubringen gedachte, für Vitellius einzutreten, scheiterte. Bereits hatte aber Antonius von Cremona aus den Marsch gegen Rom angetreten; der Plan, ihm die Pässe über den Apennin durch alle noch verfügbaren Truppen zu verlegen, wurde von Vitellius nur wenige Tage verfolgt: Antonius überschritt das Gebirge, ohne Widerstand zu finden, und das ganze Heer des Kaisers zog dem Kampfe die Ergebung vor. Vitellius, durch sein Wohlleben sittlich entnervt, war geneigt seinen Thron an Vespasian zu verkaufen — allein der mit Flavius Sabinus, dem Bruder Vespasians, abgeschlossene Vertrag fand nicht den Beifall der aus den germanischen Legionen entnommenen Prätorianerkohorten und des städtischen Pöbels, der für Vitellius nicht minder als einst für Nero schwärmte. Vitellius wurde mit Gewalt genötigt den Verzicht auf die Herrschaft zurückzunehmen, Sabinus mit seinem Anhang auf das Kapitol gedrängt, dieses am nächsten Tage erstürmt, Sabinus getötet, der Tempel des kapitolinischen Juppiter eingeäschert (19. Dezember). Dies alles war schon geschehen, als Antonius vor den Thoren Roms erschien: mit Leichtigkeit wurde der bewaffnete Widerstand des Volkes gebrochen, nach heißem Kampfe die Soldateska in das Lager der Prätorianer geworfen und dort erschlagen. Vitellius, der verzweifelt von einem Verstecke zum andern geirrt war, wurde endlich im Palatium entdeckt und endete würdelos, wie er gelebt hatte, von Soldaten des Antonius unter den rohesten Gewaltthätigkeiten zur Gemonischen Treppe geschleppt, wo der Leichnam des

Flavius Sabinus gelegen hatte, und dort niedergestochen, vom Pöbel im Tode ebenso unsinnig mißhandelt als im Leben gefeiert. Am Abend dieses schrecklichen Tages, an welchem Rom alle Leiden und Greuel einer von rohen Siegern eroberten Stadt erduldet hatte, — es war der 21. Dezember 69 — huldigten die Soldaten des Antonius Primus dem Sohne des Vespasian, dem nachmaligen Kaiser Domitianus, als dem Stellvertreter seines noch im Oriente weilenden Vaters, und der Senat verlieh dem Vespasian alle Ehren des Kaisertums.

Zweites Kapitel.

Das Haus der Flavier (69—96 n. Chr.).

1. Der jüdische Krieg und der batavisch-gallische Aufstand.

Ehe Vespasian sich in dem ganzen Gebiete des römischen Reiches als Herrscher betrachten konnte, war seine Aufgabe, zwei große Kriege im Osten und Nordwesten zu beendigen, welche teils durch die Mißregierung Neros, teils durch die Wirren bei seiner Entthronung hervorgerufen schon seit mehreren Jahren die römischen Heere beschäftigten: es galt den Aufstand der Juden vollends niederzuschlagen, gegen die er selbst bisher im Felde gestanden war, und andererseits den Besitz Galliens und Niederdeutschlands, welche beiden Länder sich losgerissen hatten, wiederzugewinnen.

a. Der jüdische Krieg.

Pompejus hatte Judäa den Römern steuerpflichtig gemacht und die bisherigen, dem Hause der Makkabäer angehörigen Herrscher auf das Hohepriestertum beschränkt (s. Bd. I, S. 361): die politische Abhängigkeit des Landes zeigte bald danach die Ernennung eines Fremden, des Idumäers Antipater, zum Landpfleger, der die Erhebung seines Sohnes Herodes zum König folgte (40 v. Chr.). Römer setzten den neuen Herrscher auf seinen Thron und für die Römer übte derselbe sein tyrannisches Regiment (37—4 v. Chr.). Noch regierten nach dem Tode Herodes des Großen seine drei Söhne, unter die das Land verteilt worden war — dann wurde Palästina Stück für Stück (6 u. 44 n. Chr.) zu der römischen Provinz Syrien geschlagen und eigenen Landpflegern (Prokuratoren) unterstellt. Der in dem Gegensatz der Religion begründete Haß der Juden gegen jede Fremdherrschaft mußte sich unter dem rücksichtslosen Regimente dieser kaiser-

lichen Beamten verschärfen: Pontius Pilatus, Antonius Felix, Gessius Florus erlaubten sich gegen ihre Untergebenen jeden Mißbrauch der Amtsgewalt. Nur die Zerklüftung des Volkes in einander feindliche Parteien verzögerte den Ausbruch der Empörung: Eiferer, die von Gottes unmittelbarer Hilfe eine neue Zeit der Makkabäer erwarteten, standen einer gemäßigten Richtung gegenüber, die im Hasse gegen Rom mit ihnen einig doch Vorsicht empfahl; beide Parteien wurden aber wieder von einer dritten bekämpft, die in fanatischer Wut den Kampf mit jedem Mittel geführt wissen wollte.

Die längst bestehende Feindschaft entfachte zum hellen Krieg die Bosheit, mit welcher der Prokurator Gessius Florus in seiner Residenz Cäsarea die jüdische Bevölkerung von den Heiden in Massen morden und einen Stadtteil von Jerusalem zur Strafe für die widerwillige Erfüllung eines das Gewissen der Juden beschwerenden Befehles von seinen Soldaten plündern ließ (im J. 66). Im Stand der Notwehr erhob damals das Volk zum ersten Mal die Waffen: noch einmal drangen die Gemäßigten mit ihrer Mahnung zum Frieden durch; aber Florus wußte durch kalten Hohn die Äußerungen des Hasses herauszulocken, um die Widerspenstigen dem würgenden Schwerte seiner Soldateska mit einem Scheine des Rechtes preiszugeben. Jetzt triumphierten die Eiferer: der Tempel wurde zur Festung, an deren Eroberung verzweifelnd Florus die Stadt mit dem größten Teile seiner Truppen verließ. Dieser Erfolg reizte die städtische Bevölkerung, deren Mut noch durch die dritte Partei, die sog. Sikarier, gesteigert wurde: der zurückgebliebene Rest der Römer wurde gegen die Bedingungen, unter denen sie eine Kapitulation abgeschlossen hatten, ermordet. Diese Blutthat, das Werk der Sikarier, führte zum Bürgerkrieg: wie nach dem Abzug des Prokurators die Gemäßigten vertrieben worden waren, so sollten jetzt die Eiferer den Fanatikern weichen — doch es siegten jene unter Eleazar. Die Rache der Römer für das Verbrechen des Volkes von Jerusalem traf zunächst die ganze Judenschaft von Palästina, die in allen gemischten Distrikten von der Majorität der Heiden niedergemetzelt wurde; sie erstreckte sich aber auch auf die Juden in Alexandria und den großen Städten Syriens; bald kam auch als Rächer der Prätor von Syrien, Cestius Gallus, mit einem stattlichen Heere gegen Jerusalem selbst herangerückt. Schon hatte er die allein angreifbare nördliche Seite der Stadt im Sturm genommen, als er — die Gründe seines Verfahrens sind uns nicht überliefert — nach Cäsarea zurückging und Jerusalem samt dem ganzen übrigen Lande für den Augenblick dem Eleazar überließ. In

der Erwartung eines erneuten Angriffes der Römer trafen nunmehr die Juden umfassende Vorbereitungen zu ihrer Verteidigung; es wurden in den verschiedenen Teilen des Landes fünf Generalkommandos errichtet, die wieder einem Synedrium in Jerusalem unterstellt waren. Zum Kommandanten des zunächst bedrohten nördlichen Distriktes Galiläa wurde der als Geschichtschreiber bekannte Flavius Josephus ernannt — eine auffällige Wahl: denn er gehörte der vor kurzem unterlegenen Partei der Gemäßigten an; noch auffälliger dadurch, daß abgesehen von seiner literarischen Bildung sein ganzes Wesen als jedes idealen Zuges entbehrend und insbesondere in moralischer Beziehung als charakterlos erscheint.

Gegen diesen richtete sich im Frühling des J. 67 der Angriff Vespasians, der von Nero zum Oberfeldherrn ernannt vor allem Galiläa zu erobern gedachte, um bei den künftigen Operationen gegen Jerusalem den Rücken frei von Feinden zu haben. Josephus, selbst von der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes gegen Rom überzeugt, hatte zwar mancherlei kriegerische Vorbereitungen zum Empfange der Römer getroffen, aber es fehlte die Begeisterung und das Vertrauen, wie sie eine sittlich bedeutende Persönlichkeit zu erwecken vermag; Josephus sah angesichts der römischen Armee sich sofort von seinen Truppen verlassen und Galiläa wäre ohne Schwertstreich in die Hände Vespasians gefallen, wenn nicht die Stadt Jotapata mit der ganzen Zähigkeit des Judentums ihm Widerstand geleistet hätte. Siebenundvierzig Tage lang erwehrten sich diese Helden der Belagerer, bis sie zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen und todmüde das Opfer eines Verräters wurden. Galiläa war im Herbste des J. 67 vollständig im Besitze der Römer: was ihrem Schwerte entrann, flüchtete nach Jerusalem, um hier den Kampf von neuem aufzunehmen. Nur Josephus zog die Gefangenschaft dem Tode vor und genoß fortan das Gnadenbrod der Flavier in einem Leben ohne Vaterland.

Nun zog sich das Kriegswetter allmählich über Jerusalem zusammen. Langsam: denn einerseits war die Aufmerksamkeit des Vespasianus von den Ereignissen in Anspruch genommen, welche mit seiner Erhebung zum römischen Kaiser endeten, andererseits enthob ihn die Wut, mit welcher die Parteien sich in Jerusalem zerfleischten, als sein bester Bundesgenosse der Notwendigkeit eigenen Kämpfens; er begnügte sich damit, das Land rings um Jerusalem zu verwüsten, um durch die Flüchtlinge die Verwirrung in der Stadt zu steigern. So war schon der April des J. 70 herangekommen, als Titus, von seinem kaiserlichen Vater mit der Beendigung des Krieges beauftragt, mit 60,000 Mann vor Jerusalem erschien.

Hier war unter mörderischen Kämpfen gegen die Gemäßigten die Partei der Eiferer durch ihre Verbindung mit den sonst gehaßten Fremden, den Idumäern, wieder zur Herrschaft gelangt; sie hatte sich mit den aus der Stadt vertriebenen Extremen verbündet, die nun zurückkehrten und sich in den Besitz der Stadt mit Ausnahme des Tempels setzten, im übrigen aber ihre Rückkehr nur zur Tyrannisierung ihrer Bundesgenossen benützten. Endlich bekämpften die Eiferer sich untereinander, indem die Parteigenossen aus der Stadt sich von den gleichgesinnten Flüchtlingen aus Galiläa schieden: sie teilten sich in feindlicher Haltung in den Besitz des Tempels und der um denselben laufenden Hallen. Der Anmarsch des feindlichen Heeres vereinigte die Entzweiten zu gemeinsamer Abwehr, nicht zum Frieden; aber aus der Todesverachtung, mit der sich die Juden auf seine Legionen warfen, konnte Titus, noch ehe er die Belagerung der Stadt eröffnete, auf den Ernst des Kampfes schließen, der seiner wartete. Es galt die Belagerung einer Stadt, deren Umfang zwar nur 1½ Stunden betrug, deren fanatisierte Bevölkerung aber an 600,000 Köpfe zählte. Die natürliche Lage Jerusalems war zudem eine solche, daß sie nur auf einer Seite einen auch hier noch durch furchtbare Bollwerke erschwerten Angriff erlaubte, ihre Verteidigungsmittel aber auch nach dem Falle dieser Befestigung noch unerschöpflich waren. (Vgl. zu der nachfolgenden Beschreibung den Plan von Jerusalem auf dem Kärtchen des römischen Reiches unten.)

Titus wählte zu seinem Hauptquartier den eine Viertelstunde vor der Stadt eben auf der Nordseite derselben gelegenen Berg Skopos — denn auf den übrigen drei Seiten machte, ganz abgesehen von den ringsum laufenden hohen und dicken Mauern, der steile Abfall der beiden Höhen Moriah und Zion, von denen jene den Tempel und die Antoniusburg, diese die sogenannte obere Stadt mit den Palästen des Herodes und Agrippa trug, die Stadt zu einer natürlichen unangreifbaren Festung. Was aber auf der Nordseite die Natur versagte, hatte daselbst die Befestigungskunst ersetzt, die vereint mit der Tapferkeit der Belagerten selbst das kriegs- und siegsgewohnte römische Heer vor die schwierigste Aufgabe stellte. Es stand vor einer ungeheuren, 25 Ellen hohen und 10 Ellen dicken Mauer mit 90 Türmen, welche — erst eine Schöpfung des Enkels des Herodes, Agrippa's I., — an die Festungswerke von Zion und Moriah sich anschließend die ganze Nordseite umgürtete. Mit außerordentlicher Anstrengung wurde sie nach 15 Tagen von den römischen Sturmböcken niedergeworfen: so war die Neustadt in den Händen der Römer, der jüngst angelegte Stadtteil und von der eigentlichen Stadt durch eine zweite Mauer

geschieden, welche die Nordseite der beiden Berge krönte und das zwischen ihnen liegende Thal in einem weiten Bogen sperrte. Auch diese Mauer fiel nach fünftägigem Kampfe. Nicht ohne Mühe behaupteten sich die Römer in dieser Position — sie allein ermöglichte die nunmehr beginnende Belagerung der Stadt selbst. Umsonst arbeitete das ganze Heer 17 Tage daran, vier hohe Dämme aufzuwerfen, auf denen Belagerungstürme errichtet werden sollten — es gelang den Juden sie zu zerstören. Titus beschloß nunmehr den Feind durch den Hunger zu bezwingen, der bei der Masse von Menschen, die — zum teil auch infolge des Passahfestes — in der Stadt zusammengedrängt war, schon längst sich fühlbar machte: in drei Tagen war eine dreifache, mehr als 1½ Stunden lange Linie von Schanzen rings um die Stadt gezogen, die jede Verproviantierung derselben unmöglich machte. Die Absicht der Belagerer wurde so weit erreicht, daß nach den freilich vielfach übertriebenen Angaben des Josephus über hunderttausend Menschen Hungers starben; aber der Fanatismus der Verteidiger erlahmte auch unter den schrecklichsten Leiden nicht. Noch einmal baute Titus einen Damm mit Türmen, um die Antoniusburg auf dem Berg Moriah zu berennen: nach 21 Tagen war der Sturm gelungen. Doch der nicht genug zu bewundernde Fleiß der von allen Nöten Bedrängten hatte schon eine neue Mauer zwischen der Burg und dem Tempel aufgeführt: auch diese fiel unter den Stößen der römischen Widderköpfe, und die Hallen, welche den Tempelplatz mit zwei- und dreifacher Säulenstellung in einem Umfange von 3600 Fuß umsäumten, wurden von den Belagerern erobert. Endlich am 10. August fiel auch der Tempel selbst. Ein ungeheures Feuermeer verzehrte alle Häuser auf dem Berge Moriah und leider auch den Tempel, in welchen römische Soldaten gegen den Befehl des Oberfeldherrn die Brandfackel geworfen hatten.

Noch befand sich aber der Berg Zion mit der oberen Stadt in den Händen der Juden: die Führer der Eiferer und der Extremen, die vom Moriah sich dorthin geflüchtet hatten, verschlossen ihr Ohr den Aufforderungen des kaiserlichen Prinzen sich zu ergeben, wie auch dem Rate des im römischen Hauptquartier befindlichen Josephus. Neue Belagerungsarbeiten der Römer — neue Stürme — nach 18 Tagen lag die Mauer von Zion am Boden: über ihre Trümmer ergoß sich das Heer der Feinde in die Stadt und es begann ein Morden und Brennen, wie es die Welt seit der Zerstörung von Karthago nicht gesehen hatte (8. September 70). Ein schreckliches Strafgericht erging über die Unglücklichen: glücklich zu preisen war noch, wer sofort den Tod fand — Tausende wurden für die Arena in den

Städten des Abendlandes als Gladiatoren oder als die Opfer wilder Tiere aufgespart, Tausende in die Sklaverei verkauft oder in die Steinbrüche Ägyptens zu harter Arbeit fortgeschleppt. Das Land wurde an fremde Ansiedler verkauft, eine Kolonie römischer Veteranen in Emmaus gegründet. Die Juden waren heimatlos geworden; ihre Zerstreuung über die Länder des Erdkreises vollendete sich jetzt.

Ein prachtvoller Triumphzug, dessen Gedächtnis in Rom der Titusbogen bis zur Stunde bewahrt, beschloß den blutigsten aller Kriege.

b. Der batavisch-gallische Aufstand.

Hatte in Palästina vor allem der religiöse Eifer den Aufständischen die Waffen in die Hand gedrückt, so war auf dem andern der beiden genannten Kriegstheater der politische Freiheitssinn die Ursache der Erhebung. Es war natürlich, daß die Wirren, welche in der letzten Zeit der Julischen Dynastie und nach dem Aussterben derselben das römische Reich spalteten und lähmten, bei den Nationen, welche nur widerwillig die Römer als Herrn in ihren Landen sahen, den Wunsch nach Freiheit in gesteigertem Maße wachriefen: zuerst setzte sich dieses Streben in That um bei dem germanischen Volk der Bataver im Mündungsgebiet des Rheins. Obwohl sie als freie Verbündete Roms galten und Steuerfreiheit genossen, bildete ihr Land doch einen Teil der römischen Provinz Niederdeutschland und ihre Städte beherbergten zum Zeichen ihrer thatsächlichen Abhängigkeit zahlreiche römische Besatzungen. Da schien ihnen der Kampf zwischen Vitellius und Vespasian die ersehnte Gelegenheit zu bieten das römische Joch abzuschütteln: eine Persönlichkeit, welche geeignet war den Mittelpunkt dieser Bestrebungen zu bilden, war Claudius Civilis. Einem Fürstengeschlechte seines Stammes entsprossen war er unter Nero von dem römischen Statthalter Fontejus Capito unter der erdichteten Anschuldigung revolutionärer Gelüste in Ketten nach Rom geschickt, doch von Galba freigesprochen worden, dann noch ein zweites Mal unter Vitellius in Lebensgefahr geraten, weil das römische Heer ihn als einen Anhänger Galbas getötet wissen wollte: so vereinigte sich bei ihm der allgemeine nationale Trieb mit dem persönlichen Verlangen nach Rache.

Und auch abgesehen von der im ganzen römischen Reiche herrschenden Verwirrung waren augenblicklich die Verhältnisse Niederdeutschlands einer Schilderhebung günstig: es lagen nur wenige römische Truppen im Lande und auch diese gehörten ihrer Abstammung nach meist gallischen oder deutschen Völkerschaften an; Hordeonius Flaccus aber, ihr Be-

fehlshaber, neigte sich im Stillen zu Vespasianus. Mit diplomatischer List benützte Civilis diese Haltung des Generals, um ihn von energischen Maßregeln zurückzuhalten; entschlossen sein Vaterland von Rom loszureißen, stellte er sich selbst als Parteigänger des Vespasian. So schien er sich nur den Befehlen des Vitellius zu widersetzen, als er eine Versammlung hervorragender Persönlichkeiten des Landes berief, welche das Volk gegen die von jenem verordnete Aushebung zum Widerstande aufrief. Zuerst brachen die Canninefaten los, ein batavischer Stamm auf der nördlichen Halbinsel zwischen dem Meer und dem Flevosee: sie erhoben einen ihrer Adeligen, Brinno, dessen Vater sich schon durch Opposition gegen die römische Herrschaft ausgezeichnet hatte, nach Landessitte auf den Schild und machten ihn dadurch zu ihrem Anführer. Dieser rief die Friesen vom rechten Ufer des Rheins herbei und überfiel unversehens das Winterlager zweier römischer Kohorten: die Schwächung der Besatzungstruppen machte sich zum Nachteil der Römer fühlbar; sie verloren nicht bloß das angegriffene Lager, sondern räumten auch angesichts der drohenden Gefahr alle Kastelle im Lande der Canninefaten, um sich in dem südlichen Teil der Insel, wo Waal und Rhein sich trennen, zu konzentrieren. Ein listiger Versuch des Civilis, die hier Versammelten durch das Anerbieten bewaffneter Intervention zu zerstreuen, um sie so desto leichter zu vernichten, schlug fehl: er warf darum die Maske ab und führte seine Bataver und die nunmehr mit ihm vereinigten Canninefaten und Friesen zu Wasser und zu Lande gegen die Römer. Hier wie dort brachte diesen das erwachte Nationalgefühl der in ihren Reihen dienenden Deutschen Verderben: eine Kohorte Tungrer ging während des Kampfes auf dem Lande zu Civilis über und kehrte ihre Waffen gegen die bisherigen Verbündeten; und die auf den römischen Schiffen dienenden Bataver lieferten in offenem Aufstand das ganze Geschwader in die Hände ihrer Landsleute. Dieser Erfolg gab dem Aufstand weitere Ausdehnung: deutsche und gallische Völkerschaften setzten sich mit Civilis in Verbindung, der mit seinem eigentlichen Plane, beide Völker in einem selbständigen Reiche zu vereinigen, nunmehr deutlicher hervortrat. Hordeonius Flaccus, über seine bisherige Täuschung endlich aufgeklärt, beorderte seinen Legaten Munius Luperkus mit seinen beiden Legionen gegen den Feind. Ubier, Trevirer und batavische Reiter begleiteten das römische Heer auf seinem Zuge über die Waal — aber in der Schlacht, die nunmehr begann, gingen die Bataver zu den Ihrigen über, die Ubier und Trevirer flohen und nur der Eifer, mit welchem die Sieger diese verfolgten, gab den Römern die Möglichkeit,

sich nach Castra Vetera (Xanten), woher sie gekommen waren, zurückzuziehen. Um dieselbe Zeit gewann Civilis durch seine Agenten acht batavische Kohorten, welche dem Vitellius treu ergeben sich auf dem Marsche nach Italien gegen das Heer des Vespasian befanden, für die nationale Sache: sie kehrten um, schlugen den Legaten Herennius Gallus, der sich auf Befehl des Hordeonius Flaccus von Bonn aus ihnen entgegenwarf, während dieser selbst unthätig in Mainz verblieb, und vereinigten sich mit dem neuen Arminius. Immer noch hielt Civilis an dem Vorgeben fest, für Vespasian zu kämpfen, ließ die Seinigen diesem den Eid der Treue schwören und verlangte dasselbe von den beiden Legionen in Xanten. Aber als diese durch ihre Weigerung seinen Plan, ohne Kampf schnell sich zum Herrn des Landes zu machen, vereitelten, organisierte er — durch den Zuzug jener acht Kohorten, die in Britannien und im Kriege gegen Otho sich den Ruhm besonderer Tapferkeit erworben hatten, an die Spitze eines wirklichen Heeres gestellt — den Angriff auf die Römer in der umfassendsten Weise: rasch rückte er gegen Xanten, das — schlecht verproviantiert und für die schwache Besatzung viel zu umfänglich — seinen vielen Tausenden wohl kaum widerstehen konnte. Aber die Verteidiger leisteten fast Übermenschliches. Umsonst beschossen die Bataver die Türme und Wälle der Feste, umsonst stürmten sie mit Leitern und unter Schilddächern, umsonst versuchten sie sogar mittelst hochgestellter transportabler Gerüste, die sie nach der Anleitung von Überläufern und Gefangenen zimmerten, den Wall aus gleicher Höhe mit demselben zu berennen; sie mußten sich entschließen zu warten, bis die Not oder Verrat den Platz in ihre Hände lieferte. Wo blieb aber angesichts dieser Gefahr der Seinigen Hordeonius Flaccus? Endlich brach er von Mainz auf, um Xanten zu entsetzen; auch die Besatzungen von Bonn und Neuß, sowie zahlreiche gallische Kontingente schlossen sich seinen beiden Legionen an; aber Hordeonius hatte durch seine bisherige Zweideutigkeit und persönliche Unfähigkeit alle moralische Macht über die Soldaten verloren und mußte mehr oder weniger von diesen gezwungen den Oberbefehl an seinen Legaten Dillius Vocula abtreten. Dieser, ein ganzer Soldat, gedachte vor einem Angriff auf die Feinde zuerst das eigene zerrüttete Heer in einem Lager (bei Gelduba unweit Düsseldorf) zu disziplinieren. Die Nähe des Entsatzheeres bestimmte den Civilis, der nach dem ersten verunglückten Versuche gegen Xanten neue Bundesgenossen in Deutschland und jenseits der Maas teils geworben teils gepreßt hatte, einen zweiten Sturm zu unternehmen, ehe die Belagerten Kunde von der zu erwartenden Hilfe er-

hielten. Selbst die Nacht setzte seinem Stürmen kein Ziel: die Bataver fochten zuerst bei dem Scheine brennender Holzstöße, dann, als sie sich durch diese Beleuchtung den Würfen der Römer mit größerem Schaden ausgesetzt sahen, kämpften sie im Dunkel bis zum nächsten Morgen weiter. Aber die Besatzung des Lagers schlug überall die Angreifer zurück und zerstörte ihre Sturmmaschinen: Civilis mußte in seine alte Stellung zurückweichen.

Inzwischen hatte die Schlacht bei Cremona den Vespasianus zum Herrn des römischen Reiches gemacht. Im Lager des Vocula huldigten die gallischen Truppen sofort dem neuen Kaiser — die Legionen leisteten zwar den Schwur, den Hordeonius verlangte, aber so, daß sie den Namen Vespasians nur mit Stottern oder leise murmelnd nannten oder gar denselben verschwiegen. Vocula sandte den Offizier vom Heere des Vitellius, Montanus, der die Niederlage der eigenen Partei gemeldet hatte, selbst an Civilis mit der Aufforderung die Waffen niederzulegen, weil jetzt bei seiner eigenen Parteistellung für Vespasian der Krieg gegen die Römer gegenstandslos geworden sei — Montanus aber, ein Trevirer, kehrte von Civilis für seinen geheimen Plan gewonnen und demgemäß instruiert mit einer nichtssagenden Antwort zurück. Ihm schickte Civilis seine besten Truppen auf dem Fuße nach, um das Lager des Vocula urplötzlich zu überfallen. Die Überraschung gelang: die Hilfsvölker und die Reiterei wurden zersprengt, die Nervier gaben die Flanke der römischen Aufstellung preis — schon wurden die Legionäre innerhalb des Walles niedergemetzelt: da fielen spanische Kohorten, die in diesem Augenblicke als Zuzug eintrafen, den Siegern in den Rücken — die Besiegten gewannen neuen Mut und von zwei Seiten gefaßt wurden die Bataver niedergehauen — nur ihre Reiterei entkam mit den bei dem ersten Angriff erbeuteten Feldzeichen der Truppen des Vocula und den Gefangenen. Umsonst zeigte Civilis den Legionen von Xanten diese Beute als Beweis seines Sieges: die aus den Gehöften und Dörfern im Süden aufsteigenden Rauchsäulen bewiesen ihnen den Anmarsch eines Entsatzheeres. Und wirklich nahte nach mehrtägigem thörichtem Zögern Vocula als Befreier: doch nur ein günstiger Zufall ließ ihn seine Absicht erreichen. Zuchtlos, wie sich seine Soldaten seit ihrem Ausmarsch gezeigt hatten, weigerten sie sich, des Feindes ansichtig geworden, nach den Regeln der römischen Kriegskunst ein verschanztes Lager anzulegen und stürmten noch müde vom Marsch und ohne Ordnung ins Gefecht. Dieser Mangel an Disziplin war für die Deutschen eine Bürgschaft des Sieges: nur daß Civilis mit seinem Pferde stürzte und sich infolge dieses Sturzes — zum Entsetzen der Bataver, den

Römern zur Ermutigung — die Nachricht von seinem Tode verbreitete, gab dem Kampfe eine für die Römer günstige Wendung — ein Ausfall der Belagerten vollendete den Sieg und die Befreiung Xantens. Gleichwohl vermochte Vocula, durch den meuterischen Geist seines Heeres gelähmt, es nicht, den geschlagenen Feind zu verfolgen oder eine Reorganisation der deutschen Streitkräfte zu verhindern. Bald überfiel Civilis die Bedeckungsmannschaft einer römischen Proviantkolonne, die von Neuß nach Xanten marschierte, und nötigte dieselbe sich in das alte Lager von Gelduba, das mit einer Besatzung stehen geblieben war, zurückzuziehen. Zu ihrem Schutze setzte sich Vocula von Xanten aus mit seinen vier Legionen in Bewegung — auch tausend Mann von den beiden Legionen, die dort eingeschlossen gewesen waren, sollten ihn auf seinem Zuge begleiten. Eigenmächtig drängte sich aber von diesen mehr Mannschaft, als befohlen war, in die Reihen der Abziehenden — ein unbändiges, auf die Führer ergrimmtes Volk, das offen die Rückkehr in das unbefugter Weise verlassene Lager verweigerte, während die Zurückbleibenden über Verrat schrien. Kaum war Vocula abgezogen, als Civilis Xanten von neuem einschloß; auch Gelduba vermochte der Legat nicht zu halten — nur bei Neuß gewann seine Reiterei einen kleinen Vorteil. Aber eben hier brach die bisher nur in Worten geäußerte Wut der römischen Soldaten gegen ihre Führer in die entsetzlichsten Thätlichkeiten aus: ohne Unterschied von der Seuche des Ungehorsams angesteckt, verlangten sie von Hordeonius die Auszahlung eines Geldgeschenkes, das Vitellius geschickt haben sollte; der General beeilte sich dasselbe im Namen des Vespasianus auszuzahlen. Die Meuterer feierten mit einem wüsten Gelage ihren Triumph, der Rausch entfesselte ihre tierische Natur: Hordeonius, der von den Vitellianern längst gehaßte Parteigänger des Vespasian, wurde in der Nacht aus seinem Bette gerissen und ermordet, Vocula entkam nur unter dem Schutze der Dunkelheit als Sklave verkleidet. Kopflos, wie eben der gemeine Mann ohne Leitung ist, richteten die Rasenden das Bildnis des Vitellius wieder auf, da dieser doch selbst schon unter den Toten war; ebenso kopflos flohen sie, als Civilis gegen sie heranmarschierte. Und wenn das Mißgeschick drei von den Legionen des Vocula bald zur Reue bekehrte, so daß sie letzteren wieder aufnahmen, sich von neuem für Vespasian beeidigen und nach Mainz in die Winterquartiere führen ließen, so hatte der Aufstand gegen die römische Herrschaft nun doch Zeit bis zum Frühling des nächsten Jahres große Fortschritte besonders auch in Gallien zu machen: die keltischen Druiden prophezeiten schon aus dem Brande des Kapitols das nahe Ende der

römischen Weltherrschaft. Civilis setzte sich mit zwei hervorragenden Trevirern, dem aus königlichem Geschlechte entsprossenen Julius Classicus, dem Anführer der Trier'schen Reiter in dem römischen Heere, und dem ebenfalls von Vitellius mit einem Kommando betrauten Julius Tutor, in Verbindung; auch der Lingone Julius Sabinus schloß sich dem geheimen Bunde an. Sie zogen zunächst einzelne als Vertrauensmänner in das Geheimnis: eine Versammlung der Verschworenen in Köln, bei welcher auch Ubier und Tungrer sich eingefunden hatten, entwarf das Programm des neuen Krieges, dessen letztes Ziel die Errichtung eines großen freien gallischen Reiches sein sollte. Gallien wurde von Agenten bereist, die zum Kriege aufwiegelten; die Häupter der Verschwörung selbst stellten sich ergeben, um Vocula sicher zu machen und so zu vernichten; die Reste des Vitellianischen Heeres beschloß man durch die Aussicht auf Schonung zum Anschlusse zu locken.

Als daher Vocula im Frühling von Mainz gegen Xanten aufbrach, das immer noch von Civilis belagert wurde, begleiteten ihn Classikus und Tutor mit ihren Reitern unter dem Scheine treuer Bundesgenossenschaft; kurz vor Xanten aber traten sie zu Civilis über, so daß Vocula es für geraten fand, in das befestigte Lager von Neuß abzuschwenken. Auch die Gallier bezogen in nächster Nähe ein Lager und bemühten sich die römischen Truppen für ihre Sache zu gewinnen. Umsonst warnte Vocula vor dem Abfall — zu stolz, um zu fliehen, fand er den Tod von einem Werkzeug des Classicus ermordet; zwei andere Legaten wurden in Fesseln gelegt; die Soldaten leisteten dem neuen gallischen Reiche den Eid. Tutor nahm darauf die Ubier und die Truppen an der oberen Rheingrenze in Pflicht und auch in Mainz wurde der römischen Herrschaft ein Ende gemacht. Jetzt hatte auch für die Belagerten in Xanten die letzte Stunde geschlagen: die schrecklichste Hungersnot zwang sie die Gnade des Civilis anzuflehen. Dieser bewilligte ihnen gegen den Schwur, fortan der Sache Galliens zu dienen, freien Abzug; aber wenige Meilen hinter Xanten wurden die Abziehenden von den Deutschen — ob auf Befehl oder gegen den Willen des Civilis, ist nicht zu entscheiden — überfallen und größtenteils niedergemacht: die von dem Schwert Verschonten, die nach dem verlassenen Xanten zurückgeflohen waren, fraß das Feuer, das von den Batavern angelegt das Lager verzehrte. In gleicher Weise wurden alle Winterlager der bundesgenössischen Truppen, wie der Legionen niedergebrannt: nur das in Mainz und in Windisch (Vindonissa) im Aargau blieb erhalten. Auch Köln, das die Tenkterer aus Eifersucht auf seinen Wohlstand und sein Wachstum als undeutsch gesinnt zerstört wissen wollten,

entging nur durch die schlaue Politik des Civilis, der von der Verbindung mit dieser Stadt sich eine bedeutende Mehrung seiner Macht versprach, dem drohenden Verderben. Denn Civilis hatte wohl mit Classicus und Tutor die römische Herrschaft gestürzt, war aber keineswegs gesonnen sich und seine Bataver dem neuen gallischen Reiche unterzuordnen, wie er sich auch niemals durch einen Schwur für dasselbe verpflichtet hatte. Ebenso wenig gedachten die Gallier einen Thron des Civilis aufzurichten: und dazu machte sich unter ihnen selbst der frühere Gegensatz zwischen Anhängern des Vindex und Verginius geltend. Mit dem fremden Feinde fertig geworden begannen darum die bisherigen Verbündeten, wie dies oft geschieht, wo die Freundschaft nur auf gemeinsamer Feindschaft beruht, sich gegenseitig zu bekämpfen, statt gemeinschaftliche Maßregeln zur Verteidigung ihres Sieges zu treffen.

Diese Versäumnis rächte sich bitter, als nach Beendigung des Bürgerkrieges Mucianus, der Stellvertreter des Vespasian in Rom, vier Legionen aus Italien über den großen und kleinen St. Bernhard nach Gallien rücken ließ und außerdem drei Legionen aus Britannien und Spanien und die in Rätien stehenden Hilfstruppen dorthin beorderte. Sofort spalteten sich die Gallier in eine Kriegs- und eine Friedenspartei: die letztere, zahlreichere schloß sich an die Römer, jene an die Trevirer an; aber auch die Führer hatten keinen einheitlichen Plan: Classicus lebte in gemächlichem Genuß der Herrschaft, als ob sie schon gewonnen wäre, Tutor beeilte sich nicht die Rheingrenze in Oberdeutschland und die Alpenpässe zu sperren und Civilis kämpfte gegen seinen ihm verfeindeten Landsmann Claudius Labeo, der an der Maas mit den Nerviern und Tungern sich seinen Fortschritten entgegengestellt hatte. So rückte ein starkes römisches Korps, Legionare und die Truppen aus Rätien, in Gallien ein: zu spät zog Tutor mit seinen Treverern, dem Aufgebote der deutschen Stämme zwischen Mainz und Straßburg und abgefallenen Legionssoldaten demselben entgegen. Sofort traten die ehemaligen Legionare zum Feinde über, als sie den römischen Adlern gegenüber standen; ihrem Beispiel folgten die übrigen Verbündeten: Tutor zog sich mit seinen Landsleuten an die Nahe bei Bingen zurück und wurde geschlagen. Seine Rolle war nach dieser Niederlage nahezu ausgespielt: das Heer der Treverer löste sich auf, die ehemals römischen Soldaten aber, die nach ihrer Kapitulation im Lager von Neuß nach Trier gebracht worden waren, erklärten sich für Vespasian und zogen sich nach Metz zurück — nur durch gewaltthätige Maßregeln vermochte Tutor den Widerstand der Treverer noch einmal zu

beleben. Gegen sie richtete der römische Obergeneral Petillius Cerialis, der inzwischen in Mainz eingetroffen war, zunächst seinen Angriff: mit seinen eigenen Truppen, der Garnison von Mainz und den beiden Legionen von Metz, die er an sich gezogen hatte, vernichtete er bei Rigodulum (Réol bei Trier) das neue Heer der Trevirer und nahm ihren Führer, Julius Valentinus, gefangen. Die Schonung, mit welcher er nach seinem Einzug in Trier das Volk als das Opfer der Verführung behandelte, vollendete den Sieg: alle Völkerschaften Galliens waren wieder den Römern unterthan.

Civilis und Classicus hofften den römischen Befehlshaber durch das Anerbieten der Souveränität in Gallien, bei der sie selbst sich mit dem Gebiete ihrer Landschaften begnügen wollten, von weiterer Verfolgung des Sieges abzubringen: Cerialis, dem Vespasianus treu ergeben, gab ihnen keine Antwort. Um keine Zeit zu verlieren — denn Cerialis hatte bald namhafte Verstärkung seines Heeres zu erwarten —, rückten deshalb die beiden mit ihrem ganzen Anhang aus Deutschland gegen das römische Lager an der Mosel. Im ersten Anlauf fiel dieses und die Brücke nach Trier in ihre Hände, doch erfreuten sie sich dieses Erfolges nicht lange: Cerialis, der im Augenblicke des Überfalls außerhalb des Lagers gewesen war, gewann in dasselbe zurückgeeilt die Brücke wieder, sammelte die in voller Auflösung begriffenen Manipel um ihre Feldzeichen und drängte endlich vornehmlich mit Hilfe der einundzwanzigsten Legion die Deutschen zurück. Zu dieser Niederlage gesellte sich der Verlust von Köln, wo die römische Bevölkerung die in der Stadt zerstreut wohnenden Deutschen erschlagen hatte, und die Vernichtung einer in Zülpich stehenden friesischen Kohorte, welche, durch eine List der Kölner berauscht, in diesem Zustande dem Flammentode geweiht worden war. Andererseits ermutigten den Civilis zu fortgesetztem Widerstande glückliche Seegefechte der Canninefaten mit dem römischen Geschwader, welches eine Legion aus Britannien herübergeführt hatte, ein zweiter Sieg desselben Stammes über die von eben dieser Legion für Rom gewonnenen Nervier und Tungrer und endlich ein Erfolg des Classikus, dem es gelungen war, über die von Cerialis nach Neuß vorausgeschickte Reiterei einen Vorteil zu erringen.

In Xanten, wohin er sich nach dem verunglückten Sturm auf das Lager bei Trier zurückgezogen hatte, erwartete Civilis den Anmarsch des inzwischen mehr als verdoppelten römischen Heeres: war schon die von Natur sumpfige Ebene ein Hindernis für den Vormarsch und die Manövrierfähigkeit des Feindes, so hatte er noch dazu durch einen schief in den

Rhein hineingebauten Steindamm den Strom gestaut, daß die ganze Landschaft überschwemmt war. Unter diesen Umständen waren die Römer am ersten Tage im Nachteil: die Deutschen waren den römischen Soldaten durch ihre leichte Bewaffnung, ihren hohen Wuchs, ihre Gewandtheit im Schwimmen und ihre Übung sich auf unsicherem Grunde zu bewegen weit überlegen. Cerialis sowohl, als Civilis wünschte — jener, um die Schande zu tilgen; dieser, um sein Glück zu verfolgen — am nächsten Tage den Kampf zu erneuern: auf beiden Seiten äußerte sich die Kampflust der Heere in freudigem Zuruf und lautem Waffenklirren, mit dem die Heere die Ansprache ihrer Führer beantworteten. Die Schlacht begann, indem man sich aus der Ferne gegenseitig mit Steinen, Kugeln und anderem Wurfmaterial zu schaden suchte — dann rannten die Deutschen mit ihren langen Spießen gegen die Römer an und stachen aus der Entfernung auf die unstet und unsicher stehenden Leute, ja die Brukterer schwammen von dem Damme herüber gegen die römische Aufstellung. Schon war hier das erste Treffen, bundesgenössische Kohorten, geworfen — das zweite, aus den Legionen gebildet, nahm den Kampf auf und brachte das Gefecht zum Stehen; die Entscheidung brachte der Verrat eines batavischen Überläufers, der römische Reiterei an der ungenügend bewachten Grenze des Sumpfes hin in den Rücken der Deutschen führte. Gleichzeitig von den Legionen in der Front angegriffen, wandten sich die Bataver zur Flucht: Civilis zog sich auf die Insel jenseits der Waal zurück und befestigte seine Stellung auf derselben, indem er durch die Zerstörung der von Drusus dort angelegten Deichbauten die Hauptmasse des Rheins in die Waal leitete und zugleich dadurch die Verbindung mit Deutschland erleichterte. Cerialis, eifrig darauf bedacht den erfochtenen Sieg auszunützen, besetzte vier Orte an dem linken Ufer der Waal, um den Übergang auf die Insel zu erzwingen: mit bewundernswerter Zähigkeit griff Civilis in der gleichen Stunde die Römer an sämtlichen Punkten an. Der Erfolg war ein verschiedener: bei Arenacum (Rindern) schützte die Angegriffenen die Festigkeit ihres Lagers, bei Batavodurum (Nimwegen) wurde das Gefecht ohne Entscheidung durch die Nacht abgebrochen, bei Grinnes und Vada, wo Civilis mit Tutor und Classicus gegen die Bundesgenossen kämpfte, ging der bereits erfochtene Sieg durch die Unterstützung verloren, welche Cerialis den Bedrängten brachte. Umsonst suchte Civilis seine fliehenden Landsleute festzuhalten: erkannt und von allen Seiten zum Ziele der Geschosse gemacht, stürzte er sich in den Fluß und schwamm auf die Insel zurück — Tutor und Classicus retteten sich auf

Kähnen hinüber. Ar dem Resultate dieses Tages vermochte der Erfolg nichts mehr zu ändern, den Civilis wenige Tage darauf bei einem nächtlichen Überfall gegen Cerialis am Rhein gewann — umsonst bot er endlich den Römern eine Schlacht auf dem Wasser an der Mündung der Maas an: in der Erkenntnis, daß seine Sache verloren sei, zog er sich über den Rhein nach Deutschland zurück. Cerialis bemächtigte sich der verlassenen Insel, sah sich aber auch seinerseits durch die Regengüsse des Herbstes, die Überschwemmung des ohnedies sumpfigen und niedrigen Terrains und den Mangel an Lebensmitteln in eine mißliche Lage versetzt. Er war darum selbst zu Friedensverhandlungen nicht minder geneigt als Civilis und seine Bataver, die des fruchtlosen Krieges nachgerade müde geworden waren. Auf einer Brücke des Flusses Nabalia (Leck?) traten sich die beiden Feldherrn gegenüber: Cerialis bewilligte die Wiederherstellung des Verhältnisses, welches vor der Revolution zwischen Rom und den Batavern bestanden hatte, und der Krieg mit den Deutschen war damit beendigt. Rom freute sich des Erfolges; uns gemahnt der batavische Krieg an eines der Erdbeben, welche den verheerenden Ausbrüchen eines Vulkans vorauszugehen und sie anzukündigen pflegen.

2. Das Regiment der Flavier.

Nachdem die Heere Vespasians in glücklichen Kriegen die Reichseinheit wiederhergestellt hatten, war es die nächste Aufgabe des neuen Kaisers, zu dem Lorber des siegreichen Feldherrn auch den Palmzweig des weisen Staatsmannes zu gewinnen: war ja doch Rom, wie das Reich überhaupt durch die Mißregierung von Kaisern, wie Caligula und Nero, und den Krieg, der nach dem Tode Neros zwischen den Heerführern um den Thron geführt worden war, der größten Unordnung und der Gewaltthätigkeit einer rohen Soldateska preisgegeben worden und dabei einer beispiellosen Verarmung verfallen. Von Vespasian erwartete die römische Welt die Heilung der Schäden und seine bisherige Führung erschien ihr als eine Bürgschaft für die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Schon daß er durch seine Geburt — er stammte aus Reate im Sabinerlande — nicht der höheren Aristokratie angehörte, erwarb ihm ein gewisses Zutrauen: der Großvater sowohl als der Vater hatten als Bankiers und Zollpächter keine hervorragende Stellung eingenommen und nur die Bitten der Mutter, deren Angehörige in höheren Civil- und Militärämtern thätig gewesen waren, ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich der militärisch-politischen

Laufbahn zu widmen. Und seine bisherigen Leistungen ließen ihn nicht bloß als tüchtigen Soldaten schätzen — so im Kriege des Claudius gegen die Britannier und neuerdings in Palästina —, sondern er hatte sich auch als Verwaltungsbeamter in Afrika den Ruhm seltener Ehrlichkeit erworben. Endlich empfahl ihn der öffentlichen Meinung die Unbestechlichkeit des Urteils, die er unter Nero sowohl gegen Agrippina als gegen den Kaiser selbst und sein unwürdiges Leben an den Tag gelegt und mit langer Zurücksetzung, ja äußerer Not gebüßt hatte. So schien er dem Volke noch mehr durch seine bürgerlichen als seine militärischen Tugenden der rechte Mann zu sein: seine Sparsamkeit versprach Ordnung des Staatshaushaltes, seine mit Strenge gegen sich wie gegen andere gepaarte Liebenswürdigkeit ein mildes und doch starkes Regiment, sein Alter — am 18. November des J. 9 n. Chr. geboren, zählte er schon sechzig Jahre — nicht bloß flüchtige Anwandlungen guter Grundsätze.

Vespasian war schon vor seiner Ankunft in Rom, während noch Mucianus als sein Stellvertreter die Hauptstadt regierte, bemüht durch Handlungen des Wohlwollens sich das Vertrauen der Römer zu erwerben. Er sorgte von Ägypten aus für die Verproviantierung Italiens und befreite insbesondere dadurch die Hauptstadt aus drängender Not; andererseits nahm er von den Gemütern den schweren Druck, der durch den Brand des Tempels des kapitolinischen Juppiter als das Vorzeichen des allgemeinen Zusammensturzes auf ihnen lastete: er ließ nämlich, sogar auf die eigene Ehre verzichtend, um schnell zu helfen durch einen Stellvertreter, den Ritter L. Vestinus, den Grundstein zu einem Neubau legen, der in allen anderen Stücken außer der Höhe dem alten Tempel gleichend das römische Reich in der alten Weise religiös zusammenfassen sollte. Und als er endlich von dem Nimbus göttlicher Prophezeiungen und Wunderzeichen umstrahlt in Rom eingezogen war, herrschte er, abgesehen von den Kriegen, die er überkommen hatte und beendigen mußte, recht als ein Friedensfürst. Die Einführung einer strengen Disziplin unter den Soldaten, das Beispiel einer auf den Pomp des Kaisertums verzichtenden einfachen Lebensweise, das wieder auf die allgemeine Sittlichkeit verbessernd einwirkte, die Regelung der Reichsfinanzen, die nach dem Wahnsinn neronischer Vergeudung einen wohlgefüllten Staatsschatz schuf und dennoch ihm die Mittel gab, großartige Bauwerke, wie das Kolosseum, aufzuführen und unverschuldeten Notständen überall mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit zu begegnen, die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht, die er durch die Berufung vom Staate besoldeter Lehrer, sog. professores, bethätigte, —

alle diese Verdienste ließen ihn schon der damaligen Welt als das Ideal eines Fürsten erscheinen. Wir vermissen vielleicht bei ihm den hohen Flug der Gedanken, aber die Zeit bedurfte vor allem eines energischen, pflichtgetreuen, verständigen Mannes, der, wenn auch mit hausbackenem Sinne, so doch klar erkannte, was not that, und kräftig nach dieser Einsicht handelte. Bewundernd sah die gesunkene römische Welt in ihm wieder das alte, nüchterne, strenge Römertum verkörpert, dessen Härten ihm unter dem unmittelbaren Eindruck einer Wiedergeburt des Staates von der überwiegenden Mehrheit des Volkes um so lieber verziehen wurden, als sie der Humor und derbe Witz des Herrschers minder empfindlich machte. Nur ein trüber Schatten liegt auf seinem Charakter, der aber eben in jenem Mangel an Idealismus wenigstens seine Erklärung findet: die Verfolgung der Philosophen der stoischen und cynischen Schule, die er als nörgelnde Phantasten und Schwätzer und darum als Feinde seiner Politik haßte. Er verwies sie aus Rom, ja Helvidius Priskus, der Schwiegersohn des von Nero ermordeten Thrasea Pätus, erlitt den Tod — ein Mann, wie Tacitus sagt, als Bürger, Senator, Gatte, Eidam, Freund, kurz in allen Aufgaben des Lebens in Harmonie mit sich, ein Verächter des Geldes, ein unerschütterlicher Verfechter des Rechten, mutig gegenüber der Gefahr.

Die Pflichttreue, welche das Bild des Vespasianus zu einem so befriedigenden macht, bewies auch noch der sterbende Kaiser: indem er schwer erkrankt sich von den Pflichten seines Amtes nicht entband, wurde er das Opfer seiner Gewissenhaftigkeit. Er starb schon im J. 79, am 23. Juli.

Mit geteilten Empfindungen sah Rom seinen ältesten Sohn, Titus Flavius Vespasianus (geb. 30. Dez. 41), den Thron besteigen. Eine herrliche Erscheinung, geistig hochgebildet, als der Eroberer von Jerusalem in dem Glanze des höchsten Kriegsruhms strahlend, fand der neue Fürst bei den einen die wärmsten Sympathien, andere besorgten Gefahren von seiner Sinnlichkeit und den grausamen Neigungen, die er nach seiner Rückkehr aus dem jüdischen Kriege als Mitregent seines Vaters an den Tag gelegt haben sollte. Sein kaiserliches Regiment strafte diese Befürchtungen Lügen: der Beiname „amor et deliciae generis humani“, den ihm die dankbare Mitwelt gab, und sein eigener Ausspruch: „diem perdidi“, mit dem er es beklagte, einen Tag ohne jede wohlthätige Handlung verbracht zu haben, sind gewissermaßen urkundliche Beweise einerseits seines milden, wohlwollenden Sinnes, andererseits des begeisterten Beifalls der Zeitgenossen. Die Vernichtung des schändlichen Gezüchtes der Delatoren, die



Der Titusbogen mit dem flavischen Amphitheater (Kolosseum) im Hintergrund. Rekonstruktion von Prof. Bühlmann.
(Links der Tempel der Venus und Roma; rechts der palatinische Hügel mit den Kaiserpalästen.)

Aufhebung der Majestätsklagen, die entgegenkommende Freigebigkeit, mit welcher er für die Bedürfnisse wie für das Vergnügen des Volkes sorgte, sein vornehmer aller Habsucht fremder Sinn gewann ihm aller Herzen.

Drei hervorragende Denkmäler erinnern in Rom noch heute an den Geist seiner Regierung und die Beurteilung, welche sie bei dem Volke fand. Titus hat den von seinem Vater begonnenen Bau des flavischen Amphitheaters, das sog. Kolosseum, (s. S. 210) im J. 80 vollendet und mit großartigen Festlichkeiten eingeweiht. Nahe demselben liegen die Thermen (Bäder) des Titus. Augustus und Nero hatten schon durch die Anlage von öffentlichen Badehäusern dem Bedürfnisse der hauptstädtischen Bevölkerung Rechnung getragen und, wie die Einrichtung der Bäder in den Privathäusern zu fabelhaftem Luxus vorgeschritten war, so hatte auch die Pracht der öffentlichen Thermen sich ins Unglaubliche gesteigert. Sie beschränkten sich nicht mehr auf Räume für die verschiedensten Bäder und für gymnastische Übungen, die aus Griechenland nach Rom verpflanzt worden waren, sondern umfaßten auch ausgedehnte Anlagen zu Spaziergängen, reich ausgestattete Bibliotheken, Kunstsammlungen — kurz alle möglichen Einrichtungen, welche geistige Auffrischung oder auch Unterhaltung zu verschaffen vermochten. Auch die Thermen des Titus entfalteten dank den von Vespasian gesammelten Schätzen alle erdenkbare Pracht: die berühmten Loggien des Vatikan, eines der Meisterwerke Rafaels und seiner Schule, führen ihre Entstehung auf die Anregung zurück, welche von den damals neuentdeckten Malereien dieser Thermen ausgegangen war. Das dritte große Denkmal ist der Triumphbogen, welcher nach dem Tode des Kaisers von Volk und Senat zur ewigen Erinnerung an seine Rückkehr aus dem Kriege gegen die Juden errichtet wurde: ein freistehendes gewölbtes Thor, dessen Bogenwölbung zwei starke Mauerpfeiler mit einander verbindet. Je zwei aus einer gemeinsamen Basis emporstrebende Halbsäulen gliedern diese Pfeiler; zwischen den beiden Säulenpaaren belebt die Mauerfläche ein reliefartig dargestelltes blindes Fenster. Von den Säulen getragen läuft über dieselben und die Thorwölbung ein reich verziertes Gebälk, dessen Mittelstück, den sog. Fries, Reliefbilder mit der Darstellung kriegerischer Szenen schmücken; die von dem Gebälke, den Säulen und der Bogenwölbung gebildeten Dreiecke zeigen geflügelte Viktorien. Über dem Gebälke erhebt sich in dreifacher Gliederung ein Aufsatz (die sog. Attika), dessen Mittelstück die Widmungsinschrift enthält, während seine Höhe eine Quadriga (Viergespann) mit der Statue des Kaisers krönte. Die Wände und das Tonnengewölbe des Durchganges selbst schmückten

leider nur in sehr verstümmeltem Zustande auf uns gekommene Reliefs, die außer Szenen vom Triumphzuge des Titus — man sieht u. a. römische Legionssoldaten den siebenarmigen Leuchter und den Schaubrottisch, Beutestücke aus dem jüdischen Tempel, einhertragen — die Aufnahme des verewigten Kaisers unter die Götter (Apotheose) zur Darstellung brachten.

An die Regierung des Titus erinnert aber auch ein Werk der Zerstörung: durch die berühmte Eruption des Vesuv vom 24. August des J. 79 wurden die drei Städte **Pompeji, Herkulanum** und **Stabiae** verschüttet. Wir besitzen zwei eingehendere Schilderungen dieses Ereignisses aus dem Altertum: zwei Briefe des **jüngeren Plinius**, in welchen er als Augenzeuge der Verheerung den Tod seines Oheims, des durch seine „Naturgeschichte" berühmten älteren Plinius, erzählt, und den aus guten Quellen geschöpften Bericht des griechischen Historikers Cassius Dio (200).

Plinius — auf das Wesentlichste der Mitteilungen dieses Gewährsmannes, der sich zur Zeit des Ausbruchs in Misenum befand, wollen wir uns beschränken — schreibt an Tacitus, den späteren Geschichtschreiber: „Es war am 24. August, ungefähr um die 7. Stunde (nach unserer Rechnung 1 Uhr Nachmittags), als meine Mutter den Onkel auf eine ungewöhnlich große, auffällig geformte Wolke aufmerksam machte, die sich am Himmel zeige. Und wirklich stieg eine Wolke auf, deren äußere Gestalt am besten wohl eine Pinie zur Anschauung bringen möchte. Denn wie ein himmelhoher glatter Stamm in die Höhe geschossen breitete sie sich oben gewissermaßen in Äste aus: ihre Farbe war bald hellglänzend, bald dunkel und gefleckt, je nachdem sie Erde und Asche mit sich in die Höhe geführt hatte.... Der Onkel bestieg seine Yacht, um das merkwürdige Phänomen mehr in der Nähe zu beobachten. Je weiter er vordrang, desto heißer und dichter fiel der Aschenregen auf sein Schiff nieder: dazu auch bereits Bimssteinstücke und schwarze, glühende, von der Hitze geborstene Steine; auch machte sich plötzlich ein Zurücktreten des Meeres bemerkbar, andererseits war infolge der vom Berge niederrollenden Trümmer auch das Ufer ein gefährlicher Aufenthalt.... Unterdessen flammten aus dem Vesuv an mehreren Stellen breite Lavaströme und hohe Feuersäulen auf, deren heller Schein noch die nachtgleiche Finsternis steigerte. Die Häuser wankten unter häufig sich wiederholenden starken Erdstößen und es war, als ob sie von ihrer Stelle gerückt bald dahin bald dorthin hin- und widerschwankten." In dem zweiten Briefe berichtet Plinius über seine persönlichen Erlebnisse: „Der Wagen, in dem ich mit meiner Mutter und einem Freund des Onkels gegen Morgen hinausgefahren war, wurde trotz der vollkommenen

Ebenheit des Bodens hin- und hergeschleudert und selbst Steinunterlagen vermochten nicht ihn an einem Platze festzuhalten. Außerdem war es, als ob das Meer sich selbst verschlänge und durch das Erdbeben gewissermaßen zurückgedrängt würde. Jedenfalls war das Ufer weiter einwärts gerückt und hielt verschiedenes Seegetier auf dem trockenen Sande fest. Auf der anderen Seite spie eine schwarze, fürchterliche Wolke, da und dort von einem gebrochenen züngelnden Feuerschein zerrissen, sich spaltend himmelhohe Flammen aus: sie waren Blitzen ähnlich, aber länger als diese. . . . Kurz darauf senkte sich die Wolke zur Erde nieder und bedeckte das Meer. Hinter uns gewahrte ich dichten Qualm, der wie ein Gießbach das Land überströmend uns verfolgte. Wir verließen die Straße — um uns Nacht, nicht in der Art einer mondlosen oder düster bewölkten, sondern wie die Nacht in einem geschlossenen Raum ohne Licht. Man hörte nur das Geheul der Weiber, das Winseln der Kinder, das Rufen der Männer: die Stimme allein war es, mit der die einen ihre Eltern, andere ihre Kinder, dritte ihre Frauen suchten, an der sie dieselben erkannten; diese beklagten das eigene Unglück, jene das der Ihrigen; manche flehten aus Todesfurcht um den Tod. Viele hoben die Arme empor zu den Göttern; noch mehr sahen jetzt allerwärts die Götter vernichtet und die ewige letzte Nacht über die Welt gekommen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche die wirkliche Gefahr durch eingebildete und erlogene Schrecknisse vermehrten. Manche berichteten fälschlich, aber gläubigen Zuhörern von Einstürzen und Bränden in Misenum. Nun wurde es etwas Tag: diese Helligkeit erschien uns aber nicht als Tag, sondern als ein Zeichen der näherkommenden Lava. Diese stockte eine ziemliche Weile: neue Nacht, neuer massenhafter, schwerer Aschenregen — wir mußten ihn immer wieder von uns abschütteln: sonst wären wir von ihm ganz zugedeckt und erstickt worden. . . . Endlich wich der Dunst gleichsam in Rauch oder Nebel zerflossen. Bald kam der wirkliche Tag und auch die Sonne leuchtete auf, aber fahl, wie ihr Schein bei einer Verfinsterung zu sein pflegt. Vor das noch wirre Auge trat alles in ganz veränderter Gestalt und hoch mit Asche, wie mit Schnee, bedeckt.“ —

Über Pompeji lagerte sich die Asche in der Höhe von etwa 20 Fuß, und die Stadt wurde darunter lebendig begraben. Wie viele Menschenleben die schreckliche Katastrophe forderte, ist nicht zu sagen: ein großer Teil der Bevölkerung befand sich bei Beginn des Unglücks im Amphitheater, in welchem jedoch bei den Ausgrabungen, die erst im vorigen Jahrhundert begannen und bis heute mit dem Erfolge wunderbarster Bereicherung unserer

Kenntnis des antiken Lebens fortgesetzt wurden, nur wenige Gerippe gefunden wurden. Die meisten mag der Tod ereilt haben, indem sie, in das Innere ihrer Häuser geflüchtet, hier erstickten oder verhungerten.

Kaiser Titus nahm sich der aus der Zerstörung Geretteten menschenfreundlich an; uneigennützig verzichtete er zu Gunsten der Armen auf die Ansprüche des Fiskus gegenüber dem herrenlos gewordenen Gute. Und auch als das nächste Jahr Rom mit einer furchtbaren Feuersbrunst und einer noch furchtbareren Pest heimsuchte, bewies sich Titus stets als lindernder Helfer. Um so größer war der Schmerz des Volkes, als er nach einer Regierung von 2¼ Jahren an einer Krankheit starb, welche die einen dem Gifte seines Bruders Domitianus zuschrieben, während die andern sie mit dem Giftbecher in Verbindung brachten, den Nero seinem Bruder Britannikus bei dem Mahle hatte reichen lassen und aus dem auch Titus als der Gespiele des kaiserlichen Prinzen getrunken hatte.

Je mehr Titus durch seine Leutseligkeit die „Wonne und Freude der Menschheit" gewesen war, desto greller erschien die Grausamkeit, mit der sein Bruder Titus Flavius D o m i t i a n u s (geb. 24. Okt. 51) als sein Nachfolger die Regierung führte. Er hatte nach der Vernichtung der Partei des Vitellius als Stellvertreter seines Vaters die Huldigung des Senats entgegengenommen, jedoch schon damals durch seinen Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, sowie durch eitle Eifersucht gegen Vater und Bruder die niedrigste Gesinnung verraten. Obwohl er aber gegen beide während ihrer ganzen Regierung in diesem feindlichen Verhältnisse geblieben war, schien er doch auf den Thron gelangt in ihre Fußtapfen treten zu wollen: mit derselben Freigebigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Religiosität wartete er — hierin dem Tiberius ähnlich — in den ersten Jahren seines Amtes und nur die Äußerungen seines Neides gegen wahres Verdienst und seines Hasses gegen Titus, dessen Andenken er möglichst zu zerstören suchte, waren gleichsam der Schatten, den seine Laster vor sich herwarfen. Maßlose Eitelkeit war die Quelle dieser Thorheiten, wie auch der Grund seiner ersten Grausamkeiten; bald trat zu ihr auch das Motiv der Habsucht, die ihn morden ließ, um den durch Verschwendung erschöpften Schatz zu füllen. Denn wieder waren jene unsinnigen Feste eines Nero an der Tagesordnung und die Erhöhung des Soldes, durch welche der Kaiser im Bewußtsein des eigenen Nichts das Heer an sich zu ketten gedachte, verschlang einen großen Teil der Staatseinkünfte. Entfesselt aber wurde seine ganze wilde Natur, als im J. 93 der Statthalter des oberen Germanien, L. Antonius Saturninus, mit seinen beiden Le-

gionen und den ihm verbündeten Chatten einen Versuch gemacht hatte, sein Regiment zu stürzen. Als durch das rasche Eingreifen des Statthalters von Pannonien, Norbanus, der Aufstand unterdrückt worden war, begann eine unabsehbare Reihe von Prozessen gegen die Mitschuldigen des in der Schlacht gefallenen Empörers. Doch nicht gesättigt von ihrem Blute wurde Domitian, fortan ganz von seinen Leidenschaften beherrscht, der Tyrann, als welchen ihn die Geschichte gleich einem Nero für alle Zeiten gebrandmarkt hat. Was durch Intelligenz, Sinn für Freiheit oder auch nur durch Besitz hervorragte, war dem Hasse des Kaisers verfallen, dem zahllose Delatoren als Werkzeuge dienten: jetzt fand außer vielen andern Römern Helvidius Priskus, der würdige Sohn des unter Vespasian hingerichteten Helvidius Priskus, für das dem Vater in einer Biographie desselben gespendete Lob den Tod, jetzt wurden als staatsgefährlich Philosophen, Juden und Christen verfolgt. Denn in seiner maßlosen Eitelkeit, in der ihn speichelleckerische Literaten durch ihre Huldigungen bestärkten, hatte er sich, wie schon früher Caligula, selbst den Titel „Gott" beigelegt — wie konnte er Gesinnungen dulden, welche sich diesen Ansprüchen und seinem eitlen Eifer für die alte Staatsreligion widersetzten? Es würde zu weit führen die Äußerungen seiner raffinierten Bosheit und Grausamkeit im einzelnen zu verfolgen: sie wurden von dem Volke schweigend hingenommen, weil ihre Opfer vorzugsweise den höheren Ständen, insbesondere dem Senate angehörten. Denn während Vespasian diesen als den Repräsentanten des Volkes wenigstens äußerlich mit Rücksicht behandelt, ja bei Beginn seiner Regierung ihm sogar durch eine Art von Konstitution (lex regia) Bürgschaften gegen Übergriffe der kaiserlichen Gewalt gegeben hatte, war das Absehen Domitians stets darauf gerichtet, auch den letzten Schein einer Mitregentschaft des Senates zu vernichten. Indem er einerseits zeitlebens das Amt der Zensur bekleidete, durch welches die Zusammensetzung dieser Körperschaft ganz in seine Gewalt gegeben war, andererseits die Gerichtsbarkeit über die Angehörigen dieses Standes ohne Rücksicht auf die bisherige Praxis übte, war der Senat zu einem Nichts erniedrigt und zum Schweigen und Dulden verurteilt.

So viel an ihm lag, war das Reich so durch seine Regierung im Innern von neuem geschädigt; ingleichem aber auch nach außen: denn auch seine auswärtige Politik war von maßloser Eitelkeit und Lügenhaftigkeit beherrscht. Rom strotzte von Siegeszeichen und Bildsäulen des Kaisers, die ihn als den Schrecken der Feinde, als den Überwinder der Deutschen am Rhein, der Dacier und Markomannen verherrlichten. Aber alle seine

Triumphe waren Täuschungen: wo Domitian selbst sich im Felde zeigte, wurde höchstens der Friede erkauft, nie aber dem Feinde mit den Waffen aufgezwungen. Wir werden diese kläglichen Unternehmungen bei der Geschichte der Kaiser Trajan und Hadrian in Kürze erwähnen, hier aber — um wenigstens eine Lichtseite der Zeit Domitians abzugewinnen — die Thaten besprechen, welche das römische Heer trotz des Kaisers in **Britannien** verrichtete.

Hier war nach einem längeren Stillstand der Unternehmungen, während dessen wenigstens die Eroberungen des Suetonius Paulinus im Süden und Osten des Landes behauptet wurden, bereits unter Vespasian der Krieg mit den Eingeborenen wieder aufgenommen worden: Petillius Cerialis kämpfte erfolgreich mit den weiter nördlich wohnenden Briganten, Julius Frontinus mit den Siluren in der gebirgigen Landschaft von Südwales. Die mit diesen Kämpfen eingeleitete Eroberung der westlichen und nördlichen Bergländer machte zu seiner Aufgabe **Cn. Julius Agrikola**, der unter den drei flavischen Kaisern von 78—85 den Oberbefehl über die römischen Heere in Britannien führte. Er eröffnete den Feldzug mit einem Angriffe auf Nordwales, wo er die rebellischen Ordoviker auf ihren Höhen aufsuchte und fast das ganze Volk vernichtete. Und — ein zweiter Beweis seines entschlossenen Willens — gesonnen die Insel Mona, die Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen, sich zu unterwerfen ließ er zum Staunen der Insulaner auserlesene Mannschaften von den Hilfstruppen schwimmend den Sund passieren, der Mona von dem Festlande trennte, so daß die Feinde verblüfft sich ihm freiwillig unterwarfen. So im Kriege schneidig, zugleich aber in der Verwaltung mild und menschenfreundlich, gerecht und ohne Habsucht, gewann er die Zuneigung der Eingeborenen in solchem Grade, daß viele Stämme die Freundschaft Roms suchten und auch sich bereit zeigten die römische Kultur anzunehmen. In den J. 80 und 81 drang Agrikola weit nach Norden vor; die nur durch einen schmalen Landstrich getrennten, tief einschneidenden Meerbusen von Clota (Clyde) und Bodotria (Frith of Forth) wurden zum Schutze gegen die schottischen Gebirgsvölker durch eine Befestigungslinie verbunden und so die Feinde gleichsam auf eine andere Insel zurückgedrängt; schon bereitete er auch — freilich unter dem Einfluß falscher geographischer Vorstellungen — durch die günstige Lage veranlaßt, die ihm Hibernia (Irland) für die Verbindung der westlichen Provinzen des römischen Reiches zu haben schien, die künftige Eroberung dieser Insel vor, indem er die gegenüberliegende Küste Britanniens mit Truppen besetzte. Doch gedachte er zuvor

die Unterwerfung dieses Landes zu vollenden und überschritt zu diesem Zwecke die zwischen den genannten beiden Buchten aufgeworfenen Schanzen, um sich des schottischen Hochlandes zu bemächtigen. Zum ersten Male setzte eine römische Flotte, welche den Marsch des Landheeres begleitete, die Britten zugleich in Staunen und Schrecken: die nördlichen Völker, die Caledonier, gedachten die Eroberungspläne Agrikolas zu durchkreuzen und griffen darum die Schanzen im Rücken des römischen Heeres an mehreren Punkten an. Agrikola begegnete dem Plane, indem auch er sein Heer in mehrere Kolonnen teilte und so die Gefahr einer Einschließung vermied. Ebenso wenig half den Feinden die Konzentration ihres Angriffs auf einen der römischen Heerhaufen. Auch Agrikola vermochte die taktische Regel des getrennten Marschierens und vereinten Schlagens noch im entscheidenden Augenblicke zu praktischer Geltung zu bringen: die Caledonier erlitten eine empfindliche Niederlage. Nicht entmutigt rüstete sich die Nation mit aller Macht zu neuem Krieg; Bündnisse, unter feierlichen Opfern geschlossen, setzten die Streitkräfte aller Stämme in Bewegung; und schon waren über dreißigtausend Bewaffnete unter Calgakus versammelt, weitere Verstärkungen im Anzuge begriffen, als Agrikola auf seinem Marsch nach Norden im Sommer 83 am Graupischen Berge in dem heutigen Angus auf sie stieß.

Tacitus, der Schwiegersohn des Agrikola, gibt in der Biographie desselben eine anschauliche Schilderung der Schlacht, die sich nunmehr entspann. Agrikola stellte die römischen Legionen als Reserve vor den Lagerwall, in die Schlachtlinie aber, die er in Anbetracht der Überzahl der Feinde weit auseinander zog, um sie gegen die Gefahr eines Flankenangriffs zu schützen, beorderte er die Hilfstruppen (Britten aus den südlichen Distrikten, Bataver, Tungrer), achttausend Mann zu Fuß ins Zentrum, dreitausend Reiter auf die Flanken. Auf der Seite der Britten stand das erste Gefecht in der Ebene, die andern auf der Höhe, an der sie sich staffelförmig dicht übereinander emporzogen; zwischen dem ersten Gefecht und der römischen Aufstellung tummelten sich ihre Streitwagen. Der Kampf begann regelrecht mit einem Gefecht aus der Ferne: die Feinde befanden sich bei demselben im Vorteil, da sie mit ihren großen Schwertern und kurzen Schilden die römischen Wurfgeschosse leicht parierten, dagegen die Römer mit ihren Pfeilen überschütteten. Die Lage änderte sich, als Agrikola die Bataver und Tungrer zum Handgemenge kommandierte: nun brachte eben die Bewaffnung die Britten in Nachteil — das erste Gefecht wurde geworfen, die Wagenkämpfer flohen und die Sieger schickten sich

an die Höhe zu stürmen. Wieder aber wechselte das Bild der Schlacht, als die Reiterei sich nunmehr an dem Kampfe des Fußvolks beteiligte: durch das unebene Terrain und das dichte Gedränge der Feinde in ihren Bewegungen gehemmt, war sie für das Vordringen des Fußvolks nur ein Hindernis. Die Britten begannen angesichts dieser Verwicklung sich von der Höhe herabzuziehen, um die Kämpfenden zu umzingeln: Agrikola vereitelte diesen Plan, indem er eine Kavalleriereserve ihnen entgegenwarf, welche die ungestüm Heraneilenden in die Flucht schlug und an der Fronte der Kämpfenden vorbeisprengend den Feind im Rücken faßte. Mit diesem Manöver war die Schlacht entschieden: umsonst stellten sich die Britten noch einmal an dem Saume eines Waldes — nur gegen die ersten hitzigen Verfolger, die nicht in geschlossenen Linien anrückten, gewannen sie augenblickliche Vorteile; als sie aber die römischen Kohorten wieder in festen Gliedern geordnet diesen folgen sahen, wandten sie sich zur Flucht und nur die Nacht und die Ermüdung der Sieger rettete sie vor völliger Vernichtung. Zehntausend Britten waren gegen dreihundertsechzig Tote auf Seiten der Römer gefallen. Agrikola, der die Feinde vollständig zersprengt sah, kehrte mit dem Landheer in die Winterquartiere zurück; die Flotte aber wurde beordert, zur Vorbereitung weiterer Unternehmungen eine Rekognoszierungsfahrt längs der Küste anzutreten: dieselbe segelte von dem Busen Bodotria bis zum nordwestlichsten Punkt der schottischen Küste und kehrte sodann zu ihrem Ausgangspunkte zurück, nachdem sie auf ihrem Wege wenigstens den Charakter Britanniens als einer Insel festgestellt hatte.

Domitianus vernahm die Botschaft von diesen Ereignissen voll Angst im Herzen, es möchte der Name eines Privatmannes über den des Fürsten erhoben werden. Agrikola wurde bald darauf unter dem Vorgeben, daß ihm die Statthalterschaft in Syrien übertragen werden solle, zurückgerufen und trotz der öffentlichen Meinung, die ihn wiederholt bei den kriegerischen Verwicklungen der Zeit als den berufenen Feldherrn bezeichnete, mit keinem Kommando mehr betraut. Er starb im J. 93 unter Umständen, welche seinen Tod mindestens als ein dem Kaiser erwünschtes Ereignis erscheinen ließen.

Aber auch Domitianus Germanikus, wie er sich nach seinem Triumphe über die Deutschen nannte, genoß die Wonne des ungeteilten Feldherrnruhmes nur kurze Zeit: eine Verschwörung, die sich unter den an seinem Hofe mächtigen, aber stets für ihr Leben fürchtenden Freigelassenen gebildet und auch in den Kreisen des Adels bereitwillige Teilnahme gefunden hatte, setzte seinem Wüten ein jähes Ende. Er wurde am 18. September 96 ermordet, und mit ihm erlosch das Haus der Flavier.



Kaiser Trajan.
Nach der Marmorbüste in der Galerie der Uffizien zu Florenz.



Kaiser Hadrian.
Nach der Marmorbüste im kapitolinischen Museum zu Rom.

Drittes Kapitel.

Die Kaiser von dem Ende Domitians bis zu dem Tode Mark Aurels (96—180 n. Chr.).

1. Die innere Geschichte des römischen Staates vom J. 96—180.

Es war bei den Verhältnissen, unter denen Domitianus starb, natürlich, daß der Senat, hocherfreut über seine Erlösung von dem Despoten, sofort dem von den Verschworenen als Kaiser ausgerufenen Senator M. Coccejus Nerva huldigte; und dieser wieder konnte, ganz abgesehen von seiner natürlichen Milde, nur in dem Anschluß an den Senat und dessen freiheitliche Politik seine Aufgabe erkennen. So zeigt die kurze Regierung dieses durch weise Mäßigung und Menschenfreundlichkeit ausgezeichneten Mannes denselben nach allen Richtungen bemüht, stets unter Mitwirkung des Senates, dessen Ansprüche auf einen Anteil an der Regierung er anerkannte, die Schäden des Staates zu heilen, insbesondere die zerrütteten Finanzen zu ordnen und durch Gründung von Ackerbaukolonien der Landwirtschaft in Italien aufzuhelfen. Trotz solcher Verdienste um die Gesamtheit hing aber der Bestand seiner Regierung doch von der Haltung der bewaffneten Macht und vornehmlich der Prätorianer ab. Diese hatten zunächst der Erhebung Nervas zugestimmt, da derselbe unter den vorausgegangenen Herrschern durch keine oppositionellen Neigungen auffällig gewesen war; bald aber begannen sie dem mehr als sechzigjährigen kränklichen Kaiser ihren Willen aufzunötigen und ihm sogar blutige Maßregeln gegen die Verschworenen abzuzwingen, welchen er den Thron verdankte. Um sich diesen seine Herrschaft gefährdenden Ansprüchen der Soldateska zu entziehen, ernannte Nerva einen hervorragenden Heerführer, M. Ulpius Trajanus, zu seinem Mitregenten — nach wenigen Monaten aber machte diesen der Tod des Kaisers zum Alleinherrscher. Mit ihm bestieg zum ersten Male den römischen Kaiserthron ein Mann, der durch seine Geburt weder Rom noch Italien angehörte. Zu Italika in Spanien am 18. Sept. 53 geboren, hatte er nach dem Beispiel seines Vaters ausschließlich sich der soldatischen Laufbahn gewidmet und als Tribun bei den Kämpfen in Syrien, Spanien und Deutschland sich ausgezeichnet; als Statthalter von Oberdeutschland war er von Nerva zum Mitregenten erkoren worden. Sein Charakter war wohlgeeignet, den seines Adoptivvaters zu ergänzen. Menschenfreundlich und gerecht, wie dieser, war er zugleich energisch und in der Wahl seiner Mittel in solchem Maße praktisch, daß Rom in ihm

die Vereinigung aller Eigenschaften anerkennen mußte, welche die Verhältnisse von einem starken Machthaber verlangten. Durch seine Vergangenheit der Vertrauensmann des Heeres, konnte er es wagen, demselben Schranken zu ziehen und insbesondere die Prätorianer dadurch unschädlich zu machen, daß er sie, abgesehen von einem nicht mehr gefährlichen Bruchteile, teils auflöste, teils unter die Legionen einreihte. Das Heer versöhnte mit dieser Beschränkung seiner Ansprüche die von dem Kaiser, der auch als solcher in erster Linie Soldat blieb, vielfach ihm gebotene Gelegenheit zur Auszeichnung. Andererseits aber vermochte er durch jene persönlichen Eigenschaften auch den von Nerva begünstigten Neigungen des Senates zu einer Art von Mitregentschaft zwar ohne die Schroffheit eines Despoten, jedoch wirksam entgegenzutreten: durch Nachgiebigkeit in der Form, welche dem Senate einen Traum von Macht gestattete, wußte er denselben um so mehr lediglich als sein Werkzeug zu gebrauchen, als er die Praxis Domitians beibehielt, die Mitglieder des Senates selbst zu ernennen. Indem er ferner dem Unwesen der Delatoren und der Majestätsprozesse, sowie dem Einfluß der Freigelassenen am Hofe ein Ende machte, für gute Verwaltung der Staatsfinanzen und die ausgiebige Bewirtschaftung des Ackerlandes in Italien sorgte, durch neue Einrichtungen der Verarmung entgegenarbeitete, durch großartige Bauten Gelegenheit zum Erwerbe bot und zugleich praktische Bedürfnisse befriedigte, erwarb er sich die Sympathien aller Schichten der Bevölkerung. Von besonderem Interesse, weil den Überlieferungen des Altertums gegenüber etwas Neues, ist unter den eben aufgezählten Maßregeln das allerdings schon von Nerva begründete, doch von Trajan vorzugsweise ausgebildete Alimentarinstitut. Nachdem der Staat bisher nur die Armen der Hauptstadt unterstützt hatte, begann derselbe nunmehr in Anbetracht der Bedeutung, welche der gesamtitalischen Bevölkerung für den Fortbestand des Römertums zukam, seine Fürsorge auf ganz Italien in der Art auszudehnen, daß an arme Eltern Alimentationszuschüsse gezahlt wurden. Zu diesem Zwecke wurde das Land in Distrikte geteilt und jedem derselben ein entsprechendes Staatskapital zugewiesen, das nach einem für die Hebung der Landwirtschaft sehr förderlichen Prinzipe in unkündbaren Hypotheken auf Grund und Boden angelegt wurde und dessen Zinsen als Stipendien für arme Knaben und Mädchen zur Verteilung kamen. So betrug z. B. das der Stadt Veleja in Ligurien zugewiesene und zu 5% ausgeliehene Stiftungskapital etwa 150,000 Mark und es wurden aus dem Zinsenertrag dieser Summe 246 Knaben und 35 Mädchen alimentiert. Indem der humane Gedanke, welcher dieser

Schöpfung zu Grunde lag, bald auch außerhalb Italiens bei Gemeinden und Einzelnen Nachahmung fand, erscheint dem Menschenfreunde die Regierung Trajans nach all dem vorausgegangenen Elend als eine goldene Zeit. Und wie der Römer diese Institution seines Kaisers als Zeichen seiner Milde mit Dank anerkannte, so fühlte er sich wieder durch die großartigen Bauten, welche derselbe in Rom sowohl als in Italien und den Provinzen schuf, in seinem Nationalbewußtsein gehoben. Als ein Zeugnis gewaltiger Kraft betrachtete er mit freudigem Stolze die von Trajan in der Nähe des eisernen Thores bei Orsova gebaute steinerne Donaubrücke, die kühn in der Länge eines Kilometers auf 20 Pfeilern von 150 Fuß Höhe über den Fluß geführt den Besitz der durch die römischen Waffen gewonnenen Eroberungen in Dacien sichern sollte. Mit ihr wetteiferten die Straßenbauten durch die pomptinischen Sümpfe, die Hafenanlagen in Civita Vecchia und Ankona, die Tajobrücke von Alkantara in Spanien — aber alle diese Schöpfungen einer ganz in den Dienst des Staates gestellten Energie übertraf an Großartigkeit das in Rom angelegte forum Trajani. Das auf die Königszeit zurückreichende forum Romanum, der Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Lebens und mit seinen Bauten und Denkmälern das Spiegelbild der Geschichte des Staates, war für die mächtig angewachsene Bevölkerung der Stadt längst zu eng geworden — dieses Bedürfnis und der politische Gedanke, das Volk mit der Monarchie durch großartige und zugleich gemeinnützige Unternehmungen zu versöhnen, riefen seit Cäsar eine Reihe von Erweiterungen des alten Marktes hervor, welche die Pracht desselben überbietend in ihrer stolzen Reihe Rom mehr denn je als die weltbeherrschende Stadt erscheinen ließen. Schon hatten Cäsar, Augustus, Vespasian, Nerva mit großem Aufwand solche Märkte an der Nordseite des alten Forum angelegt: sie alle überbot jetzt Trajan. Um für seine Schöpfung einen Platz in gleicher Höhe mit den ebengenannten Märkten zu gewinnen, ließ er das Terrain zwischen dem kapitolinischen und dem quirinalischen Hügel um 92 Fuß niedriger legen — eine riesige Arbeit! Und diesen Platz schmückte er nun mit Hilfe seines Baumeisters Apollodorus aus Damaskus mit großartigen Werken der Architektur und Skulptur. Hier erbaute er die großartige fünfschiffige Basilika Ulpia für den öffentlichen Verkehr der Bürger und die Abhaltung von Gerichtsverhandlungen und eine öffentliche Bibliothek — denn obgleich vorzugsweise Soldat, sah doch Trajan auch in der Wissenschaft ein Mittel, die öffentlichen Zustände zu heben —; weiter schmückten diesen Platz ein Triumphbogen zum Andenken an die in Dacien

erfochtenen Siege und die zu dem gleichen Zwecke errichtete Trajanssäule. Aus großen cylindrischen Marmorblöcken zusammengesetzt erhebt sie sich von einem 17 Fuß hohen Postament aufsteigend zu der Höhe von 92 Fuß: von ihrer Basis bis zum Capitell windet sich an ihr spiralförmig eine ununterbrochene Reihe von Reliefs empor, welche mit Naturwahrheit Szenen aus den Kriegen mit den Daciern zu lebendiger, klarer Darstellung bringen, — zwei Beispiele derselben, die das römische Heerwesen und das Suovetaurilienopfer veranschaulichen, haben wir schon an passender Stelle des ersten Bandes unseres Werkes gegeben (s. Bd. I S. 46 und 162). Auf der Höhe der Säule stand auf einem 8 Fuß hohen Untersatz die späterhin von einer Bronzestatue des Apostels Petrus verdrängte Statue des Kaisers Trajan.

Aber auch außerhalb dieses Forums schuf dank seiner weisen Sparsamkeit Trajan in Rom eine Reihe herrlicher und gemeinnütziger Bauwerke, unter denen eine große Wasserleitung und neue Thermen die hervorragendsten waren. Schon bei Lebzeiten wurde dem Kaiser der Titel: „der beste“ beigelegt und seinen Nachfolgern bei ihrem Regierungsantritte zugerufen: „Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan!“. Wir sind heutigen Tages freilich in der Erinnerung an die von Trajan ins Werk gesetzte Christenverfolgung geneigt, dieses Lob nur in beschränktem Maße anzuerkennen, aber auch der Widerspruch zwischen dieser Gewaltthätigkeit und seinem sonstigen Wohlwollen erklärt sich aus seinem Grundsatze, selbstverleugnend seine ganze Person in den Dienst des Staates zu stellen. Bei seiner Feindschaft gegen die Christen hatte er lediglich die Erhaltung der von den Vorfahren überlieferten Staatsreligion im Auge, für die er den unweigerlichen Gehorsam, den er ihr selber als dem Fundamente des Staates leistete, auch von den andern begehrte.

Als Trajan mit der Ordnung der orientalischen Verhältnisse (s. u.) beschäftigt überraschend schnell in der cilicischen Stadt Selinus gestorben war (Anfang August 117), trat der Befehlshaber des in Asien stehenden Heeres und Statthalter in Syrien, P. Älius Hadrianus, als der von dem sterbenden Kaiser ernannte Adoptivsohn desselben ohne weiteres die Regierung an, in welcher er sich bei dem Heer und Volk durch Geldgeschenke, bei dem Senat durch den Schein der Unterwerfung befestigte.

Hadrian, am 24. Jan. 76 zu Rom geboren, stand nicht bloß durch natürliche Verwandtschaft mit dem Hause Trajans und durch seine Ehe mit Julia Sabina, einer Großnichte des Kaisers, diesem persönlich nah, so daß er in jungen Jahren dessen Zögling, später sein unzertrennlicher Be-

gleiter war, sondern war ihm auch innerlich in wesentlichen Dingen ähnlich. Er teilte mit ihm die rastlose pflichttreue, aus eigener Initiative hervorgegangene Thätigkeit für den Staat, die Einfachheit der Lebensweise, das Wohlwollen auch gegen die Geringsten und Ärmsten, die Neigung zu großartigen Bauten, auch das Bestreben bei aller Popularität, mit welcher er dem Senate und Volke gegenüber die Regierung führte, in autokratischer Weise zu herrschen. Trotz dieser sittlichen Verwandtschaft aber, welche die Adoption Hadrians durch Trajan erklärt, war die Art der beiden in andern Beziehungen eine so entgegengesetzte, daß wieder leicht begreiflich ist, warum Trajan die lange gehegte Absicht erst fast in der Todesstunde verwirklichte. Denn dieser war in seinem Denken nüchtern und klar, Hadrian unklar und darum unruhig, wechselnd in seinen Stimmungen, ein springender Charakter; Trajan stellte mit seiner ganzen soldatischen Persönlichkeit noch einmal das altrömische Wesen mit dem Ziele der Weltherrschaft dar, Hadrian war geistig ein Grieche, ein Philosoph, wenn auch aus der Schule der Zweifler (des Skeptizismus), als Staatsmann und Feldherr aber nicht auf Eroberungen bedacht, sondern mehr der Defensive zugeneigt und von neuen politischen Ideen durchdrungen, die seinem Staate, verglichen mit der altrömischen Überlieferung, ein mehr modernes Gepräge verleihen. Zwei Dinge sind es besonders, welche in dieser Beziehung seine Regierung kennzeichnen: sein Streben, die Provinzen allmählich dem Mutterlande gleichzustellen, und die von ihm eingeführte Ablösung des höheren Verwaltungsdienstes von der Voraussetzung einer militärischen Laufbahn. Aus diesem Streben nach Reformen sind auch die in ihrer Art einzigen weiten Reisen Hadrians zu erklären, durch welche er die administrativen und militärischen Bedürfnisse der einzelnen Provinzen kennen zu lernen suchte, um sofort an Ort und Stelle die nötigen Anordnungen zur Hebung der Schäden zu treffen. Denn mag er auch bei diesen Gelegenheiten, besonders in Athen und Alexandria, den Mittelpunkten des damaligen geistigen Lebens, in seiner Beweglichkeit nebenher literarischen, philosophischen oder auch religiösen Liebhabereien nachgegangen sein, so war doch immer der Herrscherberuf ihm als seine erste Pflicht gegenwärtig. So besuchte er auf seiner ersten Reise in den Jahren 121—126 Gallien, Germanien, Britannien, Spanien, Mauretanien, Syrien, Asien, den Archipel, Griechenland und Sizilien; auf seiner zweiten Reise 129—134, Athen, Palästina, Arabien, Ägypten und Syrien, um sodann über Athen nach Rom zurückzukehren. Überall hinterließ seine Anwesenheit Beweise seiner alle Teile des Reichs umfassenden Fürsorge, in Athen und Alexandria insbesondere

Denkmäler großartiger Freigebigkeit. Noch steht zur Erinnerung an Hadrian in Athen die Ehrenpforte, die den von ihm angelegten neuen Stadtteil mit der alten Stadt verband; er vollendete auch daselbst den schon von Pisistratus begonnenen Zeustempel, der von einer doppelten Säulenhalle umgeben ebenso durch die Pracht seines inneren Schmuckes, als durch seine großartigen Dimensionen (171 Fuß Breite und 354 Fuß Länge) ausgezeichnet war. Es war natürlich, daß bei dieser Neigung zu großen architektonischen Schöpfungen Rom von ihm nicht vernachlässigt wurde. Hier erbaute Hadrian den Tempel der Venus und Roma, den größten der Stadt: auf einer hohen Terrasse, zu der auf zwei Seiten Marmortreppen emporführten, erhob sich derselbe gegenüber dem Kolosseum; rings um diese Terrasse lief als Begrenzung des Tempelhofs eine von Granitsäulen getragene 500 Fuß lange und 300 Fuß breite Halle; 72 Marmorsäulen umsäumten das Tempelhaus, das in seiner baulichen Anlage die Eigentümlichkeit zeigte, daß in seiner Mitte die beiden Tempel, aus denen es bestand, mit den großen Nischen für die Götterbilder rückwärts zusammenstießen. Ein zweiter Bau Hadrians in Rom ist die sogenannte Engelsburg (Kastell St. Angelo), von dem Kaiser als Grabmal für sich und seine Nachfolger auf dem rechten Ufer der Tiber gegenüber dem Mausoleum des Augustus, der Begräbnisstätte der bisherigen Kaiser, aufgeführt. Auf einer hohen quadratischen Basis mit reicher architektonischer Gliederung erhob sich mit einem Durchmesser von 226 Fuß in zwei Absätzen ein mit Säulenhallen umgebener und mit vielen plastischen Kunstwerken geschmückter Rundbau, der mit einem pyramidal aufsteigenden Dache abgeschlossen und mit einem kolossalen Pinienapfel aus Bronze (nach andern Mutmaßungen mit einem ehernen Viergespanne) gekrönt war; die prächtigste aller römischen Brücken, der pons Aelius, führte auf sieben Bögen, von welchen fünf noch heute erhalten sind, zu diesem wundervollen Werke. Einen mehr bizarren Charakter zeigen die einen Raum von 1½ deutschen Meilen im Umkreis bedeckenden Villenanlagen Hadrians bei Tibur. Indem er hier die Idee verwirklichte, in verkleinertem Maßstabe diejenigen Punkte von Griechenland und Ägypten nachzuschaffen, welche auf seinen Reisen seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade erregt hatten, schuf er mitten in der römischen Welt ein Werk wundersamer Romantik: Tempe, der Hain der Akademie, Kanobus in Ägypten, ja selbst die Unterwelt war in diesem Zaubergarten dargestellt.

So finden wir die Thätigkeit des Kaisers nach vielen Seiten anregend, ja wohlthätig für das ganze Reich — ihn selbst jedoch einer zu-

nehmenden Verdüsterung seines Wesens verfallen. Ein Idealist, aber ohne die Stetigkeit des Ringens und Suchens und ohne den Humor, welcher den Gegensatz des Ideals und der Wirklichkeit überwindet, wurde er in den letzten Jahren seines Lebens von dem Mangel an innerer Befriedigung überwältigt — trübe Erlebnisse und qualvolles körperliches Leiden steigerten seine Melancholie: vor allem schmerzte ihn der Tod seines Geliebten Antinous. Aus Bithynien gebürtig hatte dieser durch seine vollendete Schönheit die Liebe des Kaisers bis zur Schwärmerei gewonnen, daß ihm das Leben ohne den Reiz seiner Gesellschaft wertlos schien. Als nun plötzlich Antinous in rätselhafter Weise — man sagte, als freiwilliges Opfer zur Erhaltung des kaiserlichen Lebens — in den Fluten des Nil den Tod gefunden hatte, vermochten alle Ehren, die Hadrian in seinem maßlosen Schmerze und auf seinen Befehl die ganze römische Welt demselben als einem Gotte erwies, nicht die Betrübnis des Kaisers zu zerstreuen. Seine Einsamkeit erzeugte in ihm Mißtrauen gegen die Treue seiner Umgebung; die Qualen der Wassersucht machten ihm das Leben zur Last. Wir werden unter diesen Umständen manche Handlungen der Grausamkeit, die aus seinen letzten Jahren gemeldet werden, auf Rechnung seiner Überreizung setzen und uns eines zu harten Urteils enthalten müssen.

Selbst kinderlos hatte Hadrian schon im Jahre 130 den L. Älius Verus adoptiert und später durch Verleihung des Titels Cäsar zu seinem Nachfolger bestimmt. Als aber dieser Anfangs des J. 138 gestorben war, trat an seine Stelle T. Älius Hadrianus Antoninus. Dieser folgte seinem Adoptivvater in der Regierung, als derselbe am 10. Juli 138 seinem Leiden erlegen war, und die Treue, mit welcher er denselben nach seinem Tode gegen Rachegelüste schützte, erwarb ihm den Beinamen Pius.

Sein Regiment (138—161) ist entsprechend seinem überaus milden Wesen ausgezeichnet durch Ruhe und Werke des Friedens: freigebige Fürsorge für die Armen, gewissenhafte Rechtspflege, freundliches Entgegenkommen gegenüber dem Senate, Einfachheit im häuslichen Leben, milde Verwaltung der Provinzen ließen ihn in jeder Beziehung als des von dem Senate ihm erteilten Ehrennamens „Vater des Vaterlandes" würdig erscheinen. Schon bei seiner Adoption durch Hadrian war er veranlaßt worden seinen Neffen Annius Verus und den Sohn des Älius Verus, Lucius Verus, an Kindesstatt anzunehmen — der erstere folgte ihm nach seinem Tode (7. März 161) unter dem Namen Markus Aurelius Antoninus in der Regierung nach (161—180), Lucius Verus aber wurde — das erste Beispiel geteilter Herrschaft — von Mark Aurel zum Mit-

regenten gemacht. Selten wohl zeigt die Geschichte zwei so ganz verschiedene Charaktere zusammen zur Lösung derselben Aufgabe berufen: L. Verus war ein dem sinnlichen Lebensgenuß ergebener Mensch, der in seiner Thorheit keinen Anstand nahm die kaiserliche Pflicht dem Vergnügen zu opfern, so daß sein plötzlicher Tod (im J. 169) als ein Gewinn für den römischen Staat betrachtet werden muß; Mark Aurel dagegen vereinigte die Tugenden seines Vorgängers mit der Weisheit eines Philosophen der stoischen Schule; ja er war in solchem Maße innerlich fast mehr Philosoph als Herrscher, daß er mitten im Kriegslärm seine Erholung in philosophierender Schriftstellerei suchte, wie dies seine 12 Bücher „Selbstbetrachtungen" beweisen, die er im Lande der Quaden verfaßte.

Wenn aber trotz solcher persönlicher Vorzüge seine Regierung einen Wendepunkt der römischen Geschichte zum Schlechteren bezeichnet, so liegt die Schuld dieses beginnenden Verfalles nicht in der Persönlichkeit dieses thätigen und pflichttreuen Fürsten, sondern in den ungünstigen Verhältnissen der Zeit. Pest, Krieg und Finanznot bedrängten den Staat und nötigten zur Verteidigung der Grenzen ein neues System anzunehmen, das später schlimme Folgen nach sich zog: Mark Aurel hat zuerst Fremde, Sarmaten und Germanen, innerhalb der römischen Reichsgrenze angesiedelt und in die Reihen der römischen Armee aufgenommen — ein Verfahren, durch welches das Römertum, ohne einen sicheren Schutz der Grenze zu gewinnen, der Gefahr verfiel, von den fremden Elementen schließlich verdrängt zu werden.

Die Milde seines Regimentes — die Kunst hat sie verewigt in den milden Zügen, welche die von dem Senat zu seinen Ehren aufgestellte Reiterstatue des Kaisers auf dem Platze des Kapitols zeigt — ließ seinen Tod, der am 17. März 180 während eines Feldzugs gegen die Völker an der nordöstlichen Grenze erfolgte, um so mehr als ein nationales Unglück erscheinen, als sein Sohn Commodus, der schon vier Jahre zuvor von ihm zum Mitkaiser ernannt worden war, eine schlimme Zeit über das römische Reich heraufführte.

2. Die Feldzüge an der Donau unter Trajan, Hadrian und Mark Aurel.

Hatte schon unter Tiberius die Behauptung Pannoniens viele Schwierigkeiten gemacht, so stellte seit Domitian die Verteidigung der nordöstlichen Reichsgrenze zuerst gegen die Dacier, sodann gegen die Markomannen die Kraft der römischen Heere vielfach auf eine harte Probe.

Dacien, das heutige Rumänien und Siebenbürgen, war von einem



Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel.
Vor dem römischen Kapitol aufgestellt und noch heute da befindlich.

thrakischen Volke bewohnt, welches nach dem Verfall des skythischen Reiches von seinen Wohnsitzen am Balkan nördlich über die Donau vorgedrungen war: die Stämme der westlichen Hälfte des Landes werden als Dacier, die der östlichen als Geten bezeichnet. Bereits zwischen 60—50 vor Chr. hatte ihr König Börebistes durch Eroberung ein großes dakisches Reich gegründet, dessen Grenze der Dniepr, die norischen Alpen und der Balkan waren, und von hier aus die römischen Provinzen Dalmatien und Macedonien bedroht. Schon Cäsar hatte darum mit dem Gedanken der Eroberung Daciens sich getragen, doch sein Tod die Ausführung desselben verhindert. Der Zerfall des dakischen Reiches, die Folge des Todes jenes Königs, drängte indessen die von dieser Seite für Rom bestehende Gefahr in den Hintergrund: Dacien zerfiel in vier kleinere Reiche und Pannonien und Mösien wurden von den Römern erobert (35 und 29 v. Chr.). Aber zur Zeit des Kaisers Domitian, im J. 86 n. Chr., vereinigte ein ebenso kühner als kluger Stammesfürst, Decebalus, die geteilten Stämme zu einem Gesamtreich und erneuerte die Politik des Börebistes mit einem Einfalle in Mösien, das er bis an den Nordabhang des Balkan verwüstete. Domitian zog selbst mit dem römischen Heere gegen den Feind, überließ aber das Kommando dem unfähigen Gardepräfekten Cornelius Fuskus, der von Decebalus durch einen verstellten Rückzug über die Donau gelockt in Dacien selbst eine vollständige Niederlage erlitt. Glücklicher, weil besonnener, operierte sein Nachfolger Julianus: derselbe drang in dem feindlichen Lande bis zu dem Sitz des Königs, Sarmizegetusa, in der Nähe des eisernen Thores (beim heutigen Orsova) vor. Allein kriegerische Verwicklungen mit den nördlich von Pannonien wohnenden Markomannen, welche mit einem Siege dieser Feinde über das römische Heer endeten, hemmten den Siegeslauf des Julianus in Dacien und veranlaßten endlich zu einem Friedensschluß mit Decebalus, in welchem diesem nicht nur die königliche Würde, sondern auch eine römische Pension zugestanden wurde. Dies war im J. 89 n. Chr.

Die Wiederherstellung der römischen Waffenehre machte Kaiser Trajan zu seiner Aufgabe. Mit einem stattlichen Heere überschritt er im J. 101 an zwei Punkten auf Schiffbrücken die Donau, schlug den König Decebalus bei Tapan und bemächtigte sich der Hauptstadt: Decebalus erklärte sich angesichts dieser Erfolge auch unter demütigenden Bedingungen, die ihn zum Vasallen des Römerreiches machten und eines Teiles seines Gebietes beraubten, zu einem Friedensschluß bereit. Allein nur durch die Not zu diesem Schritte gedrängt traf der besiegte König, der sich in seiner Politik nur von dem Gebote des Nutzens bestimmen ließ, vom ersten

Augenblicke an die umfassendsten Anstalten zur Erneuerung des Krieges: Trajan kam ihm zuvor. Schon hatte er vorsorglich durch den Bau der oben geschilderten steinernen Donaubrücke den Feldzug vorbereitet: er eröffnete ihn im J. 105, indem er auf derselben den Grenzfluß passierte, entschlossen, Dacien dauernd in Besitz zu nehmen. Wir kennen den Verlauf des Krieges nur ungenügend: sein Ende war die Einverleibung Daciens in das römische Reich. Decebalus hatte sich selbst entleibt, als er jede Möglichkeit weiteren Widerstandes ausgeschlossen sah (107). Sarmizegetusa blieb, in eine römische Kolonie (colonia Ulpia Trajana, das heutige Várhély) umgewandelt, auch jetzt die Hauptstadt des Landes; spätere Kaiser legten zur Sicherung des Besitzes von Dacien und damit zur Wahrung der Donauländer überhaupt noch weitere Kolonien an: Apulum (Karlsburg oder Weissenburg) und Napoca (Klausenburg) — beide Städte Gründungen des Kaisers Mark Aurel — und das von Septimius Severus angelegte Potaissa (Thorda) sind die hervorragendsten. Als Trajan zum Triumphe nach Rom zurückkehrte, hinterließ er Dacien als eine römische Provinz, deren ursprüngliche Bevölkerung für vernichtet gelten konnte.

Gleichwohl trug sich schon Kaiser Hadrianus, mehr von staatsmännischen als von soldatischen Gesichtspunkten ausgehend, mit dem Gedanken, Dacien wieder aufzugeben, da ihm die Behauptung der bis zur Mündung des Dniepr vorgeschobenen Reichsgrenze Opfer zu fordern schien, welche mit dem Gesamtinteresse des römischen Staates unverträglich seien, und in dieser Absicht soll er die teilweise Zerstörung der Donaubrücke angeordnet haben. Aber die Vorstellungen seiner Freunde, welche das römische Nationalgefühl und die Interessen der neuen Ansiedler gegen ihn vertraten, brachten ihn von seinem Plane wieder ab und Hadrian selbst verteidigte, pflichtgetreu wie er war, den ihm selbst widerwärtigen Besitz im J. 118 gegen die Sarmaten und Roxolanen, zwei skythische Völker, mit den Waffen und dem gegen die Grenzvölker oft angewandten Mittel von Geldgeschenken.

Die schlimmen Ahnungen Hadrians fanden jedoch die traurigste Bestätigung zur Zeit des Kaisers Mark Aurel. Der Angriff, welchen im J. 165 eine Masse germanischer und sarmatischer Völker auf die nördliche Grenzlinie in ihrer ganzen Länge unternahm, brachte Rom in die größte Not. Zwanzig Völkerschaften, deren Wohnsitze vom Böhmerwalde bis zum asowschen Meere reichten, erschienen zu gemeinsamem Vorstoß gegen Süden und zur Eroberung von Wohnsitzen auf römischem Boden. Die Gothen, welche damals von der Ostsee nach dem schwarzen Meere zogen, drängten diese ganze, durch einen Waffenbund geeinigte Völkermasse — sie wird nach

einem der Hauptvölker summarisch mit dem Namen der Markomannen bezeichnet — im Rücken und setzten sie unaufhaltsam in Bewegung. Im J. 168 gelang es zwar dem Kaiser ein Heer dieser Feinde, das durch Norikum bereits bis Aquileja vorgedrungen war, zurückzuwerfen. Aber neue Heere überschwemmten die Grenzländer und es fehlte an Geld, an Mannschaften, an Proviant und um das Maß des Jammers voll zu machen, forderte die Pest zahllose Opfer und lähmte die moralische Kraft der Römer, und andere Feinde beschäftigten ihre Heere an der oberen Donau und am Rheine. Es bedurfte der ganzen sittlichen Strenge, welche der Kaiser gegen sich selbst zu üben pflegte, um ihn gegenüber einer solchen Flut von Elend nicht verzagen zu lassen. Er nahm den Krieg auf und führte ihn, vorzugsweise auf Pannonien und die dortige Stadt Carnuntum gestützt, zunächst vom J. 167—175 mit der Ruhe des stoischen Philosophen unter den mannigfachsten Wechselfällen. Zum Glücke Roms kämpften die in dem Bund vereinten Völkerschaften — noch zu wenig politisch gereift — nicht gemeinsam: einzeln besiegt schlossen sie einzeln Frieden, doch zeugt die Masse der Gefangenen, welche von den Besiegten zurückgegeben wurden, von den außerordentlichen Opfern, die der Krieg gefordert hatte. Mark Aurel hoffte die Markomannen, Quaden und Jazygen für die Zukunft von dem römischen Gebiete dadurch fern zu halten, daß er einen breiten Streifen ihres Landes längs des linken Ufers der Donau in Anspruch nahm, welchen er selbst durch Kastelle und Schanzen in Verteidigungszustand setzte und den die Feinde als römisches Gebiet zu respektieren sich verpflichteten. Ein ebenso unpraktischer Traum, als der spätere Versuch, durch Ansiedlung deutscher Heerhaufen auf römischem Gebiete in Germanen Vorkämpfer Roms gegen die Germanen zu gewinnen! Nur die Not, in welche Mark Aurel geraten war, machte diesen Friedensschluß, der sich in kürzester Frist als trügerisch erweisen mußte, erklärlich. Eben damals hatte nämlich der Kaiser einen Aufruhr auch im Innern zu bekämpfen. Avidius Cassius, wohl der bedeutendste Offizier der Armee und von dem Kaiser zum Lohn für seine Leistungen im parthischen Kriege zum Statthalter von Syrien und Generalkommandanten im Orient ernannt, hatte sich ehrgeizig und unzufrieden mit dem Regimente des Philosophen empört, und seine Truppen, von ihm durch altrömische Strenge der Disziplin, aber auch durch das eigene Beispiel altrömischer Zucht an seine Fahne gefesselt, waren ihm gefolgt. Doch noch ehe sie ihren Kameraden unter Mark Aurel im Felde begegneten, schon 175, wurde Avidius Cassius von Verschworenen aus der Mitte seines eigenen Heeres ermordet. Wie

zu erwarten war, griffen aber im J. 177 bereits die Markomannen von neuem wieder zu den Waffen, und es begann der zweite Markomannenkrieg. Wohl gewann der Kaiser neue Siege, so daß er die frühere Absicht, das Land der Markomannen zur römischen Provinz zu machen, wieder aufzunehmen vermochte — aber ehe es ihm gelungen war sichere Erfolge zu erkämpfen, raffte ihn im J. 180 die Pest dahin. Commodus, der seinen Vater in den letzten Krieg begleitet hatte und nunmehr die Fortsetzung desselben übernahm, begnügte sich bald der Kämpfe überdrüssig mit Verträgen nach dem Muster des unhaltbaren Friedens vom J. 175; die Gefahr war damit nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Auch unter den folgenden Kaisern, unter Carakalla, Alexander Severus, Valerianus, rührten sich die Markomannen immer wieder: nur war indessen die Führung der Deutschen an der unteren Donau an die Gothen übergegangen.

3. Kriege unter Trajan und Hadrian im Orient.

Wie Trajan gegen Dacien das Schwert gezogen hatte, um die militärische Ehre Roms wiederherzustellen, so hielt er es nach Beendigung dieses Krieges für die Pflicht des römischen Kaisers, im Orient das Ansehen Roms gegenüber den Ansprüchen Parthiens geltend zu machen. Armenien, der Zankapfel zwischen Parthien und Rom, von Nero zu einem Vasallenstaate Roms gemacht, war inzwischen wieder in die Gewalt der Parther gekommen — gegen diese Verletzung der zu Recht bestehenden Ordnung richtete sich der Feldzug, den Trajan Ende des J. 113 unternahm. Ohne Widerstand zu finden, zog er von Antiochia über Samosata den Euphrat hinauf nach Großarmenien. Der von Chosroes, dem parthischen Könige, dort eingesetzte Vasall büßte seine Hingebung an seinen Suzerän mit dem Tode und das Land wurde römische Provinz. Parthien, durch Spaltungen geschwächt, hatte Armenien preisgegeben. In seinem unendlichen Eroberungsdrange warf sich Trajan im nächsten Jahre auf Mesopotamien, das er mit Leichtigkeit eroberte und ebenfalls als Provinz dem römischen Reiche einverleibte; das gleiche Schicksal erfuhr das alte assyrische Land von Ninive jenseits des Tigris, das heutige Kurdistan. Von hier aus drang er nach Babylon und Ktesiphon, der Hauptstadt des Partherreiches, und bis zur Mündung des Tigris vor. Wie er schon während des Krieges mit den Daciern das peträische Arabien und damit die Küsten des arabischen Meerbusens Rom unterworfen hatte, so wurden die Fürsten in dem Mündungsgebiete des Tigris zur Anerkennung der römischen Oberhoheit gezwungen. Ein Aufstand in Mesopotamien und

Armenien, wo wieder ein von Parthien eingesetzter Fürst sich erhoben hatte, ließ dem Kaiser, dessen Ideal es war das Reich Alexanders des Großen zu erneuern, ein weiteres Vordringen jedoch als unrätlich erscheinen: aber einmal genötigt die Bahn der Eroberungspolitik zu verfolgen, wenn er nicht alle bisherigen Erfolge in Frage stellen wollte, hob er, von seiner Expedition nach dem Süden zurückgekehrt und mit jenen Aufständen fertig geworden, die Souveränität Parthiens auf und vergab die Herrschaft über dieses Reich als römisches Lehen an den arsacidischen Prinzen Parthamaspates, einen Sohn des Königs Chosroes. Es war dies freilich nur ein vorübergehender Erfolg: denn Chosroes kehrte auf seinen Thron durch eine nationale Erhebung zurück und überall bedrohten Aufstände den Besitz der Römer. In diesem Momente starb Trajan (August 117).

Hadrian, getreu den schon an der Donau von ihm geltend gemachten Grundsätzen, die ihm die große Ausdehnung des Reiches bei der Schwierigkeit der Behauptung dieses Besitzes als eine finanzielle und militärische Gefahr für Rom erscheinen ließen, erklärte sofort nach dem Antritt der Regierung den Euphrat als Reichsgrenze und verzichtete also auf die jenseits dieses Flusses gelegenen Provinzen: Chosroes blieb König von Parthien und Parthamaspates wurde mit einem kleinen Königreiche anderwärts entschädigt (118). Die mit dieser an sich weisen Friedenspolitik verbundene Gefahr einer Ermutigung der Feinde machte sich infolge der Auflösung, in welcher sich das parthische Reich befand, zwar unter Hadrian und seinem nächsten Nachfolger noch nicht bemerklich: es genügte ein Schreiben des Kaisers Antoninus Pius, um den König von Parthien von einem Einfalle in Armenien, wo von den Römern ein neuer König, Sohämus, als ihr Vasall eingesetzt worden war, abzubringen. Doch schon Mark Aurel kostete die bitteren Früchte jener verzichtenden Politik: König Vologäses von Parthien, der das zersplitterte Reich wieder geeinigt hatte, fiel im J. 161 in Armenien ein, schlug daselbst das Heer des Statthalters von Kappadocien an den Quellen des Euphrat und verwüstete die im Westen an Armenien grenzenden römischen Besitzungen. L. Verus, der Mitregent des genannten Kaisers, gegen den Eindringling ins Feld geschickt, verlor in seiner sinnlichen Thorheit die Zeit mit Lustbarkeiten. Um so mehr leisteten seine Unterfeldherrn: Statius Priskus warf die Parther aus Armenien und setzte den von Vologäses vertriebenen Sohämus wieder ein (163), Avidius Cassius — damals noch trotz seiner republikanischen Gesinnung dem Kaiser treu ergeben — besiegte die Parther und die mit ihnen verbündeten römischen Vasallenfürsten von Mesopotamien in ihrem

eigenen Gebiete, eroberte Seleucia und Ktesiphon und stellte die von Hadrian aufgegebene Provinz Mesopotamien wieder her (165). Nur ein Mißgeschick vergällte die Freude dieses herrlichen Triumphes: die Pest, welche von den heimkehrenden Truppen nach dem Occidente verschleppt daselbst eine lange Reihe von Jahren entsetzlich wütete.

So gewannen unter den Kaisern, die seit Trajan das Reich beherrschten, an den fernen Ufern des Euphrat und Tigris die römischen Waffen neuen Ruhm — nicht minder erfolgreich kämpften sie, wenn auch unser Gefühl sich mit Grausen von diesen Schlächtereien abwendet, in einem anderen Lande des Orients: in Palästina. War dort auch durch Titus das jüdische Volk niedergeschlagen, so verzichtete doch die Rasse an sich nicht auf den Krieg mit dem verhaßten Zerstörer ihres Heiligtums. Wir hören von einem gewaltigen Judenaufstand unter Trajan etwa im J. 116, der von Mesopotamien ausgegangen Judäa, Cypern, Ägypten und Cyrene umfaßte und mit den Parthern gemeinsame Sache zu machen drohte. Es scheint, daß die Feldherrn Trajans, insbesondere der Mauretanier Lusius Quintus, diese Revolutionen rasch bewältigten; sie nahmen furchtbare Rache für die Hunderttausende, welche von den fanatischen Juden gemordet worden waren: ja auf Cypern wurden die Besiegten völlig ausgerottet und alle Jüdischgläubigen für die Folge unter Androhung der Todesstrafe von der Insel ausgeschlossen. Aber noch einmal bäumte sich das unglückliche Volk gegen den rücksichtslosen Sieger auf, als Hadrianus in seiner oberflächlichen weltbürgerlichen Auffassung der Religion das bei den Juden zusammenfallende religiöse und nationale Gefühl durch seine Maßregeln beleidigte: indem er die Beschneidung verbot, auf dem Platze des zerstörten salomonischen Tempels ein Heiligtum des kapitolinischen Juppiter errichtete und auf den Trümmern der heiligen Stadt eine Kolonie römischer Veteranen, Aelia Capitolina, gründete, verletzte er nicht bloß die Juden des „gelobten Landes", sondern die ganze über die Welt zerstreute jüdische Nation. Was Waffen zu führen vermochte, fand sich in heiligem Zorn aus allen Ländern in Jerusalem als der idealen Heimat des Volkes Israel zum Kampfe gegen Rom zusammen. Die alttestamentarische Verheißung eines Messias schien sich erfüllt zu haben: Bar-Chochbah („Sohn des Sternes"), von dem berühmten Lehrer Akiba für den erwarteten Erlöser erklärt und ebenso beredt als fanatisch tapfer, riß im J. 132 die Nation zu dem schon seit Jahren beschlossenen Kriege fort. Ihr politischer und religiöser Fanatismus äußerte sich zunächst in Greuelthaten gegen Römer, Griechen und Christen — Tineius Rufus, der Statthalter, vergalt ihre Grausamkeiten, doch ohne

militärische Erfolge. Erst Julius Severus, der erste Feldherr jener Zeit, machte dem Kriege ein Ende: im August des J. 135 wurde die letzte von den Juden hartnäckig verteidigte Festung Bether von ihm genommen.

Was Titus nicht erreicht hatte, die vollständige Unfähigkeit des jüdischen Volkes zur Wiederherstellung eines eigenen politischen Lebens, erreichte Julius Severus — er ließ das Land zurück als eine menschenleere Einöde: fünfhundertachtzigtausend Menschen sollen in den Kämpfen, noch mehr durch Seuchen und Hunger den Tod gefunden haben; die Gefangenen wurden in die Sklaverei verkauft. Selbst der Besuch von Jerusalem wurde den Überlebenden untersagt: nur an dem Gedächtnistage der Zerstörung der Stadt konnten sie um hohen Preis die Gunst erkaufen, auf dem geheiligten Boden ihre Klagelieder anzustimmen.

4. Die Verteidigung der Reichsgrenzen in Germanien und Britannien.

Weniger auf ausgedehnte Eroberungen als auf den Gewinn einer sicheren militärischen Stellung waren während dieser Periode des Kaisertums die Maßregeln Roms im Nordwesten des Reichs gerichtet.

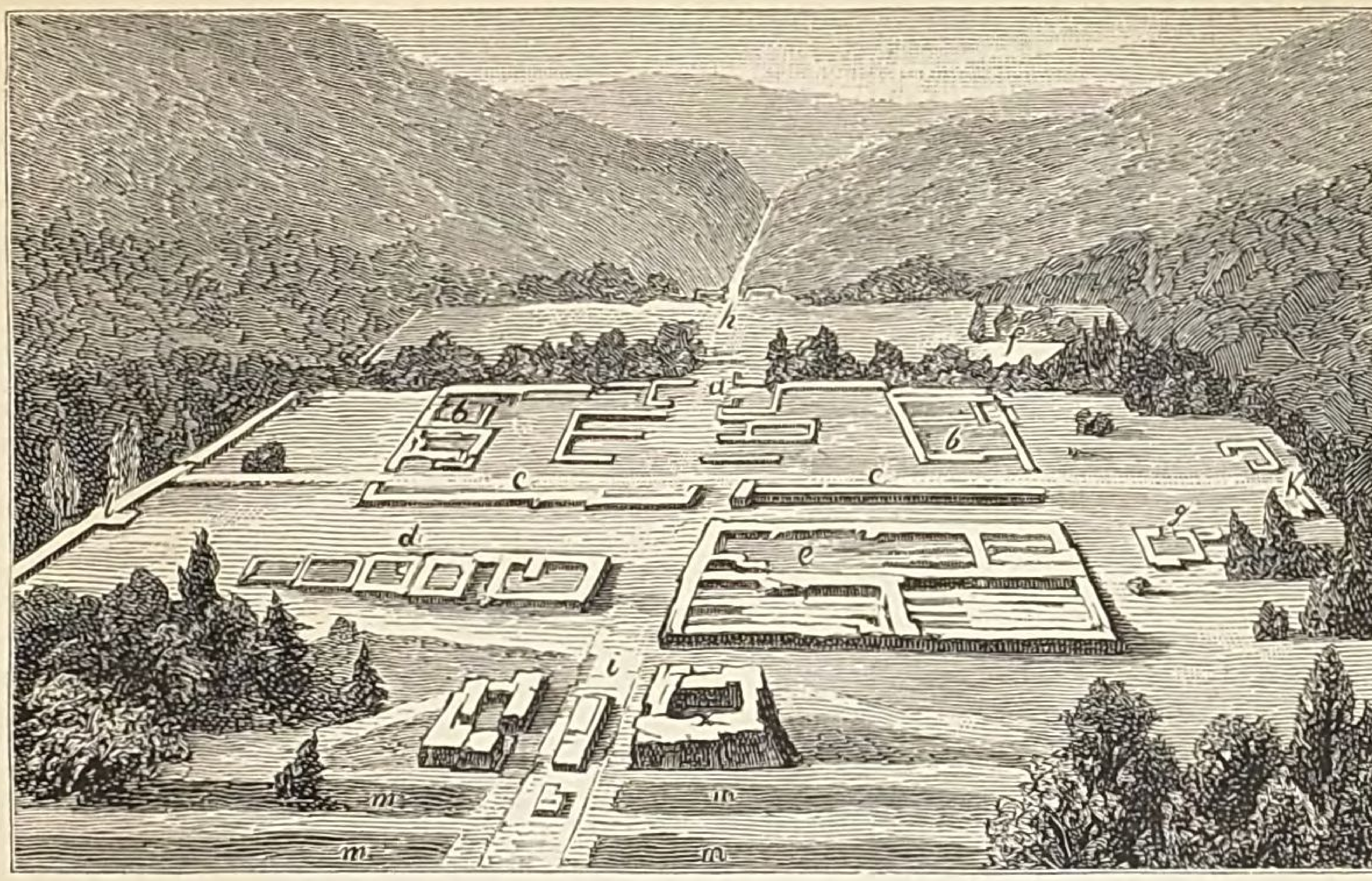
Schon in der Zeit des Domitianus machte sich bemerklich, daß mit der Besiegung der Bataver nicht jeder kriegerischen Bewegung der deutschen Stämme an der römischen Grenze Halt geboten war, indessen scheint er auf dem Feldzuge, den er im J. 84 gegen die Chatten am mittleren Rhein unternahm, wenig Thaten verrichtet zu haben, vielmehr schlossen sich damals auch die Cherusker, die in den letzten Zeiten sich von Rom abhängig bekannt hatten, an die Chatten an und nahmen so eine gegen Rom feindliche Stellung ein. Domitian hatte eben zu wenig Sinn für die Würde des Reiches, um solchen Bestrebungen energisch entgegenzutreten.

Eine größere Sorgfalt, die deutschen Völker am rechten Rheinufer im Zaume zu halten, bewiesen die beiden Kaiser Trajan und Hadrian mit der Besitzergreifung und Sicherung des deutschen Zehentlandes (agri decumates). Dasselbe umfaßt die Ebene am rechten Rheinufer und das ganze Neckargebiet und somit das Land, das wie ein Keil zwischen die beiden keltischen Provinzen Gallien und Vindelicien eingeschoben ist. Ursprünglich ebenfalls im Besitze keltischer Stämme war es im letzten Jahrhundert v. Chr. von Germanen erobert worden, die sich, wenn auch in der Minderzahl, durch ihr achtunggebietendes Auftreten über anderthalb Jahrhunderte als die Herren behaupteten.

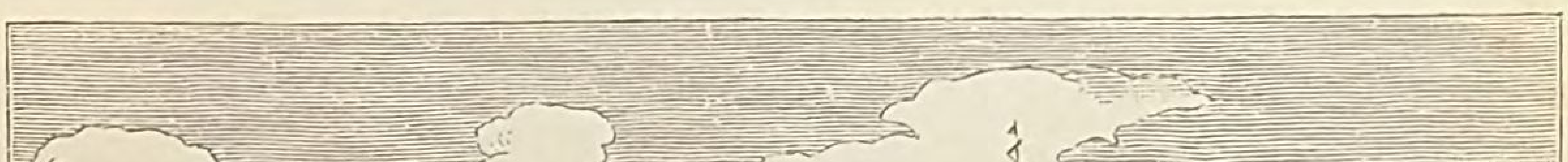
Unter Trajan mag es nun geschehen sein, daß das Land eben seiner Lage wegen nach Vertreibung der germanischen Bevölkerung von römischen

Heeren besetzt und so die gerade Verbindung zwischen den Grenzen der Rhein- und Donauprovinzen, den deutschen Völkern gegenüber aber eine kürzere Verbindungslinie hergestellt wurde. Hadrian ließ darauf in seinem Bemühen, überall die Reichsgrenze entsprechend den Bedürfnissen der römischen Herrschaft zu fixieren, die bereits von seinen Vorgängern zum Schutze der neuen Grenze begonnenen, gewaltigen Befestigungen vollenden, welche unter dem Namen des vallum Hadriani oder Limes transrhenanus das jetzige Bayern, Württemberg und Hessen quer durchschnitten und allenthalben in Überresten von größerer oder geringerer Deutlichkeit als „Pfahlgraben" oder „Teufelsmauer" bis in die Gegenwart hinein sich erhalten haben. An manchen Stellen in zwei- und dreifacher Linie angelegt reichten sie in einer Länge von achtzig deutschen Meilen, also von 550 Kilometern, von der Mündung der Altmühl bei Kelheim bis an die Mündung der Sieg, wobei ungefähr die heutigen Orte Weißenburg, Gunzenhausen, Aalen (Aquileja), Lorch (Lauriacum) — hier findet die Biegung nach Norden statt —, Öhringen (Vicus Aurelius), Jagsthausen, Osterburken, Miltenberg, Gelnhausen die Richtung bezeichnen, welche der Limes verfolgte. Den Schwerpunkt der Befestigung bildeten indes nicht fortlaufende Mauerwälle, wie sie um dieselbe Zeit bei geringerer Länge der Grenze in Britannien aufgeführt wurden, sondern vielmehr zahlreiche Kastelle und Wachtürme, die durch Dammbauten mit Gräben und Pallisaden, sowie durch Fahrstraßen mit einander in Verbindung standen.

Einer der wichtigsten Waffenplätze dieser Art ist in neuester Zeit wieder — ein Pompeji auf deutschem Boden — in seinen Grundmauern aus dem Schutt, der sie bedeckt hatte, hervorgegraben worden. Es ist dies die schon von Drusus gegen die Chatten angelegte Feste auf dem Taunus bei Homburg — „Arctaunum" nennt sie Ptolemäus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, mit dem Namen „Saalburg" bezeichneten sie die Deutschen. Ein wichtiger Punkt, da der Übergang vom Main- zum Lahnthale durch dieses Fort beherrscht war, ist die Saalburg bei allen Kriegen der Deutschen gegen Rom beteiligt gewesen und fünfmal gebaut und fünfmal zerstört worden. Dreihundert Schritt lang und zweihundert Schritt breit war ihre mit vielen Zinnen gekrönte Umfassungsmauer von zwei Gräben mit einer Gesamtbreite von fünfundzwanzig Schritt umgeben, hinter ihr unmittelbar an sie angelehnt bildete ein Wall von $2\frac{1}{2}$ Meter Höhe den Platz der Verteidiger; in den Vorsprüngen an den vier Ecken der Mauer mögen die Geschütze oder die kommandierenden Offiziere ihren Platz gehabt haben. Die Thore — je eines auf jeder Seite



Die Saalburg nach den Ausgrabungen bei Homburg v/H.
a) Prätorium; bb) cubiculae; cc) Exercierhaus; d) Quästorium; e) Magazin; f) Bad; g) Brunnen; h) Porta praetoria; i) Porta decumana; k) Porta principalis dextra; l) Porta principalis sinistra; mm) Doppelgraben.



Rekonstruktion einer Partie des limes Romanus.
Auf Grund von Überresten, sowie Abbildungen auf der Säule des Trajan und M. Aurel.

nach der althergebrachten und in den Grundzügen auch für diese Kastelle adoptierten Art des Lagerbaues, wie dieselbe schon in Bd. I S. 160 geschildert wurde, — sind durch je zwei viereckige Türme verstärkt; quer durch das Lager läuft die Hauptstraße, die via principalis. Der innere Raum zerfällt in drei ziemlich gleich große Teile: das Soldatenquartier auf der nördlichen, dem Feinde zugewendeten Seite, das neben den Hütten für die Mannschaft auch den Luxusbau einer Badeanstalt mit unterirdischer Heizung, ja vielleicht sogar ein Amphitheater enthielt; sodann das Prätorium, die ganz in dem Stil eines hocheleganten Privathauses (s. S. 212), wenn auch ohne Garten, angelegte Dienstwohnung des Kommandierenden, links und rechts gedeckt von Soldatenhütten und mit der einen Front angelehnt an ein geräumiges Exerzierhaus; endlich die gegen Süden gelegene sogen. retentura, in welcher außer Brunnenanlagen vornehmlich die Magazine und sonstige der Verwaltung dienende Baulichkeiten ihren Platz hatten. So vermochte das etwa zwölf Morgen fassende Kastell etwa eintausend Mann, d. h. drei Kohorten zu beherbergen. Außerhalb der südlichen Seite aber befanden sich auf einem engeren Raume zusammengedrängt die Häuser der durch die Bedürfnisse der Garnison hervorgerufenen bürgerlichen Niederlassung, unter denen besonders eine stattliche Villa durch ihre fünf heizbaren und einst mit Fensterglas verwahrten Säle auffällt. Der nahe Wald endlich diente der ganzen Bevölkerung zur Begräbnisstätte.

Solcher Kastelle gab es in der langgestreckten Linie viele: sie ersetzten den deutschen Völkern gegenüber den Mangel natürlicher Grenzen. In dem Gebiete aber, das südlich von diesem Walle lag, wurden teils Veteranen, teils Kolonisten aus Gallien angesiedelt: die bedeutendsten dieser römischen Niederlassungen im Zehntlande waren etwa Badenweiler, Rottenburg am Neckar, Baden und Wiesbaden. Den Namen „Zehentland" führte das ganze der Provinz Oberdeutschland einverleibte Gebiet von dem Pachtzehnten, den die Kolonisten in demselben zu bezahlen hatten. So lange die deutschen Völker nicht lernten, geeinigt aufzutreten, war dieses Land mit seiner Wehr ein sicherer Besitz der Römer und ein Schutz des Friedens für die hinter ihm liegenden Länder; der politische Fortschritt der Germanen im dritten Jahrhundert aber machte es zum Gegenstand vieler Kämpfe und endlich zur Beute der deutschen Sieger.

Ähnlich sorgte Hadrian für die Behauptung des römischen Besitzes in Britannien. Der Plan Agrikolas, den ganzen gebirgigen Norden der Insel und dazu Irland zu unterwerfen, war von keinem der folgenden Kaiser wiederaufgenommen worden: Trajan war zu sehr mit seinen

Kämpfen an der unteren Donau und im Orient beschäftigt, als daß er seine sonst so weitgreifende Eroberungslust auch auf dieses entfernte Gebiet hätte ausdehnen können, Hadrian dagegen war grundsätzlich ein Gegner zu weit vorgeschobener Reichsgrenzen und gab darum sogar die nördlichste Landschaft, Northumberland und Südscotland, wieder auf. Zum Schutz der südlichen Hälfte aber erbaute er in einer Länge von 80 römischen Meilen (ca. 110 Kilom.) eine 8 Fuß dicke und 12 Fuß hohe Mauer (the Roman wall, früher auch Pictswall genannt), welche mit ihren 17 Kastellen, 80 befestigten Thoren und 320 Türmen die Thäler der beiden Flüsse Eden und Tyne durchschneidend den Westen der Insel mit dem Osten verband (122). Zwar besetzte zwanzig Jahre später Antoninus Pius die von Hadrian aufgegebenen Landschaften wieder und legte zum Schutz der neuen Grenze zwischen den beiden Einbuchtungen von Clota und Bodotria einen Wall von 40 römischen Meilen Länge mit 10 großen Kastellen an, aber schon Septimius Severus, der nach langer Friedenszeit in den letzten Jahren seines Lebens (208—211) bis zu seinem in Eboracum (York) erfolgten Tode gegen die Stämme in Nordbritannien Krieg führte, scheint zu dem Verteidigungssystem des Kaisers Hadrianus zurückgekehrt zu sein: obgleich er bis zum äußersten Norden der Insel vorgedrungen war, gelang es ihm doch nicht die Caledonier zu bleibender Unterwerfung zu zwingen. Aber auch in den südlicheren Distrikten vermochten die Römer ihre Sitte und Sprache bei der eingeborenen keltischen Bevölkerung nicht einzubürgern: die römische Kultur fand nur in den Städten und namentlich in den Militärkolonien Eingang. Von diesen waren die ältesten Glevum (Gloucester) und Camolodunum (Colchester) aus der Zeit des Kaisers Claudius; Suetonius Paulinus, der Feldherr Neros, gründete Deva (Chester) und Lindum (Lincoln), Agrikola Eboracum (York). Unter den Städten, die nicht den Rang einer Kolonie besaßen, ragte schon unter Nero Londinium durch seinen lebhaften Handelsverkehr mit dem Festlande hervor.

Viertes Kapitel.

Die letzte Blüte der römischen Literatur und Kunst und der Beginn ihres Verfalles.

Das milde Regiment der Kaiser bis Trajan, welche, selbst auf dem Gebiete der Literatur thätig oder doch durch andere ihr förderlich, sich be-

mühten durch öffentliche Schulen der Beredsamkeit geistige Bildung im Reiche zu verbreiten, machte sich in einem neuen Aufleben der Literatur und in der Wiederaufnahme des Bildungsideales der letzten republikanischen Zeit bemerklich und nur die Herrschaft des Domitianus belastete die Geister mit dem Fluche, welcher überall als der unzertrennliche Begleiter des Despotismus sich geltend macht. Die Dichtung freilich hatte an diesem Aufschwung weniger Anteil: das nüchterne Regiment der ersten Flavier und des Kaisers Trajan begünstigte mehr diejenigen geistigen Thätigkeiten, welche mit dem praktischen Leben zusammenhängen, die Herrschaft Domitians aber drängte zur Schmeichelei und Selbsterniedrigung.

Der Vertreter jener ersten Periode ist C. Valerius Flaccus, der sachlich nach dem griechischen Vorbilde des Apollonius von Rhodus, sprachlich nach dem Muster des Vergilius acht Bücher „Argonautika" gedichtet hat. Ist er auch nicht frei von den Fehlern seiner nächsten Vorgänger, dem deklamierenden Pathos und der Dunkelheit der Sprache, so ist doch die Charakterzeichnung zu loben. Jedenfalls ist er den Epikern aus der Zeit des Domitianus überlegen: denn es war ein Mißgriff des C. Silius Italikus und ein Beweis vollkommen mangelhaften Stilgefühls, in seinem Heldengedichte vom zweiten punischen Kriege (Punica) den ganzen Apparat homerischer und vergilianischer Poesie in Anwendung zu bringen, gleich als ob es möglich wäre den geschichtlichen Stoff in die Formen einer mythologischen Dichtung zu pressen — zu diesem ästhetischen Fehler gesellt sich schwächliche Schmeichelei gegen den Kaiser, den der Dichter über Vespasian und Titus stellt. Mit ihm teilt diesen Fehler P. Papinius Statius aus Neapel, der begabte, aber auch der gedrechselten Redensart verfallene Verfasser zweier Epen, der Thebais und Achilleis, und einer Sammlung von Gelegenheitsgedichten (silvae). Neben diesen beiden Epikern war als Epigrammatiker thätig der Spanier M. Valerius Martialis, an Genialität, sowie an Zuchtlosigkeit ähnlich dem Ovid, an Kriecherei und Unflätigkeit niemandem vergleichbar. Ein Maler des Häßlichen ist freilich auch der bekannteste Dichter der trajanischen Zeit, D. Junius Juvenalis (gest. 130 n. Chr.), aber er bekämpft das Gemeine mit sittlicher Entrüstung — verwandt dem Persius, nur daß bei diesem die stoische Philosophie, bei Juvenal mehr die kunstmäßige Rhetorik die Grundlage der Dichtung ist.

Es wären zum Beweise der regen poetischen Thätigkeit, welche in jener Periode herrschte, außer den Genannten noch viele Dichter aus allen Gattungen der Poesie anzuführen — wir beschränken uns aber auf diese

als die allein uns erhaltenen: zu einem wahrhaft bedeutenden Werke hat sich kein Dichter jener Zeit erhoben.

Dagegen zeigt die prosaische Literatur einen Aufschwung zu klassischen Leistungen. M. Fabius Quinktilianus (35—95 n. Chr.), in Spanien geboren, aber in Rom thätig als vom Kaiser bestellter Lehrer der Beredsamkeit, griff mit vollkommener Einsicht in die herrschenden Mängel auf Cicero als das Vorbild sowohl des lateinischen Stils als der Theorie und Praxis der römischen Beredsamkeit zurück — in diesem Geiste handelt er in seiner „Unterweisung zur Beredsamkeit" von der gesamten Bildung, welche für den Beruf des Redners nötig ist. Seinem Beispiele folgte in der Nachahmung der Redeweise Ciceros C. Cornelius Tacitus (54—119), jedoch nur in seinem Erstlingswerke, das sich in der Form eines Dialoges mit den Gründen des Verfalls der Beredsamkeit seit der Kaiserzeit beschäftigt. In Bälde wandte er sich aber zu der Sprache der eigenen Zeit zurück, und diese Umkehr, zu der er sich mit dem Beginne seiner geschichtschreibenden Thätigkeit entschloß, beschenkte uns mit einer in ihrer Art einzigen stilistischen Leistung. Nie hat das berühmte Wort Buffons: „der Stil ist der Mensch" in höherem Maße seine Verwirklichung gefunden als bei Tacitus, dessen Latein, bei aller Gemeinschaft mit der Sprache jener Zeit, persönlich und neu, der vollkommene Ausdruck seiner sittlichen und geistigen Eigenschaften und dabei doch dem dargestellten Stoffe vollkommen angemessen ist. Kürze der Fassung und Neuheit, ja Kühnheit des Ausdrucks sind die charakteristischen Merkmale dieses Stils — jene der Ausdruck der Gedankentiefe, des heiligen Ernstes, der Seelenhoheit, diese entsprechend der Innigkeit der Empfindung, die nicht in dem gemeinen Geleise der Rhetorik, sondern nur in dem Fluge der Poesie den angemessenen Ausdruck findet. Die Behandlung des Stoffes aber ist vor allem auf kritische Feststellung des Thatsächlichen und die Entwicklung des Geschehenen aus seinen Ursachen und insbesondere aus dem Charakter der handelnden Personen gerichtet: mit dem düstern Grundzug der von ihm dargestellten Geschichte harmoniert der feierliche, erhabene Ton seiner Sprache. Mit steigender Meisterschaft entwickelte Tacitus nach dem Tode Domitians diese Kunst der aus einem großen Charakter geborenen Geschichtschreibung in einer Reihe historischer Werke. Beginnend mit der Biographie seines Schwiegervaters, des Feldherrn Julius Agrikola, schreitet er fort zur Darstellung der Verhältnisse eines einzelnen Volkes. Es sind die Deutschen, deren Leben er in seiner Germania nicht ohne Seitenblicke auf die sittliche Verderbnis Roms seinem Volke schildert —

ein ehrendes Denkmal unserer Ahnen aus dem Munde des Feindes! Nach diesen ersten vorbereitenden Werken stieg er auf zur Darstellung ganzer Perioden der römischen Geschichte: zuerst der von ihm selbst erlebten Ereignisse der Jahre 69—96 in den „Historien", sodann der Geschichte von Augustus' Tode bis Nero in den „Annalen" — zwei Werken, in denen die Vorzüge taciteischer Geschichtschreibung zum vollsten Ausdruck gelangen.

Neben Quinktilianus und Tacitus vermögen — ganz abgesehen von den vielen Erzeugnissen der Literatur in dem Gebiete der Fachwissenschaften — selbst die beiden Plinius nur ein beschränktes Interesse zu erregen. Denn C. Plinius Sekundus (23—79 n. Chr.), der sog. ältere Plinius, hat zwar in seiner „Naturgeschichte" (historia naturalis) uns ein inhaltlich sehr schätzenswertes Werk, eine Frucht unsäglichen Sammelfleißes, hinterlassen; aber der Stil ist, abgesehen von einzelnen mit künstlerischem Sinne geschriebenen Partien, schwankend zwischen Rhetorik und Vernachlässigung jeder Form. Und sein Neffe C. Plinius Cäcilius Sekundus (62—113) ist wohl als Quelle für die Geschichte der Zeit von hohem Werte, vermag jedoch weder in seiner Lob- und Dankrede auf Trajan, dem sog. Panegyrikus, noch in seinen Briefen uns für seine schriftstellerische Kunst oder seinen Charakter zu erwärmen.

Mit Trajan schließt die Literatur der silbernen Latinität. Hadrian eröffnet eine neue Periode, welche man füglich als die des beginnenden Verfalles bezeichnen mag. Afrikaner sind vorzugsweise die Tonangeber dieser Richtung, nachdem bisher insbesondere Spanien maßgebend gewesen war: in sprachlicher Beziehung ist diese Latinität gekennzeichnet durch ihre Vorliebe für das Altertümliche, ihr Zurückgreifen auf Cato und Ennius und durch das Vorwiegen des rhetorischen Schmuckes zur Verhüllung des Mangels an Geschmack und Geist; sachlich ist diese Zeit beherrscht von einer kleinlichen, des historischen Sinnes baren Vielwisserei, die mit dem Anspruche der Gelehrsamkeit sich geltend macht, zu jeder selbständigen Produktion aber unfähig ist. Die Poesie ist unter dieser Herrschaft der Rhetorik fast ganz verstummt — wir können in dieser Richtung fast nur das pervigilium Veneris eines unbekannten Verfassers nennen, in welchem Gedichte Venus als Mutter aller Dinge im Anschluß an eine Frühlingsfeier gepriesen wird —; aber auch die Leistungen auf dem Gebiete der Prosa leiden unter diesem Drucke, soweit sie sich nicht mit den Fachwissenschaften beschäftigen. Die Geschichtschreibung entbehrt des Stilgefühls, selbst wenn die Schriftsteller in der ersten Zeit sich in ihrer Ausdrucksweise noch an das Muster eines Quinktilian anzuschließen streben. So

ist C. Suetonius Tranquillus (gest. 160 n. Chr.) in seinen Kaiserbiographien, die von Cäsar bis Domitianus reichen, trotz seiner schätzenswerten Mitteilungen und der verhältnismäßig einfachen Darstellung doch ein sehr untergeordneter Historiker; ohne Sinn für den allgemeinen Zusammenhang der Dinge, für die Begründung des Thatsächlichen aus dem Charakter der handelnden Personen, für künstlerischen Aufbau seiner Darstellung häuft er emsig sammelnd eine Menge historischen Stoffes auf, achtbar durch seinen Fleiß und seine Wahrheitsliebe, fern aber dem höheren Berufe des Geschichtschreibers. Noch viel weniger bedeutet der Abriß der römischen Geschichte, den entsprechend dem Bedürfnis der Zeit, d. h. dem allmählichen Rückgang der Bildung, Julius Florus als einen Auszug aus Livius, Lukan, Cäsar, Sallust zum Lob und Preis des römischen Volkes schrieb; auch von Ampelius und seinem liber memorialis würde hier kaum die Rede sein, wenn nicht eine Stelle dieses Büchleins für den deutschen Ingenieur Humann der Wegweiser zur Auffindung des Zeusaltars von Pergamus (vgl. Roth's Griech. Gesch. S. 373) geworden wäre. Vielleicht gehört in diese Zeit der Fabrikation von Auszügen außer den erst in der Mitte dieses Jahrhunderts zum Teil wieder entdeckten Annalen des Granius Licinianus auch der Auszug, den Justinus, eine im übrigen rätselhafte Persönlichkeit, aus dem großen Geschichtswerk des Pompoinus Trogus (s. S. 203) gemacht hat. Verwandt diesen Historikern durch seinen Sammlerfleiß und ein Kind der Zeit durch seine Vorliebe für altertümliche Redeweise (Archäismen) ist Aulus Gellius (gest. 165 n. Chr.), dessen „noctes Atticae“ ein geistloses Sammelsurium von allen möglichen wissenswürdigen Dingen aus allen möglichen Fächern des Wissens sind. Der hauptsächlichste Vertreter der eben genannten Altertümelei aber und so gewissermaßen das geistige Zentrum der Zeit ist der Rhetor M. Cornelius Fronto aus Cirta in Afrika (gest. 168 n. Chr.), der Lehrer des Kaisers M. Aurel, ein ganz vortrefflicher Mensch, aber als Literat durch seine blinde Bewunderung des Alten, seine überschwängliche Rhetorik, seinen Mangel an philosophischem und geschichtlichem Sinne, seine Geist- und Geschmacklosigkeit ein Abbild der Verirrung seiner Zeit: ein Zeugnis von diesem Charakter legen die uns erhaltenen Briefe an M. Aurelius ab. Er beherrschte die gesamte Literatur seiner Zeit und insbesondere die Beredsamkeit: selbst der sonst durch eine gewisse Genialität ausgezeichnete L. Apulejus aus Madaura in Afrika ist dem Banne seiner Rhetorik verfallen. Wir besitzen von diesem phantastischen Philosophen und Rhetor zahlreiche Proben seiner kritik- und geschmacklosen Geschäftigkeit: aus seinen

„Metamorphosen“ stammt das bekannte Märchen von Amor und Psyche, durch welches er bis zur Stunde eine gewisse Popularität genießt.

So finden wir das geistige Leben in der Literatur überall im Niedergang begriffen — nur die Grammatiker und Juristen repräsentieren noch eine originelle Thätigkeit: unter den letzteren vor allen Gajus, der Verfasser der auch noch heute zur Einführung in die Rechtswissenschaft gebrauchten „Institutionen“. Hingegen ging der Einfluß, welchen der philosophisch gebildete Kaiser Mark Aurel auf die Belebung der philosophischen Studien äußerte, bei dem Hange der Zeit zu rhetorischen Phrasen und mystischem Aberglauben nicht über praktische Lebensweisheit hinaus — wirkliche Spekulation erstickte schon die Kriegsnot der Zeit.

Eine größere Zahl bedeutender Werke, als die lateinische Literatur uns bietet, hat in diesem Zeitraume der Osten des römischen Reiches und natürlich insbesondere Griechenland hervorgebracht. Wir haben in der Zeit der Flavier bereits des jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus Erwähnung gethan, dessen Geschichte des jüdischen Krieges trotz aller Eitelkeit und Unwahrheit ihres Verfassers nicht minder, als sein großes Werk über die jüdischen Altertümer von hohem Interesse ist. Auch die Zeit des Trajan und seiner Nachfolger zeigt — abgesehen von Tacitus — die Griechen den Römern in der Geschichtschreibung überlegen. Ihr gehört vor allen Plutarch aus Chäronea in Böotien an. Zunächst im Geiste der Zeit mit moralisierender Philosophie beschäftigt, machte er auch als Geschichtschreiber weniger eine kritische Darstellung der Begebenheiten als die Zeichnung der Charaktere zum Zwecke der moralischen Förderung der Leser zu seiner Aufgabe: dabei beobachtete er die ihm eigentümliche Methode, je einen Griechen einem Römer gegenüberzustellen, um schließlich die beiden mit einander zu vergleichen (parallele Biographien). Bei der Auswahl seiner Helden aber ließ er sich von dem Gesichtspunkte leiten, daß ihr Leben ihm geeignet schien, den Glauben an eine ewige sittliche Ordnung und die Wirksamkeit der sittlichen Kräfte in dem Menschen zu stärken. Solcher Biographien sind uns 22 Paare erhalten geblieben; außer diesen fünf vereinzelte Lebensbeschreibungen und eine Reihe historischer Abhandlungen: trotz mancher Mängel des Stils und selbst der psychologischen Zeichnung ist Plutarch durch seine edle Gesinnung, die ihn weit über seine entsittlichten Zeitgenossen stellt, bis zur Stunde ein segensreich fortwirkender Erzieher der Menschheit geblieben. Ein jüngerer Zeitgenosse des Plutarch und wie dieser mit Philosophie und Geschichtschreibung beschäftigt war Flavius Arrianus aus Nikomedien: seine philosophische

Schriftstellerei stellte er — dem Xenophon in seinem Verhältnis zu Sokrates vergleichbar — in den Dienst des Stoikers Epiktet, und auch als Historiker war er in seiner „Anabasis Alexanders" bemüht, die Einfachheit dieses seines Vorbildes nachzuahmen. Gleichzeitig mit ihm schrieb Appianus aus Alexandria die Geschichte der römischen Weltherrschaft mit der ihm eigentümlichen Methode, daß er den einheitlichen Stoff in eine Reihe von Geschichten der einzelnen Völker in ihren Beziehungen zum römischen Reiche auflöste: bei seinem gewissenhaften Streben, den Thatbestand nach den besten Quellen in ungeschminkter Weise darzustellen, ist der Verlust fast der Hälfte seines Gesamtwerkes sehr zu beklagen. Auch Polyänus in seinen „Kriegslisten" und Älianus in den „vermischten Historien" und den „Tiergeschichten", beide mehr Anekdotensammler als Geschichtschreiber, teilen mit Appian wenigstens den Vorzug einfacher und natürlicher Sprache. Aus dem speziellen Gesichtspunkte der Erklärung der griechischen Kunstdenkmäler in ihrem Zusammenhange mit der Mythologie und dem religiösen Kultus schrieb zu gleicher Zeit Pausanias seine nach den verschiedenen Landschaften geordnete „Reise durch Griechenland".

Neben diesen Geschichtschreibern aber feierten besonders seit Hadrian in Rom und in ihrem Heimatlande die griechischen Rhetoren und Sophisten teils als staatlich angestellte Professoren der Beredsamkeit, teils als Wanderlehrer die größten Triumphe: Dio Chrysostomus, Herodes Attikus und Aristides sind die hervorragendsten Vertreter dieser eleganten Kunstfertigkeit, die auch auf die Ausbildung der lateinischen Redekunst in Rom und besonders in den gallischen Städten, wie Marseille, Lyon, Bordeaux, Trier, großen Einfluß übte. Halb ein solcher Rhetor halb Philosoph ist auch Lucianus aus Samosata in Syrien (130—200 n. Chr.): genial, voll Humor und Witz und ein geschmackvoller Stilist machte er es sich zur Aufgabe, Alles, das Heilige und Ehrwürdige wie die Gebrechen und Laster der Zeit, das Christentum wie die Schulen der Philosophen und die Überlieferung der Volksreligion in leichtfertigem Tone zu verspotten und so das Alte zu vernichten. So arbeitete Lucian der religiösen und philosophischen Richtung entgegen, welcher vor ihm Plutarch als ein Verteidiger des antiken Götterglaubens angehört hatte und die seine der stoischen Schule angehörigen Zeitgenossen Arrian, der Schüler Epiktets, und Kaiser Mark Aurel vertraten: sowohl das von Arrian verfaßte „Handbuch" (Encheiridion) über Epiktets Moral, als die „an sich selbst" gerichteten Betrachtungen des gekrönten Philosophen gipfelten in der Mahnung, die in uns wohnende göttliche Kraft

in bewußter Übereinstimmung mit der Gottheit zu setzen und so ein naturgemäßes glückseliges Leben zu begründen.

Auch in den Fachwissenschaften haben Griechen in diesem Zeitraum Bedeutendes geleistet: Claudius Ptolemäus in Alexandria schrieb seine „geographische Unterweisung", ein vollständiges Lehrbuch der Erdkunde, und begründete als Astronom das nach ihm benannte Weltsystem, das Jahrhunderte lang die Wissenschaft beherrschte; Galenus, der Leibarzt des Kaisers Commodus, stellte das erste vollständige Lehrgebäude der Heilkunst auf; Apollonius (mit dem Beinamen Dyskolos) und sein Sohn Herodianus zeichneten sich als Grammatiker aus.

Betrachten wir nach diesem Überblicke der literarischen Leistungen dieses Jahrhunderts die derselben Zeit angehörenden Schöpfungen der darstellenden Künste, so brauchen wir bezüglich der Architekturwerke nur auf die Geschichte der einzelnen Kaiser zu verweisen: wir haben die Beschreibung der von ihnen aufgeführten mannigfachen Bauten als ihrer persönlichen Schöpfungen bei der Darstellung ihres Regimentes eingeflochten. Wir haben bis zum Tode Trajans eine Reihe von spezifisch römisch-nationalen Werken entstehen sehen, welche sich an Großartigkeit und Pracht mit der Epoche des Augustus messen dürfen: den neuen kapitolinischen Tempel des Vespasian, das Kolosseum, die Thermen, den Triumphbogen des Kaisers Titus, das Forum, die Donaubrücke und die Siegessäule Trajans. Eine neue, griechische und römische Formen verbindende Richtung zeigten uns die Bauten Hadrians: der Doppeltempel der Venus und Roma, sein Mausoleum, seine architektonischen Werke in Athen; seinem Beispiele folgte hier der oben genannte reiche Rhetor Herodes Attikus, der zwischen den Jahren 160—170 am südwestlichen Abhang der Akropolis ein prächtiges Theater errichtete (vgl. die Ansicht von Athen in Roth's Griech. Gesch. S. 370). Eine Periode des allmählichen Verfalls der römischen Baukunst endlich kündigte die Zeit der beiden Antonine an, und der Tempel des Antoninus und der Faustina verrät bereits eine Entartung der Kunst.

Auch die Plastik konnte in einer künstlerisch so thätigen Zeit nicht darniederliegen: sie schuf vielmehr in dem Typus des Antinous, jenes Lieblings des Kaisers Hadrianus, eine neue, zwischen Bacchus und Apollo stehende Idealgestalt, welche sie nicht müde wurde bald als Menschen bald als Gott, bald in griechischen bald in ägyptischen Formen, bald als Statue bald als Gemme zur Darstellung zu bringen. Das Charakteristische seines Bildnisses ist die fast tiefsinnige Schwermut im Ausdruck der edlen Gesichtszüge, die Neigung des von lang herabwallendem Lockenhaare umrahm-

ten Hauptes, die an Bacchus mahnende Fülle der Körperformen. Wie dieser Typus in mannigfachen Variationen behandelt wurde, so auch — bezeichnend für die ganze Denkungsart der Zeit — die Gedanken, die an den Tod und Schlaf anknüpfen. Es hängt diese Neigung der Kunst zusammen mit der damaligen Ermattung der antiken Welt, die auch in der Wehmut des Antinous ein ihr Verwandtes sah, und mit dem nachgerade durch den Einfluß des Orients allgemein gewordenen Brauch des Begräbnisses, welcher der Kunst eine neue Aufgabe in dem Schmuck der Sarkophage stellte. Diesem Kreise der Vorstellungen gehören von selbständigen plastischen Werken unter anderen die Gruppe von Ildefonso — Schlaf und Tod? Kastor und Pollux? die Genien des Hadrianus und Antinous? — und der sogen. Endymion von Stockholm, außerdem aber unzählige Reliefs an Sarkophagen an, welche Trennung und Wiedersehen, die Idee der Unsterblichkeit im Bilde der Proserpina, der Psyche und verwandter Gestalten des Mythus zur Darstellung bringen und so auch in der Kunst das Christentum ankündigen.

Endlich hat auch diese Zeit angeregt durch das Gebot, in jedem Hause ein Bildnis des herrschenden Kaisers aufzustellen, viele tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete der Porträtbildnerei hervorgebracht, wovon die Leser dieses Buches zahlreiche Proben in den Bildnissen der Kaiser erhalten. Insbesondere hat aber die realistische historische Darstellung durch die zahlreichen monumentalen Bauten eine der griechischen Kunst fremde Pflege gefunden. Die leider nur teilweise und sehr verstümmelt erhaltenen Reliefs des Titusbogens, der Trajanssäule, des Triumphbogens und der Siegessäule des Antoninus Pius, der Ehrensäule des Kaisers Mark Aurel erzählen in lebendiger, oft malerischer Weise die Kämpfe dieser Herrscher mit Juden, Quaden und Markomannen: sie bringen das realistische Wesen der Römer in ihrer schlichten Treue zu klarer Anschauung; uns bieten diese plastischen Gemälde zugleich die wertvollste Belehrung über viele Seiten des antiken Lebens: unsere Kenntnis des römischen Kriegswesens und religiösen Kultus ist durch diese Darstellungen wesentlich gefördert worden.

Trotz mancher Schwächen, an welchen die eben erörterten geistigen und künstlerischen Leistungen leiden, wird eine vorurteilslose Beurteilung doch dieser Periode des Kaisertums den Vorzug vor der Zeit der Julischen Dynastie einräumen: der Aufschwung des römischen Nationalbewußtseins, den der gewaltige Fortschritt der politischen Macht hervorgerufen hatte, machte sich auch auf diesem Gebiete geltend. Noch mehr wird aber eine Vergleichung der sittlichen Verhältnisse der römischen Gesellschaft während



Szene aus dem zweiten Markomannenkrieg nach den Reliefs der Säule des Marc Aurel zu Rom.
Die Deutschen haben sich teils ergeben, teils flüchten sie über das Gebirge, ihre Frauen werden in die Knechtschaft geführt, ihr Vieh als Beute hinweggetrieben.

dieser beiden Perioden das Zeitalter der Flavier und ihrer Nachfolger als das überlegene erweisen; ja wir werden in dieser Hinsicht weiter zurückgreifend auch die Zeit des Kaisers Augustus demselben Urteile unterwerfen dürfen. Denn die Sittengeschichte Roms zeigt von der Begründung des Kaisertums bis zum Tode Neros eine fortgesetzte Steigerung des Luxus, welche während dieses ganzen Zeitalters die höheren, das römische Leben beherrschenden Kreise als innerlich verdorben erscheinen läßt. Welche Seite des damaligen Lebens wir auch ins Auge fassen mögen: Nahrung oder Kleidung oder Wohnung oder die Führung des Hausstandes — überall tritt uns als das sicherste Kennzeichen sittlichen Verfalles eine wahnsinnige Verschwendung entgegen. Welche Summen verschlangen nach den Berichten von Zeitgenossen, wie Seneka und Plinius, die üppigen Gastmähler der Großen, auch wenn sie nicht auf der Höhe des von Petronius geschilderten Gastmahls des Trimalchio (s. S. 247) standen! Welche fabelhaften Preise wurden oft für einen einzigen Leckerbissen, einen ungewöhnlich schweren Fisch, fremdes Geflügel, aus weiter Ferne importiertes Obst bezahlt! Es war natürlich, daß dieser Schlemmerei der größte Luxus in Bezug auf Kleiderpracht und verschwenderische Einrichtung des Hauses zur Seite ging. Insbesondere war es die vornehme Frauenwelt, welche mit orientalischen Kleiderstoffen und Wohlgerüchen, mit kostbaren Färbereien und Juwelen Unsummen vergeudete. Wie weit der Luxus mit Edelsteinen und Perlen ausartete, zeigt das eine Beispiel der Gemahlin Caligulas, deren Schmuck nach Plinius selbst bei einem bescheidenen Verlobungsfeste den Wert von fast 9 Millionen Mark repräsentierte; ja Nero ließ in seinem goldenen Hause ganze Zimmer mit Perlen tapezieren und Beispiele von einzelnen Perlen, die mit einer Million Mark aufgewogen wurden, gehören nicht eben zu den Seltenheiten. Diesem ausschweifenden Hange zu Pretiosen entsprach auch die Leidenschaft für kostbares Hausgeräte. Das Leben der römischen Großen, deren Klienten am Morgen die weiten Hallen ihrer Paläste zu füllen pflegten, während abends zahlreiche Gäste sich bei ihnen zur Mahlzeit versammelten, machte es an sich notwendig auf eine Ausstattung der Räume Bedacht zu nehmen, welche dem Range des Empfangenden ebenbürtig war: die Zeit der ersten römischen Kaiser aber überbot auch in dieser Beziehung alle früheren und späteren Zeiten. Vasen aus Murrha (Flußspat), Bergkrystall oder korinthischer Bronze, babylonische Teppiche und vor allem Tische mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen wurden nicht bloß von Nero, dessen Raserei auch für diese Liebhabereien mit Millionen um sich warf, mit fabelhaften Summen

— z. B. ein Citrustisch mit dreihunderttausend, ein Kelch aus Murrha mit einhundertundfünfzigtausend Mark — bezahlt. Gegenüber dieser Verschwendung möchten wir den Luxus, der mit kostbarem Silbergeschirr getrieben wurde, bei dem bleibenden wirklichen Werte des Materials fast als Sparsamkeit bezeichnen, wenn schon die massenhaften Silberschätze, welche kommandierende Generale, wie der einstige Besitzer des berühmten, vor kurzem bei Hildesheim gefundenen Tafelservices, selbst für ihren Aufenthalt in feindlichen Landen als notwendig erachteten, uns als ein Übermut erscheinen. Noch mehr aber als in allen den bisher genannten Dingen äußerte sich die Üppigkeit jener Zeit in einer grenzenlosen Bauwut. In der alten schlichten Zeit hatte die Baukunst im Dienste der Religion und des Staates große Werke geschaffen; die Häuser der Privatleute waren einfach, fast armselig geblieben. Seit Sulla aber begannen die Privatbauten an Pracht mit den öffentlichen Gebäuden zu wetteifern, ja sie zu überbieten. Die unermeßliche Kriegsbeute, welche die Vornehmen aus allen Teilen der Welt nach Rom zurückbrachten, gab ihnen die Mittel, die dem römischen Volkscharakter an sich eigentümliche Baulust auch in großartigen Werken für das eigene, immerfort sich steigernde Bedürfnis zu befriedigen; die Zeit der Kaiser bis Nero entwickelte diesen Hang zu einer beispiellosen Manie. Alles an diesen Palästen war außerordentlich: ihre bis auf 66 Fuß aufsteigende Höhe, ihr ganzen Landgütern gleichkommender Umfang, die Farbenpracht der marmornen Säulen, Fußböden, Wandbekleidungen, der Glanz des Glases, Silberbleches und Goldes, in dem die Wände schimmerten — und mehr als für die öffentlichen Bauten war nunmehr die Kunst der Plastik und Malerei thätig für die Ausschmückung dieser Privatpaläste mit ihren Sälen, Bädern, Kolonnaden und Parken. Als der Gipfelpunkt dieser wahnsinnigen Pracht, die höchstens in der Beschäftigung zahlreicher Leute der niederen Volksklasse eine Entschuldigung findet, erscheint das „goldene Haus“ des Kaisers Nero (s. S. 247). Und nicht zufrieden damit, durch solche ungeheure Bauten den minder reichen Klassen der an sich übervölkerten Hauptstadt den Genuß menschenwürdiger Wohnungen verkürzt zu haben, verdrängte die Prunksucht der Großen den kleinen Mann auch von dem platten Lande, das sie mit ihren unermeßlichen Villen und Gärten bedeckten. Den Stadtbauten gleich bezüglich des in ihnen entfalteten Luxus, überboten sie diese durch die größere Kostspieligkeit, mit welcher die Überwindung der von der Natur dem Bau entgegengestellten, oft aber auch künstlich geschaffenen Schwierigkeiten verbunden war: oft versetzte die Blasirtheit des Bauherrn Berge, verwandelte das

Meer in Festland, fruchtbaren Boden in weit ausgedehnte künstliche Teiche — unnatürliche, an asiatischen Despotismus erinnernde Launen, die wir gegenüber der Pflicht des Reichen, mit seinem Besitze dem Ganzen zu dienen, so wenig als die anderen Äußerungen eitler Verschwendung mit ähnlichen Ausschreitungen neuerer Zeiten entschuldigen oder gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit verteidigen dürfen.

Wie alles Übermaß in sich selbst den Keim der Vernichtung trägt, so machte auch dem raffinierten Luxus der ersten Kaiserzeit eben die übermäßige Steigerung des Glanzes ein Ende: viele der unter den Julischen Kaisern durch ihre Prachtliebe ausgezeichneten Geschlechter fanden durch den Neid und die Habsucht der Gewalthaber den Untergang oder verarmten durch die Folgen der eigenen Verschwendung; in beiden Fällen waren sie für die noch übrig gebliebenen Standesgenossen warnende und zu größerer Zurückhaltung mahnende Beispiele. Und an die Stelle des abnehmenden alten Adels brachte die neue mit Vespasian anbrechende Zeit eine neue Aristokratie, welche durch ihre Geburt teils den Städten Italiens teils denen der Provinzen angehörig nicht im Anblick der doch größtenteils auf die Hauptstadt beschränkten Orgien der Üppigkeit aufgewachsen war und an der gewohnten Nüchternheit und Sparsamkeit um so mehr festhielt, als Vespasianus und die auf ihn folgenden Kaiser mit Ausnahme des Domitianus selbst das Beispiel eines einfachen, in treuer Pflichterfüllung aufgehenden Lebens gaben. Diese Rückkehr zu gesünderen, natürlichen Verhältnissen gibt der Zeit von der Erhebung jenes Kaisers bis zu Mark Aurel ein vergleichsweise wohlthuendes Gepräge altrömischer Zucht: es ist mehr der Staat als der Einzelne, der Luxus treibt. Und wenn wir auch nicht alle Äußerungen dieses Luxus billigen können — es war eben auch beim besten Willen nicht mehr möglich, dem Pöbel die Freuden des Zirkus oder den Genuß der Getreideverteilungen, Speisungen, Geldgeschenke vorzuenthalten —, so war doch derselbe vornehmlich auf solche Dinge gerichtet, welche von dem ganzen Volke genossen werden konnten, und übte auf die Provinzialstädte und die Privaten eine sittlich wohlthätige Wirkung aus, indem er sie zu einer ähnlichen Thätigkeit im Interesse des Ganzen anregte. Nichts kennzeichnet diese Richtung mehr als die nunmehr über das ganze Reich ausgedehnte Fürsorge für Reinlichkeit: die überall anzutreffenden Wasserleitungen, welche sowohl für den Bedarf aller Haushaltungen auf das reichlichste sorgten, als auch die große Masse der öffentlichen Badeanstalten speisten, sind nicht genug zu rühmende Leistungen dieses verständigen Luxus. Andererseits

war der große Geldmittel beanspruchende Gedanke des Alimentarinstitutes, dem die Regierung durch das von ihr gegebene Beispiel in weiten Kreisen Eingang verschaffte, sowohl vom allgemein sittlichen als von dem wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet von hohem Werte für die Hebung des niederen Volkes, welcher die Regierung der Julier wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Auch für die Lage der Sklaven erwies sich die Regierung der letzten Kaiser segensreich, insofern Hadrian ein Edikt gab, welches den Herren verbot ihre Sklaven mit dem Tod zu bestrafen. Durch diese Maßregel, in welcher wir ebenso wie auch anderwärts in diese Zeit das Wehen eines neuen Geistes zu fühlen meinen, der in die antike Welt eingetreten war, erwarb sich Hadrian kein geringes Verdienst um die römische Gesellschaft, deren wundester Punkt von Alters her die Sklavenwirtschaft gewesen ist. Die ganze große Klasse der Dienstboten und Handarbeiter bestand aus Unfreien, und war nach altem römischem Gesetze rechtlos. Die kleinsten Vergehen büßte der Sklave mit strenger Leibesstrafe, und mit welcher Grausamkeit die Herren gegen die Unglücklichen verfuhren, mag aus jener Anekdote erhellen, wo der reiche Lüstling den bei einem Gastmahl aufwartenden Haussklaven, weil er ein Geschirre zu Boden fallen läßt, den Muränen zum leckeren Mahle überantwortet. Wir können ermessen, von welch wohlthätigem sittlichem Einflusse auf die römische Gesellschaft das Hadrian'sche Edikt sein mußte, welches endlich diese zahlreiche Menschenklasse unter den Rechtsschutz stellte!

Es konnte überhaupt scheinen, als vollziehe sich in dem zweiten Jahrhundert noch einmal ein sittlicher Aufschwung des alternden Staates und geselle sich zu jenem äußerlichen Glanze von dem wir hörten, auch die moralische Erneuerung von innen heraus. Noch nicht am Ende schien die Lebenskraft des antiken Staatswesens angekommen: vollendete sich doch erst jetzt der Reichsgedanke dadurch, daß auch der Provinz nach und nach die volle Rechtsgleichheit mit Italien zu Teil wurde; breitete sich doch eben jetzt im Bereich der Mittelmeerländer eine mehr und mehr gleichheitliche gräcoromanische Bildung aus, welche auch für die innere Ausgestaltung und äußere Verbreitung der christlichen Ideen einflußreich werden sollte. — Den Traum einer *nachhaltigen* Verjüngung des römischen Staates *aus sich selbst heraus* hat die folgende Periode freilich nur zu rauh gestört.

Dreizehntes Buch.

Die Zeit der Soldatenkaiser.

(180—284 n. Chr.).

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Kampf mit den germanischen Völkern des Westens hatte seit der Errichtung des Grenzwalls, wenn auch nicht ganz geruht, so doch an Schärfe wesentlich abgenommen. Rom hatte seitdem mehr im Osten an der Donau mit den Deutschen gefährliche Kämpfe zu bestehen. Denn hier trat der römischen Macht die bisher meist zersplitterte deutsche Kraft zum ersten Male in einer größeren Eidgenossenschaft vereinigt entgegen; und wenn auch die Diplomatie der Römer damals noch die einzelnen Glieder dieses Bundes zu besonderen Verträgen zu verlocken wußte, so war doch der Weg gezeigt, auf welchem Rom wirksam befehdet werden konnte, — der Weg der Koalition. Und in der That erscheinen seit Beginn des zweiten Jahrhunderts allüberall die deutschen Stämme in Einungen verbündet, die, ohne die innere Verfassung der einzelnen Landschaften zu beeinträchtigen, den Krieg gegen Rom zu ihrer Aufgabe machen. Wie diese Waffenbündnisse zustande gekommen sind, ist unmöglich festzustellen: vorübergehende Beispiele früherer Zeiten, die alte Sitte des Gefolgschaftswesens und eine dunkle Ahnung des eigenen weltgeschichtlichen Berufes mögen sie zusammengeführt haben.

Vier solche Verbindungen treten uns in den nächsten Zeiten entgegen. Die in den ersten Zeiten des Kaisertums von den Römern bekämpften Stämme vom Niederrhein bis zur Weser, die Sigambrer, Chatten,

Brukterer u. a., erscheinen als der Bund der Franken (Freien); nach ihrer Waffe, dem kurzen Schwerte (sahs), benannte sich die Einung der Sachsen, welche die Cherusker, Chauken, Angrivarier, kurz die niederdeutschen seekundigen Völkerschaften an der unteren Elbe, der Ems und Eider bildeten; besonders suevische Völkerschaften sind es, die am Ober- und Mittelrhein, im Schwarz- und Odenwald seßhaft als „Alemannen" (ganze Männer, Helden) in enger Verbindung mit dem ebenfalls suevischen Stamme der Juthungen (Schwaben) sich den Römern entgegenstellen; endlich treten im Nordosten des römischen Reiches als vierter Bund die Gothen (Tüchtigen) auf: zahlreiche teils deutsche teils slavische Völkerschaften, einst zwischen der Elbe und Weichsel, der Ostsee und den Karpathen wohnhaft, zur Zeit der Markomannenkriege aber in das Land süd- und ostwärts von den Karpathen bis zum Pontus ausgewandert, bilden diese Genossenschaft, als deren einzelne Glieder die Heruler, Vandalen, Gepiden, Rugier u. s. w. sich bemerklich machen.

Es bereitete sich so das Zeitalter vor, welches in der Geschichte unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Die äußere Geschichte Roms werden wir im Laufe der nächsten Jahrhunderte vornehmlich durch seine Kämpfe mit jenen Waffenbrüderschaften bestimmt sehen, deren Ende schließlich der äußere Zerfall des römischen Reiches war. Für sich allein wären die germanischen Völker jedoch nicht im stande gewesen, das feste Gefüge des römischen Reiches zu zersprengen, und ihre weltgeschichtliche Mission reifte nur langsam. Es sollte eben die alte Kulturwelt nicht zu Grunde gehen, bevor eine neue aus ihr hervorwachsen konnte, und dazu bedurfte es nicht allein neuer Völker, sondern auch einer neuen Ideenwelt. Diese brachte das Christentum.

Ein tiefes Sehnen nach einer Erneuerung hatte sich trotz des Glanzes der römischen Herrschaft aller Völker des Erdkreises bemächtigt, und doppelt beherrschte diese Sehnsucht das Volk Israel in seiner Erwartung des ihm verheißenen Messias, der den einen als der Begründer eines irdischen Staates, den andern als der König eines Gottesreiches galt. Da wurde zur Zeit des Kaisers Augustus in Bethlehem Jesus Christus geboren. Unter und mit dem Volke Israel hatte der Heiland gelebt, gelehrt und gelitten und die Botschaft vom Reiche Gottes verkündet, diesem Volke gehörten auch die Jünger an, welche als die ersten Träger dieses neuen Reiches am Pfingstfeste die erste Gemeinde in Jerusalem um sich sammelten. Und noch war diese Gemeinde nicht aus dem äußeren Zusammenhange mit dem Judentum ausgetreten: nur der Glaube an den Gekreuzigten als den Erlöser, Taufe

und Abendmahl schied sie von demselben. Auch die weltliche Obrigkeit nahm an der neuen „Sekte“ noch keinen Anstoß, die freilich um so mehr von den Pharisäern und Sadducäern verfolgt wurde. Aber eben dadurch ward ihr Gebiet über Jerusalem und die Judenschaft hinaus auch auf die Heiden ausgedehnt und andererseits das Bewußtsein von dem Gegensatze zwischen Juden und Bekennern des neuen Glaubens geschärft. Antiochia, die Hauptstadt Syriens, wurde der Mittelpunkt der Heidenchristen, wie Jerusalem die Mutterkirche der Judenchristen war.

Mit der Begründung der Gemeinde von Antiochia, deren Mitglieder zuerst als „Christen“ bezeichnet wurden, war die neue Religion hinausgerückt über die bisherigen nationalen und örtlichen Schranken und zur Weltreligion erhoben: das Apostelkonzil im J. 51 n. Chr. erklärte gegenüber den Forderungen der Gemeinde von Jerusalem die Heidenchristen als frei von dem mosaischen Gesetze. Von Antiochia aus entwickelte Paulus — auf seinen Reisen von Barnabas, Markus, Lukas, Timotheus, Titus begleitet — die ausgedehnteste Missionsthätigkeit: eine Reihe von christlichen Gemeinden wurde in den Jahren 51—59 von ihm im südlichen Kleinasien (Ikonium, Lystra, Derbe), in Macedonien (Philippi, Thessalonich) und Griechenland (Korinth), in Galatien, Phrygien (Kolossä) und dem westlichen Kleinasien (Ephesus) gestiftet und durch Sendschreiben, die er teils an sie selber, teils an ihre Vorsteher (Philemon, Titus, Timotheus) richtete, belehrt. Mehrere dieser Briefe sind von dem Apostel in den Jahren 61—64 in Rom geschrieben, wohin er, von seinen jüdischen Feinden in Jerusalem verklagt, von dem römischen Statthalter Pontius Festus als ein Gefangener geschickt worden war. Hier erlitt er auch mit Petrus, dem Stifter der römischen Christengemeinde, und vielen ihrer Mitglieder bei der neronischen Verfolgung den Märtyrertod; kurz vor seinem Tode war auch Jakobus, der Bruder Jesu, welcher nach Petrus seit 44 der Vorstand der Judenchristengemeinde in Jerusalem gewesen war, das Opfer der fanatischen Pharisäer geworden (62). An die Stelle der beiden Apostel Petrus und Paulus trat Johannes: er leitete die Gemeinden in Asien von Ephesus aus, bis er zur Zeit der domitianischen Verfolgung auf die Insel Patmos verbannt wurde. Die judenchristliche Gemeinde von Jerusalem aber, schon vor dem Ausbruch des großen jüdischen Krieges nach Pella in Syrien ausgewandert, wurde durch den Ausgang des Krieges, der dem jüdischen Staatswesen und Tempeldienste ein Ende machte, noch mehr in den Hintergrund gedrängt, als es bisher schon durch die Fortschritte der Heidenmission geschehen war.

Dies ist die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Kirche in dem apostolischen Zeitalter, dem ersten Jahrhundert. Viele Umstände wirkten zusammen, um die Zahl ihrer Bekenner in der folgenden Zeit rasch zu vermehren. Waren schon in den Tagen des Kaisers Augustus die Gedanken der Menschheit auf Erlösung aus ihrer geistigen Not gerichtet gewesen, so hatten die Drangsale, welche zumal seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die römische Welt heimsuchten, den Glauben an die Macht der alten Götter vollends erschüttert und die Geängstigten dazu geführt, statt von den ägyptischen, persischen, chaldäischen, kleinasiatischen Mysterien das Heil von dem christlichen Evangelium zu erwarten. Freilich waren es zunächst vorzugsweise nur die mittleren und niederen Klassen der Bevölkerung, welche die neue Religion mit Inbrunst ergriffen — diese angezogen durch die Predigt von der Gleichheit aller Menschen als Brüder vor Gott, jene von dem Heidentum abgestoßen durch die Vergötterung der Kaiser und die Entwürdigung der alten Staatsreligion. Aber auch unter den Gebildeten erzeugte die Unfähigkeit der philosophischen Systeme, die Sehnsucht des heilsbegierigen Herzens zu stillen, eine gesteigerte Empfänglichkeit für eine Lehre, die nicht bloß durch ihre Tiefe das geistige und sittliche Bedürfnis befriedigte, sondern auch mit ihren Geheimnissen dem damals herrschenden Hang einer phantasievollen, ja phantastischen Schwärmerei entgegenzukommen schien. Und zu diesen inneren Voraussetzungen, welche die rasche Verbreitung des Christentums ermöglichten, gesellte sich die Förderung durch die äußeren Umstände. Die Weltherrschaft Roms, welche die einzelnen Nationalitäten in sich verschlungen und zu einem weltlichen Gesamtreich vereinigt hatte, förderte die Thätigkeit der Prediger, welche die Aufrichtung eines allgemeinen, an keine Nationalität gebundenen Gottesreiches — eine dem klassischen Altertum neue Idee — verkündigten. Andererseits begünstigte die allgemeine Verbreitung der griechischen Sprache als der Weltsprache, die Herrschaft der lateinischen Sprache im Westen des Reiches und die Zerstreuung der Juden über die ganze Welt das Werk der christlichen Mission. Darum finden wir schon im ersten Jahrhundert Christen in Arabien, Mesopotamien und Persien, in Alexandria, in Spanien, wohin der Apostel Paulus selbst nach seiner Freisprechung von Rom aus das Evangelium getragen hatte; das zweite Jahrhundert zeigt uns Karthago wohl unter dem Einfluß der Schule von Alexandria als den Mittelpunkt einer Reihe nordafrikanischer Gemeinden und auch in Gallien und Britannien hatte schon — durch die römischen Legionen dorthin getragen — das Christentum Wurzel geschlagen.

Nicht vermochten diesen Siegeslauf der neuen Kirche die Anfeindungen der Masse und der Staatsgewalt zu hemmen. Jene haßte die Christen wegen ihrer Absonderung im täglichen Verkehre, ihrer Abneigung gegen die wilden Lustbarkeiten der Theater, ihres ablehnenden Verhaltens gegen Ehebündnisse mit Heiden, ja sie erklärte dieselben für Gottesleugner, weil sie sich nicht an dem allgemeinen Kultus beteiligten, und für Finsterlinge, die dem lichtscheuen Aberglauben eines bethörten Pöbels huldigten; die Machthaber dagegen sahen in den Bekennern des Evangeliums mit ihrem Glauben an die bevorstehende Wiederkunft des Herrn und den nahen Untergang der römischen Herrschaft Reichsfeinde und Verschwörer gegen die staatliche Ordnung, die ihnen mit der Aufrechterhaltung der römischen Staatsreligion auf das engste verbunden deuchte, und eröffneten darum gegen die gefährlichen Neuerer, welche um des Gewissens willen den Kriegsdienst und die Beteiligung am öffentlichen Leben mieden, den Vernichtungskampf. Jeder fremde Kultus war bisher von der Staatsgewalt geduldet, ja sogar bei dem Überhandnehmen der Religionsmengerei in die Staatsreligion eingefügt worden, wenn seine Bekenner nicht den Anschluß an die offiziellen Formen derselben verweigerten. Gegen die Christen aber, die jede Verquickung ihrer Kirche mit dem staatlichen Heidentum im Prinzip ablehnten, erschien dem römischen Staate der unversöhnliche Kampf eine politische Notwendigkeit und gerade diejenigen Kaiser, welche die Staatsidee am lebhaftesten festhielten, zeigten sich als ihre eifrigsten Verfolger. Man zählt bis zum J. 250 sieben Verfolgungen: sie beschränkten sich im ersten Jahrhundert, in welchem die Christen noch als eine jüdische Sekte betrachtet wurden, auf einen engen Kreis — Nero wütete gegen sie in Rom aus Mordlust und um den Haß des Volkes abzuleiten, der ihn der Anstiftung des großen Brandes beschuldigte; Domitian benützte die Anklage auf Zugehörigkeit zum Christentum vorzugsweise, um Vornehme und Reiche, jene aus Mißtrauen, diese aus Habsucht, zu vernichten. Erst nachdem infolge des jüdischen Krieges allmählich die Trennung zwischen dem vom Staate anerkannten Judentum und den christlichen Gemeinden auch der Staatsgewalt offenkundig geworden war, nahmen die Verfolgungen auf Grund des Vereinsgesetzes, das alle geheimen Verbindungen verbot, einen ausgedehnteren Charakter an. Indessen erstreckten sie sich bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts mehr auf einzelne Provinzen des Reiches und nicht sowohl ein direkter Befehl des Kaisers als der Eifer oder die Nachgiebigkeit, welche die einzelnen Statthalter gegenüber dem Pöbel zeigten, entfesselte den Sturm gegen die Andersgläubigen. So

stehen die Instruktionen, welche Trajan dem Statthalter von Bithynien Plinius (s. S. 301) auf dessen Anfrage bezüglich seines Verhaltens gegen die Christen im J. 110 gab, ganz auf dem Boden des — sogar mit humanem Sinne ausgelegten — Vereinsgesetzes und seine Ausführung scheint sich nur gegen die Gemeinden in Bithynien und Pontus gewendet zu haben; nur gegen die Häupter der „Verführten“ bewies sich Trajan schonungslos: Symeon, der Vorstand der Gemeinde von Jerusalem, und die Bischöfe Clemens von Rom und Ignatius von Antiochia erlitten als Märtyrer den Tod. Vorzugsweise Kleinasien und Südfrankreich waren hingegen die Schauplätze der vierten, von Mark Aurel teils dem Volkshasse zugestandenen, teils von ihm selbst, dem stoischen Philosophen, angeordneten Verfolgung: der Volkswut fiel damals zum Opfer Polykarp, der greise Bischof von Smyrna (169), dem philosophischen Sektenhasse Justinus, „Martyr“ von der Kirche zum Gedächtnis seiner Treue genannt. Auch zur Zeit des Septimius Severus um 200 waren nur die Gemeinden in Nordafrika und Ägypten von schwerer Heimsuchung betroffen.

Die bisherigen Verfolgungen hatten, weit entfernt die Bekenner Christi zum Abfalle zu vermögen, nur die Gemeinden enger zusammengeschlossen und die Zahl der Streiter gemehrt, ja manche geradezu aus Ehrsucht zum Martyrium gedrängt. Sie hatten auch dazu beigetragen, daß im Kampfe mit dem Heidentum der Lehrbegriff der Kirche sich entwickelte und die Verfassung derselben feste Gestalt gewann. Denn das Heidentum hatte nicht bloß das Schwert gegen die neue Lehre geführt, sondern sie auch mit literarischen Waffen bekämpft — nicht bloß, wie Lucian, mit Spott, sondern auch mit der Wissenschaft der antiken Welt. Dieser Angriffe erwehrten sich die Christen ebenfalls mit den Waffen des Geistes: Justinus Martyr, ein philosophisch gebildeter Mann, ist der erste Apologet des christlichen Lebens, Kultus und Glaubens sowohl gegenüber der heidnischen als der mosaischen Religion. Von den vielen apologetischen Schriften jener Zeit ist eine der bekanntesten — unter den lateinischen die älteste — das von dem römischen Sachwalter M. Minucius Felix verfaßte Gespräch „Oktavius“. In der Form der philosophierenden Dialoge Ciceros und seines Vorbildes auch in der Sprache würdig widerlegt der Verfasser durch eine der in dem Gespräche eingeführten Personen, den Sachwalter Oktavius, die Angriffe des Cäcilius gegen das Christentum durch den Nachweis, daß dasselbe gegenüber dem Polytheismus und der Moral des alten Glaubens eine höhere Stufe geistiger und sittlicher Bildung darstelle. Schon bei diesen beiden Apologeten zeigt sich

die Erkenntnis, daß zu einem erfolgreichen Kampfe gegen das Heidentum griechische Bildung und Wissenschaft ein notwendiges Rüstzeug sei; noch mehr tritt dieselbe zu Tage in den Schriften der alexandrinischen Theologen Tit. Flavius Clemens (gest. ca. 220) und Origenes (gest. 254), welchem insbesondere das Christentum durch seine Widerlegung der Angriffe des Philosophen Celsus (aus der Zeit Mark Aurels) und der Neuplatoniker die wirksamste Verteidigung verdankte. Mehr vom praktischen Standpunkte aus kehrt sich Tertullianus von Karthago (gest. 220) gegen die Anklagen, welche gegen die Christen bezüglich ihres Verhaltens zu dem Staate und der menschlichen Gesellschaft erhoben wurden. So schreibt er, indem er den römischen Richtern ihre Ungerechtigkeit vorhält, daß sie diejenigen verfolgten, welche weder Gotteslästerer noch Aufrührer gegen die Obrigkeit noch Feinde des menschlichen Geschlechtes seien: „Wir sind ein Ganzes durch das Bewußtsein des Glaubens, durch die Göttlichkeit der Zucht, durch den Bund der Hoffnung. Wenn aber Rechtschaffene, wenn Gute zusammenkommen, wenn Fromme und Keusche sich versammeln, so ist das keine Zusammenrottung, sondern eine Versammlung so ehrwürdig, wie ein Senat. Auch sehe ich nicht ein, wie wir unbrauchbar sein sollen zu den Geschäften des Lebens. Wir verschmähen ja keine Frucht der Werke Gottes: nur hüten wir uns, daß wir dieselben nicht übermäßig und umsonst genießen. Wenn ich aber eure Gebräuche nicht mitmache, so bin ich doch an demselben Tage — Mensch! Was kann es aber euch beleidigen, wenn wir andere Vergnügungen erwählen? Wenn wir nicht wissen wollen vergnügt zu sein, so ist das unsere Sache, wo nicht — eure Schuld!“

Also kämpften die Christen gegen ihre äußeren Feinde, aber nicht minder waren sie in derselben Zeit darauf bedacht Irrlehren niederzuhalten, welche den Bestand der Kirche bedrohten. So wollte in einer verkehrten Anschauung des zwischen Christentum und Judentum bestehenden Verhältnisses die judenchristliche Sekte der Nazaräer oder Ebioniten jenes nur als ein geläutertes Judentum anerkennen; eine andere aus dem Heidenchristentum stammende mannigfach verzweigte Schule dagegen, die der Gnostiker, gedachte ohne Rücksicht auf das alte Testament im Anschluß an die heidnische Philosophie an die Stelle der christlichen Heilslehre eine poetisch-philosophische Religion zu setzen; Ideen Zoroasters wieder vereinigte mit gnostischen Anschauungen der Magier Mani, der Stifter der nach ihm benannten Sekte der Manichäer (gest. 275), in einer neuen, wie er meinte, die Volksreligionen in einer Weltreligion versöhnenden Lehre, die im

Morgenlande, in Afrika und Italien viele Anhänger gewann; die Sekte der Montanisten endlich, gestiftet von dem Phrygier Montanus (ca. 160), geriet mit ihrem Streben, die geistliche Vollendung der Gemeinde durch strenge sittliche Zucht zu erzwingen, in schwärmerische Übertreibung. Im Kampfe gegen diese Irrlehrer entstand als das Bekenntnis der „katholischen", d. h. — im Gegensatze zu den Sektierern — der „allgemeinen" Kirche das apostolische Glaubensbekenntnis und die Sammlung der kanonischen Schriften des neuen Testamentes — in diesem Kampfe aber entwickelte sich auch die Wissenschaft der christlichen Theologie. Auch in dieser Richtung verdankte das Christentum seine wesentlichste Förderung der obengenannten Schule von Alexandria und insbesondere dem in seinem Idealismus mit Plato vergleichbaren Origenes (gest. 254), dem hervorragendsten Kritiker und Ausleger der heiligen Schrift und Begründer der christlichen Dogmatik. Mehr die Entwicklung der praktischen Verhältnisse dagegen, der Kirchenverfassung und Kirchenzucht, förderte die Thätigkeit der aus der Schule von Karthago hervorgegangenen beiden Lehrer Tertullian und Cyprian. Jener — auch durch den oft formlosen Stil seiner Schriften (das afrikanische Latein) von der alexandrinischen Schule geschieden — eiferte im Anschluß an Montanus leidenschaftlich für strenge Askese; Cyprian (gest. 258) stritt zugleich für die Aufrichtung des bischöflichen Kirchenregimentes gegen die Ansprüche des altkirchlichen Presbyteriums.

Die Verfassung der Kirche hatte sich natürlich im Laufe der Zeit verändert: während zuerst bei dem Grundsatze des allgemeinen Priestertums kein Gegensatz zwischen Gemeindegliedern und berufenen Dienern der Kirche bestand, traten diese allmählich als „Klerus" den „Laien" in einer gesonderten Stellung gegenüber. In dem geistlichen Stande aber, der ursprünglich von den Presbytern (den Ältesten) und den Diakonen (Armenpflegern) gebildet wurde, trat bald unter dem Einfluß der äußeren und inneren Kämpfe der „Bischof" — zunächst der Name des mit der eigentlichen Leitung der Gemeinde betrauten Presbyters — aus dem Rahmen der übrigen, ihm bisher gleichstehenden Gemeindebeamten heraus. Das demokratische Presbyteriat mußte dem Episkopat weichen — dieses erweiterte seinen Wirkungskreis von der einen Gemeinde auf die Tochtergemeinden, die bei der Mehrung der Gläubigen teils in derselben Stadt teils in der Umgegend notwendig wurden, wie auch die geistliche und administrative Macht der Bischöfe innerhalb der Gemeinden wuchs. Unter den Bischöfen selbst aber erlangten bald die der hauptstädtischen Gemeinden, die sog. Metropoliten, ein Übergewicht, unter diesen aber wieder die



Antoninus Pius
(138—161 n. Chr.).



Commodus
(180—192 n. Chr.).



Septimius Severus
(193—211 n. Chr.).



Geta
(† 211 n. Chr.).



Caracalla
(211—217 n. Chr.).



Heliogabalus
(218—222 n. Chr.).



Alexander Severus
(222—235 n. Chr.).



Philippus der Araber
(244—249 n. Chr.).



Decius
(249—251 n. Chr.).



Gallienus
(253—268 n. Chr.).



Valerianus
(253—260 n. Chr.).



Aurelianus
(270—275 n. Chr.).



Probus
(276—282 n. Chr.).

Kaisermünzen von Antoninus Pius bis auf Probus,
sämtliche nach den Originalen des Berliner Münzkabinets.

„Patriarchen", die Metropoliten der großen Hauptstädte Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Rom; endlich beanspruchte bald den „Primat" über alle und damit über die ganze Kirche der Metropolit von Rom Denn abgesehen von der weltlichen Bedeutung Roms war nach der Tradition das römische Bistum von Petrus gegründet und so der jeweilige römische Bischof berechtigt, sich als Erben Petri und des diesem von Christo gewordenen Auftrags zu betrachten. Allein dieser Gedanke eines Bischofs der Bischöfe war um die Mitte des dritten Jahrhunderts noch nicht zu allgemeiner Geltung gelangt: Cyprian und die afrikanische Kirche bekämpften ihn; sie vertraten das Prinzip der Einheit der Kirche nicht im Primate Roms, sondern im Gesamtepiskopat, das mittelst der Synoden die gesetzgebende Gewalt üben und die allgemeine Kirchenlehre durch Majoritätsbeschlüsse bestimmen sollte.

So hatte sich bis zur zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts trotz vieler Anfechtungen die christliche Kirche zu einer bedeutenden Macht entwickelt, welche das Römertum trotz der Minderzahl seiner Bekenner durch seine innere Wahrheit und Kraft nicht minder bedrohte, als die germanischen Völker den Fortbestand seiner politischen Herrschaft in Frage stellten.

Zweites Kapitel.

Die Kaiser von Commodus bis Alexander Severus. (180—235 n. Chr.).

Schlimme Zeiten begannen nach der Herrschaft der vier letzten ausgezeichneten Kaiser für Rom, als Commodus seinem Vater folgte (180—192) — der Thor dem Weisen, der Lüstling dem Pflichtgetreuen, der Grausame dem Milden. Die Tage Neros schienen wiedergekehrt zu sein: so lebte der Kaiser selbst in unwürdiger Sinnenlust und dem eitlen Verlangen, für den ersten Gladiator zu gelten; so waren wieder Majestätsklagen, Hinrichtungen und Gütereinziehungen im Schwange, um der Geldnot abzuhelfen; so war die Regierung in den Händen von Freigelassenen und Buhlerinnen, der Senat herabgewürdigt. Stets das bloße Werkzeug seiner Umgebung hatte Commodus sein Leben verwirkt, sobald sich diese selbst von ihm bedroht sah: als das Opfer einer Verschwörung seiner Vertrautesten, die den eigenen Tod von dem durch ihren Widerspruch gereizten Tyrannen fürchteten, fiel er in der letzten Nacht des Jahres 192.

Selbst die Prätorianer huldigten dem von den Verschworenen mit Zustimmung des Senates und Volkes als Kaiser proklamierten P. Helvius Pertinax, der — mit seiner Sparsamkeit, seinen guten Grundsätzen, seiner Neigung zu einem Senatsregiment und dem Bestreben, Zucht bei dem Soldatentrosse einzuführen, ein Seitenstück zu Neros Nachfolger Galba — gleich diesem nach dreimonatlicher Regierung ein jähes Ende fand. Und weiter wiederholten sich die Ereignisse nach Galbas Tode, als gegen den Käufer des Thrones, der mehr als das Doppelte der bisherigen Geldspende den Prätorianern geboten hatte, den reichen Schlemmer Didius Salvius Julianus, die Legionen dreier Provinzen, Syriens, Britanniens und Pannoniens, im Bewußtsein ihrer Bedeutung ihre Befehlshaber zu Kaisern ausriefen. Dem Antonius Primus in seiner Thätigkeit gegen Vitellius vergleichbar zog der Afrikaner **Septimius Severus**, der Erkorene der pannonischen Legionen, gegen Rom, wo angesichts der Unfähigkeit des Julianus und in eigener Charakterlosigkeit der Senat sich der neuen Sonne zuwandte. Julianus trat von dem Senate zum Tode verurteilt nach einer Regierung von sechsundsechzig Tagen vom Schauplatz ab. Mit Septimius Severus (193—211) aber hatte der Senat sich einen Herrn gesetzt, der mehr als jeder seiner Vorgänger des Traumes von einer Bedeutung des Senates neben und mit dem Kaiser spottete. Septimius Severus erwartete die Rettung des zerfallenen Staates nur von einem straffen Militärregiment: auf das Heer gedachte er sich bei seiner Herrschaft und der Gründung einer Dynastie zu stützen, aber nicht, wie seine Vorgänger, auf die in der Hauptstadt verwilderte Horde der Prätorianer, sondern auf die neue Garde, die er nach der Auflösung der alten aus der besten Mannschaft aller Legionen bildete. Dem **Soldatenstande** als dem Werkzeuge seines Despotismus gehörten darum seine Neigungen: die Vermehrung des Heeres, reiche Geschenke, erhöhte Löhnung, äußere Auszeichnungen, Bevorzugung ausgedienter Offiziere bei Besetzung von Civilämtern fesselten die Soldateska an den Kaiser; der Senat aber wurde mit Verachtung behandelt und durch Gewaltmaßregeln eingeschüchtert. Auch Commodus hatte durch das Heer geherrscht, aber jedes eigenen Urteils ermangelnd, genußsüchtig und furchtsam war er selbst der Herrschaft anderer verfallen: Septimius Severus aber war Selbstherrscher durch die Klarheit seines Urteils, die Kraft seines Willens, die Unabhängigkeit von fremden Einflüssen, die Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel, die Erhabenheit über das Nichtige und Weichliche. Mit diesen Eigenschaften trug er den Sieg über seine Nebenbuhler, den von den orientalischen Legionen auf den Schild

erhobenen Pescennius Niger und über Clodius Albinus, den Erwählten des britannisch-gallischen Heeres, davon: bei Issus im J. 194 besiegt verlor jener auf der Flucht sein Leben,. drei Jahre später fiel die letzte, mit dem Mute der Verzweiflung verteidigte Stütze seiner Partei, Byzanz; Albinus aber, während des Krieges gegen den Orient durch Verstellung und geheuchelte Ehren eingewiegt, wurde in der Schlacht bei Lyon im J. 197 aufs Haupt geschlagen, so daß er den freiwilligen Tod der Unterwerfung vorzog: er konnte das Schicksal wissen, das dem Gefangenen von dem rücksichtslosen Sieger drohte und das den wehrlosen Senat, der in der Hoffnung auf Mitregierung dem nunmehr Vernichteten sich angeschlossen hatte, in Wirklichkeit betraf. Neunundzwanzig Todesurteile belehrten die leichtgläubigen Träumer über ihre Thorheit — der römische Staat lag zu den Füßen des Siegers.

Nur ein Mann vermochte den Kaiser zu besiegen: Plautianus, der Befehlshaber der Garde. Jenem ebenbürtig an Klarheit des Geistes und Lust und Kraft zur Arbeit, aber geschändet durch Habsucht und Verschwendung wußte er in der Weise eines Sejanus wie durch Zauber den Kaiser also zu bestricken, daß derselbe seinen eigenen Sohn Carakalla mit der Tochter des Günstlings vermählte. Gedachte Plautianus wirklich sich des Thrones zu bemächtigen? oder wußte Carakalla in seinem Hasse gegen seinen Schwiegervater den Vater zu täuschen? Wir können es nicht entscheiden. Genug, im J. 205 fand Plautianus plötzlich als Verschwörer durch das Urteil des Kaisers den Tod, worauf die unbedingte Herrschaft des Septimius Severus feststand bis zu seinem Tode.

Bei einem solchen Charakter war es natürlich, daß auch die äußere Politik der Ehre und Machtstellung Roms nichts vergab. Er war darum weit davon entfernt, die Selbstbeschränkung Hadrians bezüglich der Grenzen des Reiches zu üben: dafür zeugt die schon oben S. 298 erwähnte Thätigkeit des Kaisers in Britannien und die an Trajan erinnernde Thatkraft, mit welcher er den Besitz von Mesopotamien verteidigte, als die Parther im J. 197 in das Land einfielen und die Feste Nisibis belagerten. Der Triumphbogen, welchen ihm sein Sohn Carakalla errichtete, gibt uns durch seine Darstellungen die sprechendste Kunde von dem Verlaufe des Krieges: Nisibis wurde durch den bloßen Anmarsch der Römer entsetzt; der König von Armenien, Sanatrukes, beeilte sich dem Kaiser seine Huldigung darzubringen; Babylon — wie in den Zeiten Trajans, zugleich von einer den Euphratstrom abwärts fahrenden Flotte und von einem Heere auf dem Landweg aufgesucht — wurde mit Leichtigkeit besetzt, Seleucia gewonnen, ohne daß der Partherkönig Vologäses Widerstand leistete, das

gegenüberliegende Ktesiphon nach kurzem Kampfe erobert und zerstört. Diese Erfolge des Kaisers bestimmten den Besiegten zu einem Friedensschlusse, der die Herrschaft der Römer in Mesopotamien von neuem bestätigte.

Als Septimius Severus auf einem Feldzuge nach Britannien zu York im J. 211 starb, hinterließ er zwei Erben der Gewalt: Caracalla, also genannt nach dem spanischen Mantel, den er mit Vorliebe trug, und einen jüngeren Sohn, Geta, feindliche Brüder von entgegengesetztem Charakter und so die Häupter von zwei Parteien. Das Bürgertum hielt es mit Geta, der durch seinen sanfteren Charakter ihm Schutz gegen die Militärherrschaft zu versprechen schien; für Caracalla schwärmten — man denkt bei dieser Liebe unwillkürlich an Caligula — die Soldaten: sie kannten seine ausschließlich militärischen Neigungen, die nicht ausgeglichen durch bedeutende und mit Ernst verfolgte politische Ziele ihnen die Wiederkehr der Zeiten eines Commodus verbürgten. Im Vertrauen auf diese Stütze mordete Caracalla schon ein Jahr nach dem Regierungsantritt seinen Bruder vor den Augen, ja in den Armen der Mutter, um fortan als Alleinherrscher ein durch rohe Sinnenlust, Habsucht und Mordgier beflecktes Regiment zu führen. Wer seine Politik oberflächlich betrachtet, mag sie lediglich als Fortsetzung der von seinem Vater eingeschlagenen Wege betrachten: gleich diesem behandelte er den Senat wegwerfend und war nur darauf bedacht, die Soldaten zu bereichern. Und wie schon Septimius Severus bestrebt gewesen war die Provinzen möglichst dem bisher bevorzugten Mutterlande Italien gleichzustellen, so knüpft sich an Caracallas Namen die für die Zukunft des Reiches sehr folgenreiche Neuerung, daß er allen Freien im ganzen Reiche das römische Bürgerrecht verlieh. Aber dem Vater war der Militärdespotismus ebenso wie seine Politik in den Provinzen ein Mittel gewesen, um durch Vereinigung der staatlichen Kräfte den Staat zu retten; Caracalla dagegen handelte nur beherrscht von seiner wilden Laune und das neue Recht der Provinzialen war für ihn vielmehr der Ausfluß seiner Habsucht, welche die Zahl der Steuerpflichtigen zur Bestreitung der wahnsinnigen Ausgaben für Feste, Spiele, Bauten und andere Äußerungen seines Größenwahnsinns zu vermehren gedachte. Welche Summen mögen allein die von ihm angelegten Thermen verschlungen haben! Noch ist aus ihren Trümmern die Großartigkeit und unerhörte Pracht dieses einst mit den herrlichsten Säulen, Malereien und Skulpturwerken (z. B. dem farnesischen Stier) geschmückten Riesenbaues zu erkennen. Aber diese Ruinen sind zugleich ein Zeugnis des Despotismus und des Regimentes der rohen Gewalt, das die gleiche Roheit zu seiner Abwehr gegen sich

herausforderte. Der Gardepräfekt Makrinus, ein Afrikaner von Geburt, ließ, von Caracalla zum Tode bestimmt, den Kaiser, indem er schlau sich hinter einem anderen verbarg, durch einen Offizier in Parthien ermorden. Dorthin hatte Caracalla, durch die siegreiche Verteidigung des Zehentlandes und Galliens gegen den Ansturm der Alemanen zuversichtlich geworden und in seinem Stolze durch Erfolge gegen die Gothen an der unteren Donau bestärkt, in eitler Prahlsucht einen Feldzug unternommen: es war ihm bereits gelungen einen Teil von Medien zu verwüsten, als sein Tod die Fortsetzung des Krieges unterbrach und den Makrinus zum Erben des Thrones machte. Das war im J. 217 n. Chr.

Makrinus genoß, wie die meisten der aus dem Staube zur höchsten Macht erhobenen Soldatenkaiser, seine Würde nur kurze Zeit. Gesonnen seine Regierung zu befestigen, indem er sich an den Senat anlehnte, das Volk des harten Steuerdruckes entledigte und nach außen eine Politik befolgte, die dem Partherkönig Vologäses einen vorteilhaften Frieden zugestand, machte er sich bald bei den Soldaten mißliebig. Da tauchte plötzlich zu Emesa in Syrien, wo sich ein berühmtes Heiligtum des Sonnengottes Elagabal befand, unter den Priestern desselben ein Sohn des von den Soldaten vergötterten Caracalla auf, welchen demselben eine syrische Verwandte, namens Mammäa, Tochter der Julia Mäsa, einer Schwester von Caracalla's Mutter, die aus einem syrischen Fürstengeschlechte stammte, geboren haben sollte. Als nun die Legionen des Orients vielleicht unter dem Einfluß der reichen Tempelschätze den erst Vierzehnjährigen, dessen schöne Gestalt sie blendete, zum Kaiser ausriefen, sah Makrinus sich bald verlassen und kam auf der Flucht nach Rom im J. 218 um. Unter dem Namen des Gottes, dessen Priester er gewesen, als Heliogabalus, bestieg nun jener syrische Knabe den Thron der Cäsaren und befleckte denselben vier Jahre lang durch namenlose Gemeinheit. Es schien, als ob Rom politisch und religiös zu einer orientalischen Stadt herabsinken sollte: so triumphierte der syrische Gott über den Staatskultus und der Kaiser verlangte göttliche Verehrung. Die einzige gute Maßregel, die der tolle Knabe nach dem Rate seiner Großmutter traf, war die Adoption seines Vetters Alexianus, der mit seinem frühreifen Ernste und seiner Neigung zu gewissenhafter Thätigkeit selbst die Achtung der verwilderten Soldaten sich erzwang. Eine Drohung des Kaisers ihn wieder zu beseitigen kostete diesem selbst in einem Aufstand der Prätorianer im J. 222 das Leben. Allein was vermochten die Tugenden des neuen Herrschers, der sich den Namen Alexander Severus beilegte, gegen die Zuchtlosigkeit des Heeres?

Die Zügel der römischen Welt mußte in dem eisernen Zeitalter eine eiserne Faust handhaben, nicht ein vierzehnjähriger Knabe, den seine Arbeitsamkeit, seine Keuschheit, seine Güte wohl zu einem liebenswürdigen Menschen machten, der aber durch seine Abhängigkeit von Mutter und Großmutter, die Weichheit seines schwärmerischen Temperaments, die Friedlichkeit seiner Gesinnungen den Soldaten nicht zu imponieren vermochte. Daß er gar an den Senat sich anschloß, aus dessen Mitte einen Regentschaftsrat und als Präfekten der Garde einen Juristen, den berühmten Ulpianus, an seine Seite rief und endlich die Zucht im Heere wiederherzustellen wünschte, mußte ihm gar bald die frühere Gunst des Heeres rauben.

Die letztere war um so wertvoller, als im Orient die Dinge eben jetzt eine für den Bestand des römischen Reiches bedrohliche Wendung nahmen. Eine Empörung, welche im J. 226 in Parthien an die Stelle des alten Herrschergeschlechtes der Arsaciden das Haus der Sassaniden setzte, verhalf im Gegensatze zu der bisherigen mit Griechenland zusammenhängenden Kultur der altpersischen Überlieferung in Religion und Politik daselbst zum Siege. Für Rom bedeutete dieser Wechsel eine dauernde und um so gefährlichere Feindschaft, als die neue Dynastie auf Grund jener Überlieferungen den Umfang des alten Perserreiches für das verjüngte Parthien forderte und zugleich das bisher zersplitterte und darum verhältnismäßig schwache Reich durch das Band der Religion zu einem absolutistisch regierten Ganzen einigte. Ardeschir, der Begründer des neuen Gesamtstaates, suchte denn auch sofort sein Recht durch Siege über Rom zu beweisen.

Doch nicht ihm, sondern dem eigenen Heere sollte Alexander Severus unterliegen. Durch die Verwicklung Roms in die parthischen Händel ermutigt, hatten gleichzeitig auch die Alemannen die Feindseligkeiten durch einen wiederholten Einfall in die schon früher angegriffenen Gebiete erneuert, und Alexander Severus war bei dem geringen Bestand der deutschen Armee genötigt Verstärkungen aus dem Orient an den Rhein zu werfen. Begreiflicher Weise ließen sich die Legionen nur ungern in dieser Weise verpflanzen, und der Kaiser meinte schließlich, eine energische Kriegführung durch Geldzahlungen und Landanweisungen an die Alemannen ersparen zu können. Aber gerade das kostete ihm vollends die Zuneigung der Soldaten. In Mainz wurde im J. 235 von den unzufriedenen Truppen ein in Thracien geborener Gothe, Julius Verus Maximinus, zum Kaiser ausgerufen, der das Haus des Septimius Severus mit dem Sturze des Kaisers Alexander Severus entthronte.

Drittes Kapitel.

Die Kaiser von Maximinus dem Thracier bis zum Tode des Gallienus (235—268 n. Chr.).

Ein tüchtiger Soldat, aber roh und grausam, schlug Maximinus die Neigung des Senates, sich einen Rest der von seinem Vorgänger ihm belassenen politischen Bedeutung zu erhalten, nieder und der Krieg der Gewalt und Habgier gegen Bildung und Besitz war die Losung des neuen Regimentes. Freudig begrüßte darum der Senat den Aufstand der afrikanischen Provinz, der die beiden Gordianus, den achtzigjährigen ungeheuer reichen Prokonsul Gordianus und dessen schlaffen Sohn, zu Kaisern erhob; und als die beiden im Kampfe mit dem widerspenstigen Legaten Capellianus von Mauretanien gar bald gefallen waren, ernannte er selbst aus seiner Mitte in der Person des Pupienus und Balbinus zwei Gegenkaiser, von deren Fügsamkeit er die Wiederaufrichtung einer senatorischen Regierung erwartete. Kurze Zeit schien diesen Plan das Glück zu begünstigen: denn Maximinus, der gegen sie gezogen war und umsonst Aquileja belagerte, wurde ebenfalls schon nach 3 Jahren von seinen Soldaten erschlagen, aber auch die beiden Kaiser des Senates fielen der Wut der Prätorianer zum Opfer, und ein Kind von dreizehn Jahren, Gordianus III., der Enkel des alten Gordianus, den schon Pupienus und Balbinus auf Verlangen des Volkes zum Cäsar ernannt hatten, wurde Kaiser. Doch konnte er es nur dem Namen nach sein: Bediente bemächtigten sich der Regierung, bis der tüchtige Misitheus sein Schwiegervater und Befreier aus diesem Joche wurde. Was während der Herrschaft Gordians in der äußeren Politik geleistet wurde, war das Werk dieses bedeutenden Mannes: er bekämpfte siegreich den König von Parthien, Sapor, der, im J. 240 seinem Vater Ardeschir auf dem Throne gefolgt, sofort in Syrien eingefallen und bis in die Nähe von Antiochia vorgedrungen war. Schon war das römische Heer vom Hellespont bis über den Euphrat vorgerückt und so das Partherreich unmittelbar bedroht, als Misitheus 243 plötzlich starb. Sein Tod gab dem unselbständigen Jüngling an dem von ihm selbst zum Kommandanten der Prätorianer ernannten Araber Philippus einen Thronräuber zum Berater, der dem Kaiser die Sympathien der Soldaten zu stehlen und endlich denselben zu verdrängen wußte. Trotz dieser Art der Erhebung ist Philippus kein eigentlicher Soldatenkaiser gewesen: vielmehr beobachtete er von dem Wunsche beseelt, den Thron in seiner

Familie zu vererben gegen den Senat die möglichste Rücksicht. Seine Regierung hat mehr als alles andere das mit großer Pracht gefeierte Fest des tausendjährigen Bestandes Roms berühmt gemacht, im übrigen bietet aber auch sie das Bild der Zerfahrenheit der Reichsverhältnisse. Gelang es auch dem Kaiser verschiedene Prätendenten zu unterdrücken, welche von den Legionen gegen ihn aufgestellt worden waren, so stürzte ihn doch der von der Donauarmee gegen seinen eigenen Willen als Augustus ausgerufene Statthalter von Mösien und Dacien, C. Messius Decius, bereits im J. 249.

Die Schlacht bei Verona brachte dem Philippus den Tod, dem Decius die Herrschaft, die er zur Wiederherstellung des alten Römertums auf dem Weg der Neubelebung des altrömischen Kultus zu verwenden beschloß. Bei diesem Ziele mußte er naturgemäß in den Christen ein Hindernis für die Verwirklichung seiner staatsrettenden Ideen sehen und darum ihr Verfolger werden, nachdem bereits Alexander Severus und Philippus gegen die neue Religion Toleranz geübt hatten. Entschlossen die ganze Macht des römischen Staates gegen den Feind aufzubieten, dem gegenüber er nur die Wahl der Anerkennung oder der vollständigen Vernichtung gegeben sah, ordnete er im J. 250 — das erste Beispiel solcher Allgemeinheit — eine Christenverfolgung innerhalb des ganzen römischen Reiches an. Aber er fand trotz Folter und Todesstrafe nur wenige Fahnenflüchtige. Im übrigen ist die Regierung des Decius von kriegerischen Ereignissen an den Grenzen des Reiches ausgefüllt; insbesondere machten ihm die Gothen an der unteren Donau zu schaffen. Schon als Statthalter des Philippus war er von ihrem Könige Ostrogotha in Mösien geschlagen worden — inzwischen hatte die Besiegung der Gepiden die Macht des gothischen Bundes wesentlich gesteigert: um so größer war die Gefahr, als im J. 250 der Nachfolger jenes Königs, Kniva, den Krieg von neuem begann. Er fiel mit einem starken Heere in Mösien ein, überschritt den Balkan und verheerte Thracien und Macedonien: Philippopolis fiel durch Verrat des römischen Befehlshabers in seine Hände. Überfallen und zersprengt zog sich die Armee des Kaisers über den Balkan nach Norden zurück, wo ihm die Gothen, den Rückzug in ihre Heimat antretend, in der Dobrudscha zum zweiten Male begegneten. Decius fiel 251 in einer blutigen Schlacht gegen sie.

Auch der von den Truppen in Mösien proklamierte General des gefallenen Kaisers, Vibius Trebonianus Gallus, regierte nur kurze Zeit: in ihr tritt uns das Bild arger sittlicher Verwilderung in der fortgesetzten Verfolgung der Christen entgegen, die als die Ursache der herrschenden Pest der Wut des Pöbels preisgegeben wurden. Gallus, durch seine ge-

ringe Sorge um die militärische Ehre Roms mißliebig geworden, wurde von den Soldaten ermordet, als der Mauretanier Ämilianus, der Statthalter von Mösien, nach einem Siege über die Gothen von den begeisterten Truppen als Imperator begrüßt worden war; aber auch Ämilianus fand bald den Tod, da er der Soldateska mit dem Senate zu liebäugeln schien. P. Licinius Valerianus, der von Gallus beauftragt gegen Ämilianus gezogen war, trat die Erbschaft des getöteten Feindes an — ein ehrenwerter Mann und voll des besten Willens, bei dem allgemeinen Schiffbruch des Staates zu retten und zu helfen. Allein die Verhältnisse waren mächtiger als der beste Wille. Umsonst opferte Valerian die Reichseinheit, indem er seinem Sohne Gallienus die Herrschaft über den auf der ganzen Grenze bedrohten Westen des Reiches übertrug, denn gegen den leichtfertigen, nur vorübergehend thatkräftigen Jüngling erhob sich der gallische Statthalter M. Latinius Postumus, um auf Köln und Mainz als Hauptwaffenplätze gestützt ein gallisch-spanisch-britannisches Sonderreich zu gründen, und außerdem ging Rätien verloren. Umsonst suchte Valerian im Anschlusse an das Edikt des Kaisers Decius durch eine Verfolgung der Christen — die neunte! — das alte Römertum wieder heraufzuführen: sein Sohn Gallienus mußte vielmehr unter dem Druck der Ereignisse und in Erkenntnis der Nutzlosigkeit alles Wütens das Christentum als staatlich erlaubte Religion anerkennen. Umsonst sorgte Valerian für eine gute Verwaltung der Provinzen durch tüchtige Statthalter: er vermochte den Schaden nicht auszugleichen, den die Umwandlung der Bürgerwehr in ein doch nicht genügend zahlreiches Heer von Berufssoldaten für die Verteidigung der Grenzen gebracht hatte. Umsonst zog endlich Valerian im J. 260 selbst gegen die Feinde im Osten, als Sapor ermutigt durch die Eile, mit welcher Philippus auf die Erhaltung seines Thrones bedacht sofort Frieden geschlossen hatte, im Jahre 254 sich mit einem neuen Angriff Armeniens, Mesopotamiens, Antiochias bemächtigte: besiegt und bei Verhandlungen, zu denen ihn die Not zwang, treuloser Weise in die Gefangenschaft des Perserkönigs geraten, war er fortan bei lebendigem Leibe ein Toter.

Unter seinem Sohn Gallienus, der von 260—268 die Regierung allein führte, war die Lage des Reiches eine nahezu verzweiflungsvolle, da auf allen Seiten entsetzliche Bedrängnisse sich erhoben. Nur das Zusammentreffen glücklicher Umstände vermochte die Herrschaft Roms im Oriente noch zu fristen. Nachdem die übermütigen Sieger bis nach Tarsus, Kappadocien, ja bis an die Propontis vorgedrungen waren, nötigte

dieselben nämlich noch mehr als der zwar tapfere Widerstand der Überreste des römischen Heeres unter Balista der Aufschwung, den das von Sapor ebenfalls angegriffene Palmyra genommen hatte, zur Umkehr. Eine Gründung des Königs Salomo und von ihm „Tadmor“ d. i. Palmenort genannt, war Palmyra, mitten in der Wüste zwischen Damaskus und dem Euphrat gelegen, durch den Karawanenhandel, welchen es zwischen dem römischen und dem parthischen Reiche vermittelte, reich geworden und Septimius Severus hatte ihr die Rechte einer römischen Kolonie, ihrer vornehmsten Familie, den Odänathi, sogar das Bürgerrecht von Rom verliehen. Bisher neutral geblieben in dem Kampfe zwischen Rom und Parthien, glaubten die Palmyrener, an deren Spitze Septimius Odänathus stand, jetzt bei den drohenden Ansprüchen der Parther auf die Herrschaft über ganz Asien mit den Römern gemeinsame Sache machen zu müssen. Vereint mit den Truppen Balistas griffen sie das auf dem Rückzug nach der Heimat begriffene Heer des Sapor an, schlugen dasselbe am rechten Ufer des Euphrat, ein zweites Mal bei Ktesiphon und nötigten ihn zu einem schmählichen Friedensschluß. Gallienus ehrte den tapferen und treuen Araberfürsten sogar durch die Ernennung zum Mitregenten im Orient, und Palmyra schien für Rom die beste Schutzmauer für seine Herrschaft in Asien geworden zu sein. Da änderte im J. 266 die Ermordung des Odänathus, das Werk eines Verwandten des Fürsten, die Situation aufs gründlichste. An die Stelle des Ermordeten trat nämlich seine Gemahlin Septimia Zenobia, eine ebenso durch Schönheit als durch Vorzüge des Geistes und Charakters hervorragende Frau, deren Regiment wie durch Zaubermacht Palmyra zu einem Mittelpunkte hellenistischer Bildung machte und mit den großartigsten Werken der Baukunst schmückte. Ihr großer Geist aber plante die Errichtung eines von Rom und Parthien gleichermaßen unabhängigen hellenistischen Reiches. Gallienus, der diese Gefahr erkannt haben mochte, suchte umsonst durch seinen General Heraklianus die auch des Krieges kundige, mannhaft denkende Königin einzuschränken: er war nicht einmal im stande den Verlust Ägyptens zu verhindern.

Zu gleicher Zeit vermochte Rom im Norden sich nur mit Mühe eines zweiten Feindes, der Gothen, zu erwehren. Wie hätten die Besieger des Decius, bekannt mit den Zuständen des römischen Reiches und insbesondere der römischen Armee, ruhen sollen! Sie drangen im J. 258 bis Byzanz vor, überschritten den Bosporus und bemächtigten sich Bithyniens, um mit reicher Beute in ihr Land zurückzukehren; und ein zweites Mal, 262, überschwemmten sie Vorderasien, Mösien und Griechenland,

indessen ihre Schiffe die Küsten von Epirus plünderten. Die Herrschaft der Römer in diesen Ländern rettete nur ihre diplomatische Überlegenheit, der es gelang, durch Verträge mit einzelnen Fürsten den Sturm für den Augenblick zu beschwichtigen.

Was aber den Westen des Reiches betrifft, so schien derselbe bereits jetzt eine Beute der Alemannen und anderer deutscher Bünde werden zu sollen. Im J. 236 hatte noch Maximinus nach seiner Erhebung zum Kaiser mit der ihm eigenen soldatischen Tüchtigkeit das römische Gebiet von ihnen gesäubert und die alte Grenze wiederhergestellt. Aber angesichts der Wirren im römischen Reiche stürmten sie nun von neuem gegen dasselbe an. Im J. 259 drangen sie in das südöstliche Gallien, von hier in Oberitalien ein und nur die Feldherrnkunst des Gallienus bewahrte Rom durch den Sieg bei Mailand vor ihrem Besuche, wie auch vor den Einfällen fränkischer Schwärme, welche die römischen Grenzen vom Niederrhein bis an die spanische Küste verheerten. Hier wie in Italien zurückgewiesen warfen sich die westdeutschen Stämme auf das gallische Sonderreich des Postumus — zugleich beunruhigten Sachsen die brittischen Gewässer: Postumus trieb sie alle zu paaren. Aber am Rheine besiegt überschritten die Alemannen den Brennerpaß, um sich durch Rätien plündernd über Nord- und Mittelitalien zu ergießen: Gallienus, der von Gallien aus zum Schutze Italiens gegen sie zu Felde zog, fand nur das Land verwüstet, die Feinde aber auf demselben Wege mit ihrer Beute heimgekehrt, um wieder den Krieg an der Rheingrenze aufzunehmen. (267)

Und nicht genug, daß so viele äußere Feinde den Bestand des römischen Reiches gefährdeten — eine noch greulichere Verwirrung war ganz abgesehen von Pest, Erdbeben und Staatsbankrott durch Revolutionen im Innern über dasselbe hereingebrochen. Nicht bloß, daß Postumus und nach dessen endlicher Ermordung im J. 267 eine Reihe kurzlebiger Usurpatoren sich im Kampfe mit Gallienus im Westen des Reiches behaupteten, sondern auch in Asien, Achaia, Italien tauchten neue Kaiser auf. Gegen neunzehn Prätendenten kriegte Gallienus mit einer Zähigkeit, die ihn als durch die Not gefestigt und über seine frühere Schlaffheit erhoben erscheinen läßt. Da ereilte ihn im J. 268 der Tod — ein tragisches Schicksal! — durch eine Verschwörung seiner eigenen Generale, als er eben siegreich den einst vor allen ihm getreuen, nun aber zum Usurpator gewordenen Marschall Aureolus in Mailand eingeschlossen hatte. Einer der Verschworenen, M. Aurelius Claudius, übernahm die Regierung.

Viertes Kapitel.

Die Kaiser von Claudius II. bis zu der Erhebung Diokletians. (268—284 n. Chr.).

Es ist der Beweis einer fast unerschöpflichen Lebenskraft, daß das römische Reich nach solchem Falle durch die Tüchtigkeit hervorragender Heerführer sich zu neuer Macht zu erheben vermochte. Die Reihe dieser Männer eröffnet Kaiser Claudius II. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er zu den beiden fast übermenschlichen Aufgaben, die er zu lösen hatte, der Disziplinierung des verwilderten Heeres und der Bekämpfung der überall drohenden äußeren Feinde, eine weit höhere moralische Befähigung mitbrachte, als sein Vorgänger sie besessen hatte, aber die kurze Dauer seiner Herrschaft ließ ihn das Werk der Wiederaufrichtung des Reiches nur beginnen. Indessen wenn sich auch im Westen immer noch einer der Nachfolger des Postumus, Tetrikus, als Rebell behauptete, so war doch gegen innere und äußere Feinde schon vieles von ihm geleistet: Aureolus war vernichtet, das Heer der Alemannen, die 268 von neuem Oberitalien heimgesucht hatten, am Gardasee geschlagen und insbesondere dem Sturm der Gothen ein Ziel gesetzt.

Nicht zufrieden mit der Verheerung der Grenzprovinzen hatte diese bisher hin- und herwogende Volk sein Absehen nämlich auf den bleibenden Besitz von Thracien gerichtet, dessen es sich durch einen kombinierten Angriff auf der ganzen Grenzlinie zu bemächtigen gedachte. Mit ihren westlichen Verbündeten, den Alemannen, fertig geworden trat Claudius ihnen entgegen, unter Umständen, die uns den Fortbestand des römischen Reiches als ein Wunder erscheinen lassen. Denn in unabsehbaren Massen — der Biograph des Kaisers spricht von dreihundertzwanzigtausend Streitern — hatte der Feind im J. 269 den Dniester und die Donau überschritten und sodann geteilt sich über Thracien und den Süden Macedoniens und zu Schiff über die Küsten Griechenlands und die Inseln des ägäischen Meeres verbreitet. Claudius, ein Meister der Taktik, gewann durch einen Marsch im Thal der Save die Donau und wandte sich alsdann gen Süden, während sein Feldherr, der nachmalige Kaiser Aurelianus, das gothische Heer in der Flanke bedrängte. Bei Naissus im Thal der Morawa stieß Claudius auf die Feinde und schlug sie nach hartem Kampfe dermaßen aufs Haupt, daß nur vereinzelte Haufen des unermeßlichen Heeres dem römischen Schwerte entrannen. Aber auch diese, von dem Rückzug über

die Donau abgeschnitten und von der römischen Armee in siegreichen Gefechten verfolgt, zugleich durch die Pest und den Haß der Eingeborenen bedrängt, fanden nach und nach den Untergang in den Thälern des Balkan. Zu gleicher Zeit wurden die Freibeuter in den griechischen Gewässern von der kaiserlichen Flotte so aufgerieben, daß kaum eines ihrer Schiffe entkam. Um so berechtigter war der Schmerz der Römer, als die Pest, die regelmäßige Begleiterin der Einfälle der Barbaren, den Kaiser in Sirmium (dem jetzigen Mitrovitza in Slavonien) noch im gleichen Jahre, in welchem er diesen Sieg erfochten hatte, — 270 — dahinraffte.

Aber das Werk des Claudius fand die großartigste Fortsetzung durch den hervorragendsten seiner Generale, L. Domitius Aurelianus, den die Legionen sofort in Sirmium, seiner eigenen Heimat, als Kaiser ausgerufen hatten. Eine treffliche Wahl, wo es galt ein zusammenbrechendes Reich zu stützen; denn Aurelianus vereinigte in sich die Eigenschaften eines Feldherrn und Staatsmannes: tapfer und klug zugleich wußte er nicht bloß die äußeren Feinde, sondern auch den Eigenwillen der eigenen Soldaten zu besiegen und dabei durch weise Verwaltung der Finanzen die Mittel des Staates zu mehren und durch vorurteilslosen Verzicht auf das Unhaltbare Gefahren zu meiden. Klarheit des Geistes und Energie des Willens paarten sich bei ihm mit Nüchternheit des Lebens; und wenn er von manchen grausam genannt wird, weil er Unruhestifter, die ihn zu stürzen suchten, mit eiserner Strenge strafte, so ist diese Härte nicht als der Ausfluß eines bösen Charakters, sondern als die Forderung politischer Erwägungen zu betrachten, welche ihm unnachsichtliche Festigkeit als Pflicht gegen die Gesellschaft erscheinen ließen. Von denselben Grundsätzen war seine Politik gegen den Senat bestimmt, dem er als der ausgesprochenste Absolutist — „dominus et deus“ nennt er sich auf seinen Münzen — keinen Anteil am Regimente gönnte. Nur mit einem wohldisziplinierten Heere glaubte er die äußeren Feinde zurückweisen und die Einheit des Reiches wiederherstellen zu können — mit ihm warf er im J. 274 endlich ebenso den gallischen Sonderstaat und anderwärtige Empörungen aufrührerischer Generale nieder, als er den Glanz des römischen Reiches im Orient erneute.

Dort hatte Zenobia, durch die zuwartende Haltung Roms immer kühner geworden, ihre Eroberungspolitik fortgesetzt und ganz Kleinasien bis an das schwarze Meer mit ihren Heeren überschwemmt: Aurelianus erkannte es als unabweisbare Pflicht, die Fluten einzudämmen. Er entriß der Königin zuvörderst Ägypten, sodann rückte er von Norden gegen

Syrien vor, bemächtigte sich der Stadt Antiochia, besiegte das Heer der Palmyrener, die umsonst auf die Hilfe der Parther warteten, bei Emesa, passierte in einem kühnen Marsche die Wüste und begann vereint mit den aus Ägypten herangezogenen Legionen des nachmaligen Kaisers Probus die Belagerung Palmyras. Die Stadt kapitulierte, als Zenobia auf der Reise zum parthischen König, dessen Unterstützung sie durch persönliche Unterhandlungen zu gewinnen gedachte, von einem römischen Streifkorps gefangen genommen worden war. Aurelianus gestattete der großen Königin fern von ihrer Heimat, wahrscheinlich in Tibur, Wohnung zu nehmen; Palmyra selbst wurde eine römische Stadt. Indessen zu stolz, um sich in das Verhältnis von Unterthanen zu fügen, versuchten die eben erst Gedemütigten nach kurzer Zeit sich unter einem selbstgewählten Fürsten zu befreien, so daß Aurelianus, noch auf dem Rückmarsche nach Italien begriffen, sofort wieder kehrt machte. Er eroberte Palmyra zum zweiten Male und weihte Stadt und Bevölkerung der Vernichtung. Nach kurzem Glanze war wie eine Fata Morgana die ganze Herrlichkeit hinweggeweht: selbst ihre einstige Stätte wurde vergessen und erst nach Jahrhunderten, im J. 1691, neu entdeckt. Ein riesiger Trümmerhaufen starrt inmitten des Sandmeers empor: Mauern von 70 Fuß Höhe, die einst den Hof des Sonnentempels umschlossen — innerhalb dieses Hofes 50 Fuß hohe korinthische Säulen, Reste der einst um den Tempel laufenden Kolonnade — Trümmer dieses 180 Fuß langen und 100 Fuß breiten Tempels selbst und anderer Heiligtümer — endlich die Ruinen einer zweiten kolossalen Säulenhalle, die in vier Reihen sich in der Länge von 4000 Fuß von dem Sonnentempel durch die Stadt hinzog: das Ganze neben den Ruinen Ägyptens das größte Trümmerfeld der Welt!

Nicht mindere Thatkraft bewies Aurelianus auf einem anderen Kriegsschauplatze gegen die alten Feinde im Westen: denn wieder pochten mit rastlosem Ungestüm die Alemannen vereint mit den ihnen verwandten Juthungen, den Ahnen der späteren Schwaben, an die Pforten Roms: der Kaiser warf sie über die Donau zurück, nachdem sie bereits sich der Stadt Aquileja bemächtigt hatten — doch schon im nächsten Jahre erschienen sie auf einem weiter nach Westen gelegenen Wege zum zweiten Male in Italien, besiegten das kaiserliche Heer bei Placentia und überschwemmten das Land mit plündernden Haufen. Die blinde Habsucht der Feinde war die Rettung Roms: Aurelianus schlug die vereinzelten Schwärme, daß nur wenige von ihnen die Heimat wiedersahen. Und ein drittes Mal, 275, kämpfte Aurelianus mit diesen Feinden um den Besitz

von Rätien und Vindelicien. Augsburg, das sie belagerten, wurde entsetzt, doch der Krieg durch die Notwendigkeit anderer Kämpfe an der Donau, wie es scheint, ohne sicheres Ergebnis unterbrochen.

Gegenüber dieser eines Trajan würdigen Energie möchte es als ein Widerspruch erscheinen, wenn Aurelianus die schon von Hadrian gehegte Absicht, die Provinz Dacien aufzugeben, verwirklichte und, indem er dieses — wie der bis auf den heutigen Tag erhaltene Landesname Rumänien erweist, bereits nahezu romanisierte — Land den Gothen überließ, die Donau zur Nordgrenze des römischen Reiches machte. Allein dieser Verzicht entsprang nicht einem feigen Sinne, sondern strategischer Vorsicht, die mit der Thatsache rechnete, daß das Land dauernd doch nicht mehr behauptet werden könne. Und derselben Einsicht entsprang der Gedanke des Kaisers, Rom mit einer neuen Ummwallung von 16 Kilom. Länge zu befestigen, nachdem die Vergangenheit ihn gelehrt hatte an die Möglichkeit feindlicher Einfälle zu glauben und die alte servianische Mauer ja infolge der Ausdehnung der Stadt wertlos geworden war. Dem Gedanken folgte auch hier rasch die That, und schon unter Kaiser Probus war das gewaltige Werk in einer Höhe von 52 Fuß, mit vielen Türmen bewehrt, vollendet. Dasselbe konnte im wesentlichen auch noch für die mittelalterliche Befestigung Roms verwendet werden.

Daß Aurelianus der Würde Roms nichts zu vergeben gedachte, bewies der Krieg mit Parthien, den er eben zum Schutze der Ostgrenze des Reiches begonnen hatte, als Verschworene, die ihr Leben durch ihn bedroht glaubten, im J. 275 ihn bei Byzanz ermordeten. Auffälliger Weise ernannte nicht das Heer seinen Nachfolger, sondern verlangte eine Wahl durch den Senat. Nach langem mißtrauischem Zaudern proklamierte dieser in der Hoffnung einer Verwirklichung seines Wahnes, durch den Kaiser das Reich regieren zu können, den fünfundsiebzigjährigen Senator M. Claudius Tacitus: doch dauerte dieser Traum nur kurze Zeit. Denn überdrüssig einer Senatsregierung, die bei den bestehenden Verhältnissen eine lächerliche Verirrung in vergangene Zeiten war, ermordeten die Soldaten den edlen Greis, nachdem er nur wenige Monate den Purpur getragen hatte. Das Heer in Syrien berief nach diesem Beweise der Unfähigkeit einer Civilregierung den in den Kriegen des Kaisers Aurelianus erprobten Marschall M. Aurelius Probus zur Herrschaft. Weder ein Anhänger der senatorischen Schwärmereien noch der ausschließlichen Säbelherrschaft hold, sondern mehr ausgleichend zwischen dem bürgerlichen und soldatischen Elemente war er einerseits geneigt, dem Senate als dem Vertreter der bürger-

lichen Ordnung in gewissen Fragen eine Stimme einzuräumen, andererseits darauf bedacht, das Heer zu strenger Zucht anzuhalten und den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern zum Schutze des Friedens zu führen. Gewaltige Schläge hat er an verschiedenen Punkten des Reiches mit seinem Heere gegen Usurpatoren (in Ägypten und Gallien) und gegen äußere Feinde geführt: nimmer zu ermüden hatten nach dem Tode des Aurelianus die Franken und Alemannen den Rhein von neuem überschritten. Gegen die Alemannen zog Kaiser Probus im J. 277 selbst, jagte sie zurück bis auf die Höhen der schwäbischen Alb, besiegte ihre Bundesgenossen, den Bund der Burgunder, und erneuerte den Grenzwall, der von den Feinden zerstört worden war. Eine Reihe alemannischer Fürsten zahlte dem Sieger Tribut; sechzehntausend Alemannen traten — unter verschiedene Legionen verteilt — in die römische Armee; auch Rätien gewann Probus für Rom zurück. Und während der Kaiser selbst so die Alemannen bewältigte, wurden von seinen Generalen die Franken mit großem Verluste zurückgetrieben und ihre Gefangenen als Kolonen am schwarzen Meere angesiedelt. Aber mit der Kühnheit von Wikingern überschritten diese auf geraubten Schiffen den Bosporus und fuhren die Küsten von Kleinasien und Griechenland entlang über Athen, Syrakus und Karthago alles plündernd und verheerend, unaufgehalten und unaufhaltsam durch das ganze Mittelmeer, durch die Straße von Gibraltar, durch den atlantischen Ozean zurück in das Vaterland — ein Zeichen der inneren Schwäche Roms und ein Unterpfand des künftigen Sieges der Deutschen, dessen Vollendung nur auf die Zeit aufgespart blieb, da sie den siech gewordenen römischen Staat nicht bloß umzuwerfen, sondern auf seinen Trümmern auch einen neuen Staat aufzurichten befähigt waren.

So wenig als die römische Tapferkeit die von den Deutschen drohende schon von Tacitus geahnte Gefahr zu beseitigen vermochte, konnte die römische Staatskunst mehr als scheinbare Siege über sie gewinnen. Auf die Sicherung der Nordgrenze bedacht siedelte Kaiser Probus wohl hunderttausend Bastarner, Feinde wenn auch Verwandte der Gothen, und außer ihnen Angehörige anderer deutscher Stämme in Mösien und Thracien an: aber obgleich diese gegen Grund und Boden, der ihnen in Erbpacht angewiesen wurde, sich verpflichteten selbst als Landsturm zu dienen und andererseits den männlichen Nachwuchs zum Eintritt in das römische Heer zu stellen und so als Grenzer Rom unterworfen zu sein schienen, konnte in der That dieses Verhältnis nur die Vernichtung des Römertums durch die germanischen Stämme vorbereiten. Während hier Probus zum Nachteil

des Reiches den Krieg zu ersparen suchte, verwandte er anderwärts die Zeit der Waffenruhe, um durch das Heer Werke des Friedens zu schaffen, die seine Regierung zu einer segensreichen machten: auf seinen Befehl wurden, um nur eine dieser gemeinnützigen Arbeiten zu erwähnen, die ersten Weinberge an den Geländen des Rheins, des Neckars und der Donau von römischen Soldaten angepflanzt. Freilich teilten diese die idealistischen Bestrebungen ihres Kaisers nicht Es war der instinktive Haß der Soldateska gegen die bürgerliche Ordnung, der in der Ermordung des Kaisers Probus und der Ernennung eines neuen Soldatenkaisers in der Person des Gardepräfekten M. Aurelius Carus im J. 282 zu Tage trat. Ob dieser das Opfer einer Empörung war oder ein Blitzstrahl ihn getroffen hatte, als er mit einem Feldzuge gegen Parthien beschäftigt schon nach zwei Jahren endete, ist ungewiß: von seinen beiden Söhnen, die ihm in der Regierung folgten, nachdem sie schon zu Lebzeiten des Vaters dessen Mitregenten gewesen waren, starb der eine, Numerianus, auf dem Heimwege von Parthien, wohin er das Heer begleitet hatte, der andere, Carinus, fiel im Kampfe um den Thron gegen C. Valerius Diokletianus, der von den Soldaten des Numerianus im J. 284 zum Kaiser gemacht worden war.

Fünftes Kapitel.

Literatur, Wissenschaft und Kunst in der Zeit des aufstrebenden Christentums.

Der Verfall der Literatur, der schon in der verhältnismäßig günstigen Zeit von Hadrian bis Mark Aurel wahrzunehmen ist, mußte natürlich in den stürmischen Zeiten, welche von dem Tode M. Aurels bis zur Thronbesteigung Diokletians das römische Reich heimsuchten, sich doppelt bemerklich machen. Die Ereignisse ließen die lateinische Sprache immer mehr in Barbarei versinken, wenn auch die Gebildeten sich in ängstlicher Nachahmung der Korrektheit befleißigten: schon die Zusammensetzung der Armee, die bunte Mischung des Gardekorps sowohl als die Aufnahme deutscher Truppen in den römischen Heerverband, und die Ansiedlung von Barbaren auf römischem Boden mußte auf die Sprache verschlechternd einwirken, weil das in jeder Beziehung erschöpfte Italien diese fremden Elemente nicht mehr in sich aufzunehmen vermochte. Nicht bloß der militärische und politische, sondern auch der geistige und literarische Schwerpunkt des

Reiches lag jetzt in den Provinzen, besonders in Gallien, Spanien und Afrika, in denen die allgemeine Ausdehnung des römischen Bürgerrechts die nationale Art nicht verdrängen konnte. Und was für die Entwicklung der Sprache von großer Bedeutung war: das Christentum drang unaufhaltsam aus dem Orient und Italien auch in den Westen des Reiches vor und machte sich durch seinen Gegensatz zu der antiken Bildung auch in der lateinischen Literatur zu ihrem Schaden bemerklich. Endlich trug auch die schroffere Trennung der Stände — ein charakteristisches Kennzeichen dieser Periode — und der Einfluß orientalischer Kultur zum Verfalle des antiken geistigen Lebens bei. So ist es erklärlich, daß diese Zeit — abgesehen von der bereits oben besprochenen christlichen Literatur — soweit es sich um römische Leistungen handelt, nur auf dem mehr praktischen Gebiete der Jurisprudenz Namhaftes geleistet hat. An den Dichtungen der Zeit, wie dem Lehrgedichte des Q. Serenus Sammonikus über die Heilkunde oder dem des Nemesianus von Karthago über die Jagd, sowie an der trotz der Masse der Geschichtschreiber äußerst armseligen Geschichtschreibung ist nichts Rühmenswertes. Dagegen blühte in Rom auch in der Zeit der größten Wirren die Wissenschaft des Rechts, gepflegt von Papinianus, Ulpianus und Julius Paulus, deren Arbeiten in den großen juristischen Sammelwerken der Justinianeischen Gesetzgebung erhalten sind. Durch die Rechtswissenschaft vornehmlich hat sich der römische Geist seine Wirkung auf die folgenden Jahrhunderte gesichert. Daneben fand damals in den Rhetorenschulen Galliens eine Beredsamkeit Pflege, welche von dem durch Fronto eingeführten Stil sich befreiend in dieser Hinsicht mehr auf Cicero zurückgriff, freilich aber in ihrem Inhalte sich zu unendlicher Schmeichelei erniedrigte.

Eine weit regsamere literarische Thätigkeit entwickelte indessen der Osten des Reiches, wo unter dem Einfluß des Studiums der griechischen Schriftsteller immer noch nicht gering zu schätzende Historiker sich finden: der hervorragendste unter ihnen ist Cassius Dio aus Nicäa, der Enkel des obengenannten Rhetors Dio Chrysostomus (155—230). Mit Benützung der besten Quellen schrieb er, in der pragmatischen Behandlung des Stoffes mit Polybius, in der stilistischen Ausarbeitung — besonders in den eingeflochtenen Reden — mit Thucydides wetteifernd, in achtzig Büchern die Geschichte Roms von Anfang an bis auf seine Zeit — ein schon durch die Überlieferung der Thatsachen höchst verdienstvolles Werk, dessen Bedeutung weder die in ihm wuchernde Rhetorik noch der Wunderglaube des Verfassers — beides Krankheiten der ganzen Zeit — aufzuheben vermögen.

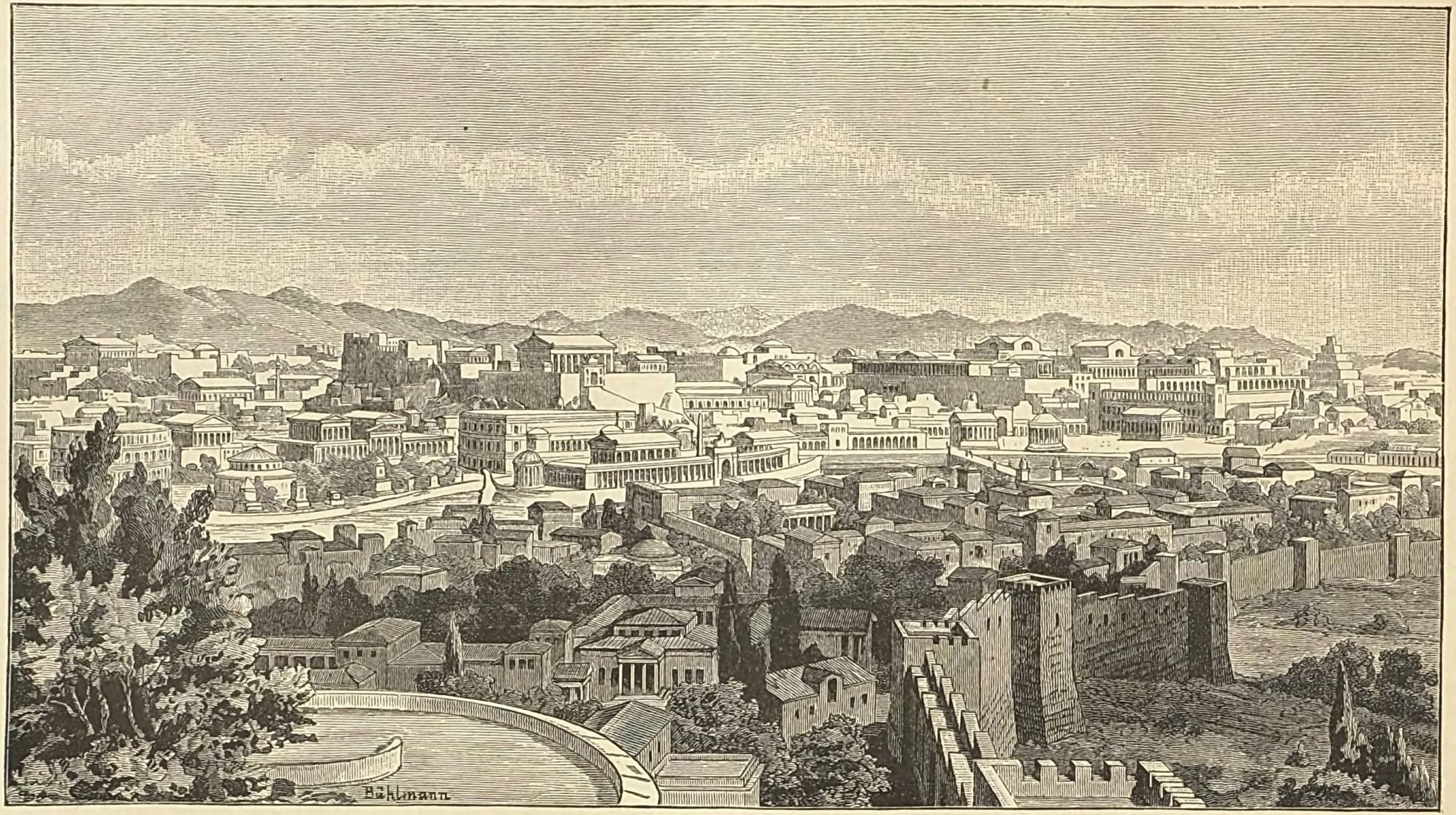
Wir bedauern es, von diesem Werke nur neun Bücher vollständig, von den übrigen Büchern nur größere oder kleinere Bruchstücke zu besitzen: der Auszug, den im elften Jahrhundert der byzantinische Mönch Xiphilinus aus Büchern der zweiten Hälfte machte, und die Ausschreibungen des Zonaras, der im zwölften Jahrhundert seinen Annalen zahlreiche Stellen aus Cassius Dio wörtlich einverleibte, können uns für den Verlust des Werkes selbst nicht entschädigen. — Eine Fortsetzung fand die Geschichte des Dio durch Herodian (170—240), der die Zeit vom Tode Mark Aurels bis auf Gordian III. in wahrheitsliebender und dabei einfacher Weise behandelte. Wichtig für die kulturgeschichtliche Kenntnis des Altertums sind ferner die Werke des Athenäus aus Alexandria und des Diogenes von Laerte. Jener verarbeitet in seinem „Gelehrtenmahl" Auszüge aus tausend Schriften in der Form von Tischgesprächen, die sich mit allen möglichen Dingen beschäftigen, dieser verfaßte eine nach den verschiedenen Schulen geordnete Geschichte der Philosophie.

In derselben Zeit erwuchsen — auch ihrerseits ein Zeichen des hinwelkenden Heidentums — neben den bisherigen Richtungen der Philosophie, dem Stoicismus und dem Epikureismus, im Osten des Reichs eine ganze Reihe neuer philosophischer Schulen. Der Skepticismus, das System des Zweifels, von Sextus Empirikus von Mitylene vertreten, lehrte die Fruchtlosigkeit alles Strebens nach Wahrheit und Wissen und bestritt mit dieser Leugnung aller positiven Wahrheit selbst die Möglichkeit alles Philosophierens; Andere huldigten bei dem Durcheinander der philosophischen Meinungen dem Eklekticismus, der, ohne ein System für wahr zu halten, aus allen sich das Wahrscheinliche aneignete. Endlich erlebte um das J. 230 die Philosophie des Pythagoras und Plato im Anschluß an orientalische Mystik eine neue, schwärmerische Phase in dem Neupythagoreismus des Philostratus, des Biographen des mit Christus gleichzeitigen Wunderthäters Apollonius von Tyana, und dem Neuplatonismus, dessen hauptsächlichste Lehrer Plotinus (205—270) und Porphyrius von Tyrus (gest. 305) sind. Erhaben über diese nebelhaften Spekulationen der neuen Schule zeigte sich als ein wirklicher Schüler Platos Cassius Longinus (gest. 273), der Verfasser der vortrefflichen Schrift „über das Erhabene", der sich auch als weiser und einsichtsvoller Berater der Königin Zenobia in Palmyra berühmt machte.

Nicht minder als diese Verirrungen der philosophischen Bestrebungen bewies den Verfall des antiken Heidentums die Religionsmengerei, welche in Rom in diesen Zeiten um sich griff. Der Kultus des syrischen Sonnen-

gottes Baal, des persischen Sonnengottes Mithras, der asiatischen „großen Mutter“, d. h. der Göttin Natur, der ägyptischen Götter Serapis und Isis, die zahlreichen Mysterien, der Aberglaube der Astrologie und Magie — alle diese Dinge sind trotz der unsäglichen Pracht der neuen Tempel, z. B. des von Aurelian errichteten Heiligtums des Sonnengottes, nur Beweise von der Auflösung des Heidentums und dem Zweifel an der überlieferten Volksreligion. Auch die Kunst bringt diesen Auflösungsprozeß zur Anschauung in der Aufnahme fremder Gottheiten: vielfach erscheint Isis und Mithras als Motiv plastischer Kunstthätigkeit und der Synkretismus oder die Religionsmengerei prägt sich ab in der Übertragung der Attribute verschiedener Götter auf einen Gott — Beweise eben so sehr des Verfalles der Religion als der Kunst. Und in gleicher Weise zeigt die in der vorausgegangenen Periode blühende historische Plastik raschen Verfall: der Triumphbogen des Septimius Severus, dessen schablonenhafte Reliefs der Rücksicht auf klare architektonische Anordnung und Einteilung spotten, ist ein Beweis des Sinkens jener echt römischen Kunstthätigkeit und auch die Werke der Architektur, wie die prachtvollen Thermen des Carakalla oder die dem Palatin nach der Via Appia hin von Septimius Severus gegebene Prachtfaçade des Septizonium's, sowie der bereits erwähnte, dem Morgenlande nachgebildete Sonnentempel Aurelians, sind mehr gigantisch als schön.

Dagegen erscheinen in diesem Zeitraume die Formen der griechisch-römischen Kunst zum ersten Male benützt zur Darstellung christlicher Ideen. Den ersten Bilderschmuck zeigten die Katakomben, die unterirdischen Versammlungslokale und Begräbnisse der römischen Christen, in welchen sie die Grabstätten der Verstorbenen zuerst mit Zeichen und Sinnbildern, mit symbolischen Gemälden, den Bildern Christi unter dem Symbol des guten Hirten, des göttlichen Sängers Orpheus, des Lammes, des Weinstocks u. s. w. zierten. Sie begnügten sich mit dieser Symbolik, welche es vermied Christentum in menschlich-irdischer Gestalt darzustellen, um der Gefahr einer Vermengung christlicher und heidnischer Gebräuche zu begegnen; und sowohl die Schule von Alexandria als die von Karthago verpönte die bildende Kunst als eine Entweihung der Würde des Göttlichen. Es ist leicht begreiflich, daß bei den christlichen Anschauungen, welche die Verehrung Gottes im Geiste heischen, für Schöpfungen der Plastik jede Voraussetzung fehlte oder höchstens der Anschluß an die überlieferten Formen der griechisch-römischen Skulptur möglich war. In der Zeit vor Diokletian beschränkt sich so auch die Plastik auf die Wiederholung des



Quirinal mit dem Sonnentempel. Forum Trajani. Kapitol. Titusthermen. Palatin mit den Kaiserpalästen. Septizonium.
Portikus der Oktavia. Theater des Marcellus. Circus maximus.
Tiberinsel mit Tempel des Äskulap. Forum boarium. Tempel der Vesta. Cloaca maxima.
Aurelianische Mauer.

Rom zur Zeit des Kaiser Aurelianus (vom Janikulus aus gesehen).
Rekonstruktion von Prof. Bühlmann.

Hermes mit dem Lamme als eines Symboles für den guten Hirten; allerdings wird auch von einer Christusstatue im Hause des Kaisers Alexander Severus gesprochen, aber dieselbe kann kein individuelles Bild der Persönlichkeit gegeben haben, da erst im vierten Jahrhundert von Byzanz aus die typische Gestalt Christi Verbreitung gewonnen hat. Und auch die Reliefs der Sarkophage — in technischer Beziehung an sich ganz abhängig von der verfallenden römischen Kunst — sprechen oft unvermittelt mit den als Symbolen verwendeten Gestalten des heidnischen Mythus christliche Vorstellungen aus.

Waren die inneren Ideen des Christentums der Entwicklung der Plastik und Malerei hinderlich, so machte die äußere Stellung desselben Leistungen auf dem Gebiete der Architektur unmöglich. So lange die neue Lehre nicht staatlich anerkannt war, hatte die Gemeinde kein Bedürfnis, für die öffentliche Gottesverehrung würdige Räume zu schaffen. Ihr Kultus mußte sich vielmehr gegenüber den Verfolgungen der Staatsgewalt in den Schoß der Erde flüchten — hier mußten sie die teuren Toten bergen, die ihr Glaube vor dem Scheiterhaufen zu retten befahl. Darum finden wir die Architektur der ersten Christen — wenn überhaupt hier von Architektur gesprochen werden kann — beschränkt auf die Katakomben. In den Tuffstein gebrochen — wann? von wem? zu welchem Zweck? wer weiß auf diese Fragen sicheren Bescheid zu geben! — ziehen sie sich als ein Labyrinth von Gängen, Kammern, Kapellen stundenweit unter dem Boden von Rom und Neapel hin: die engen, niedrigen Gänge geben kaum einer Person die Möglichkeit einzudringen — in ihre Seitenwände sind Öffnungen gebrochen, gerade hoch und lang genug, um Leichen aufzunehmen — hin und wieder sind weitere und höhere Kammern ausgehöhlt, Kapellen zur Abhaltung der Gottesdienste.

In dieser düstern Totenstadt war kein Platz für eine höher entwickelte Kunst — ihre Zeit brach an mit der Anerkennung der christlichen Kirche als der Kirche des römischen Staates.

Vierzehntes Buch.

Die Zeit der absolutistischen Monarchie von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Großen.

(284—395 n. Chr.).

Erstes Kapitel.

Diokletian (284—305).

Eine neue Zeit brach mit der Erhebung Diokletians für das römische Reich an. Hatten die letzten bedeutenden Kaiser, Aurelianus und Probus, als seine Vorläufer sich damit begnügen müssen, der inneren Zersplitterung desselben ein Ende zu machen und so weit als möglich seine Grenzen gegen äußere Feinde zu schützen, so erkannte Diokletian die Notwendigkeit, über diese das Alte wiederherstellende Thätigkeit hinausgehend den Staat auf neuen Grundlagen aufzubauen, um seine Fortdauer zu sichern. Die Natur hatte ihn zur Erfüllung dieses Berufes mit hervorragenden Eigenschaften ausgerüstet. Nicht seine Geburt, sondern lediglich die Anerkennung seiner persönlichen Bedeutung hatte ihn zur kaiserlichen Würde erhoben: wie so mancher seiner Vorgänger aus niedrigem Stande hervorgegangen hatte er, der Sohn eines Freigelassenen, als Jüngling das Leben in den beengten Verhältnissen seiner Vaterstadt Dioklea in Dalmatien mit dem Dienste im Heere des Gallienus vertauscht und, bald zu bedeutender Stellung im Kriegsdienst gelangt, weniger durch gewonnene Schlachten als durch Beweise außerordentlicher Fähigkeiten des Geistes und Charakters die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Tod des Kaisers Numerianus veranlaßte die Generale dem damaligen Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache in Chalcedon am 17. Sept. 284 die Herrschaft zu übertragen, und ein Feldzug gegen dessen unwürdigen Bruder Carinus,

welcher auf dem Schlachtfelde an der Morawa in Mösien unterlag, machte den Diokletian zum Alleinherrscher im Reich, — ein großer Gewinn für dasselbe, wenn auch unter diesen Kämpfen im Osten der Ansturm der Alemannen das Zehentland entrissen hatte. Im Besitz der Herrschaft schritt Diokletian sofort auch zur Verwirklichung der Reformen, mit denen sich sein scharfer Verstand schon längst beschäftigt hatte. Er war Zeuge der Gefahren gewesen, welche bisher der Reichseinheit aus den Siegen einzelner Heerführer erwuchsen: um einer Wiederholung jener Usurpationen vorzubeugen, zu denen die Bedrohung des Reiches an verschiedenen Punkten reichlich Gelegenheit bot, entschloß er sich zu einem Regierungssystem, welches durch freiwillige Teilung der Gewalt jenen Gefahren der Revolution begegnete, ohne doch wieder die Einheit des Regimentes aufzuheben. Er erhob seinen Freund, den erprobten Heerführer Maximianus, den er sich in fast anbetender Bewunderung seiner geistigen Überlegenheit treu ergeben wußte, zum Mitregenten und übertrug ihm mit gleichen Rechten die Verwaltung und Verteidigung Italiens und der westlichen Provinzen, während er selbst die Fürsorge für den Osten des Reiches übernahm. Nikomedia in Bithynien und Mailand waren nunmehr die Mittelpunkte der Regierung. Und wie er durch diese Teilung der Gewalt den Ehrgeiz aufrührerischer Generale einzudämmen gedachte, sollten durchgreifende Änderungen der Heeresorganisation der Neigung der Soldaten, über den Thron der Cäsaren zu verfügen, wehren und zugleich die militärische Kraft des Reiches verstärken. Die alte Garde der Prätorianer verlor durch die Schwächung ihres Bestandes alle politische Bedeutung — an ihre Stelle traten zwei illyrische Legionen, die lediglich an die Person der beiden Gewalthaber gebunden die Herrschaft derselben mit keiner Gefahr bedrohten. Das übrige Heer aber — in schwächere Legionen als bisher gegliedert, aber wesentlich verstärkt — zerfiel fortan in zwei durch Rang und Sold geschiedene Klassen: die Feldarmee und die zum Schutze der Grenzen angesiedelten Grenzsoldaten.

So gerüstet führten die beiden Kaiser Krieg, wo es galt die Herrschaft Roms zu sichern. Maximianus löste die Aufgabe, den Aufstand der Bauern im nordöstlichen Gallien, der sogen. „Bagauden“, niederzuwerfen, mit der ihm eigenen soldatischen Tüchtigkeit in kurzer Zeit auf das glücklichste. Gleich den deutschen Bauern des sechzehnten Jahrhunderts durch ihre wirtschaftliche Notlage und Bedrückungen aller Art zur Verzweiflung getrieben hatten die Banden der Aufrührer das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstend durchzogen, ja zwei ihrer Anführer zu Kaisern

erhoben. Kaum hatte Maximianus durch die höhere Ausbildung der römischen Kriegskunst ihre Heere vernichtet und so Gallien dem römischen Reiche wieder gewonnen (285—86), so machten die vereinigten Alemannen und Burgunder am Mittelrhein, die in das Moselthal eingedrungenen Franken, die in den Gewässern zwischen Nordgallien und Britannien mit ihren Schiffen kreuzenden Franken und Sachsen ihm zu schaffen. Aber auch diese Feinde trieb Maximianus zurück und zahlreiche deutsche Kriegsgefangene, die er als Grenzer in dem Gebiete der Nervier und Trevirer ansiedelte, bezeugten seine militärische Überlegenheit. Nur Britannien ging in diesen Kämpfen augenblicklich für Rom verloren: der von dem Kaiser des Abendlandes mit dem Befehl über die Flotte betraute Menapier Carausius empörte sich, da jener ihn für seine habsüchtige Haltung gegen die Korsaren mit dem Tode bedrohte, und bemächtigte sich mit dem angemaßten Titel eines Kaisers Britanniens, das er durch Franken und Sachsen verstärkt behauptete; Maximianus mußte ihm die Insel nebst dem gegenüberliegenden Hafenplatze Gessoriacum (Boulogne) überlassen. Indessen hatte Diokletian in Pannonien und Kleinasien den Besitzstand Roms gegen Gothen und Sarmaten verteidigt, war aber nicht im stande gewesen Ägypten, wo Achilleus im Bunde mit den nubischen Blemmyern die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, dem Reiche wiederzugewinnen. Diese Masse der zu überwältigenden Schwierigkeiten bestimmte den klugen Sinn des Kaisers, das von ihm angenommene System der Teilung der Herrschergewalt noch weiter auszudehnen: er ernannte im Einverständnis mit Maximianus, der sich stets willig dem überlegenen Geiste Diokletians unterordnete, zwei Generale, G. Galerius und Flavius Constantius Chlorus, zu „Cäsaren" — jener sollte dem „Augustus" des Ostens, dieser dem des Westens als Gehilfe beigegeben sein und ihr nahes Verhältnis zu den beiden Kaisern durch die enge Verbindung mit denselben als ihre Adoptiv- und Schwiegersöhne Ausdruck finden. Constantius wurde mit der Wahrung der Geschäfte in Gallien und Britannien beauftragt, Galerius zum Stellvertreter Diokletians in dessen außerorientalischen Provinzen gemacht: obschon die obersten Heerführer und Richter in ihren Provinzen, waren die beiden Cäsaren den Kaisern durch besondere Vorbehalte derselben doch untergeordnet und insbesondere von der Gesetzgebung ausgeschlossen. Sie sollten in dieser Stellung sich für den kaiserlichen Beruf heranbilden, der ihrer nach der Absicht Diokletians in einer gemessenen Frist wartete: denn als Ersatz für die Erblichkeit der Thronfolge hatte dieser den Plan entworfen, daß die Augusti immer nach

zwanzig Jahren freiwillig zurücktreten, die bisherigen Cäsaren aber an ihre Stelle rücken und wiederum neue Cäsaren zu ihren Gehilfen ernennen sollten.

Von den beiden Cäsaren, die im Jahre 293 zu dieser neuen Stellung erkoren wurden, war Constantius in jeder Beziehung dem Galerius überlegen. Vornehmer Abkunft von väterlicher und mütterlicher Seite verband er mit kriegerischen Tugenden Sinn für Bildung und Menschenfreundlichkeit, während Galerius, eine lediglich soldatische Natur, zeitlebens in der Art des Maximianus, mit dem er die Niedrigkeit der Geburt und den Mangel an geistiger Bildung teilte, in innerlicher Roheit befangen blieb. Indessen haben trotz dieser Gegensätze sich beide um Rom im Kriege große Verdienste erworben. Zunächst war es die Aufgabe des Constantius, der in Trier seine Residenz aufgeschlagen hatte, das Reich des Carausius zu zerstören und dessen fränkische Bundesgenossen zu paaren zu treiben. Bald befand sich das Land am Unterrhein in den Händen der Römer und viele Tausende seiner deutschen Bewohner wurden gezwungen sich im inneren Gallien anzusiedeln; der Krieg gegen Carausius aber, anfänglich durch den Mangel einer Flotte verzögert, nahm eine günstige Wendung, als sich durch Verrat Allektus, der Befehlshaber der Leibwache des Carausius, an dessen Stelle gesetzt hatte: nachdem schon im ersten Kriegsjahre Constantius Boulogne erobert hatte, indem er den Hafen mit gewaltiger Anstrengung durch einen Wall sperrte, schlug sein Flottenführer Asklepiodotus mit gallischen Schiffen gelandet den Usurpator aufs Haupt und tötete ihn. Constantius vermochte nach diesem Siege mit Leichtigkeit die mit den Waffen wiedereroberte Provinz seinerseits durch milde Versöhnlichkeit wieder an Rom zu ketten. In Gallien dagegen beschäftigte ihn teils die Fürsorge für die materiellen Interessen des durch den letzten Krieg arg geschädigten Landes, teils die Verteidigung der Rheinlinie gegen die Alemannen, die von ihm wiederholt bei Langres und Windisch geschlagen und durch starke Befestigungen an weiteren Einfällen gehindert nunmehr geraume Zeit Ruhe hielten.

Während Constantius so im Westen des Reiches durch Weisheit und Thatkraft seine Wahl zum Cäsar rechtfertigte, erwarb sich Galerius — um von den übrigen Kriegen jener Zeit gegen die aufständischen Ägypter, Quaden u. s. w. zu schweigen — als Stellvertreter Diokletians Lorbern im Kampfe mit den Parthern. Wieder war Armenien von diesen überfallen worden, ja König Narses hatte es gewagt durch Überschreitung des Tigris Rom unmittelbar anzugreifen. Von Diokletian mit der Führung des Krieges beauftragt erlitt Galerius zwar im ersten Feldzuge des J. 295 in

der Ebene von Carrä eine schwere Niederlage — fast noch schwerer mag ihn die harte Demütigung betroffen haben, die ihm nach diesem Mißerfolge bei seiner ersten Begegnung mit Diokletian widerfuhr: das ganze Heer war Zeuge der Schmach, in welcher der Kaiser den besiegten Cäsar eine Meile weit hinter seinem Wagen zur Strafe gehen ließ. An der Spitze eines neuen, zum großen Teile aus deutschen Söldnern gebildeten Heeres erfocht Galerius jedoch im nächsten Jahre in Armenien über Narses einen Sieg, der jene Niederlage glänzend rächte und den Partherkönig zu einem schmachvollen Friedensschluß nötigte: Armenien wurde dem nationalen Könige Tiridates zurückgegeben, den Römern der nördliche Teil Mesopotamiens und ein bedeutendes Gebiet jenseits des Tigris abgetreten. Der Triumph, welchen die beiden Heerführer im J. 303 in Rom feierten — der letzte, den die einstige Hauptstadt der Welt erlebte —, war für mehr als dreißig Jahre der Abschluß gefährlicher Kriege Roms mit auswärtigen Völkern.

So hatte Diokletianus Rom durch seine Waffen noch einmal nach außen mächtig gemacht; aber auch im Innern war mit dem Staate durch ihn eine Änderung vorgegangen, die eine neue Ordnung der Dinge einleitete.

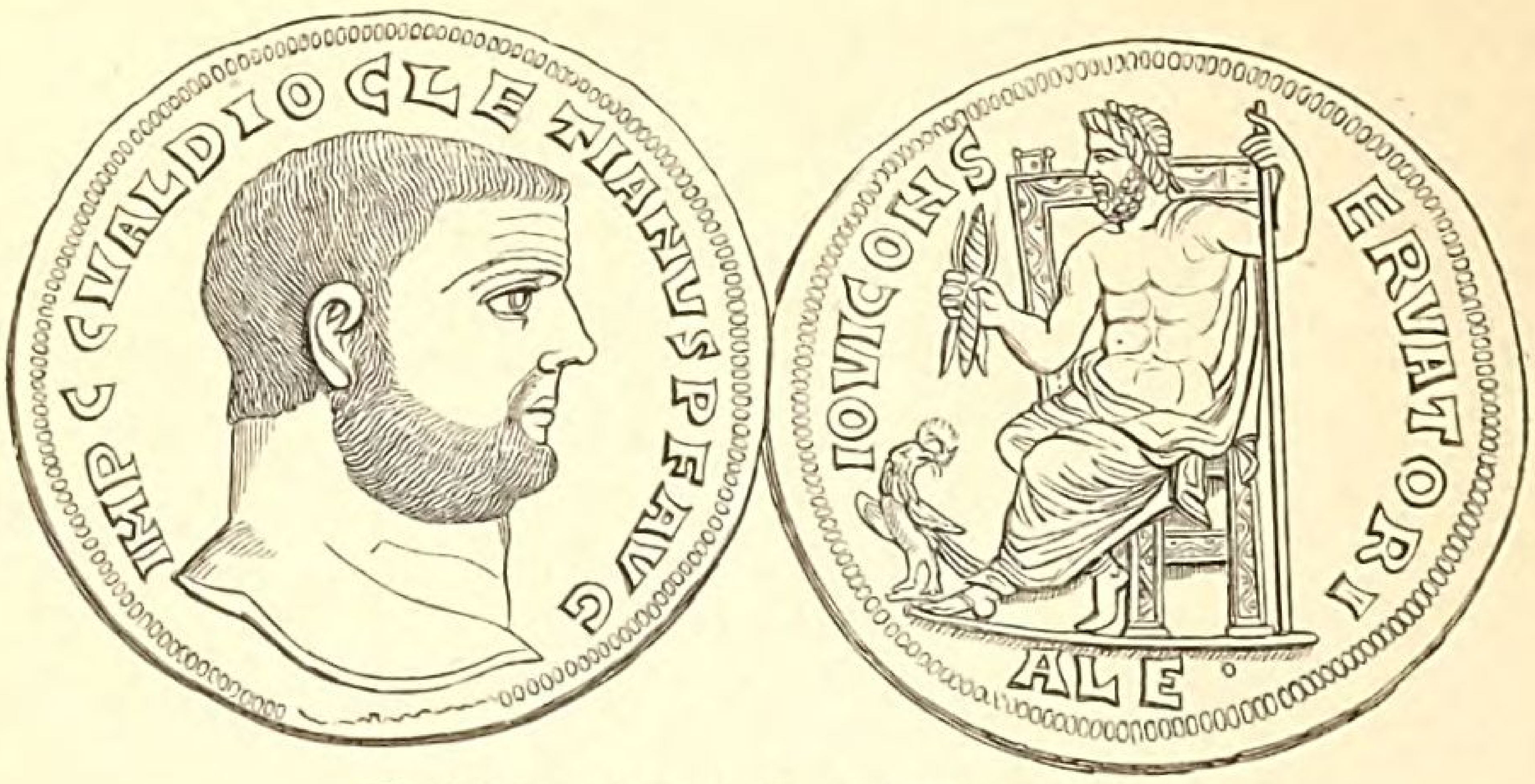
Die bisherige Geschichte des römischen Kaisertums zeigt die einen Gewalthaber als Senats-, die andern als Soldatenkaiser. Der Stifter des Reiches, Augustus, hatte mit Beibehaltung der republikanischen Formen seine Macht scheinbar mit dem Senate als dem Vertreter des Volkes geteilt und dieser in stolzer Erinnerung an eine große Vergangenheit bisher immer wieder den Anspruch erneuert, durch seine Anerkennung dem jeweiligen kaiserlichen Regimente die gesetzliche Weihe zu verleihen. Diokletian besaß zu viel Schärfe des Verstandes und zu viel Energie des Charakters, um gegenüber der Unfähigkeit dieser Körperschaft das Lächerliche ihres Gebarens zu verkennen oder länger zu dulden. Sein Kaisertum sollte nicht „von des Senates Gnaden" sein, sondern die Fülle aller Macht in sich selbst besitzen: weitentfernt die Bestätigung des Senates nachzusuchen führte er vielmehr praktisch ein neues Staatsrecht ein, bei welchem diesem kein Raum für politische oder gesetzgeberische Thätigkeit verblieb. Von den mehr als tausend Gesetzen Diokletians sind die einen lediglich Edikte des Kaisers, die andern Anschreiben an den Senat, nicht um ihre Beratung durch denselben zu veranlassen, sondern um sie in dieser Form als verbindliche Staatsgesetze zu publizieren. Aber ebensowenig als Diokletian seine Gewalt mit dem verrotteten Senate teilen wollte, gedachte er dieselbe auf das Heer zu stützen: die Geschichte der einzelnen Kaiser und des ganzen Reiches hatte ihm die Gefährlichkeit der Soldatenherrschaft zu klar vor Augen gestellt,

als daß er diesen Beispielen der Vergangenheit hätte folgen mögen — welche Maßregeln er ergriff, um der Gefahr von dieser Seite zu wehren, ist oben bereits in Kürze angedeutet worden. Die politischen Grundsätze, welche er zu verwirklichen suchte, waren vielmehr die der absoluten Monarchie — nicht in der Weise eines rein persönlichen Regiments, sondern geübt durch einen vielverzweigten Beamtenstand, wie er sich im Laufe des dritten Jahrhunderts als ein besonderer Stand ausgebildet hatte. Diese Auffassung des Kaisertums, welche die Beamten zwischen den Kaiser und das Volk stellte, fand ihren äußeren Ausdruck in der nunmehr zur Regel gewordenen Anrede „Herr" und den an die Pracht und den Brauch des Perserkönigs erinnernden Formen des Hoflebens. Eine eingehendere Betrachtung des neuen staatlichen Organismus wird besser an die Institutionen des Kaisers Constantinus angeschlossen werden, der das von Diokletian in seinen Grundzügen erdachte und begonnene Werk der Verfassungsänderung vollendete. Dagegen ist als eine besondere Frucht der politischen Gedanken Diokletians seine Stellung zu dem Christentum in Betracht zu ziehen.

Es ist nur natürlich, daß bei seinen Ansprüchen auf Anerkennung der göttlichen Autorität des Kaisertums der persönlich dem heidnischen Glauben ergebene Kaiser die christliche Kirche als einen festgegliederten Staat im Staate mit Mißtrauen betrachtete. So lange er freilich mit äußeren Kämpfen und der Befestigung der neuen Monarchie im Innern beschäftigt war, verhielt er sich duldsam gegen die im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung des Reiches an Zahl schwache christliche Gemeinde und beschränkte sich darauf, von den Soldaten bei Strafe die heidnischen Opfer zu verlangen. Die Scheu vor neuen Bürgerkriegen, die Achtung vor den Rechten, welche das Edikt des Kaisers Gallienus den Christen zugestanden hatte, und die Erinnerung an die Erfolglosigkeit der bisherigen Verfolgungen mochten ihn von strengeren Maßregeln abhalten, so sehr Galerius ihn zu rücksichtsloser Strenge mahnte. Gleichwohl drängte bei ihm endlich die Rücksicht auf die Durchführung seines absolutistischen Reichsgedankens, als deren Bedingung ihm die Wiederherstellung der einheitlichen Staatsreligion erschien, alle andern Erwägungen in den Hintergrund, und in vier Edikten erklärte er der christlichen Kirche unversöhnlichen Krieg. Das erste dieser Edikte, vom 24. Febr. 303, gebot die Vernichtung aller christlichen Tempel und heiligen Schriften und sprach allen christlichen Staatsbeamten ihre Würden, den christlichen Bürgern ihr Bürgerrecht, den christlichen Sklaven selbst die Hoffnung auf Freiheit ab. Die Erbitterung, die mit Todesmut gepaart bei den Christen gegenüber dieser Verordnung sich be-

merklich machte, und der durch eine zweimalige Feuersbrunst im kaiserlichen Schlosse zu Nikomedia veranlaßte Wahn einer christlichen Verschwörung trieben den Kaiser zur Wahrung der kaiserlichen Autorität auf dem einmal betretenen Wege vorwärts. Das zweite Edikt verfügte die Festnahme aller Vorsteher der christlichen Gemeinden, um so die kirchliche Organisation zu vernichten; das dritte die Anwendung jedes Zwangmittels gegen diejenigen der Verhafteten, welche die heidnischen Opfer verweigerten; das vierte gebot die Ausdehnung dieser Maßregel auf alle Mitglieder der christlichen Gemeinden. Und nun entbrannte ein bis zum J. 311 dauernder Kampf gegen das Christentum, der den Namen des sonst so ausgezeichneten Kaisers zum Typus des fanatischen Verfolgers gemacht hat: die meisten Opfer forderte er im Osten des Reiches, wo Diokletian und Galerius selbst die Edikte vollzogen und die Zahl der Christen vielleicht den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachte, und der Fanatismus der Verfolgung erreichte hier seinen Höhepunkt, als Galerius im J. 305 als Augustus an die Stelle Diokletians getreten war. Von den Gewalthabern des Abendlandes wütete in seiner geistigen und moralischen Abhängigkeit von Diokletian Maximianus gegen die Christen in Italien, Afrika und Spanien; sein Cäsar Constantius aber, an sich feind jeder Roheit und gewaltthätigen Bedrückung und durch seine Bildung dem pöbelhaften Volksglauben selbst innerlich entfremdet, vermied es den Vollzug der kaiserlichen Edikte weiter als auf die Zerstörung einiger Kirchen auszudehnen. Allein auch wo die ganze Feindschaft des Heidentums entfesselt gegen die Christen tobte, vermochte sie doch jetzt ebensowenig die Kirche zu vernichten, als es ihr bei früheren Verfolgungen gelungen war: trotz alles dogmatischen Haders und mannigfacher Hinneigung der Kirche zur Verweltlichung zeigten die Christen wieder den alten unüberwindlichen Heldenmut, da es den Kampf mit dem Gesamtfeinde galt. An ihm erlahmte endlich die Energie der Verfolger. Galerius selber sah sich im J. 311 genötigt, die Verfügungen Diokletians aufzuheben, und ein Toleranzedikt vom 30. April erlaubte den Christen fortan die Ausübung ihres Kultus und die Wiederherstellung ihrer Kirchen, so lange sie nicht sich gegen den Staat verfehlten.

Auch die Entwicklung der politischen Verhältnisse hatte dazu beigetragen, die Stellung der Machthaber zu dem Religionskriege zu verändern. Getreu seinem für die Thronfolge entworfenen Plane war Diokletian nämlich schon am 1. Mai 305 zurückgetreten, um fortan fern jeder politischen Thätigkeit in dem nach seinen eigenen Entwürfen gebauten Palaste bei Salonä an der dalmatinischen Küste des adriatischen Meeres den Rest



Goldmünze des Kaisers Diokletian.



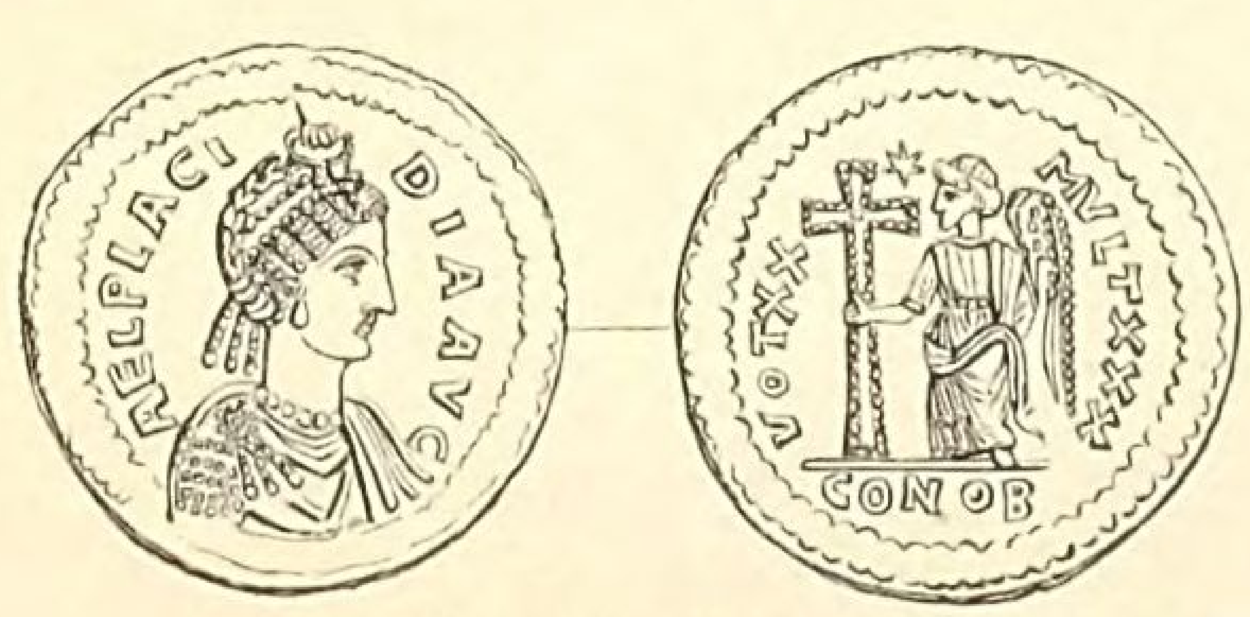
Goldmünze des Kaisers
Constantin d. Gr.



Goldmünze des Kaisers
Julianus (Apostata) und
seiner Gemahlin.



Revers einer Goldmünze des Kaisers
Theodosius d. Gr.
mit der Kreuzesfahne.



Goldmünze der Placidia.



Goldmünze der Kaiserin
Eudoxia.



Goldmünze der oströmischen Kaiser
Constans II. (641—668 n. Chr.) und seines
Sohnes Constantinus IV. (668—685 n. Chr.).

Münzen aus den letzten Zeiten des abendländischen Kaisertums.

seines Lebens in Ruhe zu genießen. Und auch Maximianus entschloß sich wiewohl ungern dem Drängen Diokletians nachzugeben und auf die Fortführung der Herrschaft, welche das Reich leicht mit einem Bürgerkriege bedrohte, zu Gunsten der von ihm getroffenen Ordnung zu verzichten. Galerius und Constantius wurden nunmehr Augusti. An ihre Stelle trat als Cäsar des Ostens ein Neffe des Galerius, Maximinus, für den Westen wurde Cäsar der General Fl. Valerius Severus, ein Illyrier: jenem wurden die orientalischen Provinzen, diesem Italien und Afrika zugeteilt. Diokletian verließ seinen Palast nicht mehr. Es war ihm aber nicht erspart zu erleben, wie sein gegen die Christen begonnener Vernichtungskrieg vielmehr mit deren Erhöhung endete. Er starb — vielleicht durch eigene Hand — im Frühjahr 313.

Zweites Kapitel.

Die Kämpfe der Nachfolger Diokletians bis zu der Alleinherrschaft des Kaisers Constantinus (305—324).

Schon die Gewaltthätigkeit, mit welcher Galerius bei der von ihm einseitig getroffenen Wahl der Cäsaren vorgegangen war, eröffnete die Aussicht auf baldige Störung des Friedens: sein Verhältnis zu Constantius war bei dem Gegensatze der Charaktere ein gespanntes. Die ihn beherrschende Eifersucht fand ihren ersten Ausdruck, als Constantius seinen Sohn Constantinus, der bisher als Oberst im Heere des Diokletianus gedient hatte, an seine Seite nach Trier zurückberief. Daß Constantinus wie ein Fliehender urplötzlich abreiste und zur Sicherung gegen Verfolger auf den Poststationen die Sehnen der zurückbleibenden Pferde durchschneiden ließ, war ein Beweis, wessen er sich von dem Mißtrauen des Galerius versah. Glücklich zu seinem Vater gelangt, der eben im Begriffe war sich zu einem Kriege gegen die nördlichen Völker Britanniens einzuschiffen, begleitete er denselben auf seinem Siegeszuge. Es war der letzte Kampf, den dieser leitete. Constantius Chlorus starb zu Eborakum am 25. Juli 306 und seine Soldaten proklamierten den zweiunddreißigjährigen Sohn zum Augustus. Galerius, nicht gesonnen dem Heere von neuem die Wahl der Herrscher einzuräumen und am wenigsten mit dieser Wahl zufrieden, erhob den bisherigen Cäsar Severus zu dieser Würde, hielt es aber doch für geraten den von den Legionen in Britannien Erkorenen als zweiten Cäsar zu bestätigen. Somit war diejenige Persönlichkeit in den Vordergrund getreten,

die zu der großartigsten Einwirkung auf den Gang der Weltgeschichte berufen war.

Flav. Valerius Constantinus, geb. den 28. Februar 274 zu Naissus, einer Stadt in Obermösien, stammte aus der ersten Ehe seines Vaters mit Helena, die, das Kind armer Eltern, als Schenkmädchen die Aufmerksamkeit des Constantius auf sich gezogen hatte, und wenn auch politische Rücksichten den Vater bei seiner Erhebung zum Cäsar dieses eheliche Band zu lösen nötigten, doch bis zu ihrem Ende Einfluß auf den Sohn zu behaupten wußte. Bis zu dem Tode seines Vaters machte sich Constantin lediglich als hervorragender Militär in der Umgebung Diokletians bemerklich. Man rühmte seine Heldenkraft, seinen scharfen Verstand, die Energie seines Willens, sein Interesse für wissenschaftliche Bildung, die Liebenswürdigkeit seines Benehmens. Seine politische Begabung zeigte er zum ersten Male, als er sich gegen den Wunsch der Armee seines verstorbenen Vaters mit dem Range eines Cäsar begnügte. Er bewies mit dieser Selbstverleugnung sofort den Meister in der Kunst des Wartens, doch war seine Fügsamkeit weit davon entfernt auf das höchste Ziel zu verzichten. Einstweilen beschränkte er sich auf den engeren Kreis seiner nächsten Pflichten in Gallien, wo mit den Franken und Alemannen Krieg zu führen war, aber die Ereignisse, die er abzuwarten beschlossen hatte, gaben ihm bald Gelegenheit zu weiter greifender Thätigkeit. Denn kurze Zeit nach seiner Erhebung nahm gestützt auf das Mißvergnügen der von Diokletian zurückgesetzten Prätorianer und des Volkes von Rom, das mit Unwillen die ewige Stadt durch das neue Regierungssystem in ihrem Charakter als Welthauptstadt bedroht sah, Maxentius, der Sohn Maximians, den Titel eines Augustus an und Maximianus selbst legte sich dieselbe eben erst aufgegebene Würde von neuem bei. Umsonst zog Severus von dem Oberkaiser Galerius beordert gegen die Aufständischen; er wurde vielmehr selbst von seinen Truppen verlassen und in Ravenna eingeschlossen, und fand so mit Verletzung der Zusicherungen, die ihm Maximian bei seiner Ergebung gemacht hatte, den Tod. Umsonst versuchte nun Galerius selbst die Macht der beiden Prätendenten zu vernichten: er vermochte nur Italien zu verheeren, Maxentius aber behauptete sich in der stark befestigten Hauptstadt und Maximianus suchte eine Verbindung mit Constantin, der einerseits die Hoffnungen des Alten nährte, indem er sich von seiner Gemahlin schied, um dessen Tochter Fausta zu heiraten, andererseits aber mit kluger Berechnung des Vorteils, den der fortgesetzte Kampf zwischen den Gewalthabern seinen herrschsüchtigen Plänen bringen mußte, demselben jede thätige

Unterstützung verweigerte. Sein nächster Gewinn war denn auch, daß Galerius ihm den Titel „Augustus“ zugestand, den Constantinus die Gelegenheit benützend sich selbst beigelegt hatte. Auch daß Galerius seinen Freund Licinius in Erinnerung der Verdienste, welche dieser sich bei seinem zweiten Feldzuge gegen Narses um ihn erworben hatte, sofort zum Augustus ernannte und zugleich Maximinus mit der Stellung eines Cäsar nicht mehr zufrieden ebenfalls diesen Titel annahm, mag Constantinus mit Genugthuung erfüllt haben: er rechnete auf die gegenseitige Eifersucht der Machthaber, die voraussichtlich ihre Kraft gegen einander verbrauchen würden, und auf sein eigenes Feldherrntalent, das durch glorreiche Siege, welche er in dieser Zeit auf beiden Ufern des Rheins über deutsche Stämme erfocht, das Heer auf das engste an seine Fahne fesselte.

Schon im J. 311 war die Zahl der Augusti auf vier zusammengeschmolzen: denn Maximianus, der auf der Flucht vor seinem Sohn nach Gallien zu Constantin geflohen kam, war von diesem seinem Schwiegersohn unter dem Vorwand, daß der Vater die Tochter zu einem Mordversuch gegen ihren Gatten habe aufstacheln wollen, im J. 310 zum Tode verurteilt worden. Galerius aber hatte kurz nach dem Erlaß des obenerwähnten Toleranzediktes im J. 311 durch eine schreckliche Krankheit den Tod gefunden.

Maxentius hatte indessen nicht nur Italien behauptet, sondern auch Afrika, wo der Statthalter Alexander von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen worden war, sich wieder unterworfen: Haß und Furcht zugleich drückten ihm jetzt nach dem Siege Constantins über seinen Vater die Waffen in die Hand und die Pflicht des Sohnes, Rache zu nehmen für den Gemordeten ward der Vorwand seines Angriffs. Doch er fand in Constantin einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. Jener überschritt mit der seinem Wesen eigentümlichen Energie des Willens, die von keinen Hindernissen wußte, den Mont Cenis und ließ nun blitzartig Schlag auf Schlag folgen: die Kämpfe bei Turin, bei Brescia, Verona, Aquileja — endlich am 27. Oktober die Entscheidungsschlacht bei Saxa Rubra. Hier, wenige Stunden Weges vor Rom, wurde das an Zahl stärkere Heer des Maxentius von der geistigen Überlegenheit seines Gegners vernichtet, ihn selbst verschlangen auf der wilden Flucht die Fluten der Tiber. Durch diesen berühmt gewordenen Sieg, welchen Constantin nach der Legende den in seinem Heere zahlreich dienenden und das Monogramm des Herrn auf den Schildern tragenden Christen verdankte, wurde Constantin der alleinige Gebieter der ganzen Westhälfte des Reiches: mit Freude huldigte ihm Rom, wo der besiegte Imperator durch seine Habsucht, Schlemmerei und Grau-

samkeit sich alle Herzen entfremdet hatte. Und Constantin, wenn auch nicht wie sein Vater von Natur, so doch aus politischer Berechnung milde, verstand es die Sympathien der neugewonnenen Länder durch Beweise der Gnade sich zu gewinnen, so sehr er andererseits ohne Schonung alles vernichtete, was ihm für seine kaiserliche Autorität gefährlich schien.

Wie im Abendlande das monarchische Prinzip den Sieg davongetragen hatte, so wurde bald darauf auch im Osten des Reiches der Doppelherrschaft des Licinius und Maximinus ein Ende bereitet. Voll Mißtrauens gegen einander hatten die beiden nach dem Tode des Galerius sich dahin geeinigt, daß Maximinus Asien bis zu den thrakischen Gewässern als der Westgrenze seines Gebietes, Licinius dagegen die Donauländer und die an sie grenzenden Landschaften der Balkanhalbinsel beherrschte. Der notdürftig zu stande gekommene Vergleich bedeutete nur einen Aufschub des Kriegs: die enge Verbindung, in welche nach Besiegung des Maxentius Constantin und Licinius traten und die in der ehelichen Verbindung des letzteren mit Constantia, der Schwester des abendländischen Kaisers, ihren Ausdruck fand, veranlaßte nunmehr den Ausbruch der Feindseligkeiten. Überraschend schnell fiel Maximinus im Frühling des J. 313 aus Syrien in Thracien ein: die Schlacht bei Adrianopel am 30. April nötigte ihn zu noch mehr beschleunigter Rückkehr nach Asien; und ehe er noch den Krieg mit einem neuen Heere wiederaufzunehmen vermochte, erlag er im Juli zu Tarsus einer Krankheit. War es nun möglich, daß die beiden allein noch übrigen Kaiser neben einander regierten? Persönliche Mißhelligkeiten zwischen den beiden Schwägern, mehr als alles aber die herrschsüchtigen Gelüste Constantins, die stets den Grundzug seines Charakters bildeten, führten in Bälde den unvermeidlichen Krieg herbei. Noch einmal trat trotz des Triumphes, den Constantin zwischen Drau und Save bei Cibales am 8. Okt. 314 über seinen Gegner erfocht, ein Stillstand der Feindseligkeiten ein, als der schwere Sieg bei Philippopel es dem Sieger selbst als rätlich erscheinen ließ, sich mit dem vorläufigen Gewinne der außerhalb Asiens und Thraciens gelegenen Provinzen des Licinius zu begnügen. Großartig waren die Rüstungen, welche die beiden im Laufe der nächsten Jahre für die Erneuerung des Krieges zu Wasser und zu Lande betrieben: im Frühling des J. 323 waren sie beendet und der Entscheidungskampf begann. Bei Adrianopel begegneten sich die beiden großen Feldherrn wieder am 3. Juli: Constantin siegte über das einhundertfünfzigtausend Mann zählende feindliche Heer; ein Seesieg seines Sohnes Crispus vertrieb den Feind aus Byzanz; Constantin verfolgte ihn nach Asien und vernichtete in der furcht-

baren Schlacht bei Chrysopolis am 18. September das letzte Heer des Nebenbuhlers. In Nikomedia mit dreißigtausend Mann — dem Reste eines viermal so starken Heeres — eingeschlossen ergab sich ihm Licinius, um durch die Fürsprache seiner Schwester sein Leben mit dem Verzichte auf seine Würde zu retten. Gleichwohl glaubte Constantin auch jetzt noch nicht an dem Ziele seiner Wünsche zu sein: er ließ zur Sicherung seiner Macht auch den wehrlosen entthronten Kaiser ermorden. Das war im J. 324.

Drittes Kapitel.

Die Alleinherrschaft des Kaisers Constantinus (324—337).

Alleinherrscher des römischen Reiches geworden widmete sich Constantin der Vollendung der von Diokletian begonnenen Umformung des Staates zur absoluten Monarchie: für diese Thätigkeit, mit welcher er nicht bloß die römische Welt umgestaltete, sondern der Staatskunst überhaupt neue Bahnen anwies, ziert ihn der Name des „Großen". Zu hervorragenden kriegerischen Thaten war ihm in dieser Zeit wenig Gelegenheit geboten: die Macht des seit Aurelian militärisch gekräftigten Reiches hielt ringsum die Völker im Zaum und, wo sie sich vereinzelt rührten, wie an der Donau, wo die Gothen kurze Zeit sich 332 feindlich zeigten, war Rom stark genug die Bewegung niederzuwerfen. Um so mehr vermochte aber der Staatsmann sich in ungestörter Thätigkeit seiner politischen Aufgabe zu widmen.

Drei Dinge sind es nun, durch welche Constantin der Große der Welt ein neues Gepräge aufdrückte. Er gab ihr fürs erste in Constantinopel eine neue Hauptstadt. Seinem scharfen Verstande war die Unmöglichkeit klar geworden, Rom länger als Hauptstadt fortbestehen zu lassen: nachdem das neue Regierungssystem des Diokletian mit dem Senate als einer politischen Körperschaft aufgeräumt hatte, war mit der historischen Tradition gebrochen — das Regiment war von der bisherigen Vertretung des Volkes durch den Senat losgemacht und allein an die Person des Kaisers gebunden: der Absolutismus verlangte einen neuen Boden für seine Thätigkeit. Noch schärfer trat der Bruch mit der Vergangenheit auf dem Gebiete der Religion hervor: Rom, der Mittelpunkt des alten Staatskultus, war bei der engen Verbindung, in welche das neue Kaisertum mit der christlichen Kirche als seiner Stütze trat, auch in dieser Hinsicht nicht mehr geeignet der Sitz der Regierung zu bleiben. Endlich lag der Schwerpunkt

des römischen Staates nicht mehr in Rom und Italien: aus den illyrischen Provinzen stammten die Kaiser und Heere, in ihnen hatte sich im Gegensatze zu dem entvölkerten Mutterlande ein kräftiges Leben entwickelt, sie waren der Boden, auf welchem sich die Kämpfe um den Fortbestand des römischen Reiches hauptsächlich abspielten, und darum dasjenige Gebiet, das die Gewalthaber aus der Nähe zu beobachten wünschen mußten. Alle diese Erwägungen drängten Rom als Mittelpunkt des Reiches aufzugeben: aber es bedurfte der ganzen Energie eines starken Willens, um dieses Ergebnis kritischer Beurteilung der Verhältnisse ohne Scheu vor Hindernissen, ja man möchte sagen: ohne pietätsvolle Scheu vor einer geheiligten Tradition zu einer vollendeten Thatsache zu machen. Constantin war stark genug, um vor dieser Aufgabe nicht zurückzuscheuen, zugleich aber — ein Beweis seiner außerordentlichen Intelligenz — auch befähigt sie durch die Wahl des richtigen Ortes zu lösen. Er schuf Byzantium um zu Constantinopel. Wie Themistokles und Alexander der Große sich den Ruhm genialer Entdecker durch die scharfsichtige Verwertung gegebener natürlicher Verhältnisse erworben haben, so preist die Geschichte die Weisheit, mit welcher Constantin die Vorteile erkannte, welche gerade die Lage von Byzanz für die Verteidigung und die Beherrschung des weiten Reiches mit sich brachte. Byzanz war bisher vorzugsweise ein höchst bedeutender Handelsplatz gewesen: an der Propontis gelegen war die Stadt leicht durch Schließung des Hellespontes und des Bosporus im Falle der Not zu schützen, ohne bei der Fruchtbarkeit der an jenem Binnenmeer gelegenen Länder der Gefahr des Hungers ausgesetzt zu sein; in der Zeit des Friedens aber waren die weiten sicheren Häfen von Byzanz der Ausgangspunkt eines weit ausgedehnten Handels nach allen Küsten des Mittelmeeres und des Pontus mit seinen Hinterländern. Constantin verwertete die bisher für den Handel ausgenützten natürlichen Verhältnisse, um durch Vereinigung von natürlichen und künstlichen Befestigungen eine unüberwindliche militärische Position zu schaffen. Das alte Byzanz erfuhr natürlich bei dieser neuen Bestimmung eine gänzliche Umwandlung: das Gebiet der Stadt wurde weit nach Westen hinausgerückt, eine Masse großartiger Bauten zu geistlichen und weltlichen Zwecken aufgeführt, die Zahl der Einwohner durch gewaltthätige Versetzung oder Begünstigung neuer Ansiedler rasch vermehrt, durch die Beraubung der ganzen civilisierten Welt eine zahllose Masse von Kunstwerken in der neuen Hauptstadt aufgestapelt, in ihr auch eine Hochschule gegründet, welche die von Athen und Alexandria überflügeln sollte. Mit welcher Energie Constantin dieses Werk betrieb, beweist die kurze Frist,

welche zwischen dem Tage der Gründung (4. Novbr. 328) und dem der Einweihung (11. Mai 330) lag.

Die Verlegung des Reichsregimentes nach Constantinopel, einer Stadt, die ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit und darum wohl geeignet war an den Anfang einer neuen Zeit zu treten, erleichterte die Einführung einer neuen Verfassung und Verwaltung, die sich von den überlieferten Formen der republikanischen Zeit grundsätzlich lossagte. Es waren die politischen Gedanken Diokletians, welche Constantin in dieser Hinsicht systematisch mit der Rücksichtslosigkeit ausführte, die ihm zeitlebens in Fragen der Herrschaft eigen war. Der leitende Grundsatz bei diesen Änderungen war die Begründung der absoluten Monarchie: ihm entsprach die schon von Diokletian vorgezeichnete Stellung des neuen Kaisertums zum Senat, das an dem Hofe eingeführte Zeremoniell, die neue Organisation der Armee. Die Umgestaltung, welche die altrömische Verwaltung nach denselben Grundsätzen erfuhr, vollendete das von Diokletian schon auf diesem Gebiete begonnene Werk. Die Ämter der alten Republik hatten die höchste bürgerliche und militärische Gewalt in sich vereinigt: Constantin führte die vollständige Trennung der Civil- und Militärämter durch. An die Spitze der Armee wurden von ihm zwei Marschälle (magistri militum) gestellt, welche nicht bloß die militärische Verwaltung besorgten, sondern auch die Gerichtsbarkeit innerhalb des Heeres hatten; unter ihnen führten als ein besonderer Stand Berufsoffiziere in mannigfacher Abstufung das Kommando über die einzelnen Abteilungen des Heeres. Bei der Zusammensetzung des Heeres selbst aber war nicht die Rücksicht auf eine bestimmte Nationalität oder Religion, sondern lediglich der Gesichtspunkt der Erhaltung des Staates maßgebend. Die Notwendigkeit, eine Armee von etwa sechshunderttausend Mann zur Verfügung zu haben, veranlaßte den Kaiser Fremde, insbesondere Deutsche vom Stamme der Franken und Gothen, im ausgedehntesten Maße in dieselbe aufzunehmen, so daß allmählich auch die Zahl der deutschen Offiziere eine sehr beträchtliche wurde. Das Heer war durch diese Organisation von den bürgerlichen Elementen des Staates vollständig getrennt.

Außer allem Zusammenhang mit dem Militärkommando stand die neue Civilverwaltung, die Constantin im Anschluß an das System seines Vorgängers, aber mit wesentlichen Abänderungen desselben einrichtete. Er behielt die Teilung des Reiches in vier große Verwaltungsbezirke bei, konnte dieselben aber bei dem Prinzip der Alleinherrschaft nur mit Beamten besetzen. So schuf er vier „Präfekturen" — eine Einteilung, von

welcher nur Rom und später auch Constantinopel, die je einen eigenen Verwaltungsbezirk bildeten, und die beiden prokonsularischen Provinzen Asia und Afrika ausgenommen waren. Die Präfekten residierten als Vizekaiser in Constantinopel für den Orient, der Asien, Ägypten und Thracien umfaßte, in Sirmium für Illyrikum (Macedonien und Dacien), in Mailand für Italien (Italien außer Rom, Pannonien und Afrika), in Trier für Gallien (Spanien, Gallien und Britannien). Diese großen Länderkomplexe waren wieder zusammen in vierzehn „Diözesen" unter Oberpräsidenten (vicarii), die Diözesen dagegen in einhundertzwanzig „Provinzen" unter Präsidenten (in verschiedener Abstufung als proconsules, consulares, praesides, correctores bezeichnet) zerlegt. Die Präfekten hatten neben der Pflicht der Publikation der kaiserlichen Verordnungen auch das Recht persönlicher Gesetzgebung für einzelne ihr spezielles Gebiet betreffende Fragen; ihnen war die gesamte Verwaltung, das Finanz- und Gerichtswesen ohne Berufung an den Kaiser unterstellt und zugleich ein weit ausgedehntes Oberaufsichtsrecht über die Statthalter in den Diözesen und Provinzen übertragen, für deren richterliche Urteile sie die letzte Instanz bildeten. Aber von den großen Beamten der Republik unterschieden sie sich prinzipiell dadurch, daß die Organe ihrer Verwaltung nicht von ihnen selbst gewählt wurden — ein Recht, durch welches in den letzten Jahrhunderten viele Freigelassene und Sklaven zum Schaden des Staates zu den wichtigsten Ämtern gelangt waren —, sondern in ganz moderner Weise an die Stelle derselben ein zahlreicher, nach Rangklassen abgestufter, besoldeter Reichsbeamtenstand trat, der dem Volke als eine besondere Korporation gegenüber stand.

Neben diesen in dem Reich verteilten Beamtungen bestanden aber am Hofe unmittelbar um die Person des Kaisers als Zentralstellen fünf Reichsministerien. Die Thätigkeit dieser Kronbeamten entsprach nach heutiger Sprechweise etwa der eines Ministers des kaiserlichen Hauses, des Reichskanzlers, eines vortragenden Kabinetsministers, des Finanzministers, eines Ministers für die Verwaltung des Kronschatzes und der Staatsdomänen. Außer der Leitung ihrer speziellen Geschäfte war diesen höchsten Beamten auch Sitz und Stimme im kaiserlichen Staatsrate (consistorium) übertragen, den außer ihnen die kommandierenden Generale und eine unbestimmte Anzahl teils ordentlicher teils außerordentlicher Mitglieder bildeten.

So war denn durch die neue Organisation der alte römische Militärstaat in einen bureaukratisch regierten Staat umgewandelt, in welchem die alte Aristokratie nur Platz hatte, wenn sie sich entschloß den verblichenen



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

Glanz der Abkunft durch den Eintritt in die Beamtenkarriere aufzufrischen. Für die niederen Ämter lieferte der Bürgerstand das nötige Kontingent um so mehr, als die Besoldungen der Beamten zum Jammer der Steuerzahler, deren Säckel auch der Hof und das Heer stark in Anspruch nahmen, nicht kärglich bemessen waren, und nach der althergebrachten Praxis der Staatsdienst zu Erpressungen aller Art erwünschte Gelegenheit bot. Und daß die Dauer des Amtes meist nur eine kurze war — in dieser Hinsicht wurden die Prinzipien der Republik festgehalten —, konnte für die Glücklichen, die sich in Amt und Würde wußten, nur ein Sporn sein sich mit allen Mitteln rasch zu bereichern; das Beschwerderecht der für jede Provinz angeordneten Landtage vermochte der Mißhandlung der Unterthanen durch eine habsüchtige Bureaukratie nicht abzuhelfen.

Schon diese administrativen Reformen, welche die Grundlinien für die gesamte staatliche Verwaltungskunst späterer Zeiten zogen, lassen eben durch die Dauer und Bedeutung ihrer Wirkung den Kaiser Constantin als würdig des Namens „der Große" erscheinen. Noch größer aber war sein Einfluß auf die Weltgeschichte dadurch, daß er das Christentum zur Staatsreligion erhob. Es mag zugegeben werden, daß das christliche Bekenntnis seiner frommen Mutter Helena und das Beispiel seines der diokletianischen Verfolgung abholden Vaters auf seine Stellung zur christlichen Kirche einwirkte. Es wäre indessen falsch jenen epochemachenden Schritt auf Rechnung eines tieferen religiösen Bedürfnisses oder einer vorgeschrittenen christlichen Erkenntnis des Kaisers zu setzen: Constantins geistiges Leben hing ganz mit der antiken Bildung zusammen, die er sich in hohem Maße angeeignet hatte, nur daß seine religiösen Ansichten, wie die seines Vaters und der Gebildeten überhaupt, der polytheistischen Staatsreligion durch die Philosophie entfremdet sich dem Monotheismus zuneigten. Ja im Gegensatze zu seinem Vater möchte — zumal seit der Begründung der Alleinherrschaft — sein Charakter uns bei ihm an die moralische Möglichkeit einer ebenso fanatischen Christenverfolgung glauben lassen, als sie sein politisches Vorbild Diokletianus ins Werk gesetzt hatte. Der Mann, welcher in den ersten Jahren seines Regimentes in Gallien grausam die gefangenen fränkischen Fürsten in dem Amphitheater von Trier wiederholt von wilden Tieren zerreißen ließ, um den Widerstand der Deutschen zu brechen und seine politischen Gedanken zu verwirklichen, — derselbe Mann hätte in seiner Herrschsucht kein Bedenken getragen auch die Christen zu verfolgen, wenn es ihm für seinen letzten Zweck als nützlich erschienen wäre. Hat er doch bald nach dem Siege über Licinius seinen eigenen

Sohn Crispus, der durch seine Thaten gegen die Deutschen sich als einen bedeutenden Feldherrn bewährt hatte, samt seiner eigenen Gemahlin Fausta in eifersüchtiger Herrschsucht zum Tode verurteilt! Wir erinnern uns, daß er schon früher seinen Schwiegervater und seinen Schwager aus dem Wege räumte, um sich die Bahn zur Alleinherrschaft frei zu machen. In der That war Constantin dem Christentum innerlich fremd. Wenn er der christlichen Kirche gegenüber nicht die Wege Diokletians einschlug, so hatte er gleichwohl dieselbe Absicht im Auge wie jener, nämlich die Befestigung der Reichseinheit durch die Staatsreligion. Diokletian, vor die Wahl gestellt sich an die Spitze der christlichen Bewegung zu stellen, deren welterschütternde Bedeutung ihm kein Geheimnis war, oder sie zu vernichten, hatte teils unter dem Einfluß eigener religiöser Denkart teils von dem heidnischen Fanatiker Galerius getrieben den Kampf gegen das Christentum zu seiner Losung gemacht, um die absolute Macht des römischen Kaisertums zu sichern; Constantin entschied sich durch die Nutzlosigkeit der Verfolgungen von der Unmöglichkeit einer Unterdrückung des Christentums belehrt, andererseits von der Unfähigkeit der antiken Staatsreligion den Staat zusammenzuhalten überzeugt in derselben Absicht für den Bund des Kaisertums mit dem Christentum, um durch Beherrschung der christlichen Kirche den Staat zu beherrschen. Von diesen politischen Gedanken, nicht von religiösen Neigungen ließ er sich in seinem Verhalten gegen die christliche Kirche bestimmen. Mit der Kunst eines weisen Politikers vollzog er die Umwandlung des römischen Staates in einen christlichen Staat in drei Absätzen. Wir haben bereits das notgedrungene Toleranzedikt des Galerius vom J. 311 erwähnt. Zwei Jahre darauf, nach dem Siege an der milvischen Brücke über Maxentius, erfolgte das Edikt von Mailand, durch welches Constantin in Übereinstimmung mit Licinius das Christentum auf gleiche Stufe mit der altrömischen Staatsreligion stellte und somit für alle Reichsgenossen uneingeschränkte Religionsfreiheit proklamierte. Hatte das Edikt von Nikomedia die Duldung des Christentums neben der heidnischen Staatsreligion ausgesprochen, so verkündigte der Erlaß von Mailand die Aufhebung jeder Staatsreligion überhaupt. So bildete dieses Edikt den Übergang zu der Verordnung, die von Constantin als Alleinherrscher im J. 324 erlassen bestimmte, daß das Christentum fortan als die Religion des Staates zu betrachten, dem veralteten Aberglauben dagegen Duldung zu gewähren sei.

Constantins Absicht war nicht sowohl, der Kirche zu dienen, als ihre imposante einheitliche Macht für die Zwecke des politischen Absolutismus zu benützen. Die inneren Verhältnisse der christlichen Kirche selbst

kamen ihm bei dieser Absicht fördernd entgegen. Es war ja an sich natürlich, daß die Stellung des Kaisers als Schirmherrn der Kirche diese in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt brachte; aber es war außerdem damals im Schoße derselben eine konfessionelle Spaltung ausgebrochen, die Constantin geschickt zum Siege der kaiserlichen Macht über die Kirche zu benützen wußte. Arius, Presbyter von Alexandria, hatte bezüglich der Trinitätslehre im Widerspruch zu dem orthodoxen Glauben den Satz aufgestellt, daß Christus nicht gottgleichen, sondern nur gottähnlichen, weil nicht ewigen Wesens sei — der Streit, der sich an diese Neuerung knüpfte, schied die ganze Kirche des Ostens in zwei feindliche Lager. Constantin, der Träger des staatlichen Einheitsprinzipes, das er durch diese Parteiung innerhalb der Kirche als bedroht erachtete, bemächtigte sich der kirchlichen Verhältnisse, indem er zur Erledigung des Streites ein allgemeines Konzil auf Juni 325 nach Nicäa berief. Hier in Nicäa verlor die Kirche ihre Selbständigkeit an den Staat: die rein kirchliche Frage wurde in der That durch den Einfluß der kaiserlichen Politik entschieden, die nach einigem Schwanken sich für die von dem Geiste des alexandrinischen Diakonen Athanasius beherrschte orthodoxe Partei erklärte. Seitdem waren die Konzilien und mit diesen auch das innere Leben der Kirche von der weltlichen Macht abhängig, indem die Kaiser entweder persönlich, wie in Nicäa, oder durch Kommissäre die Beratungen leiteten. Allein trotz des Machtspruches von Nicäa war der Zwiespalt innerhalb der Kirche nicht beigelegt: ein Versuch Constantins durch eine vermittelnde Formel des Bekenntnisses den Frieden herbeizuführen scheiterte an der Hartnäckigkeit des inzwischen zum Bischof von Alexandria erhobenen Athanasius, den selbst die Verbannung nach Trier nicht einzuschüchtern vermochte. Der dogmatische Streit überdauerte noch Jahrhunderte lang die Regierung Constantins. Aber hatte dieser auch bei seinem Tode nicht die Genugthuung die Kirche geeinigt zurückzulassen, so war doch durch sein Verhalten der Sieg des Christentums über die heidnische Religion eine vollendete Thatsache: ohne diese mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken, ja vielmehr sichtlich bestrebt den Heiden gegenüber den Grundsatz der Parität festzuhalten, begünstigte er doch praktisch die christliche Kirche, die also an Zahl der Bekenner stetig gewann und der unbedingten Herrschaft durch ihn entgegengeführt wurde. Er selbst ließ seine der Ehe mit Fausta entsprossenen Söhne im christlichen Glauben erziehen, trat aber erst angesichts des Todes persönlich durch die Taufe, die er von dem Bischof Eusebius von Nikomedia empfing, zu der christlichen Gemeinde über. Wenige Tage

darauf — am 22. Mai 337 — starb der große Kaiser mit den Vorbereitungen eines Krieges beschäftigt, zu dem er durch die Ansprüche des christenfeindlichen Partherkönigs Sapor II. (309—380) gedrängt war, welcher die Rückgabe des im J. 297 von seinem Großvater Narses an Rom abgetretenen Gebietes verlangte, und ohne die Fortsetzung seines Werkes durch Feststellung einer monarchischen Erbfolgeordnung gesichert zu haben. Nur das eine war ihm gelungen: seiner Dynastie die Regierung zu erhalten, indem er seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans, als Cäsaren mit der beschränkten Gewalt von Präfekten bekleidet hatte. Des Kaisers Wunsch war, auch den Enkeln seines Vaters von einem Sohne, welcher aus der zweiten Ehe desselben mit Theodora, der Stieftochter des Maximianus, stammte, den beiden Prinzen Dalmatius und Hannibalianus, einen Anteil an dem Regimente zuzuwenden, indem er denselben besondere Reichsteile zur Verwaltung übertrug. Constantius aber, der schon zu Lebzeiten des Vaters diese Teilung der Herrschaft mit Ingrimm betrachtet hatte, stieß nach dem Tode desselben mit Zustimmung seiner Brüder die Anordnungen des Vaters durch eine von ihm ins Werk gesetzte Revolte der Soldaten von Constantinopel um. Er ließ mit Ausnahme zweier minderjährigen Prinzen, des Julianus und seines älteren Bruders Gallus, welche dem Blutbade entrannen, alle Nachkommen des ehrwürdigen Constantius Chlorus aus dessen zweiter Ehe ermorden und sich, Constantin und Constans als die alleinigen Kaiser ausrufen (9. September 337).

Viertes Kapitel.

Die Herrschaft der Familie des Constantinus (337—363).

So hatte das römische Reich nunmehr wieder drei Kaiser: Constantin II. beherrschte die Länder jenseits der Alpen und einen Teil von Afrika, Constans Italien und Illyrien, Constantius Ägypten, Asien und Thracien. Die Aufgabe des letzteren war es zunächst, den schon von seinem Vater vorbereiteten Verteidigungskrieg gegen den Partherkönig zu führen. Dreimal binnen zwölf Jahren brach Sapor über den Tigris in Mesopotamien ein und immer konzentrierte sich der Kampf um die feste Stadt Nisibis, die von der römischen Besatzung und der Bürgerschaft — besonders bei dem letzten Einfalle im J. 350 — heldenmütig verteidigt dem weiteren Vormarsch des Königs Halt gebot. Seuchen, welche die

letzte Belagerungsarmee dezimierten, trieben endlich 350 den Feind in sein Reich zurück und nötigten ihn wenigstens zu einer längeren Waffenruhe, als den Constantius eben die Ereignisse in Europa mehr als je zu dem Wunsche veranlaßten, frei über seine militärischen Mittel verfügen zu können. Schon in einem der ersten Jahre seiner Regierung, 340, hatte er durch den Partherkrieg gebunden es geschehen lassen müssen, daß Constans, von Constantinus wegen eines Streites über die Teilung von Nordafrika angegriffen, den siegreichen Ausgang der Schlacht bei Aquileja, in der sein Bruder den Tod gefunden hatte, dazu benützte, das ganze von diesem beherrschte Gebiet sich anzueignen. Aber noch mehr — nicht nur war Constantius durch diese Gewaltthätigkeit seines Bruders von einem Anteil an dem abendländischen Reiche ausgeschlossen, sondern sogar der Fortbesitz desselben für das Haus Constantins in Frage gestellt worden. Denn die positiv feindliche Stellung, welche Constans, für seine Person ein Anhänger des strenggläubigen Athanasius, im Widerspruch zu der Haltung seines Vaters gegen das Heidentum einnahm, der Einfluß unwürdiger Hofschranzen und das Unkönigliche seines Lebenswandels erweckten bei den Soldaten von neuem die Neigung, den kaiserlichen Thron durch einen Mann ihrer Wahl zu besetzen und sie proklamierten den General Magnentius, einen Deutschen, dessen Eltern von Constantin I. nach Gallien versetzt worden waren, zum Kaiser. Constans, von der Revolution überrascht, wurde auf der Flucht von seinen Verfolgern am 18. Jan. 350 niedergemacht — Magnentius beherrschte das Abendland mit Ausnahme der illyrischen Präfektur. Und auch diese schien für die Constantiner verloren, als die dortigen Legionen ihren Führer Vetranio auf den Schild erhoben. Dieser Zwiespalt der Aufständischen war aber die Rettung des Constantius, der wohl kaum der vereinten Kriegsmacht des Abendlandes gegenübergestellt die militärisch so überaus wichtigen illyrischen Lande hätte gewinnen können. Er benützte ebenso energisch als klug die Schwächen des alten Vetranio, den die Aussicht auf die Ehe mit einer schönen Prinzessin begütigte, die Empfänglichkeit der Offiziere für Bestechung und endlich die eigene, dem ungebildeten Usurpator mangelnde Redegewandtheit, um den Aufruhr der illyrischen Legionen durch die freiwillige Abdankung des allmählich verlassenen Generals zu beendigen (24. Dezbr. 350). Nunmehr konnte Constantius dem Kampfe gegen den weit gefährlicheren Magnentius mit größerer Hoffnung auf Erfolg entgegensehen. Derselbe führte eine tüchtige, zum großen Teil aus Deutschen gebildete Armee heran — rücksichtslose Härte verschaffte ihm die zu der Kriegführung nötigen Geldmittel

und für die Sicherheit im Rücken war durch die beispiellose Grausamkeit gesorgt, mit welcher er in Rom einen Aufstand des Prinzen Nepotianus, eines Großneffen Constantins des Großen, in wenigen Tagen niedergeworfen und unter den Verwandten der Dynastie und ihren Anhängern aufgeräumt hatte. Am 28. September des J. 351 kam es zwischen Constantius und dem fränkischen Usurpator bei Mursa (Esseg) an der Drau zum entscheidenden Kampfe, nachdem Magnentius die als Preis des Friedens ihm angebotene Anerkennung seiner Herrschaft jenseits der Alpen mit dem empörenden Verlangen der Abdankung des Kaisers erwidert hatte. Die Schlacht war eine der blutigsten der ganzen römischen Geschichte: vierundfünfzigtausend Tote — zur größeren Hälfte dem Heere des Constantius angehörig — bedeckten die Walstatt. Bis zum späten Abend ließ das deutsche Fußvolk des Magnentius sich standhaft von den Pfeilen der Asiaten überschütten, nachdem schon längst ihre Reiterei teils unter der Führung des Silvanus, eines jungen fränkischen Fürstensohnes, zum Gegner übergegangen, teils im Kampfe geworfen worden war. Endlich durchbrachen die geharnischten Lanzenreiter des Constantius, der die Zeit der Schlacht mit dem arianischen Bischofe von Mursa betend in der dortigen Kirche verbrachte, ihre Reihen: Magnentius, im Gegensatze zu dem Sohne Constantins bis zum letzten Augenblicke seiner Pflicht als Feldherr eingedenk, trat nunmehr mit dem schwachen Reste seiner Armee den Rückzug an. Er begab sich nach Aquileja, um auf diesen festen Seeplatz gestützt den Westen des Reiches zu behaupten; aber die Tage seiner Herrschaft waren gezählt: seine Abstammung hatte schon immer die Sympathien der Romanen zweifelhaft, sein Verfahren gegen Rom ihn verhaßt gemacht — jetzt brachte Constantius einen großen Teil des Westens zum Abfall, überschwemmte Gallien durch einen thörichter Weise von ihm selbst veranlaßten Einfall der Alemannen und vernichtete den bei Mursa Gebrochenen in einer zweiten Schlacht in den Cottischen Alpen: da gab sich Magnentius verzweifelnd in Lyon im August 353 selbst den Tod.

Constantius war nun Herr des ganzen römischen Reiches, aber seine Herrschaft brachte weder der Kirche noch dem Staate Heil. In kirchlicher Beziehung war selbst das direkte Verbot des heidnischen Kultus, das Constantius 353 erließ, für die christliche Kirche von Nachteil, da die Zwangsmaßregeln der Staatsgewalt ihr viele Scheinchristen aufdrängten; andererseits schadete die Hinterlist und Gewaltthätigkeit, mit welcher der Kaiser auf den Konzilien zu Rimini und Seleucia in Isaurien im J. 359 der Partei der Arianer über Athanasius den Sieg verschaffte, der Kirche durch zunehmende

Verweltlichung, ohne ihr die Wohlthat der Glaubenseinheit zu verschaffen. Was aber das staatliche Regiment des Constantius betrifft, so seufzte das ganze Reich trotz mancher guten Eigenschaften des Kaisers unter seiner herzlosen Herrschsucht, welche ihn in dem weiten Umfange desselben alle ehemaligen Parteigänger des Magnentius unversöhnlich verfolgen ließ, und — was fast noch schwerer zu ertragen war — unter seinem mit Hinterlist gepaarten Mißtrauen, das ihn unter die Herrschaft der nichtswürdigsten, raubsüchtigsten Höflinge brachte. Und wie so im Innern die Regierung dieses Kaisers an die schlechtesten Zeiten des ersten Jahrhunderts erinnerte, so war auch durch dieselben Eigenschaften die äußere Politik zum Schaden des Reiches beeinflußt. In zahllosen Massen hatten seit Beginn des Bürgerkrieges Sachsen, Franken und Alemannen Gallien mit allen Greueln der Verwüstung heimgesucht: nach einigen vergeblichen Anstrengungen des Kaisers schien Silvanus, der schon bei Mursa so wichtige Dienste geleistet hatte, der Mann zu sein die Rheingrenze gegen seine Landsleute zu verteidigen. Aber bald hatte die niederträchtige Camarilla den treuen Heerführer bei Constantius als Revolutionär verdächtigt und so ihn wirklich zur Rettung seines Lebens auf die Bahn der Empörung gedrängt. Zwar begegnete der Kaiser dieser Gefahr durch die Hinterlist, mit welcher er den Franken ermorden ließ, aber der Tod des Silvanus war für die Franken das Signal, wilder als je in Gallien zu hausen: selbst Köln fiel samt dem linken Rheinufer in ihre Hände und weniger die römischen Heere als die in großartigem Maßstabe organisierten Banden eines fränkischen Freibeuters, Charietto, der seine eigenen Landsleute auf gallischem Boden bekriegte, vermochten die Eindringlinge etwas einzuschüchtern.

Da zu gleicher Zeit im J. 355 die Völker an der Donau und der König von Parthien das Reich mit Krieg bedrohten, entschloß sich Constantius die Verteidigung Galliens einem Cäsar zu übertragen. Die Wahl fiel auf Julianus, seinen einzigen Verwandten, der bis zur Stunde das Leben vor ihm, dem Kaiser, gerettet hatte; denn Gallus, sein älterer Bruder, einst mit ihm dem Schwert der bestellten Würger entronnen (337) und später (350) von Constantius zum Cäsar des Orients ernannt, hatte durch die Tücke seines kaiserlichen Vetters eben erst vor kurzem (354) sein allerdings durch schnöden Mißbrauch der Gewalt beflecktes Leben unter dem Beile des Henkers geendet. War es nun eine neue Hinterlist, welche den Prinzen Julian an die Spitze der Verwaltung Galliens berief? sollte er vielleicht ohne eine Gewaltthat des Kaisers den Untergang finden oder erhoffte dieser von der Thätigkeit des neuen Cäsar einen Anlaß, sich auch

seiner mit einem Scheine des Rechtes zu entledigen? Indessen er hatte sich verrechnet: während er selbst an der Donau die Quaden und Sarmaten zu paaren trieb und gegen Sapor, welcher die Abtretung von Armenien und Mesopotamien verlangte und mit dieser Forderung zurückgewiesen in das letztgenannte Land eingefallen war, die römischen Grenzen begünstigt durch die Erschöpfung des persischen Heeres schützte, verrichtete Julianus mit unerwarteter Energie in Gallien Thaten, welche ihn mit einer wahrhaft tragischen Ironie des Schicksals auf die Höhe des Thrones führten. Umgeben von Mißtrauen und verräterischen Intriguen schlug der erst vierundzwanzigjährige Cäsar zuerst im August 357 die Alemannen in der mörderischen Schlacht bei Straßburg aufs Haupt, ja drang mit dem durch seine Tugenden begeisterten Heere über den Rhein bis an die Ufer des Mains vor, so daß drei deutsche Fürsten des einstigen Zehentlandes erschreckt um Waffenstillstand für zehn Monate baten; sodann kämpfte er siegreich gegen die Franken am Niederrhein, die Chamaven, die Sachsen: Köln, der ganze Rhein wurde wieder römisch; ein dritter Feldzug im J. 359 führte ihn endlich von neuem über den Oberrhein tief in das Land der Alemannen bis Capellatium an der Grenze der Burgundionen zwischen Kocher und Jagst und zwang die noch übrigen Fürsten derselben sich zu unterwerfen. Und nicht genug, daß seine kriegerischen Thaten ihn dem ersten Eroberer Galliens würdig an die Seite stellten: Julianus entwickelte als Cäsar auch ein staunenswertes Genie für Verwaltung und gewann durch gerechte Justiz und weise Fürsorge für Landbau, Industrie und Handel die begeisterte Verehrung der Provinzialen. Es war bei dem Charakter des Constantius natürlich, daß die Bewunderung, welche Julianus fand, ihn mit Neid und Argwohn erfüllte: eine Schwächung seines Heeres sollte den vermeintlichen Nebenbuhler der Mittel für seine letzten Absichten berauben. Der Kaiser erließ an Julian den Befehl, ihm vier Legionen und den Kern der Hilfstruppen zum Krieg gegen die Perser zu senden. Die Truppen vernahmen die Botschaft um so mehr mit Entrüstung, als sie zum großen Teil nicht zum Kriegsdienst außer Gallien verpflichtet waren. In Paris, dem Lieblingsaufenthalt Julians, von wo die Scheidenden den Marsch nach dem Orient antreten sollten, kam ihre Unzufriedenheit zum Ausbruch: sie riefen trotz aller Versuche sie zu beschwichtigen den Julianus zum Kaiser aus. Noch gedachte dieser die Schrecken eines Bürgerkrieges dem Reiche zu ersparen, indem er an Constantius die Bitte stellte ihn als Beherrscher des Abendlandes anzuerkennen: mit Hohn abgewiesen beschloß er den Krieg, in welchem ihm der Haß der römischen Welt gegen das kaiserliche Regi-

ment den Sieg zu verbürgen schien. Durch rasche Feldzüge gegen Franken und Alemannen davor gesichert, während seiner Abwesenheit die Erfolge seiner bisherigen Verwaltung Galliens durch feindliche Einfälle der deutschen Nachbarn gefährdet zu sehen, zog er mit einem ausgewählten Heere durch den Schwarzwald an die Donau, von da — teilweise zu Schiff — den Strom entlang nach Sirmium; von hier trat er den Marsch gegen Constantinopel an. Da ereilte ihn noch auf dem Wege dahin die Botschaft von dem in Cilicien erfolgten Tode des Kaisers Constantius: die Legionen des Orients huldigten dem Augustus des Westens und freudig empfing ihn die Hauptstadt, in welcher er am 11. Dez. 361 seinen Einzug hielt.

Welche Erwartungen mußten sich an die Person des neuen Weltherrschers knüpfen, der als das Ideal eines Fürsten, welcher altrömische Kraft und Sittenreinheit mit der geistigen Bildung der Neuzeit verband, sich bisher die schwärmerische Zuneigung vieler Millionen erworben hatte! Und doch verbindet sich mit dem Namen „Julian" ein Fluch, der in dem Worte „Apostata, der Abtrünnige" ausgesprochen ihn unter die Feinde der Menschheit reiht. Auf der Höhe des Thrones angelangt begann er die Verwirklichung eines persönlichen Ideales anzustreben, auf das er in Gallien bei der von Constantius ihm drohenden Gefahr verzichtet hatte: die Verdrängung des Christentums durch Erneuerung des altklassischen Hellenismus. Eine kurze Betrachtung der Geschichte der geistigen Entwicklung Julians wird dieses Streben verstehen lehren. Dem Prinzenmorde des J. 337 entronnen wurde der sechsjährige Knabe von Constantius Erziehern übergeben, welche entsprechend dem religiösen Despotismus des Kaisers sich damit begnügten, ihn in die Fesseln starrer Rechtgläubigkeit zu schlagen, ohne die Religion seinem Herzen nahe zu bringen. Sie verkannten die liebebedürftige und dabei poetische, ja fast phantastische Natur ihres fast einem Gefangenen gleichgehaltenen Zöglings, dem weder ihr eigenes Christentum noch das des Hofes mit seiner arianischen Rechthaberei und Gewaltthätigkeit als etwas Anziehendes erscheinen konnte. Der Haß gegen die Personen, die ihm als Christen entgegentraten, entfremdete ihn frühe dem Christentum selbst und ließ ihn um so mehr für die Schönheit der Antike schwärmen, wie sie sich ihm in den Werken der griechischen Poesie und Kunst offenbarte. Der innige Zusammenhang dieser Kunstleistungen mit der alten Volksreligion erweckte in ihm den Wunsch einer Rückkehr jener idealen Welt, der gegenüber die christliche Kultur ihm nur Zerrbilder der Menschheit zu erziehen schien. Durch das Mißtrauen des Kaisers von jeder praktischen Thätigkeit ausgeschlossen ergab er sich immer mehr diesem

Träumen von der Herrlichkeit einer untergegangenen Welt. Die ihm angeborene Schwärmerei fand vollends Nahrung, als er aus seiner Abgeschlossenheit erlöst im J. 351 in Nikomedia von hervorragenden Lehrern der neuplatonischen Philosophie tiefer in die Geheimnisse derselben eingeführt wurde. Die hier gebotene Mischung altgriechischer Volksreligion, platonischer Philosophie, orientalischer Phantasien, modernen Wunder- und Mysterienglaubens, poetischer Deutung des Mythus u. s. w. nahm seinen bei aller Genialität doch unklaren Geist gefangen, der Gegensatz gegen das Christentum aber wurde unter diesen Einflüssen bei ihm noch verschärft. Endlich gesellte sich zu allen diesen Einwirkungen noch ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Athen im J. 355, der bei seiner Leidenschaft für den Hellenismus geradezu berauschend auf ihn wirkte: der Tag, an welchem er Aufnahme in die eleusinischen Mysterien fand, schien dem schwärmerischen Jüngling der Höhepunkt seines Lebens. Mitten in solchem Schwelgen in Erinnerungen an Vergangenes und in Idealen für die Zukunft, die auf die Vergangenheit zurückgeführt werden sollte, traf ihn nun der Ruf des Kaisers, als Cäsar in Gallien eine eminent praktische Aufgabe zu lösen. Was er in dieser Stellung geleistet hat, werden wir nunmehr um so höher anschlagen, nachdem wir seine Erziehung, seinen Bildungsgang und seine Ziele als der Praxis des Lebens völlig fremd kennen gelernt haben. Und gewiß: trotz der Feindschaft des Constantius, die ihn nötigte seinen Haß gegen das Christentum zurückzuhalten und auf die Verwirklichung seiner süßesten Gedanken vorläufig zu verzichten, war die Zeit, die er in Gallien verlebte, für ihn die glücklichste. Denn auf den Thron gelangt fand er in seinem Ideale selbst einen weit schlimmeren Feind, als es der Kaiser je gewesen war.

Kaum war er in den Besitz der absoluten Gewalt gelangt, so war er auch entschlossen, dieselbe zur Wiederaufrichtung des Heidentums zu benützen — ein Versuch, die bisherige historische Entwicklung rückgängig zu machen, der mißlingen mußte und ihn nur um das Lob betrog, das seine vielen Tugenden auch während seiner Alleinherrschaft im reichsten Maße verdienten. Schon als er den Marsch gegen Constantius antrat — im Januar 361 — hatte er sich von dem christlichen Glaubensbekenntnis losgesagt; sobald er in Constantinopel eingezogen war, erließ er als Vorbereitung weiterer Schritte ein Edikt, das die Tempel der alten Götter mit ihren heidnischen Opfern wieder öffnete, — ein zweites, das unbedingte Gleichberechtigung aller Religionen und folgerichtig innerhalb der christlichen Kirche die Parität aller Glaubensbekenntnisse verkündete.

Nunmehr gedachte er zunächst mittelbar durch glanzvolle Wiederbelebung des heidnischen Gottesdienstes und die Stiftung einer auf der neuplatonischen Philosophie aufgebauten Religion dem Christentum Abbruch zu thun: indem er durch die Verwertung der Vorzüge, welche er dem Christentum zugestehen mußte, den Triumph der neuen Kirche zu sichern hoffte, ahmte er in der Organisation derselben die Hierarchie der christlichen Kirche nach, machte den Priestern seiner Tempel den würdigen Lebenswandel und die Übung der Lehrthätigkeit der christlichen Geistlichen zur Pflicht und führte die Werke christlicher Barmherzigkeit auch in seine Schöpfung ein. Bald aber ging er zu direkten Maßregeln gegen die Christen über, indem er der christlichen Kirche den Fortbesitz der ihr bisher zugewiesenen Güter und Rechte entzog und dadurch, daß er das Studium der altklassischen Literatur in den Schulen der christlichen Rhetoren und Grammatiker verbot, die Christen der geistigen Waffen für den Kampf gegen den Hellenismus zu berauben suchte: die christliche Religion erschien ihm auf sich selbst angewiesen als unfähig diesen Kampf zu bestehen. Blutige Verfolgung der Bekenner aber mied er grundsätzlich: das Wüten seiner Vorgänger hatte nur ihre Zahl vermehrt; bei seinen Maßregeln rechnete er mit dem Ehrgeize der Menschen, ihrer Scheu vor Entbehrungen und der innerhalb der christlichen Kirche herrschenden Spaltung. Was aber erreichte er? Wohl erlagen manche den Mitteln der Verführung, die ja an sich von der Höhe des Thrones ausgeübt eine besondere Macht besitzt; aber der größere und geistig bedeutendere Teil der Christenheit zeigte sich da, wo es Verteidigung des Glaubens gegen Angriffe von außen galt, trotz der inneren Zerrissenheit einig und selbst die Masse der Heiden stand den kaiserlichen Reformen des alten Glaubens ohne Verständnis und lebhaftes Interesse gegenüber.

Die volle Einsicht in das Vergebliche seiner Bestrebungen, ein Totes zu neuem Leben zu erwecken, ersparte dem Kaiser sein früher Tod, den er bei der treuen Erfüllung seiner kaiserlichen Pflichten gegen auswärtige Feinde fand. Julianus war entschlossen die Ehre der römischen Waffen im Osten gegen den eroberungslustigen Perserkönig zu wahren: schon im Mai des J. 362 verlegte er sein Hauptquartier nach Antiochia, der Hauptstadt Syriens, um hier die umfassendsten Vorbereitungen für den Angriff auf Persien zu treffen. Mit einem Heere von hunderttausend Mann — unter ihnen viele Tausende von Gothen — brach er im Frühling des nächsten Jahres auf: mit einer Schnelligkeit, die nur von der Kühnheit seiner Entwürfe überboten wurde, drang er mit dem Land-

heer über den Euphrat durch Mesopotamien zum Tigris vor; eine gewaltige Flotte begleitete auf dem Euphrat seinen Marsch und durchschnitt auf dem schon von Trajan angelegten Kanal, der diesen Fluß mit dem Tigris verband, das nördliche Babylonien. Gegenüber der Stadt Ktesiphon lagen die Streitkräfte Julians vereinigt, um den Übergang über den Strom zu erzwingen, dessen linkes Ufer von einem starken persischen Heere in günstiger Stellung verteidigt wurde. Ein zwölfstündiges Ringen endete mit der völligen Niederlage des Feindes am 27. Mai 363: das Innere des persischen Reiches lag erschlossen vor dem römischen Kaiser. Dieser Versuchung mit dem Ruhme Alexanders des Großen zu wetteifern vermochte der hochfliegende Geist Julians nicht zu widerstehen: er wies die Friedensvorschläge Sapors unklug zurück. Seiner Soldaten war er sicher: denn wie durch einen magischen Zauber gefesselt hingen sie an ihm in schwärmerischer Bewunderung der Größe, die er als der tüchtigste Soldat, der genialste Feldherr, der edelste Mensch an den Tag legte. So drang er siegesmutig in der Richtung nach Nordosten vorwärts. Bald aber belehrte ihn die Not, in welche quälende Hitze, Mangel an Proviant, endloses Kämpfen mit feindlichen Reiterschwärmen sein Heer versetzte, von der Notwendigkeit der Umkehr. Er trat den Rückzug nach dem obern Tigris durch das südöstliche Bergland von Armenien mit dem Entschlusse an, den Krieg im nächsten Jahre wieder aufzunehmen: dieselbe Energie, die Julianus bisher als Angreifer bewiesen hatte, zeigte er nunmehr bei der Aufgabe, sich des nachdringenden Feindes zu erwehren. Da geschah es aber mitten in einem Siege daß er des neuen Ruhmes, der Retter seines Heeres zu sein, verlustig ging: am Morgen des 26. Juni von einem Pfeile verwundet, als er eben den Angriff einer feindlichen Reiterabteilung zurückgeschlagen hatte, endete nach wenigen Stunden Julian sein Leben — wie die Legende erzählt, an dem Erfolge seines Lebens verzweifelnd. „Du hast gesiegt, Galiläer!“ soll er gerufen haben, als der Todespfeil aus seiner Wunde gezogen wurde. Und allerdings war sein Kampf gegen das Christentum, die Eingebung eines phantastischen Wahns, nur ein großartiger Irrtum, seine neue Kirche eine Fata Morgana; nunmehr zerrann vor seinen Augen auch noch der kriegerische Ruhm, den er im Orient zu ernten hoffte: sein ganzes Leben lag vor ihm als ein verfehltes. Sein Tod aber war trotz des großen Sieges, den an jenem Tage sein Heer erfocht, der Anfang unendlicher Schmach und Not des römischen Reiches.

Fünftes Kapitel.

Die Kaiser der pannonischen Dynastie und Theodosius der Große (363—395).

Jovianus, der Kommandant der kaiserlichen Garde, übernahm von den Befehlshabern dazu berufen die schwierige Aufgabe, den Rückzug des rings vom Feinde bedrohten Heeres zu vollenden. Aber der neue Kaiser war kein Xenophon und Sapor kein Artaxerxes. Der Perserkönig nötigte die Römer am linken Ufer des hochangeschwollenen Tigris, den sie vergeblich zu überschreiten versuchten, zu einem unrühmlichen Friedensschlusse: fünf Provinzen und zahlreiche Festungen auf dem linken Ufer des Flusses mußten abgetreten und das Bündnis, das Julianus mit dem Könige von Armenien geschlossen hatte, aufgegeben werden. Und selbst bei dieser Erniedrigung gelang es dem römischen Heere nur unter den größten Mühen und Gefahren Antiochia zu erreichen. Von hier aus hob Jovianus die Religionsedikte seines Vorgängers auf und verwies das Heidentum wieder in die Schranken eines geduldeten Kultus, innerhalb der christlichen Kirche aber entschied er sich gegen den Arianismus für das Glaubensbekenntnis von Nicäa. Allein noch ehe er Constantinopel erreichte, um sich hier in dem Besitze seiner neuen Herrschaft zu befestigen, ereilte ihn in dem bithynischen Städtchen Dadastana der Tod am 17. Febr. 364. An seine Stelle erhob die Wahl der Obersten zum Kaiser den Pannonier Valentinianus I. (364—375), einen wohl durch soldatische Vorzüge, Einfachheit der Sitten und Klarheit des Verstandes ausgezeichneten, aber geistig ungebildeten und leidenschaftlich rohen Mann. In richtiger Erkenntnis der Gefahren, welche an allen Grenzen das römische Reich bedrohten, ernannte dieser seinen Bruder Valens, auf dessen unbedingte Ergebenheit er zählen durfte, zum Mitregenten: er selbst übernahm die Hut des Westens, während Valens mit der Verteidigung der östlichen Provinzen beauftragt wurde.

Valentinian hat die ihm zugefallene Aufgabe nach innen und außen kraftvoll gelöst. Dem von dem staatsmännischen Blicke Constantins des Großen erkannten Bedürfnisse der Gewissensfreiheit versagte er trotz seiner eigenen Rechtgläubigkeit die Anerkennung nicht: dies schien ihm die Gerechtigkeit und die Notwendigkeit der Ruhe im Innern zu fordern; um ihretwillen strafte er auch jede Neigung zu Empörung in der strengsten, ja oft von seinem Naturell überwältigt in grausamer Weise. Die Ehre und Sicherheit des römischen Staates nach außen aber wahrte er in

blutigen Kriegen gegen alle Feinde, die am Rhein, an der Donau und in Britannien seine Herrschaft bestritten. Wieder waren im J. 366 die Alemannen in das römische Gebiet eingefallen: Valentinians Feldherr Jovinus trieb sie durch den Sieg bei Chalons an der Marne im J. 368 zurück und der Kaiser selbst führte ein Heer über den Rhein in ihr Land, schlug sie bei Rottenburg am Neckar und legte eine Reihe von Befestigungen am linken Ufer des Grenzstromes an. Und wie er den Mittelrhein gegen die Angriffe der südlichen Germanen verteidigte, so machte er den kühnen Seezügen der im Norden wohnenden Sachsen ein Ende, die in der Art der späteren Wikinger die Küsten von der Elbemündung bis Bordeaux mit ihren Kaperschiffen heimsuchten. Und gleichzeitig hielt in Britannien und Afrika sein Feldherr Theodosius, der Vater des späteren gleichnamigen Kaisers, die römische Herrschaft dort gegen die Caledonier, hier gegen den maurischen Fürsten Firmus aufrecht. Endlich — ein Beweis seiner überall gefürchteten Thatkraft — stellte Valentinian an der Donau das von den Quaden und Sarmaten mit Glück bekämpfte Ansehen Roms durch sein bloßes Erscheinen wieder her. Nicht das feindliche Schwert, sondern der eigene Jähzorn brachte ihm dort in den Winterquartieren den Tod: unfähig irgend welchen Widerspruch zu ertragen fiel er vom Schlage getroffen tot zu Boden, als die Gesandten der Quaden, die gekommen waren ihm ihre Unterwerfung anzubieten, ihr früheres feindliches Verhalten zu entschuldigen suchten (Nov. 375).

Schon im J. 368 hatte Valentinian seinen damals kaum zehn Jahre alten Sohn **Gratian** zum Augustus erhoben; eine Hofpartei, die es mit Justina, der zweiten Gemahlin des verstorbenen Kaisers hielt, nahm dieselbe Würde jetzt auch für den aus dieser Ehe stammenden Prinzen **Valentinian II.** in Anspruch. Den Westen des römischen Reiches beherrschten so nunmehr zwei Kaiser: der vierjährige Valentinian (375—39) schlug — zunächst unter der Regentschaft seiner Mutter — in Mailand, Gratian (375—383) in Trier, das schon der Lieblingsaufenthalt seines Vaters gewesen war, seine Residenz auf.

Während dieser Ereignisse hatte der Beherrscher des östlichen Teiles des römischen Reiches, **Valens** (364—378), glücklich den Thron gegen Prokopius, einen Anverwandten Julians, und die mit ihm verbündeten Gothen behauptet und wiederholt um Armeniens willen, wo die römische Diplomatie wieder nationale, Rom ergebene Fürsten auf den Thron zu bringen suchte, mit Sapor Krieg geführt. Noch war der Erfolg dieser Kämpfe in der Schwebe, als ein epochemachendes Ereignis die Kräfte des

gesamten Reiches in einer anderen Richtung in Anspruch nahm. Aus den Steppen der Wolga setzte sich das Nomadenvolk der Hunnen nach Westen in Bewegung, und mit ihnen in einem erzwungenen Bündnis vereinigt zog das Reitervolk der Alanen, soweit es nicht durch Auswanderung aus seinen Wohnsitzen zwischen Don und Wolga sich die Freiheit gewahrt und an der Ostsee eine neue Heimat gegründet hatte. Ihr Weg führte die beiden Völker in das weit ausgedehnte Gothenreich, das die Völkerschaften vom asow'schen Meere bis zu der Weichselmündung und gegen Westen vom Don bis zur Theiß umfaßte. Nicht zu einem Gesamtstaate verbunden lebten diese unter Königen, von welchen jeder mehrere Stämme als Heerfürst unter seiner Führung vereinigte. Die hervorragendsten dieser Einungen waren die Verbände der Ost- und Westgothen. Die Ostgothen standen unter der Herrschaft der Amalungen, aus deren Geschlechte der greise Hermanrich das Szepter führte, als die wilden asiatischen Horden das Land am linken Ufer des Don überschwemmten. An der Rettung seines Reiches verzweifelnd gab sich Hermanrich selbst den Tod: sein Nachfolger erlag dem Ansturm der Feinde und der größte Teil des Volkes leistete gezwungen dem Hunnenführer Heeresfolge. Umsonst versuchte der weiter gegen Westen jenseits des Dniester wohnende Bruderstamm der Westgothen den Anprall aufzuhalten: Athanarich, ihr „Richter" aus dem Geschlecht der Balthen, sah sich genötigt vom Dniester abgedrängt zwischen Pruth und Donau, später in den Karpathen des heutigen Siebenbürgen eine feste Stellung zu suchen, während Fridigern und Ablavius, zwei andere Führer des Volkes, mit Athanarich zerfallen sich an die Thracien gegenüberliegenden Ufer der Donau zurückzogen. Von hier aus baten diese beiden den Kaiser Valens um Aufnahme in das römische Reichsgebiet am rechten Donauufer. Das Gesuch, dessen Genehmigung die Rücksicht auf die große Zahl der Gäste widerriet, fand bei diesem, abgesehen von der kriegerischen Tüchtigkeit des Volkes, welche kräftige Hilfe gegen die drohenden Feinde versprach, einen Fürsprecher an dem arianischen Glauben, zu dem sich die Gothen allesamt bekannten und den Valens in schroffem Widerspruche mit der Kirchenpolitik seines Bruders in seinem Reiche schwärmerisch begünstigte. So zogen denn zweihunderttausend waffenfähige Westgothen mit ihren Familien und ihrer ganzen Habe in Niedermösien ein. Aber die Habsucht der römischen Beamten, die schon seit den Zeiten Constantins der Fluch des römischen Staates war, ließ die Berechnungen des Kaisers bald zu Schanden werden und seine Gnade zum Verderben des Reiches ausschlagen. Anstatt der Gefahr, die in der Aufnahme

solcher Massen in den Reichsverband enthalten war, durch rasche Verteilung des neuen Zuwachses zu begegnen, hielten die römischen Präfekten, Lupicinus und Maximus, die Einwanderer beisammen, um künstlich unter ihnen eine Not hervorzurufen, die sie zu ihrer eigenen Bereicherung in der schamlosesten Weise benützten. Die Verzweiflung drückte endlich den Gemißhandelten die Waffen in die Hand: Lupicinus von Fridigern überrascht wurde verjagt und ganz Thracien der Schauplatz der gräßlichsten Verheerung, mit welcher die Gothen ihre bisherigen Leiden rächten. Angesichts dieser unerhörten Gefahr bot Valens die gesamte Streitmacht seines Reiches auf; auch Gratian um Hilfe gebeten war bereit für die Rettung des Ostens einzutreten, wurde aber durch einen Einfall der Alemannen für die nächste Zeit in seinen Landen festgehalten. Die erste Schlacht zwischen den Kaiserlichen und Deutschen auf dem Weidenfeld bei Tomi in Niedermösien blieb unentschieden: aber die Vereinigung der Westgothen mit einem nördlich von der Donau streifenden ostgothischen Heere, das sich von der Unterwerfung unter die Hunnen frei erhalten hatte, verschaffte den Deutschen das Übergewicht über die römischen Feldherrn, welche sie zwischen der Donau und dem Balkan einzuschließen gedachten. Von neuem brachen sie nunmehr verstärkt durch Alanen und Sarmaten aus Mösien heraus nach Thracien, so daß das Volk von Constantinopel für seine Ruhe und den Genuß der Zirkusfreuden zitterte. Um den Ruhm des Sieges über die Barbaren sich zu sichern, eilte Valens, der sich selbst zu dem Heere begeben hatte, sich mit dem Feinde zu schlagen, ehe Gratian seine eben wieder gegen die Alemannen siegreichen Legionen herbeigeführt hätte und ihm den Lorber entrisse. Aber die Schlacht von Adrianopel am 9. Aug. 378 ward das Grab seiner Hoffnungen: nur ein kleiner Teil seiner großen Armee rettete sich unter dem Schutze der Nacht, Valens selbst fand an diesem Tage den Tod. Nun sah Constantinopel den entfesselten Feind vor seinen Mauern, doch vermochte Fridigern nicht sie zu erstürmen: aber das platte Land vom schwarzen Meere bis an die Grenze Istriens wurde von den Wütenden in eine Einöde verwandelt.

In dieser entsetzlichen Not erstand dem Reiche als Retter Theodosius (geb. 346), der Sohn des siegreichen Feldherrn, der unter Valentinian I. in Schottland und Afrika die Ehre der römischen Fahnen verteidigt hatte. Das Verdienst des Vaters war schlecht gelohnt worden: bald nach dem Tode seines Kaisers im J. 375 hatten falsche Ankläger ihn als Hochverräter dem Beile des Henkers überliefert. Seitdem lebte Theodosius fern von Staatsgeschäften in dem heimatlichen Spanien mit der Bewirt-

schaftung des von dem Vater geerbten Landgutes beschäftigt. Nunmehr aber berief ihn Gratianus, der trotz der größten Eile zu spät gekommen war, um sich an dem Kampfe gegen die Gothen zu beteiligen, als Augustus und übertrug ihm die Verwaltung des Orients samt Thracien und Illyrien. Das Andenken seines Vaters, sowie die Vorzüge seines eigenen Geistes und Herzens ließen neben seiner königlichen Erscheinung ihn dem Volk und Heere als den berufenen Helfer in der Not erscheinen. Mit großartiger Klugheit nahm Theodosius den Wiederaufbau des zerfallenden Reiches in die Hand: indem er strenge Mannszucht im Heere herstellte, machte er dasselbe fähig in dem Verteidigungskriege, auf den er sich zunächst beschränkte, im rechten Augenblicke den siegestrunkenen Feinden mit Erfolg gegenüberzutreten; kleine Siege ließen das Selbstvertrauen des römischen Heeres erstarken, während sie die Zuversicht der Gegner dämpften; diese selbst wußte seine diplomatische Geschicklichkeit — zumal nach dem Tode Fridigerns — zu entzweien, ja sogar manche ihrer Führer durch Benützung ihrer Eifersucht für den römischen Kriegsdienst zu werben. Das ganze Heer des Westgothen Athanarich trat durch seine Klugheit und Ritterlichkeit gewonnen in römischen Sold; die Ostgothen, die nach der Schlacht am Weidenfeld sich mit Fridigern vereinigt hatten, nach dessen Tode aber auf eigene Faust in den Ländern südlich der Donau schweiften, besiegte er. So allmählich der Feinde Herr geworden wagte er den kühnen Versuch, dem ferneren Kriege mit seinem zweifelhaften Ausgang dadurch vorzubeugen, daß er das überwundene Volk — freilich fast als Staat im Staate — in den römischen Reichsverband aufnahm und ihm Wohnsitze im Innern des Landes anbot. Die Westgothen wurden unter ihren alten Stammfürsten, die nur die Oberhoheit des römischen Reiches anzuerkennen brauchten, in dem verödeten Thracien angesiedelt, vierzigtausend Mann sogar mit großen Vorrechten dem römischen Heere als ein besonderer Truppenkörper einverleibt; Deutsche waren es, die auch einen großen Teil der Hofämter und Kommandostellen bekleideten. Theodosius gedachte durch diese Ordnung der Dinge die neuen Bürger dem Reiche in Dankbarkeit eng zu verbinden und sie allmählich durch einheitliche Bildung mit den alten Einwohnern zu verschmelzen. Wie sehr er sich freilich in dieser Hoffnung täuschte, wird die Geschichte der nächsten Jahrzehnte lehren: die Gothen blieben den Römern Barbaren, die Römer den Gothen ein Gegenstand der Geringschätzung; auch trennte die beiden Völker das Glaubensbekenntnis, indem Theodosius kurz nach seiner Ernennung zum Augustus in seinem Reichsteil das nicänische Glaubensbekenntnis als das allein an-

erkannte verkündete, die Gothen aber an dem arianischen Glauben festhielten, der bei ihnen durch den Bischof Ulfilas (311—381), den ersten deutschen Übersetzer der Bibel, begründet worden war.

Als Theodosius die Verhältnisse des östlichen Reiches zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht hatte, nahmen seine Aufmerksamkeit die Ereignisse in Gallien in Anspruch. Hier herrschte Gratian nach rühmlichen Thaten ausgeartet in Neigungen, die eines Kaisers unwürdig ihm Volk und Heer entfremdeten: der Sport der Jagd hatte sich seiner in solchem Maße bemächtigt, daß seine frühere Liebenswürdigkeit durch diese Leidenschaft verdunkelt wurde. Das Heer in Britannien gab diesem Gefühle der Entfremdung zuerst Ausdruck, indem es seinen Befehlshaber, den Spanier Maximus, zum Kaiser proklamierte, dem sogar die eigenen Truppen Gratians huldigten, als er in Gallien gelandet war. Vergebens suchte nun der von den Seinen Verlassene den Hof seines Bruders Valentinian II. in Mailand als Flüchtling zu erreichen; er wurde von dem Statthalter in Lyon hinterlistig festgehalten und von den nachsetzenden Reitern des Usurpators am 25. Aug. 383 getötet. Theodosius, den damals die Neuordnung der östlichen Provinzen noch zu sehr beschäftigte, hatte sich diesen Staatsstreich gefallen lassen und Maximus als den Beherrscher Galliens und der mit diesem Lande verbundenen Gebiete anerkannt. Aber die Wünsche des neuen Imperators beschränkten sich nicht auf diese engen Grenzen, sondern unter dem Scheine eines Kämpfers für den echten Christenglauben, den Justina, die Reichsverweserin für den unmündigen Valentinian, verleugnete, brach er in Italien ein und bemächtigte sich der Hauptstadt Mailand, die Justina mit ihrem Sohne verließ, um in Thessalonike die Hilfe des oströmischen Kaisers anzurufen. Da zog Theodosius, der um diese Zeit sich mit Valentinians Schwester Galla vermählte, für die Bedrängten das Schwert, und bei Siscia in Pannonien geschlagen wurde Maximus von seinen Soldaten 388 ermordet. Durch diesen Sieg gelangte Valentinian zur Alleinherrschaft über das Abendland, aber er kam nicht dazu, dieselbe persönlich zu führen. Denn bis zu dem Tode seiner Mutter im J. 391 ward er von dieser geleitet, dann aber verfiel er dem Einflusse des verschlagenen Franken Arbogast, der als Befehlshaber der gallischen Heere diese Stellung zu seiner eigenen Erhebung zu benützen gedachte. Ein Versuch des jugendlichen Kaisers, sich aus der Gewalt des Ehrgeizigen zu befreien, dessen Pläne er allmählich durchschaute, scheiterte an dem Trotze, mit welchem derselbe die ihm verkündigte Absetzung ignorierte: bald darauf wurde Valentinian in seinem Gemache erdrosselt gefunden. Theodosius, phlegma-

tischen Temperamentes, ließ es geschehen, daß Arbogast die kaiserliche Würde dem weströmischen Kanzler Eugenius übertrug, der von ihm erhoben sich seiner Leitung fügen mußte. Zwei volle Jahre vergingen, bis sich der Kaiser aufraffte, um Rache für den ermordeten Schwager zu nehmen: Arbogast erwartete ihn unter den Mauern der festen Stadt Aquileja. Fast schien es nach dem Ergebnis des ersten Schlachttages, als ob das Recht unterliegen sollte; der zweite Tag jedoch brachte die Entscheidung durch den Übertritt mehrerer weströmischer Heerführer zu Theodosius und die Wirkungen einer Bora, welche den Soldaten Arbogasts Sand und Staub in die Augen wehte und sie so den Angriffen der Feinde bloß stellte. Eugenius wurde gefangen und von den erbitterten Siegern niedergestoßen, Arbogast gab sich wenige Tage nach der Schlacht auf der Flucht selbst den Tod. Die Frucht des Sieges war für Theodosius, daß nunmehr wieder das ganze Reich unter seinem Szepter vereinigt war. Es war dies im J. 394.

Der von ihm schon bisher geführte Kampf gegen das Heidentum, in welchem er seit dem J. 380 in verschiedenen Edikten die Ausübung des heidnischen Kultus ohne Rücksicht auf die bisherige Duldsamkeit für strafbar erklärt hatte, fand nunmehr seinen Abschluß in der Aufhebung der mehr als tausendjährigen olympischen Spiele: als Wahrzeichen des Endes des Hellenismus wurde das Zeusbild des Phidias nach Constantinopel verbracht. Seitdem fristete das Heidentum nur mehr ein kümmerliches Dasein in den Gelehrtenschulen, besonders der von Athen, und unter der Landbevölkerung, den „pagani“, welches Wort mit „Heiden“ gleichbedeutend wurde. Mit derselben Energie aber bekämpfte Theodosius auch die Spaltung innerhalb der christlichen Kirche: das von ihm im J. 381 berufene Konzil von Constantinopel verfehmte unter seinem Einflusse den Arianismus, Manichäismus und alle von der Orthodoxie des nicänischen Glaubensbekenntnisses abweichenden Lehrmeinungen — nur vermochte er nicht den deutschen Völkern, die in seinem Reiche angesiedelt waren, ihren arianischen Glauben zu entreißen. Wir dürfen annehmen, daß dieser kirchliche Eifer bei Theodosius Ausfluß religiöser Überzeugung war, wenn auch seine Leidenschaftlichkeit ihn oft selbst zu unchristlichen Maßregeln fortriß oder der Roheit der fanatischen Menge gestattete ungestraft gegen Ketzer zu toben. Wie sehr er nach solchen Handlungen einer wilden Natur des Gefühles der Reue und Buße fähig war, bewies die demütige Unterwerfung des gewaltigen Kaisers unter die Kirchenzucht des Mailänder Bischofs Ambrosius. Siebentausend — nach anderen Berichten fünfzehntausend — Menschen hatte Theodosius im Theater von Thessalonike im J. 390 hinterlistig schlachten lassen, um

für die Ermordung einiger kaiserlicher Offiziere an dem schuldigen Pöbel der Stadt Rache zu nehmen. Da verwehrte Ambrosius als der Hüter der Religion und Menschlichkeit dem Blutbefleckten acht Monate lang den Eintritt in die Kirche, und Theodosius mußte, ein reumütiger David, vor der Gemeinde seine Sünde bekennen und öffentlich Buße thun.

Nur kurze Zeit erfreute sich der Sieger von Aquileja der Alleinherrschaft: schon am 17. Januar 395 starb Theodosius an der Wassersucht, der Folge übermäßiger Anstrengungen. Er hinterließ zwei Söhne, Arkadius (geb. 377) und Honorius (geb. 384), die beide von ihm schon in jungen Jahren zu der Würde eines Augustus erhoben worden waren. Angesichts des Todes empfahl er die Prinzen dem Beistand des ihm vor allen Generalen teuren Stilicho, des Gemahls seiner Nichte und Adoptivtochter Serena. Ein Vandale aus einem in Pannonien angesiedelten Stamme hatte dieser durch seine äußere Erscheinung sowohl als durch seine militärischen Leistungen die Zuneigung des Kaisers sich im höchsten Maße erworben und noch zuletzt in dem Kriege mit Arbogast sich als zweiter Kommandant des Heeres ausgezeichnet. Ihm gab Theodosius jetzt den Vorzug vor dem Präfekten des Orients, dem Gallier Rufinus, der sonst bei ihm durch sein Verwaltungstalent sich der größten Anerkennung erfreute. Die Rivalität der beiden sollte für das Reich verhängnisvoll werden.

Sechstes Kapitel.

Die Kulturverhältnisse in den letzten Zeiten des römischen Reiches.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Sieg des Christentums, das wichtigste Ereignis der letzten Zeit des römischen Reiches, auch auf den Entwicklungsgang der Literatur von wesentlichem Einfluß sein mußte. War es auch im ganzen das Prinzip der Kaiser bis auf Theodosius, neben dem Christentum dem Polytheismus das Recht der Forteristenz einzuräumen, so war doch thatsächlich dieser mit der einmal ihm genommenen Herrschaft zum Tode verurteilt: der Auflösungsprozeß konnte nicht mehr aufgehalten werden. Von großen Schöpfungen der im Todeskampf liegenden antiken Weltanschauung kann natürlich nicht die Rede sein: ihre höchste Leistung beschränkte sich auf mehr oder minder gelungene Reproduktion klassischer Formen — eine Thätigkeit, welche den Mangel origineller Ge-

danken erst recht fühlbar macht. Wir werden uns damit begnügen, aus der großen Zahl der Schriftsteller dieser Periode diejenigen herauszuheben, deren Namen der heutigen gebildeten Welt geläufig sind.

Die Geistesarmut der Zeit bezeugen in erster Linie ihre Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung: sie beschränken sich zum größten Teile auf Auszüge aus älteren Werken. So ist Marius Maximus, ein Historiker aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, die Quelle eines Teiles der Kaiserbiographien von Hadrian bis Numerian, welche zur Zeit des Diokletian und Constantin von den sechs sogen. scriptores historiae Augustae (Spartianus, Gallicanus, Pollio; Vopiscus, Lampridius, Capitolinus) geschrieben wurden; Auszüge aus verschiedenen Quellen gibt Aurelius Victor in seiner bis zum J. 360 reichenden Kaisergeschichte; ein unbekannter Zeitgenosse desselben exzerpierte Cornel, Livius, Sueton, Florus, um in der Schrift de viris illustribus urbis Romae die Geschichte des römischen Staates von Romulus bis Augustus darzustellen; Livius, Sueton, die Kaiserbiographien des Spartianus u. s. w. sind die Grundlagen des Abrisses der römischen Geschichte bis zum J. 364, welchen Eutropius, der Geheimschreiber des Kaisers Julianus, uns hinterlassen hat. Auch das in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts mit christlich-apologetischer Tendenz verfaßte Kompendium des Presbyters Orosius erhebt sich eben so wenig, als die gleichzeitige „neue Geschichte" des heidnischen Zosimus über diesen dürftigen Standpunkt. Höheren sachlichen Wert hat allein der Rest, der uns von dem Geschichtswerke des Ammianus Marcellinus als Quelle für die Kenntnis der Zeitgeschichte von 353 bis 378 erhalten ist: gut unterrichtet als Zeitgenosse der erzählten Ereignisse, vielfach auch an ihnen als Soldat thätig beteiligt und dabei wahrheitsliebend ist er trotz seines ungeheuerlichen Lateins — wenigstens im Vergleich mit seinen Vorgängern seit Hadrian — ein achtungswerter Historiker. Seine Befähigung den Zusammenhang der Begebenheiten und den Charakter der handelnden Personen zu erfassen, seine Kenntnis des Lebens und die Unparteilichkeit seines Urteils, die sich nicht verschließt vor der Einsicht in die Verkommenheit der römischen Verhältnisse und die Bedeutung der germanischen Völker, entschädigen in einem gewissen Grade für die Mängel seiner Darstellung.

Hin und wieder liefern Beiträge zur Geschichtschreibung auch die Erzeugnisse der Beredsamkeit, die hauptsächlich in den Rhetorenschulen Galliens Pflege fand. Aber diese Kunst ist meist die feile Dienerin der Politik geworden — ihre Lobreden auf die Kaiser, welche die Nachahmung cicero-

nianischen Stiles und servile Huldigung sich zur Aufgabe machen, bezeugen nur, daß es viel leichter ist die Form zu retten als den entflohenen Geist zurückzurufen. Der bekannteste dieser Panegyriker ist Q. Aurelius Symmachus (350—420), ein Anhänger des Heidentums, der in seinen Reden auf Valentinian I. und Gratian ebenso, wie in seinen Briefen große sprachliche Gewandtheit, aber wenig Gedanken zeigt; aber auch sein christlicher Nachahmer Apollinaris Sidonius, Bischof von Clermont, (gest. 488) teilt diese Eigenschaften. Und dieselbe Gedankenarmut kennzeichnet auch die wissenschaftliche Literatur der Zeit: Juristen wie Grammatiker erheben sich nicht über die Thätigkeit des Sammlers oder Schulmeisters — die Produktivität eines Papinianus war in dieser Periode erloschen und auch das Verdienst der bedeutendsten Grammatiker, wie Charisius und Diomedes, beschränkt sich auf die Reproduktion älterer grammatischer Werke oder, wie dies bei Donatus, dem Erklärer des Terenz, und bei Servius, dem Verfasser der Scholien zu Vergil, der Fall ist, auf die Sammlung eines in vielen Büchern zerstreuten gelehrten Materials. Auf demselben Standpunkt kompilatorischer Thätigkeit steht auch der Afrikaner Makrobius (Schluß des vierten Jahrhunderts), dessen Saturnalia in der Form von Tischgesprächen nach dem Muster des Gellius außer Erörterungen über Vergil alle möglichen Dinge behandeln, und sein jüngerer Zeitgenosse Martianus Capella, dessen „Vermählung des Merkurius mit der Philologie" den Stoff aus Varro, Plinius und zahlreichen anderen Quellen entlehnt.

Dasselbe Überwiegen des formalen Elementes zeigen auch die poetischen Leistungen der Zeit. Wie hätte auch in dem bureaukratisch gewordenen Staat, in dem auch die Literatur ein Mittel der Herrschaft geworden war, und bei der mannigfachen Not der Zeit wahre Poesie gedeihen können? Gewandtheit in der Handhabung der metrischen und sprachlichen Formen war, wie schon seit Hadrian, das Hauptverdienst der Dichter — eine Gewandtheit, die sich zur Absurdität der lächerlichsten Künstelei verstieg, wenn z. B. Optatianus unter Constantin 26 Gedichte in Hexametern von gleicher Buchstabenzahl verfaßt und obendrein in das Gedicht durch Anwendung der Form des Akrostichon oder mittelst einer noch schwierigeren Mosaikarbeit rotbezeichneter Buchstaben ein zweites Gedicht, im letzteren Falle auch noch irgend eine Zeichnung verwoben hat. Oder was läßt sich von dem Geschmacke eines Dichters sagen, der eine Rinderseuche in asklepiadeischen und glykoneischen Versen besingt? Nur zwei Dichter jener Zeit erheben sich über das Maß des Gewöhnlichen: Ausonius und Claudian. Ausonius aus Bordeaux (310—390) — uns neuerdings wiederholt näher gerückt

durch den Anteil, welchen deutsche Dichter an ihm selbst und seiner alemannischen Gattin Bissula genommen haben — hat durch seine an Ovid erinnernde Formgewandtheit und die Fülle oft interessanten Stoffes sich nicht bloß die Bewunderung seiner Zeitgenossen erworben, denen auch schon diese Eigenschaften zum Ruhme eines Poeten genügten, sondern manche seiner Dichtungen — insbesondere die Mosella, die Schilderung einer Rhein- und Moselreise von Bingen bis Trier — sind bis zum heutigen Tage viel gelesen. Wie die äußere Lebensgeschichte des Ausonius diesen mit Gratianus, seinem Zögling, engverbunden zeigt, so hängt die Poesie des Claudianus (gest. ca. 408) zusammen mit dem Hofe Theodosius des Großen und seines Sohnes Honorius. Obwohl in Alexandria geboren hat er — darin unterschieden von Ammianus Marcellinus, dessen Latein nie seine Abstammung aus Antiochia zu überwinden vermochte — die lateinische Sprache und Verskunst sich mit Meisterschaft angeeignet und in den verschiedenartigsten Gattungen der Poesie, mythologischen Gedichten, Episteln, Idyllen, Epigrammen, insbesondere aber epischen an die Zeitgeschichte angeschlossenen Dichtungen gehandhabt.

Bereits treten aber neben den genannten Dichtern, die — ihrer Religion nach mit Ausnahme des Claudianus Christen — als Literaten sich an die altklassische heidnische Bildung anschließen, spezifisch christliche Dichter auf. An ihrer Spitze steht der gewaltige Bischof von Mailand, Ambrosius (340 - 397), dessen Hymnen mit ihren schon häufig gereimten Versen den Charakter des Kirchenliedes für alle Zeiten bestimmt haben, und der Spanier Prudentius (348—410), dessen Dichtungen, insbesondere seine Lieder zum Preise christlicher Märtyrer, in dem Gewande altklassischer Formen beredte Zeugnisse des neuen Glaubens sind. Und ebenso wie auf dem Gebiete der Poesie die christliche Kirche neben dem absterbenden Heidentume Neues schuf, entwickelte sie aus sich zu derselben Zeit eine höchst bedeutende prosaische Literatur. Freilich mag dieses Lob noch nicht dem afrikanischen Rhetor Arnobius gebühren, der unter Diokletian mehr energisch als ästhetisch befriedigend das Heidentum bekämpfte, aber schon sein Schüler Laktantius, der Lehrer des ältesten Sohnes Constantins, des Prinzen Crispus, zeigt in seiner populär gehaltenen Dogmatik (institutiones divinae) die Eigenschaft, welche die klassische Periode der christlichen Literatur kennzeichnet: die Vermählung christlichen Glaubens mit antiker Bildung; sein Latein hat ihm den Ehrennamen des christlichen Cicero erworben. Den Höhepunkt dieser Literatur aber bezeichnen Hieronymus (331—420) und der etwas jüngere Augustin (354—430).

Hieronymus, in Dalmatien geboren und nach einem bewegten Leben endlich als Mönch zu Bethlehem zur Ruhe gekommen, hat abgesehen von seinen zahlreichen erklärenden und historischen Schriften darum besondere Bedeutung, weil seine Bibelübersetzung die Grundlage des noch heute in der katholischen Kirche geltenden lateinischen Textes, der „Vulgata" geworden ist; Augustinus aber zeigt jene Eigenschaft der Vermittlung zwischen Altertum und Gegenwart besonders in seinem „Gottesstaat" (de civitate dei), während andererseits seine „Selbstbekenntnisse" (confessiones) durch die in ihnen enthaltene persönliche Lebens- und Entwicklungsgeschichte des Verfassers ein besonderes Interesse erregen. Der Name seiner Mutter Monika ist durch diese Schrift geradezu der Typus einer treubesorgten Mutter geworden, die den von ihr christlich erzogenen, bald aber durch Ehrgeiz und Sinnlichkeit verweltlichten Sohn durch alle Schwankungen des Lebens mit ihren Ermahnungen und Gebeten unablässig begleitet, bis sie ihn auf dem rechten Wege weiß. Und neben der Mutter ist es Ambrosius, der den bisher in Irrtum der Lehre Befangenen für ein innerliches Christentum gewann und ihm für seine Thätigkeit, die bis zu seinem 33. Lebensjahre die eines Lehrers der Rhetorik in Karthago, seiner Vaterstadt Tagaste in Numidien und in Rom gewesen war, neue Bahnen anwies. Im Dienste der Kirche, insbesondere im Kampfe gegen die Irrlehren des Mönches Pelagius aus der Bretagne, welcher das Dogma von der Erbsünde bestritt, und gegen die im Übermaß strenge Kirchenzucht fordernde Sekte der Donatisten, entwickelte nunmehr Augustin als Schriftsteller und Prediger eine für die Geschichte des Christentums epochemachende, nicht bloß auf seine Zeit beschränkte Wirksamkeit, die ihn bei der Richtung seiner Theologie auf das Innere des Menschen als eine dem Sokrates in ihrer Bedeutung für das geistige Leben verwandte Persönlichkeit erscheinen läßt. Er starb als Bischof von Hippo in Afrika, während die Stadt von den Vandalen belagert wurde, am 28. August 430. Die Kulturgeschichte knüpft an die Namen des Augustinus, Ambrosius und Hieronymus die Verbreitung des im Beginne des vierten Jahrhunderts zuerst in Ägypten zu Tage tretenden Anachoreten- und Mönchtums im Abendlande.

Wie in der Literatur das Heidentum sich in dieser Periode unfähig zeigte Neues zu schaffen, das Christentum aber dem geistigen Leben einen neuen Inhalt gab, so zehrt auch die Kunst der antiken Welt vorzugsweise von den Erinnerungen an die Vergangenheit, deren Werke sie im ganzen wiederholt: dies gilt von den Thermen des Diokletian, den größten und prächtigsten Bauwerken dieser Art, dem Triumphbogen des Constantin

und einer Reihe römischer Tempelbauten aus dieser letzten Zeit des antiken Lebens. Auch die Neubauten in dem aus dem Boden gezauberten Constantinopel sind abgesehen von den Kirchenbauten, die für den christlichen Kultus bestimmt waren, nicht sowohl die Verkörperung neuer Ideen als Reproduktionen in kolossalem Maßstabe. Nur die eine Thatsache macht sich zum Unterschiede von den früheren Zeiten als eine Folge der veränderten Stellung der Stadt Rom bemerklich, daß auch außerhalb der beiden Hauptstädte in den Provinzen, besonders in Gallien, mächtige Bauwerke erstehen: die damalige Bedeutung Triers als des Mittelpunktes der römischen Herrschaft im Abendlande spricht sich in zahlreichen baulichen Resten, einem Amphitheater, einer Basilika, Thermen, dann der wohl erhaltenen Porta nigra ꝛc. aus. Die gänzliche Unfähigkeit der antiken Kunst im Gebiete der Plastik aber bewies nichts so deutlich als das rohe Verfahren, mit welchem Constantinopel, statt durch neue Schöpfungen den seiner würdigen Bilderschmuck zu finden, mit dem Raube des ganzen Reiches aufgeputzt wurde. Und doch schloß sich an die Gründung der neuen Hauptstadt ein Aufschwung der Kunst an, der aber mit dem Aufschwung der christlichen Kirche zusammenhing. Mit ihrer Anerkennung durch den Staat erhielt diese das Recht öffentlicher Religionsübung. Nicht mehr durch die Not auf das Versteck der Katakomben beschränkt, suchte die Gemeinde für ihre öffentliche Religionsübung würdige Räume zu schaffen: das Bedürfnis, einer zahlreichen Versammlung die gemeinsame Teilnahme an den kirchlichen Handlungen zu ermöglichen, führte die altchristliche Baukunst nunmehr auf die fruchtbare Idee, die antike Form der Basilika d. i. der römischen Markt- und Gerichtshalle, für die Zwecke des christlichen Kultus umzuformen. Die in der heidnischen Basilika für die Gerichtsverhandlungen bestimmte gewölbte Nische oder Apsis, welche über dem Langhaus erhöht dem Eingange gegenüber lag, eignete sich in ihrer Absonderung wohl für die Aufnahme der Priesterschaft und des bischöflichen Thrones — ihre von keinen Fenstern durchbrochenen Wände und die Wölbung der Decke luden ein zu malerischer Ausschmückung. Die christliche Kirche, bemüht in kraftvoll ausgeprägten Typen die heiligen Gestalten, auf deren Darstellung sie sich auch jetzt noch neben der Wiederholung ihrer alten Symbole beschränkte, eindringlich und Ehrfurcht gebietend darzustellen, benützte zu diesem Zwecke die Kunst des bisher nur zum Schmucke des Fußbodens verwendeten Mosaiks das abgesehen von größerer Dauerhaftigkeit seinen Schöpfungen den Charakter erhabenen Ernstes verlieh. War so durch die Apsis der Sitz der Priesterschaft von dem der Gemeinde zugewiesenen Raume geschieden, so

stellte wieder die Stätte des Opfers, der Altar, der zwischen Apsis und Langhaus sich erhob, zwischen diesen beiden Teilen des Heiligtums eine ideelle Verbindung her. Über ihm wölbte sich im feierlichen Glanze der Goldmosaik strahlend und von zwei mächtigen Säulen getragen ein Triumphbogen. Das für die Gemeinde bestimmte Langhaus aber zerfiel in ein weites und hohes Mittelschiff und zwei oder vier von demselben und unter sich durch Säulenreihen geschiedene niedrigere Seitenschiffe; die von den Säulen des Mittelschiffes getragene Obermauer desselben aber zeigte außer rhythmisch gegliederten Malereien weite Fenster, durch welche der Tempel reichliche Beleuchtung empfing. Dieser Grundplan der christlichen Basilika, von dem der heidnischen fast nur durch das Fehlen der sonst zwischen dem Tribunal und dem Langhaus angebrachten Säulen unterschieden, erhielt im Laufe der Zeit in der byzantinischen und romanischen Architektur mannigfache Erweiterungen, ohne aber durch sie seinen ursprünglichen Charakter zu verlieren. Bezüglich des Äußeren aber hielt man von vornherein die überlieferte Grundform fest, nur daß man häufig die Façade bemalte. Denn die Kunst der Malerei fand in diesen ersten kirchlichen Bauten die ausgedehnteste Anwendung, weil sie bei ihrer größeren Unabhängigkeit von der antiken Überlieferung mehr als die Architektur den spezifischen christlichen Ideen Ausdruck zu geben vermochte.

Von Constantins Gunst und Baulust gefördert schuf die nunmehr anerkannte Kirche solche Kultusstätten in großer Zahl: noch ist von ihnen — wenigstens in den Grundzügen — aus dieser Zeit erhalten die Marienkirche zu Bethlehem, eine Gründung der Kaiserin-Mutter Helena; die von Theodosius gebaute größte Basilika der Welt, Sankt Paul vor den Mauern in Rom, wurde leider im J. 1823 ein Raub der Flammen. Wo aber der Zweck des kirchlichen Gebäudes nicht der Gottesdienst der Gesamtgemeinde war, wie z. B. bei Tauf- und Grabkapellen, kamen auch andere Stilgattungen der Architektur zur Anwendung: so ist die Taufkapelle des Lateran in Rom ein achteckiger Bau, das Grabmal der Constantia, der Tochter Constantins, ein Rundbau mit Kuppelbedachung.

Fünfzehntes Buch.

Der Zerfall des weströmischen Reiches.

(395—476 n. Chr.).

Erstes Kapitel.

Stilicho.

Mit dem Tode Theodosius des Großen ist die Geschichte des römischen Reiches abgeschlossen: von nun an erscheint dasselbe für alle Zeiten nicht bloß geteilt, sondern immer mehr durch Feindschaft der beiden Hälften getrennt. Dieser Gegensatz trat sofort zu Tage, als die beiden Söhne des letzten römischen Kaisers das Reich also unter sich teilten, daß Arkadius unter der Leitung des Rufinus den Orient mit der östlichen Hälfte von Illyrikum, Honorius aber unter der Vormundschaft Stilichos den Westen mit den illyrischen Ländern Dalmatien, Pannonien und Norikum beherrschen sollte. Wir begnügen uns mit einer kurzen Darstellung der Geschichte dieses weströmischen Reiches: denn auf seinem Boden vollzog sich der endliche Sieg der Deutschen über Rom und die Begründung einer neuen von der germanischen Rasse getragenen Kultur, während der Osten in einem fast tausendjährigen Fortbestand seines zur Mumie erstarrenden Kaisertums sich in ein griechisches Reich verwandelte.

Honorius, ein elfjähriger Knabe bei seinem Regierungsantritt, blieb bis zu seinem Tode im J. 423 geistig und moralisch ein Kind; aber sein Reich beherrscht und schirmt mit der Treue und der Heldenkraft eines Deutschen der Vandale Stilicho.

Die Westgothen, eben erst durch die nur zu sanguinische Politik des verstorbenen Kaisers zur Ruhe gebracht, gleichwohl aber von ihren Verhältnissen nicht befriedigt, fanden an ihrem jungen König Alarich den

nationalen Helden, in dem sich der Gedanke eines selbständigen Westgothenreiches verkörperte. Urplötzlich stand dieser vor Constantinopel. Rufinus, außer stande ihm ein Heer entgegenzustellen, befreite die Hauptstadt von dem drohenden Feinde durch Künste einer treulosen Staatskunst, welche den Zusammenhang des römischen Reiches aus persönlicher Feindschaft verleugnend die Gefahr auf den westlichen Reichsteil zu wälzen versuchte. Alarich ließ sich bestimmen von Constantinopel nach den westlichen illyrischen Ländern abzuziehen, um hier das neue Reich mit Zustimmung Ostroms zu begründen. Schon stand er an der Küste Dalmatiens, um von hier weiter nach Norden vorzudringen, als der Anmarsch Stilichos mit einem überlegenen Heere ihn veranlaßte sich nach Thessalien zu werfen. Nur die Thorheit des oströmischen Kaisers Arkadius im Bunde mit der verbissenen Eifersucht seines Ministers rettete den deutschen König vor der Vernichtung, mit der Stilicho — schon bis Thessalonike vorgerückt — ihn bedrohte. Rufinus verlangte von dem ihm verhaßten General des Honorius die Räumung des oströmischen Bodens und die Entlassung der in seinem Heere dienenden oströmischen Truppen. Stilicho, dessen deutscher Charakter vor einer Empörung gegen den Sohn seines einstigen Herrn zurückschrak, gehorchte dem im Namen des Kaisers erteilten Befehle und ging nach Dalmatien zurück; Alarich aber, von einem Rückzug nach Norden abgeschnitten, warf sich mit dem neuen Plane, den Peloponnes zum Sitze seiner neuen Herrschaft zu machen, auf das wehrlose Griechenland: Rufinus mußte es mit ansehen, wie dieses oströmische Land in der schonungslosesten Weise ausgeplündert wurde, ehe er ein Heer gegen die Eindringlinge auszusenden vermochte. Und als endlich um Constantinopel eine Armee versammelt war, fand der Treulose einen treulosen Tod; er wurde bei einer Truppenschau im Nov. 395 auf Anstiften des gothischen Generals Gainas ermordet. Nunmehr bot Stilicho dem ratlosen Hofe von Byzanz seine bisher verschmähte Hilfe selber an: mit wunderbarer Energie hatte er in kurzer Zeit bis zum Sommer des nächsten Jahres den Feind im Peloponnes eingeschlossen, daß ihm nur die Wahl zwischen Ergebung und dem Hungertode blieb. Doch — urplötzlich entließ der Vandale den gefangenen Gothen aus seiner Umarmung und dieser zog mit seiner ganzen Beute nach Epirus ab. Was den weströmischen Heerführer zu diesem Verfahren bestimmte, ist ein Rätsel, das aber wahrscheinlich in der durch Eutropius, den Nachfolger des Rufinus, fortgesetzten ränkevollen Politik des oströmischen Hofes seine Lösung finden mag. Was blieb nunmehr diesem übrig, als den Gothen den Besitz von Epirus samt dem östlichen

Illyrien einzuräumen und an Stilicho durch eine Achtserklärung und die Einziehung seiner Besitzungen im Ostreiche Rache zu nehmen?

Die geheime Absicht Stilichos, sich an Alarich einen dankbaren Verbündeten gegen Ostrom zu gewinnen, erwies sich jedoch bald als Irrtum. Dieser — nur auf seine politischen Interessen bedacht, wohl aber auch von Constantinopel aus angeregt — entschloß sich plötzlich (Ende des J. 401) zu einem Einfall in Italien. Stilicho, eben von kriegerischen Verwicklungen in Norikum und Rätien in Anspruch genommen, vermittelte in Eile dort den Frieden und zog die Legionen von Britannien und vom Rheine an sich: es war die höchste Zeit, als er im Frühjahr 402 von Norden her gegen den Feind anrückte, der bereits sich anschickte Mailand, den Sitz des Kaisers Honorius, zu belagern. Es gelang ihm sich der Stadt zu versichern, die Gothen aber durch seine überlegene Feldherrnkunst gegen Südwesten zu drängen, bis er des Sieges im voraus gewiß ihm die Schlacht bei Pollentia am Flusse Tanarus (6. April 402) anbot. Besiegt zog sich Alarich nach Osten zurück, kündigte aber selbst schon im nächsten Jahre den bestehenden Waffenstillstand, um nun ein zweites Mal bei Verona geschlagen nach Epirus zurückzukehren.

Kaum war so Italien durch Stilicho vor dem Schicksal Griechenlands gerettet worden, als — es war Ende des J. 404 — unter dem Ostgothenkönig Rhabagais oder Ratiger drei gewaltige Heerhaufen, Ostgothen und andere deutsche Stämme, zweihunderttausend, nach andern Angaben vierhunderttausend Mann, aus Pannonien das Land überfluteten. Wo später die ostgothischen Könige saßen, in dem von Natur und durch seine Mauern wohlbefestigten, damals noch an der See gelegenen Ravenna, suchte Honorius jetzt seine Zuflucht, indessen Stilicho sich zum Kampfe rüstete. Hunnische und alanische Reiter führte er mit seinen Legionen gegen den Feind, der sengend und plündernd schon bis Florenz vorgedrungen war: kaum ist je ein Heer so vollständig vernichtet worden, als das des Rhabagais bei Fäsulä um die Mitte des J. 405. Wiederum hatte der Vandale sich den Dank eines Retters Roms verdient.

Und schon wieder stürmten neue Feinde gegen das Reich an: die ganze deutsche Rasse war von einem unwiderstehlichen Wanderfieber gepackt, daß ihr fast das römische Reich zu eng wurde. Von Osten gedrängt konnten die Thatenlustigen nur den Weg nach Westen einschlagen, nachdem in Italien eben Stilicho in Flammenschrift eine Warnungstafel gegen unbefugten Eintritt errichtet hatte; außerhalb Italiens aber schien ihnen der Schlachtenmeister nicht gefährlich, so lange Alarich Italien von

Epirus aus bedrohte. So brachen denn aus Pannonien Vandalen, Sueven und Alanen nach dem Rheine auf, der infolge der letzten Invasion Alarichs von Truppen entblößt war — sie überschritten seine Eisdecke im Januar des J. 406, warfen die Franken, die sich ihnen entgegenstellten, zurück und drangen bis an die Pyrenäen vor. Ihren Weg bezeichneten die Ruinen vieler Städte: Straßburg, Speier, Worms, Mainz gingen in Flammen auf; und hinter ihnen zogen Franken, Burgunder und Alemannen über den Rhein, dessen linkes Ufer fortan sich in deutschen Händen befand, bis französische Tücke es in der Zeit des Verfalles der deutschen Nation an sich riß. Die Verlegenheit Stilichos, der, außer stande diesen Feinden ein Heer entgegenzustellen, nun von seinen Feinden des Verrats beschuldigt wurde, wuchs durch die gleichzeitige Empörung der in Britannien zurückgebliebenen Legionen, welche nach dem Beispiel früherer Zeiten einen ihrer Offiziere, Constantinus, zum Kaiser ausriefen; ihm huldigte auch Gallien als seinem Befreier, als er dorthin gekommen die Fremden teils mit den Waffen teils durch Unterhandlungen auf den Westen beschränkte. Umsonst versuchte von Stilicho geschickt, im J. 408 der General Sarus, ein Gothe, dem Usurpator seinen Raub zu entreißen: die fränkischen Söldner Constantins trieben ihn nach vorübergehenden Erfolgen über die Alpen zurück. Mitten in diesen Nöten fand Stilicho durch die Erbärmlichkeit des Hofes den Tod. Seine Aufmerksamkeit war während der Ereignisse in Gallien durch den Osten in Anspruch genommen gewesen: nach der Erzählung der einen hatte er mit Alarich ein geheimes Offensivbündnis gegen Ostrom geschlossen, von dessen Besitz dieser den östlichen Teil der illyrischen Provinzen als weströmischer Statthalter erhalten sollte, diese Unternehmung aber bei der Bedrohung Italiens durch Constantin vorläufig eingestellt und dem Gothenkönige unter dem Widerspruch einer prahlerischen Hofpartei, die ihre Schwäche hinter Worten versteckte, für seine vergeblichen Rüstungen eine Entschädigungssumme von viertausend Pfund Gold bezahlt. Andere berichten, Alarich habe die Verlegenheiten Roms benützend von Honorius die Einräumung Norikums begehrt und Stilicho bei der Unmöglichkeit eines Krieges mit den Gothen die Anerkennung dieses Verlangens und einer großen Geldforderung gegen jene Partei durchgesetzt; kurz: die Gegner sahen in der augenblicklichen Verwicklung eine Gelegenheit zum Sturze Stilichos, den sie teils mit ihrem heuchlerischen Christentum als Heiden, teils in ihrem überlebten Römerstolze als Barbaren, teils in dem Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit als eine demütigende Größe haßten. So kindisch bisher Honorius sich mehr der

Hühnerzucht als den Staatsgeschäften gewidmet hatte, so war er doch mit einer Art instinktiven Vertrauens den Ratschlägen seines Vormundes gefolgt: jetzt aber gelang es den Schranzen, den Mann, der wiederholt den wankenden Thron des Honorius gestützt hatte, bei diesem als einen Feind der Dynastie des Theodosius zu verdächtigen, der nicht damit zufrieden, seine beiden Töchter nach einander zu Gemahlinnen des Kaisers gemacht zu haben, jetzt mit Hilfe Alarichs seinem Sohne Eucherius die Krone aufzusetzen gedenke. Honorius erlag diesen Einflüsterungen: Olympius, der Führer der feindlichen Partei, bemächtigte sich der Person des Schwächlings. Ein künstlich angezettelter Aufstand römischer Truppen, bei dem diese gegen die Anhänger Stilichos wüteten, belehrte den gestürzten Minister von seiner eigenen Gefahr. Er flüchtete nach Ravenna in den Schutz eines christlichen Altars; aber die Hinterlist seiner Verfolger, die mit dem Todesurteil des Kaisers in der Hand ihm Sicherheit des Lebens beschwuren, lockte ihn aus seinem Asyle, und an der Schwelle des Heiligtums wurde er am 23. Aug. 408 ermordet.

Und nun begann die Verfolgung der Familie des „Hochverräters“, wie ihn Olympius nannte, und der von ihm eingesetzten Würdenträger. Selbst die Weiber und Kinder der barbarischen Soldtruppen Stilichos wurden von den römischen Legionaren in Oberitalien niedergemetzelt, und im Vollgefühl des Triumphs verkündigten die Sieger in diesem schlecht gewählten Augenblicke, da das Reich durch ihre Schuld aus den Fugen zu gehen drohte, die Unfähigkeit aller Arianer und Heiden zur Bekleidung von Hof- und Staatsämtern. Hätten sie sich lieber mit der Rettung des Reiches beschäftigt! Denn im Westen verlor im J. 411 Constantins Sohn Spanien, das er kaum eingenommen hatte, bis auf den Nordosten (Katalonien, Aragonien und Navarra) an die aus Gallien nachstürmenden deutschen Völker, von denen nach zwei Jahren des Wanderns und Mordens die Sueven sich im Nordwesten (Galizien), die Vandalen im Süden (Vandalicia, Andalusien), die Alanen zwischen den beiden (in Lusitanien) niederließen. Und im Osten trat als Rächer des ermordeten Stilicho Alarich von neuem in die Schranken. Von Honorius, der sich in seinem Sitze Ravenna geborgen glaubte, mit seinen Forderungen hingehalten zog er im Herbst des J. 408 unaufhaltsam durch Oberitalien bis Cremona, von da nach Ariminum, über die Apenninen, vor Rom, und die Römer, die so oft die außeritalischen Völker gebrandschatzt hatten, mußten sich bequemen dem Barbaren fünftausend Pfund Gold und dreißigtausend Pfund Silber als Tribut zu zahlen. Gleichwohl weigerte sich Honorius

durch Verzicht auf die Provinz Norikum den Frieden zu erkaufen; selbst die Erstürmung Roms am 24. Aug. 410 und eine dreitägige Plünderung der Stadt, die seit den Zeiten des Brennus keinen Feind in ihren Mauern gesehen hatte, vermochte seinen Eigensinn nicht zu brechen, ebenso wenig der Verheerungszug, den Alarich nunmehr nach Süditalien unternahm, um von dort aus Sizilien und Afrika, die Kornkammern Italiens, wegzunehmen und den Hunger als seinen Bundesgenossen gegen Honorius ins Feld zu führen. Da befreite der Tod den schwachsinnigen Kaiser, der bei all dem so gleichgültig in seinem Ravenna gesessen war, daß er den Verlust Roms mit dem seines Lieblingshuhnes verwechselt hatte, von seinem gefährlichsten Feinde: Alarich starb plötzlich in seinem 34. Lebensjahre im Lager bei Cosenza und wurde im Bette des Busento von seinen Gothen begraben.

An seine Stelle trat als König sein Schwager Athaulf, den die Liebe zu Placidia, der Schwester des Honorius, die sich seit der Kapitulation von Rom in dem Lager der Gothen als Geisel befand, gegen Honorius gefügiger machte: er zog als kaiserlicher Heerführer nach Gallien, wo zwar Constantin von Constantius, einem der damals seltenen römischen Generale, die den fremden Kriegsobersten ebenbürtig waren, in Arelate zur Ergebung gezwungen und darauf hingerichtet worden war, dagegen Jovinus mit Hilfe der in Rheinhessen und zwischen dem Jura und der Rhone sich ausbreitenden Burgunder sich in Mainz zum Kaiser aufgeworfen hatte. Athaulf schlug mit einem aus Römern und Gothen gemischten Heere den Usurpator aus dem Felde und Placidia reichte dem Sieger zum Lohne im Jan. 414 ihre Hand. Aber diese Ehe, dem Kaiser und seinem Feldherrn Constantius, der selbst Placidia begehrte, verhaßt, entzündete den Krieg zwischen den Römern und Gothen aufs neue. Athaulf, der sich Aquitaniens bemächtigt hatte, wurde von dem in der Schule des Theodosius und Stilicho gebildeten römischen Feldherrn nach Spanien gedrängt und dort von einem Landsmann als Opfer der Blutrache im Juli 415 ermordet. Sein Tod brachte die Placidia in Ketten an den Hof des Honorius zurück. Während dadurch die Hoffnung des Constantius neue Nahrung empfing, erfolgte in der Politik der Westgothen von selbst ein Umschwung. Denn Wallia, der Bruder Athaulfs und sein Nachfolger im königlichen Regimente, trat in die Dienste Roms zum Kampfe gegen die deutschen Völkerschaften in Spanien. Nach drei Jahren vermochte er Spanien wieder als römische Provinz dem Kaiser zu übergeben, der den Sieg eines Fremden mit dem stolzen Gepränge eines Triumphes feierte: nur der gebirgige Nordwesten des Landes, in welchen sich die Reste der be-

siegten Vandalen und Sueven als in eine uneinnehmbare Festung zurückgezogen hatten, blieb in den Händen der Germanen. Constantius — inzwischen mit Placidia vermählt und dem Ziele seines Ehrgeizes, der Würde eines Augustus, schon nahe gerückt — führte zum Lohne die treuen Bundesgenossen in das Land zwischen Loire und Garonne (Aquitania secunda), das sie unter der Souveränität des Kaisers als Verbündete bewohnen sollten (418/419). Tolosa wurde bis auf weiteres der Regierungssitz und die Hauptstadt der Westgothenkönige. So hatte eine Staatskunst, welche Deutsche gegen Deutsche benützte, noch einmal den Zusammenbruch des weströmischen Reiches aufgehalten.

Zweites Kapitel.

Aëtius.

Drei Todesfälle waren für die weitere Entwicklung der Geschichte des abendländischen Reiches von entscheidender Bedeutung: es starb der Gothenkönig Wallia im J. 419 und auf ihn folgte der Enkel Alarichs, Theodorich, der nicht gesonnen war als römischer Vasall in Tolosa zu sitzen; es starb zwei Jahre später auch Constantius und seine Witwe sah sich durch die Feindschaft ihres Bruders genötigt, mit ihrem dreijährigen Söhnchen Valentinianus III. an den oströmischen Hof zu flüchten; es starb endlich 423 Honorius selbst und der Oberhofnotar Johannes maßte sich von einer starken Partei unterstützt die Krone an. Der Tod des alle Zeit dem Reiche verderblichen Kaisers war das Signal zu neuen Kämpfen: Theodorich erklärte sich für unabhängig von dem Reiche und begann als selbständiger deutscher König erobernd in Gallien aufzutreten; und ein Bürgerkrieg, von Ostrom für das Thronrecht des Prinzen Valentinian gegen Johannes geführt, brachte neue Leiden über Italien; das weströmische Reich bezahlte die Einsetzung des rechtmäßigen Herrschers mit der größeren Hälfte Pannoniens, die es an Theodosius II. verlor. Doch waren diese Wirren nur das Vorspiel zu dem Ungeheuren, das nunmehr über das Reich hereinbrach. Der Ehrgeiz eines Generals, der nur von der Macht eines Stilicho befriedigt werden konnte, bestimmte das fernere Schicksal Roms. Aëtius, väterlicherseits als der Sohn des Generals Gaudentius ein Gothe, durch seine Mutter aber an Bildung und Gesittung ein Römer, geistig hochbegabt, klug und ausdauernd, aber bei allem Patriotismus für Rom ge-

wissenlos in der Wahl der Mittel, wo es sich um seine persönliche Machtstellung handelte, kannte nur das eine Ziel: der erste Mann im Reiche zu sein. Das endliche Geschick Stilichos war ihm eine Mahnung, rücksichtslos jeden Nebenbuhler zu beseitigen. Als einen solchen betrachtete er den Grafen Bonifacius, Statthalter von Afrika, der durch seine Treue in bösen Tagen das volle Vertrauen der Reichsverweserin Placidia gewonnen hatte. Durch heillose Verdächtigung wußte Aëtius ihm dasselbe zu rauben. Bonifacius wurde von ihm zum Verräter gestempelt und als solcher seiner Würde entsetzt; da berief dieser in seiner Not zu seinem Schutze gegen das Heer seines Feindes die Vandalen aus Spanien nach Afrika, wo er ihnen zum Lohne Land als selbständigen Besitz versprach. Schon waren dieselben, durch den Abzug der Gothen nach Aquitanien freier geworden, aus ihren beengten Wohnsitzen hervorgebrochen und hatten sich der mittleren und südlichen Landschaften Spaniens bemächtigt: Mai 429 führte sie Geiserich, ein natürlicher Sohn des Königs Godegisel, unter welchem das Volk den Rhein überschritten hatte, vollends über das Meer. Und zu spät war der Trug des Aëtius enthüllt worden und eine Versöhnung zwischen Placidia und Bonifacius eingetreten. Denn die Bundesgenossen, nicht mehr zur Umkehr zu bestimmen, verwandelten sich in Eroberer, und als die Feinde Roms fanden sie bei den Mauretaniern, als fanatische Arianer bei der von der Staatsgewalt verfolgten Sekte des Donatus Beistand. Im Felde geschlagen zog sich Bonifacius nach Hippo Regius zurück, wo er durch vorteilhafte Verbindungen zur See zwar vierzehn Monate den Belagerern widerstand; dennoch aber und obschon Ostrom, das durch die Wanderungen der Deutschen nach Westen sich ruhiger und sicherer zu entwickeln vermochte und dabei nach der früheren Entfremdung allmählich eine Art von Schutzherrschaft dem Abendlande gegenüber in Anspruch nahm, Unterstützung sandte, mußte den Eindringlingen ein großer Teil der römischen Besitzungen in Afrika gegen eine jährliche Abgabe überlassen werden. Schnell schwangen sich die Vandalen hier zu kühnen Seefahrern auf, und Geiserich in seiner gewaltsamen, arglistigen Art hielt den Frieden nicht länger, als er ihm Nutzen versprach. Rasch entschlossen besetzte er im J. 439 Karthago und den Nordwesten Siziliens; die Gefahr, auch Sizilien und Unteritalien zu verlieren war für Valentinian III. die Nötigung zu einem zweiten Frieden, der dem römischen Reiche nur einen sehr geringen Rest seiner afrikanischen Länder beließ. Das war im J. 442.

Aëtius hatte während dieser Jahre in glücklichen Kämpfen mit den Franken am Niederrhein, den Westgothen und den von ihm schließlich in Sa-

voyen angesiedelten Burgundern wenigstens den Besitz der mittleren Landschaften Galliens dem Reiche gerettet, aber auch den Bürgerkrieg für seine Erhebung zur höchsten Macht nicht gescheut, als Bonifacius aus Afrika zurückgekehrt von Placidia zum Oberfeldherrn ernannt worden war: die Bundesgenossenschaft hunnischer Reiter hatte ihm in dieser Fehde den Rang eines Patricius und obersten Heerführers erobert. Allein so wenig sittlich die Wege waren, auf denen Aëtius diese Höhe erklomm, so mußte doch Rom seine Herrschaft als das größte Glück preisen, da ein neuer Feind, der gefährlichste von allen, nicht bloß den Fortbestand Roms, sondern die Existenz der abendländischen Civilisation überhaupt in Frage stellte.

Die Hunnen, seit siebzig Jahren in den Niederungen der Donau und Theiß angesiedelt und dort allmählich zu einem Staate entwickelt, hatten seit dem J. 433 an Attila einen König gefunden, der nicht bloß den Anspruch auf Weltherrschaft erhob, sondern auch außerordentliche geistige und — trotz seiner grausamen Zerstörungswut — sittliche Eigenschaften besaß, die ihn zu der Verwirklichung dieses Gedankens befähigten. Bisher hatte er die deutschen, slavischen und finnischen Völker im Norden und Nordosten seines pannonischen Reiches sich unterworfen, so daß seine Herrschaft vom Thüringer Walde bis zum kaspischen Meere und von der Ostsee bis an die östlichen Alpen reichte; auch das oströmische Reich hatte wiederholt seine Hand schwer empfunden und die demütigendsten Friedensbedingungen sich gefallen lassen müssen, so lange der schwache Kaiser Theodosius II. dort regierte. Jetzt wandte sich der Blick Attilas auf das weströmische Reich: im Osten drohte der neue Kaiser, Marcian, mit kräftigerem Widerstande und aus dem Abendlande ergingen an ihn Einladungen von Geiserich, der die Rache des Westgothenkönigs Theodorich für die rohe Mißhandlung seiner Tochter fürchtete, und einem fränkischen Könige, der mit seinem jüngeren Bruder um das Erbe kriegte. Im Januar 451 setzte der Hunnenkönig sich in Bewegung gegen den Rhein: alle am Wege liegenden Völker, Gepiden, Ostgothen, Thüringer, Franken, wurden zur Heeresfolge genötigt. Metz wurde in der Osternacht erstürmt und zerstört — der nächste Angriff galt der Stadt Orleans. Von dem Bischof Anianus begeistert verteidigte Volk und Besatzung die Stadt, bis Aëtius mit dem Heere nahte, das in dieser größten Gefahr dank seinem Eifer und seiner Klugheit aus ganz Gallien zusammengekommen war. Umsonst hatte Attila den Römern das Westgothenreich, den Westgothen das Römerreich als das Ziel seines feindlichen Heereszuges vorgespiegelt: Aëtius vermochte durch seine Vorstellungen die beabsichtigte Trennung zu hintertreiben und den Gothen-

könig von den gemeinschaftlichen staatlichen und religiösen Interessen aller durch die Hunnen bedrohten Völker zu überzeugen. So vereinigten sich durch den Geist des letzten großen Römers zusammengehalten Römer, Westgothen, Franken und Burgunder zu gemeinsamer That, der Rettung der Freiheit aller Völker und der christlichen Kirche. Vor ihrem Heere verließ Attila seine Stellung vor Orleans, obschon seine Hunnen schon in die Straßen der Stadt eingedrungen waren, und zog sich in die Ebene der Champagne, die katalaunischen Gefilde bei Chalons an der Marne, zurück, wo er für seine Reiterei einen günstigeren Boden zu finden hoffte. Bei Mauriakum (Méry) fand die Hauptschlacht statt: Attila führte den Befehl über seine Hunnen im Centrum, auf seinem linken Flügel standen die Ostgothen, auf dem rechten die Gepiden; Aëtius stellte die Alanen ins Mitteltreffen, um so jede Bewegung ihres in seiner Treue unsicheren Königs überwachen zu können, und nahm mit seinen Römern selbst den linken Flügel ein, während die Westgothen Theodorichs den rechten Flügel bildeten. Bald nach Mittag begann die Schlacht: sofort durchbrach Attila die Reihen der Alanen und warf sich auf die Westgothen. In diesem Kampfe fand Theodorich von dem Speere eines Ostgothen getroffen den Tod; aber sein Sohn Thorismund rächte den Fall des Vaters — seinem Ansturm war es vorzugsweise zu danken, daß Attila bei Einbruch der Nacht sich in seine Wagenburg zurückzog. Diese schützte den bisher nie Besiegten gegen die Angriffe, welche im Laufe der Nacht die vereinigten Römer und Westgothen unternahmen. Der Morgen fand den Hunnenkönig bereit den Strauß von neuem aufzunehmen: Aëtius aber widerriet eine zweite Schlacht, da er es für gefährlich hielt den Gegner zur Verzweiflung zu treiben und andererseits die Vernichtung der Hunnen ihm die Macht und das Selbstbewußtsein der Westgothen zu sehr zu steigern schien. Diese hatten angesichts des besiegten Feindes den jungen Helden Thorismund auf den Schild gehoben und sodann die Leiche ihres Königs auf dem Schlachtfelde mit allen nationalen Ehren bestattet: Aëtius dämpfte den Thatendurst des neuen Heerfürsten durch diplomatische Künste, indem er ihn bewog zur Sicherung seiner Thronfolge rasch nach Tolosa zurückzuziehen. Auch Attila ging über den Rhein nach Pannonien zurück. Er fühlte sich durch den großen Verlust geschwächt; denn von den einhundertsechzigtausend Leichen, welche die Walstatt bedeckten, gehörte weitaus die Mehrzahl seinem Heere an, und die Unterhaltung seiner noch immer ungeheuren Massen erschien ihm in dem verödeten gallischen Lande als eine Unmöglichkeit.

Doch gedachte Attila mit nichten auf Eroberungen zu verzichten, son=

dern nur das Kriegstheater nach Italien zu verlegen. Schon im Frühling des folgenden Jahres 452 brach er durch die julischen Alpen in Oberitalien ein, berannte die bisher so oft mit Erfolg verteidigte Festung Aquileja, bis sie fiel, und machte die ganze Poebene zum Tummelplatze seiner wilden Horden. Eine spätere Überlieferung knüpft an diese Schreckenszeit die Gründung Venedigs an, das durch seine Lage mitten in den Lagunen ein Bollwerk für die Flüchtlinge aus den oberitalienischen Städten bildete und rasch aufblühte, zumal als späterhin der Patriarch von Aquileja auf die benachbarte Insel Grado übersiedelte. Aëtius nun, der dem Rückzug Attilas aus Gallien als Beobachter gefolgt war, hatte bei dem neuen Kriege in Italien auf deutsche Unterstützung nicht zu rechnen: er hoffte auf den militärischen Beistand des oströmischen Kaisers Marcianus, die Wirkungen seiner eigenen Feldherrnkunst, mit welcher er sich auf die Verteidigung der Polinie beschränkte, die Schwierigkeiten des Terrains für die hunnische Reiterei und den Einfluß des Klimas der oberitalischen Sumpfgegenden auf die an dasselbe nicht gewohnten Fremdlinge. Von Valentinian erwartete er nichts: denn von Neidern des trotz aller früheren Schuld höchst verdienstvollen Mannes umgeben vermochte dieser die Größe seines Heermeisters nicht zu würdigen und verließ Ravenna, um im Augenblicke der Not aus Italien zu fliehen. Seiner Umgebung entstammte der Gedanke, durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der römische Bischof Leo der Große stand, den Frieden von Attila durch Bitten und die Gewährung eines großen Lösegeldes zu erkaufen; Attila, dessen militärische Lage sich durchaus ungünstig gestaltet hatte, vertauschte gern die seiner wartende Niederlage mit dem reichen Gewinne, den ihm die Angst der Feinde entgegenbrachte.

Noch im selben Jahre aber ereilte den Hunnenkönig der Tod; ob in Folge eines Blutsturzes oder weil die Burgunderin Ildiko, die er zur Ehe gezwungen, ihn als Rächerin ihres Volkes in der Brautnacht mordete, ist ungewiß. Und mit seinem Leben nahm das große Hunnenreich ein Ende: die deutschen bisher von Attila beherrschten Völker gewannen gegen seinen ältesten Sohn in der Schlacht am Flusse Netad in Pannonien im J. 454 die Freiheit, und das Land von den Karpathen bis an das schwarze Meer beherrschten nunmehr selbständig die Gepiden, Pannonien unter dem Geschlechte der Amelungen mit Rom verbündet die Ostgothen, westlich von ihnen schlugen die Rugier, Heruler, Turcilinger, Sciren, Sueven ihre Wohnsitze auf; der Rest des Hunnenvolkes aber verlor sich in den Steppen an der Wolga unter den dortigen Nomadenstämmen.

So hatte das zweite Auftreten der Hunnen zwar für die deutschen Völker, gleichviel ob sie ihnen feindlich entgegengetreten waren oder Gefolgschaft geleistet hatten, den hohen Wert der Erhebung des nationalen Bewußtseins; dagegen knüpfte sich kein Segen an die Zertrümmerung des Hunnenreiches für das römische Reich. Zum Tode erschöpft aus dem Kampfe hervorgegangen verfiel es dem unaufhaltsamen Verderben, als seine Machthaber in dem Gefühl der Sicherheit wie von Blindheit geschlagen sich gar des von ihnen beneideten und gehaßten großen Feldherrn entledigten, dem sie allein den Fortbestand des durch ihre Erbärmlichkeit gefährdeten Staates verdankten. Valentinian selbst ließ sich als Werkzeug einer Verschwörung mißbrauchen, welche von dem Oberkammerherrn Heraklius geleitet die Beseitigung des Aëtius plante. Während dieser zur Sicherung seiner Machtstellung die Vermählung seines Sohnes mit der Tochter des Kaisers betrieb, wurde er bei einer Besprechung in der Hofburg noch im J. 454 von Valentinian selbst ermordet. Was half es dem Reiche, daß die beiden Mörder nach wenigen Monaten auf Anstiften eines Mannes, der ursprünglich ihr Mitverschworener gewesen war, dann aber sich mit ihnen entzweit hatte, des Senators Petronius Maximus, durch gedungene Meuchler den Tod fanden? Auch Maximus, der nunmehr den Thron bestieg, vermochte das Verhängnis Roms nicht aufzuhalten.

Drittes Kapitel.

Ricimer und Odoaker.

Selbst unter Aëtius waren die außerhalb Italiens gelegenen Länder des weströmischen Reiches zum großen Teile der Besitz germanischer Völker geworden. Wir haben in Afrika, Spanien, Gallien, dem linksrheinischen Germanien, Norikum, Pannonien deutsche Stämme sich ausbreiten und unabhängige Reiche gründen sehen. Im Jahre 449 war auch Britannien verloren gegangen, als von den eingeborenen Fürsten zum Schutz gegen die Raubzüge der Pikten und Scoten gerufen die Sachsen unter Hengist und Horsa sich als Eroberer dort niedergelassen hatten. Um wie viel mehr mußte der Tod des gewaltigen Schlachtenmeisters die deutschen Völker locken das Erbe Roms anzutreten! Sofort begann eine allgemeine Bewegung links des Rheines: die Franken besetzten die Landschaften an der Schelde, der Maas, der Mosel; die Alemannen drangen bis zur

Saone vor; die Burgunder überschritten Savoyen, um ihren Besitz am Jura und an der Rhone auszudehnen; die Westgothen begannen weiter nach Osten sich auszubreiten. Aber eine noch größere Gefahr als diese Feinde, die immer noch der von Maximus bestellte Kommandant von Gallien, Avitus, in gewissen Schranken hielt, brachte dem Reiche die Erneuerung des Krieges von Seiten der Vandalen. Es hieß, Geiserich sei von der Kaiserin-Witwe Eudoxia, die Maximus gezwungen hatte sich ihm zu vermählen, als Rächer ihres Gemahls berufen worden. Ihr Groll fand Befriedigung. Denn Maximus angesichts des Feindes nur auf Flucht bedacht wurde von dem erbitterten Volke zerrissen, Rom ohne Kampf von Geiserich am 15. Juni 455 erobert und vierzehn Tage lang der Plünderung durch die Vandalen preisgegeben. Es ist von diesem Besuche Geiserichs in Rom der „Vandalismus" eine sprichwörtliche Bezeichnung roher Zerstörungswut geworden — hatten aber die Römer einst in den eroberten Städten und Ländern sich milder gezeigt? Geiserich brannte Rom nicht nieder, er badete sein Schwert nicht im Blute der Besiegten und selbst der Habsucht seiner Krieger gebot er Halt vor den Schätzen der Hauptkirchen. Eudoxia befand sich selbst unter den Tausenden von Gefangenen, welche die Vandalen als Beute nach Afrika schleppten — dorthin kehrte auch bald Geiserich zurück, um den letzten Resten der römischen Herrschaft in Afrika und auf den Inseln des mittelländischen Meeres ein Ende zu bereiten.

Rom empfing nach dem Tode des Maximus seinen neuen Herrn — es war der obengenannte Statthalter Avitus von Gallien — aus der Hand des Westgothenkönigs Theodorich II. Wenn unter ihm gothische Heere den Plünderungszügen der Sueven in Spanien Grenzen zogen, geschah es nicht in uneigennütziger Absicht: die gothische Politik trachtete längst sich wieder der iberischen Halbinsel zu bemächtigen. Doch dauerte die enge Verbindung des römischen Kaisertums mit dem Westgothenkönige nicht lange — Avitus verlor seine Krone schon im Oktober 456 durch den Machtspruch eines deutschen Heerführers, des Sueven Ricimer, der nunmehr sechzehn Jahre lang das römische Reich thatsächlich in der Weise eines Aëtius beherrschte. Dieser stimmte der Wahl des oströmischen Hofes zu, der in der Weise eines anerkannten Schutzherrn den ihm ergebenen Majorianus zum Kaiser machte, noch einmal einen ebenso eifrig auf Heilung der inneren Schäden als auf die Verteidigung des Reiches nach außen bedachten würdigen Träger der Krone. In Spanien sicherte er durch siegreiche Kämpfe mit den Westgothen die Rechte Roms auf den Besitz des Landes außer den von den Sueven besetzten Strichen; in Gallien behauptete er durch seinen

Statthalter Ägidius den bisher noch römisch gebliebenen mittleren Teil der ehemaligen Provinz; insbesondere aber gedachte er den Übermut der Vandalen durch eine Landung in Afrika zu brechen. Aber eben an diesem Unternehmen litt seine Herrschaft Schiffbruch: denn ehe noch seine Flotte von Cartagena in die See stechen konnte, war sie von Geiserich überfallen und zerstört. Die mit dem sittlich ernsten inneren Regimente Majorians Unzufriedenen dachten bei dieser Niederlage an Aufruhr, der sie von dem strengen Kaiser befreien sollte, und Ricimer machte mit ihnen gemeinsame Sache, da er von seinem Freunde verdunkelt zu werden fürchtete: er benützte mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit, die vor keinem Mittel zurückscheute, wo es galt die Macht zu behaupten, seine Stellung im Heere, um die von ihm befehligten deutschen Truppen geradezu zum Kriege gegen die romanischen Soldaten zu verhetzen. Besiegt legte Majorian das Szepter nieder, um wenige Tage darauf zu sterben im August 461.

Drei Kaiser gab nun noch Ricimer dem Reiche: Libius Severus, Anthemius und Olybrius. Aber die Schwierigkeiten, den Besitzstand Roms außerhalb Italiens zu behaupten, häuften sich. Als Ricimer im August des J. 472 an der Pest gestorben war, beherrschte der Kaiser bald nur mehr Italien durch seine deutschen Truppen oder besser: er wurde von ihnen beherrscht. Denn unterstützt durch die Thronstreitigkeiten, welche den Tod des Olybrius im J. 475 begleiteten, indem der byzantinische Kaiser den Gemahl seiner Nichte, Julius Nepos, der Nachfolger Ricimers im Kommando aber, der Burgunder Gundobad, den Grafen Glycerius auf den Thron erhob, gewann der Westgothenkönig Eurich das Land zwischen der Loire und Rhone und drei Jahre darauf abgesehen von einigen Seestädten auch Spanien, soweit es nicht in den Händen der Sueven sich befand. Die kaiserliche Armee bestand zum großen Teil aus Rugiern, Sciren, Turcilingern, Herulern. Ihrem gefährlichen Wunsche, sich in Italien bleibend niederzulassen gedachte der Kaiser Nepos nach seinem Siege über Glycerius durch ihre Übersiedelung nach Gallien zu begegnen. Der Pannonier Orestes, einst bei Attila ein hoher Würdenträger, jetzt des Kaisers Heermeister, wurde mit dieser verfänglichen Aufgabe betraut: er zog es aber vor an der Spitze der unzufriedenen Soldaten sich von seinem Herrn loszusagen, der in panischem Schrecken vor dem Aufrührer nach seinem Heimatlande Dalmatien floh und sich mit der Herrschaft über diesen Teil des Reiches begnügte.

Orestes eignete sich nicht selbst die Krone an, sondern verlieh die Würde eines Augustus seinem Sohne Romulus, dem eine spätere Zeit

den Namen „Augustulus“ beigelegt hat. Doch beherrschte er die deutschen Soldaten nur so lange, als er ihnen zu willen war. Da sie von ihm ein Drittel des italischen Bodens als Eigentum verlangten und Orestes diese Forderung als gefährlich für den Fortbestand der eingeborenen Rasse zurückwies, sagten sie sich von ihm los und erhoben zu ihrem Führer den Rugier Odoaker, der nun die Seele des Aufstandes wurde. Die Rugier gehörten zu den Völkerschaften, die bei der Auflösung des Hunnenreichs ihre Selbständigkeit wiedergewannen; Odoaker soll aus niederem Stande entsprossen gewesen sein. Die Legende erzählt von ihm, daß ihm der um die Christianisierung der mittleren Donauländer hochverdiente, diesen unruhigen Gegenden und Zeiten zum leuchtenden Boten des Friedens bestimmte Einsiedler Severinus, den Odoaker vor seinem Abschied aus der norischen Heimat in seiner Zelle bei Juvavium, dem späteren Salzburg, aufsuchte, die bedeutende Zukunft, die ihm beschieden sei, vorausverkündigt habe. In rascher Folge drängten sich nunmehr die Ereignisse: Odoakers Wahl zum König der Deutschen, die Erstürmung Pavias, die Enthauptung des auf der Flucht gefangenen Orestes, die Schlacht bei Ravenna gegen Paulus, den Bruder des Orestes, die Abdankung des Kaisers Romulus Augustulus, die Erhebung Odoakers zum König von Italien Ende August und Septbrember 476. Romulus begnügte sich mit einem Wohnsitze, der ihm in Kampanien an der lieblichen Bucht von Bajä angewiesen wurde, und einem Gnadengehalte von sechstausend Goldstücken, Odoaker aber herrschte, von dem byzantinischen Hofe, um dessen Anerkennung er sich bewarb, zum „Patricius“ ernannt, dem Namen nach als Stellvertreter des in Dalmatien lebenden Kaisers Julius Nepos und nach dessen Tode im J. 480 scheinbar abhängig von dem Beherrscher des Ostreichs. Thatsächlich aber war sein Regiment als König von Italien diesem gegenüber selbständig und ebenso in seinen Beziehungen zu den übrigen deutschen Stämmen in den ehemals römischen Ländern wohlgeordnet. Es war das Ende des abendländischen Reiches gekommen.

Zur Wahrung des Friedens überließ König Odoaker den Vandalen den Westen Siziliens, den Westgothen die Provence, die Nordgrenze des Landes sicherte er durch die Verteidigung der Alpenprovinzen gegen seine eigenen Landsleute. Italien, Dalmatien und die südlichen Striche von Norikum und Rätien bildeten das neue germanische Königreich. In ihm waltete Odoaker in den überlieferten römischen Formen durch römische Beamte und nach römischen Gesetzen, trotz seines Arianismus duldsam gegen den Glauben der römischen Kirche und mild gegen die Romanen, wenn

auch der deutsche Krieger auf das von ihm begehrte Drittel des Landes nicht verzichtete. Außerhalb Italiens befand sich nur mehr das gallische Land zwischen Somme, Seine und Loire in den Händen der Römer: aber auch diesen letzten Rest des altrömischen Staates beherrschte der Sohn des einstigen römischen Statthalters Ägidius, Syagrius als selbständiger Fürst, bis auch er dem Frankenkönig Chlodwig in der Schlacht bei Soissons im J. 486 unterlag. An den Namen dieses Fürsten knüpft sich die Vereinigung der zersplitterten deutschen Stämme und die Aufrichtung eines neuen Reiches, in dem deutsches und romanisches Wesen auf das engste verbunden war. Die Geschichte der Gründung des Frankenreiches in Gallien und Deutschland gehört aber ebensowenig wie die Geschichte der übrigen großen germanischen Reiche, die sich in den ehemaligen römischen Provinzen nunmehr bildeten, — des Ostgothenreiches, welches Theodorich der Große nach seinem Sieg über Odoaker im J. 493 in Italien aufrichtete, des Westgothenreiches in Spanien, des angelsächsischen Reiches in Britannien, — in den Bereich unserer Darstellung. Diese neuen germanischen Staatengründungen, die auf dem alten römischen Boden erstehen, eröffnen vielmehr bereits das Mittelalter. Die Geschichte des alten Rom ist an ihrem Ende angelangt, nicht freilich die Geschichte der Stadt, der man das Prädikat „die ewige“ gegeben hat, und deren Weltherrschaft in dem geistlichen Regimente der Päpste wiederauflebte.

Namen- und Sachregister.

---

* vgl. K.

* vergl. C.

* Hiernach ist ein Versehen im Texte zu verbessern.

